This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Ger 4381.1

No 3165

Das Leben

des

Feldmarschalls

Grafen Neithardt von Gneisenau.

Fünfter Band.

Schluß.

Von

Hans Delbrück.

Fortsetzung des gleichnamigen Werkes

von

G. H. Pertz.

Berlin.
Druck und Verlag von G. Reimer.
1880.

Ger 4381.1

HARVARD COLLEGE LIBRARY
JUL 18 1904
HOHENZOLLERN COLLECTION
GIFT OF A. C. COOLIDGE

Inhalt des fünften Bandes.

Seite

Zehntes Buch. Friedensperiode 1815—1830 3

Briefwechsel 57

Ueber den Aufenthalt in Coblenz 119

Elftes Buch. Oberbefehl gegen Polen. Schluß . . 633

Beilagen 691

Gneisenau's Standpunkt betreffend die Landwehr 693

Der Kronprinz (Friedrich Wilhelm IV.) an Clausewitz 700

Die wichtigeren Personalien, Daten u. s. w. aus Gneisenau's Leben . 702

Briefverzeichniß 705

Tafel der Nachkommen.

Zehntes Buch.

Friedensperiode 1815—1830.

Friedensperiode 1815 — 1830.

Fast fünf Monate hatten die Friedensverhandlungen in Paris in Anspruch genommen und erst Ende November verließ Gneisenau die feindliche Hauptstadt, um nach Deutschland zurückzukehren. Eine europäische Armee von 150,000 Mann unter dem Oberbefehl Wellington's blieb gemäß dem Friedensvertrage vorläufig in Frankreich stehen und es war in Paris einmal die Rede davon gewesen, daß Gneisenau das preußische Contingent, 30,000 Mann, befehligen solle. Die Truppen, welche von Frankreich verpflegt wurden, blieben mobil; obgleich daher die Stellung an sich und die dauernde Entfernung von der Heimath gewiß nichts Verlockendes hatten, so waren doch so große pecuniäre Vortheile damit verknüpft, daß Gneisenau sie wohl gern übernommen hätte. Wenn sie ihm zuletzt nicht ertheilt wurde, so war es auf die Entschließung des Königs gewiß nicht ohne Einfluß geblieben, daß Gneisenau durch seine leidenschaftliche Verfechtung der preußischen Ansprüche bei den Friedensverhandlungen sich persönlich bei den verbündeten Mächten, mit denen man sich von nun an allerseits auf guten Fuß zu stellen wünschte, sehr in Ungunst gesetzt hatte. Das Commando erhielt der General von Zieten.

Preußen war bei der Reorganisation der Armee in sieben territoriale General-Commandos getheilt worden*). Eins von diesen General-Commandos, das rheinische, erhielt jetzt Gneisenau;

*) Die Eintheilung der Armee in Corps auch im Frieden ist erst im Jahre 1820 eingeführt worden.

gleichzeitig aber wurde Zieten so wie die westphälischen Truppen unter General von Thielemann seinen Befehlen untergeordnet.

Practisch wirksam ist die Autorität über die beiden benachbarten Generale, mit der Gneisenau bekleidet wurde, nicht geworden. Die Einrichtung hatte nur den Zweck, im Fall neuer kriegerischer Verwickelungen in Frankreich der dort stationirten Europäischen Armee eine unmittelbare Reserve bereit zu stellen, und da dieser Fall nicht eintrat, so hat Gneisenau überhaupt Befehle an die beiden andern Corps nicht erlassen. Seine wirklichen Geschäfte beschränkten sich auf das General-Commando am Rhein, zu dessen Sitz Coblenz bestimmt wurde.

Noch im December des Jahres 1815 trat Gneisenau sein neues Amt an. Sein Stab war nach seinen persönlichen Wünschen zusammengesetzt. Als Chef des Generalstabes fungirte der Oberst von Clausewitz, dessen innige Beziehungen zu Gneisenau seit der Königsberger Zeit uns aus dem Briefwechsel bekannt sind. Ihre Freundschaft war dauernd, denn sie beruhte auf dem Grunde aller echten Freundschaft unter Männern, Ideengemeinschaft und gegenseitige Hochschätzung. Clausewitz war zwanzig Jahr jünger als Gneisenau (geb. 1780). Er war der Sohn eines Friedericianischen Officiers, der im Siebenjährigen Kriege verwundet, mit einer kleinen Einnehmer-Stelle versorgt worden war, und selbst aus einer sächsischen Theologen-Familie stammte. Mit zwölf Jahren war der junge Clausewitz in die Armee eingetreten, mit dreizehn Officier geworden. An Schulbildung war ihm nicht viel mitgegeben worden auf den Lebensweg. Als er (1801) in die von Scharnhorst soeben begründete allgemeine Kriegsschule aufgenommen wurde, war er anfänglich nicht im Stande, den Vorlesungen zu folgen. Da hatte sich Scharnhorst selber seiner angenommen und schnell wurde aus dem Schüler ein Jünger und Freund. „Sie waren sein Johannes" schrieb ihm einmal, des gemeinsamen Meisters gedenkend, Gneisenau. Im Jahre 1806 war Clausewitz mit dem Prinzen August, als dessen Adjutant, in Ge-

fangenschaft gerathen, sofort nach seiner Rückkehr aber zog ihn Scharnhorst an sich und er arbeitete unter ihm an der Reorganisation der Armee und der Vorbereitung für die Erhebung. In seinen tiefsten Regungen hatte der neue gewisse Geist, der jetzt emporkam, ihn ergriffen, aber sei es Schicksal, sei es mangelnde Fähigkeit sich geltend zu machen: zu einer bedeutenden Wirksamkeit in dem Kampfe, der seine Seele erfüllte, ist er niemals gelangt. Ob er in dem Grade dazu geeignet war, wie Gneisenau, dessen Bescheidenheit immer Fähigkeiten, die ihm selbst abgingen, besonders hoch schätzte, es von ihm annahm, möchte man vielleicht bezweifeln. Das Maß strategischer Kühnheit, des Selbstvertrauens, der Resistenz der Seele gegen die Friction des Krieges und den Druck der Verantwortlichkeit, das man in ihm voraussetzen müßte, um dem Schwung und der Consequenz seiner Vernunft das Gleichgewicht zu halten, würde die Grenzen menschlicher Zumuthung fast überschreiten. Was ihm die Unsterblichkeit sichert, sind die theoretischen und historischen Werke über Krieg und Kriegführung, die er in den folgenden Friedensjahren verfaßte. Sie nehmen in der Theorie des Krieges eine analoge Stellung ein, wie diejenigen Lessings in der Theorie der Kunst. Ihre Sprache macht den Eindruck eines Idioms, das sich an Kant und Göthe gebildet hat, und dabei hat Clausewitz doch die Mängel seiner Elementar-Bildung nie völlig überwunden; in seinen Briefen finden sich immer hier und da grammatikalische Fehler, sogar Casus-Verwechselungen. Wohl das einzige Beispiel eines Klassikers, der in den Elementen der Sprache, in der er geboren, unsicher ist. Aber es ist die Signatur der deutschen Geschichte im neunzehnten Jahrhundert: grade die Kreise, auf denen die politische Macht und das politische Leben der Nation roulirte, Adel, hohes Beamtenthum, Officiercorps verharrten inmitten des deutschen Geistesfrühlings, sei es in der fremden französischen Bildung, sei es völlig in einer stolzen, starren Halbbarbarei; endlich erschließen sie sich plötzlich dem befruchtenden Strom, aber noch für ein Menschenalter bleiben

die zu lange der Pflege entzogenen Stellen erkennbar. Die practische Bedeutung von Clausewitz Werken hat man, unter glücklicher Umdeutung einer Tagesphrase, charakterisirt durch das Wort, er sei es, dem der Name des Lehrers von Königgrätz gebühre. Indem er die Grundsätze der neueren Strategie dialektisch entwickelte, wurde durch ihn in den Anschauungen des preußischen Officiercorps die falsche Methodik überwunden, welche Gneisenau's Kriegführung noch so unendliche Schwierigkeiten in den Weg legte, und das preußische Heer trat mit einheitlichen Grundsätzen in die neue Kriegsepoche. Selbst in dieser Beziehung ist es jedoch Clausewitz nicht gelungen, eine directe persönliche Einwirkung auszuüben, obgleich er später selbst Director der allgemeinen Kriegsschule (Kriegsakademie) wurde. Seine Functionen in dieser Stellung beschränkten sich auf die Disciplin unter den commandirten Officieren; seine Schriften veröffentlichte er nicht und so ist seine Bedeutung den Zeitgenossen vollkommen verborgen geblieben. Diese Zurückhaltung entsprang einer Bescheidenheit, die man wohl als eine ideale bezeichnen kann, da er seine Werke stets entweder als zu unbedeutend dem Gegenstande nach, oder zu unvollkommen in der Ausführung ansah, um damit hervorzutreten, aber nicht als eine reale, da er sich der Ueberlegenheit seines Verstandes über Alles, was ihn umgab, wohl bewußt war. Die theoretische Disputation, welche vielleicht als eine deutsche National-Eigenthümlichkeit zu betrachten ist, liebte er nicht. Sein äußeres Benehmen war reservirt und fast blöde; auch in seinem Verkehr mit Gneisenau blieb er stets formell bis zur Pedanterie. Das irdische Glück, welches ihm beschieden war, war beschlossen in seiner Ehe mit der Gräfin Marie Brühl; Kinder gewannen sie nicht, aber die Frau lebte mit in der Gedankenwelt des Mannes, und als er starb, war sie es, eine Frau, die sein Werk „Vom Kriege" der Mit- und Nachwelt übergab.

Neben Clausewitz standen der Oberstlieutenant Graf von der Gröben, dem wir ebenfalls schon mehrfach begegnet sind und der in einer späteren Epoche noch eine hervorragende Rolle gespielt

hat; der Major von Scharnhorſt, der älteſte Sohn des Generals, der hier in Coblenz den Herzensbund ſchloß mit Gneiſenau's kaum herangewachſenen älteſten Tochter; der Hauptmann von Stoſch und der Rittmeiſter Bärſch, beide ebenfalls ſchon vordem bewährte Gehülfen. Von verſchiedenen Perſonen aus dieſem Kreiſe ſind Ueberlieferungen an uns gelangt über die Zeit, die ſie hier in Gneiſenau's Umgebung zubrachten. Wir werden unten ſoviel wie möglich daraus mittheilen: man wird ſehen, daß ſie in Einem alle übereinſtimmen: dieſe Zeit iſt ihnen umgeben mit dem Schimmer jenes poetiſchen Idealismus, dem dieſes Leben ſelten Realität, Dauer niemals gewährt.

Von Anfang an gab Gneiſenau im Vertrauen den Wunſch zu erkennen, von ſeinem Poſten wieder entbunden zu werden, und ſchon nach einem halben Jahr gab er ihn wirklich auf um ſich ganz in's Privatleben zurückzuziehen.

Es iſt nicht nur der für die äußere Geſtaltung von Gneiſenau's Lebensabend entſcheidende Entſchluß, ſondern zugleich für ihn ſelbſt eine in ſo hohem Maße charakteriſtiſche Handlung, daß wir eingehend bei derſelben verweilen müſſen.

Uns, die wir ſein Leben bis hierher begleitet haben, wird der Entſchluß des Rücktritts von vorn herein weniger in Erſtaunen ſetzen als damals die Zeitgenoſſen.

Schon im Jahre 1807, als ihm eben eine glänzende Waffenthat die unbegrenzte Ausſicht auf weiteres Fortſchreiten in Ruhm und Erfolg eröffnet hatte, ſchrieb er an ſeinen Jugendfreund Siegling faſt mit denſelben Worten, mit denen er jetzt wirklich um ſeinen Abſchied einkam: „Mein Wunſch iſt, wenn der Staat ſich wieder erhebt, mit einem kleinen Jahrgehalt zurückzutreten und blos im Kriege wieder zu dienen“ *). Daſſelbe wiederholt er, als er im December 1812 **) den lange erſehnten Beginn des großen Kampfes vor ſich ſieht: wenn Bonaparte beſiegt ſei, ſo ſei

*) An Siegling. Pertz I, 306.

**) Pertz II, 471.

die Gefahr vorüber und nur so lange wolle er im Dienst bleiben. Nach den Siegen an der Katzbach und bei Wartenburg bittet er den Staatskanzler, ihm die Generalpostmeisterstelle aufzubewahren; nach Leipzig, nach Laon wiederholt er diesen Wunsch. Offenbar ist es nur die Einnahme, welche ihm einen hohen Civil-Posten wünschenswerth macht; nachdem er die Verheißung einer Dotation erhalten hat, ist von jener Bewerbung nicht mehr die Rede und es bleibt nur der Wunsch den Kriegsdienst zu verlassen. Nun ist endlich der große Kampf wirklich vollständig beendigt und da zeigt sich denn, wie ernst jene früheren Aussprüche gemeint waren; sie werden wörtlich zur Ausführung gebracht.

Fast 46 Jahre alt war Gneisenau geworden im Stillleben einer kleinen Provinzial-Garnison, ohne ein Zeichen von sich zu geben, daß er sich zu Höherem berufen wisse; in seinen jüngeren Jahren hatte sich seine Phantasie wohl ergangen, wie er zuweilen erzählt, in Träumereien von Thaten und Erfolg; eine Zeit lang war er von Jugenddrang und Schicksal umhergetrieben worden, schließlich war er, ohne etwas Ungewöhnliches gethan oder erlebt zu haben, in die regelmäßige Officiers-Carriere eingetreten, in derselben langsam vorgeschritten und hatte nebenbei seine Freude gefunden an der Bewirthschaftung des Gutes seiner Frau.

Jetzt nachdem er seinen Platz eingenommen unter den Männern, welche die Geschicke des Welttheils in den Händen halten, sehnt er sich wieder zurück in die Stille: es ist derselbe Mann in seinem Vorleben wie bei seinem Rücktritt.

Die Befähigung zu herrschen zusammen mit der unwiderstehlichen Lust des Herrschens, das ist es, was die von der Vorsehung Berufenen immer wieder an die Spitze der politischen Körperschaften treibt. Nur getragen von einem stürmischen persönlichen Ehrgeiz scheint die Seelenstärke bestehen zu können, ohne die der große Staatsmann und Krieger undenkbar ist. In Gneisenau haben wir den einzigen Anblick der Kraft des großen Mannes ohne ihren Egoismus. Sorglos möchte er am liebsten dahinleben

und Ehre wie Mühe der großen Angelegenheiten den dazu Berufenen überlassen: erst im Anblick der Noth erwacht er, wie emporschnellend, zum Selbstbewußtsein seiner Ueberlegenheit und ergreift die Zügel.

Desto reiner hebt sich ab von dem Grunde dieses weder herrsch- noch streitlustigen Gemüths der gewaltige Zorn des Kampfes selbst. Es ist nicht das bloße Aufflammen eines reizbaren Gemüths, es ist die unnachgiebige Beharrlichkeit der echten Kraft, die den Schwierigkeiten und dem Unglück nicht weicht, sondern um so kühner voranschreitet. Recht eigentlich die Unermüdlichkeit ist es, welche seine Kriegführung charakterisirt, welche ihn nach dem Siege an nichts als an Verfolgung, nach der Niederlage an nichts, als an Wiederaufnahme des Kampfes denken läßt. Die Leistungen eines York genügen ihm nicht. Nach der Niederlage an der Marne soll er selbst fünf Nächte hintereinander nicht zum Schlaf gekommen sein. Erst nach der Erfüllung des großen Zweckes stellt sich das Bedürfniß der Ruhe bei ihm ein; aber es entspringt nicht aus Erschöpfung: das zeigt sich bei der unerwarteten Rückkehr der Gefahr im Jahre 1815.

In diesem Ruhebedürfniß aber ist noch ein besonderes Element deutlich erkennbar. Was Gneisenau die Jahre der Kriegführung wahrhaft schwer gemacht hat, war nicht der Feind, nicht das Genie Napoleons, auch nicht die Schwerfälligkeit oder der böse Wille der Verbündeten, sondern die Friction innerhalb der preußischen Staats- und Heeresleitung selbst. Die Gegensätze, die sich hier bekämpften, waren unausgleichbar, da sie nicht blos persönlicher Natur waren, sondern in den Principien der Politik und Strategie selbst ihren Grund hatten. Ausgefochten aber werden solche Gegensätze der Geschichte in persönlichem Kampf. Diesen Kampf hatte Gneisenau geführt mit rücksichtsloser Energie; seine eigenen Freunde hatten einmal erschreckt die Frage aufgeworfen, ob er wohl unter andern Verhältnissen auch zu einem Bonaparte hätte werden können*). York, der Mann scharf wie

*) Handschriftliche Memoiren der Frau von Beguelin.

gehacktes Eisen, ging ihm scheu aus dem Wege, nachdem sie einmal ihre Kräfte gemessen. Und York liebte es, mit der Welt im Krieg zu sein, denn da machte er sich geehrt und gefürchtet. Gneisenau aber mit der zarteren Empfindung reiner Hingabe fühlte die Wunden viel zu sehr, die Haß und Feindschaft ihm schlugen, um sich nicht zu sehnen nach dem Ende. Das ist es, was ihm inmitten einer glänzenden militärischen Carriere eine Stelle im Civildienst begehrenswerth erscheinen läßt, und es ist nicht blos Ermüdung, es ist positiver Widerwille, der ihn mit dem Abschluß des Friedens treibt die Armee zu verlassen.

Arndt beschreibt ihn: „Dieser Kopf, der gewöhnlich rasche Kühnheit und fliegende Freudigkeit aussprach, hatte doch auch seine Augenblicke, wenn gelungene Entwürfe und edle Hoffnungen durch Feigheit oder Schlechtigkeit der Neidischen und Dummen gehemmt oder vereitelt waren, wo er eben durch die Innigkeit des Herzens und die Gewalt der Gefühle beschattet und bewölkt war, daß er den Mann, welchen man nur als Vierziger vor sich zu sehen geglaubt hatte, in einem plötzlichen Dunkel, gleichsam wie einen gealterten Greis zeigte". Man möchte diese Schilderung wörtlich anwenden auf den Gneisenau der Schlacht von Belle-Alliance und den Gneisenau, der noch nicht ein Jahr später seinem Freunde Hardenberg schreibt: „Erschweren Sie Ihrem Gefährten so mancher trüben Besorgniß und so manchen herrlichen Moments den Austritt aus dem Geschäftsleben und den Rücktritt in das Familienleben und in süße, tiefe Einsamkeit nicht. Wird es Ihrem edlen Herzen nicht wohler thun, mich in einem stillen Gebirgsthal zufrieden zu wissen, als mich mit geschwächten Kräften und thränenden Augen rudern zu sehen?"

Gehen wir nun von dem Allgemeinen auf's Einzelne, so lassen Gneisenau's Briefe keinen Zweifel, daß er in einer körperlichen Abspannung sich befand, die eine vollkommen hypochondrische Stimmung in ihm erzeugte. Sein ganzes Leben hindurch werden wir diese Stimmung immer wieder von Zeit zu Zeit bei ihm auf-

tauchen ſehen. Für ſeine eigene Empfindung war es offenbar in erſter Linie ſein Geſundheitszuſtand, der ihn bewog, den Dienſt zu verlaſſen.

Nicht wenig ſcheint jedoch auch Rückſicht auf die Familienverhältniſſe mitgewirkt zu haben. „Zehn Jahre lang" ſchreibt er an die Prinzeſſin Luiſe *), „bin ich im Laufe der letzten elf Jahre von meinen Kindern getrennt geweſen und ſie ſind erwachſen, ehe ich es mich verſehe. Nun bemühe ich mich ſie kennen zu lernen." In dieſer Zeit der Abweſenheit des Vaters, in den Jahren der Noth und der Kriegswirren war natürlich die Erziehung nicht in der wünſchenswerthen Weiſe gefördert worden. Ohnehin huldigte hinſichtlich der litterariſchen Bildung die Gräfin den weniger ſtrengen Anforderungen adliger Häuſer in der älteren Zeit, während Gneiſenau dieſe Sorge um ſo mehr am Herzen lag, als er ſelbſt klagte, daß ſeine eigene Erziehung in ſeiner Jugend vernachläſſigt worden ſei. Als er 1814 nach Haus gekommen war und die vorhandenen Mängel entdeckte, hatte er ſeine Frau vermocht, die Schleſiſche Heimath, wo ſie ſich in der Nachbarſchaft aller Verwandten und Freunde wohl fühlte, zu verlaſſen und nach Berlin zu ziehen. Die drei jüngeren Töchter waren dort in's Luiſenſtift gebracht worden. Erſt einige Tage, nachdem Gneiſenau wegen des neu ausbrechenden Krieges die Hauptſtadt ſchon wieder verlaſſen, war die Familie dort angekommen und bisher in Berlin geblieben. Der Gräfin ſagte aber das Leben in der großen geräuſchvollen Stadt durchaus nicht zu; ſie war früher nie in die Welt hinausgekommen und vermochte kaum dem plötzlichen Aufſteigen ihres Mannes zu folgen; ſie ſehnte ſich nach Hauſe und Gneiſenau einigte ſich leicht mit ihr, daß die Erziehung auf dem Lande, wenn man nur die nöthigen Mittel darauf verwende und ſich den unvermeidlichen Unbequemlichkeiten unterwerfe, wenigſtens für die Töchter bei Weitem die paſſendſte ſei. Auch hier traf alſo eine ſeinem Herzen ſehr

*) Coblenz, den 24. Mai 1816.

naheliegende Rücksicht mit seiner sonstigen Neigung zusammen. Die Familie siedelte deshalb garnicht nach Coblenz über, sondern kam erst im Frühling die letzten Monate zum Besuch.

Endlich aber haben politische Betrachtungen mitgewirkt bei Gneisenau's Abschiedsgesuch. Um diese gewiß höchst merkwürdige Erscheinung vollständig zu erklären, müssen wir etwas weiter ausholen.

Die Reformgesetzgebung hatte auch in Preußen den ungeheuren Gegensatz entfesselt, der die gesammte germanisch-romanische Welt seit dem Beginn der französischen Revolution erfüllt und der auch heute noch nicht völlig überwunden ist.

Wir haben ihn zuletzt innerhalb der französischen Nation beobachtet: es ist der Kampf zwischen den Anhängern und Interessenten der alten ständisch-feudalen Ordnung der Gesellschaft und dem modernen Individualismus. Die Abschaffung der alten Ordnung, die in Frankreich die Revolution mit einem Schlage durchgeführt hatte, war in Preußen erst angebahnt worden: desto heftiger kämpfte die eine Partei, um dem Vorwärtsschreiten in dieser Richtung Halt zu gebieten und von dem Hergebrachten so viel noch übrig, zu retten, während die andere ebenso entschieden die vollständige Durchführung des Begonnenen forderte.

Die erste Partei erhielt den Namen der aristokratischen, was in so fern berechtigt ist, als die privilegirte Stellung des Adels und des großen Grundbesitzes das bei weitem bedeutendste Element ihrer Conglomeration bildete, wenn auch eine Aristokratie im eigentlichen Sinne des Worts in Preußen nie existirt hat. Für die andere Partei kam um diese Zeit der Name der Liberalen auf. Wenn man, wie wir es gethan haben, zunächst nur die sociale Seite der Parteiung in Betracht zieht, so war in Preußen ohne Zweifel die liberale Partei die bedeutend stärkere. Ihr gehörte mit einer, man möchte sagen, doctrinären Entschiedenheit der Chef der gesammten Verwaltung, der Staatskanzler, der Kriegsminister und mehr oder weniger alle Oberpräsidenten an und der König

selbst hatte stets zu diesen Anschauungen geneigt. Von Anfang an war jedoch der sociale Parteigegensatz versetzt mit einem anderen, halb der äußeren Politik angehörigen, der bald der maßgebendere wurde und namentlich die persönlichen Anschauungen des Königs allmählich modificirte.

Preußen in seiner geographischen Gestaltung war ein Zufalls-Staat. Warum sollte der Schlesier sich mit dem Pommern mehr Eins fühlen, als mit dem Sachsen oder Hessen? Und wenn auch gemeinsamer Ruhm und jetzt die gemeinsame Noth und Erhebung die vier alten Provinzen Preußen, Pommern, Brandenburg und Schlesien zu einer Art Einheit verbunden hatten, so machten diese Provinzen doch nur grade die Hälfte der Monarchie aus, die mit den beiden Westprovinzen außer der Sprache durchaus nichts gemein hatte. Die Einheit des Staates wurde gebildet durch den Souverain, das Heer und das Beamtenthum. Das konnte der politischen Empfindung der Nation nicht genügen. Von Anfang an war der Kampf gegen die Fremdherrschaft geführt worden in dem Sinne, daß er nicht nur die Wiederherstellung der lebensfähigeren unter den alten deutschen Staatsgebilden, sondern auch die Constituirung eines alle umfassenden kräftigen Bundesstaates herbeiführen werde. Ein deutsches Vaterland war der Schlachtruf, mit dem Stein und Hardenberg, Blücher, Scharnhorst und Gneisenau die Nation in den Kampf geführt; ein freies und einiges Deutschland, das war die Hoffnung, die die Propheten der Erhebung entflammt und genährt hatten mit Liedern und Gebet.

Auf dem Wiener Congreß hatte neben den internationalen europäischen Fragen auch diese speciell deutsche Angelegenheit geordnet werden sollen. Warum dieselbe dort nimmermehr eine die nationale Empfindung befriedigende Lösung finden konnte, erscheint uns heute so klar, daß man schwer begreift, wie practische und erfahrene Staatsmänner überhaupt den Versuch machen konnten, mehr als ein lockeres, äußeres Bündniß zwischen den deutschen Staaten zu begründen.

Wenn wir gesehen haben, wie ein einfacher Militär schrieb*), Oesterreich sei kein deutsches Haus und daher sei es nothwendig, daß zum allgemeinen Schutz Preußen die Vorherrschaft in Deutschland übernehme, so erstaunt man zu sehen, daß Stein, der sich seit Jahren in der großen Politik bewegte, den Wunsch verfolgte, eben diesen slavisch-ungarischen Staat mit wenigen Millionen deutscher Einwohner an die Spitze des deutschen Bundes zu stellen und den Kaiser von Oesterreich zugleich zum Kaiser von Deutschland zu machen. Noch mehr aber erstaunt man, wenn man ein anderes von dem preußischen Staatskanzler selber mit Stein gemeinschaftlich ausgearbeitetes Project**) liest, in welchem von Oesterreich zwar nur einzelne kleine Landschaften, aber auch von Preußen nur die Provinzen links der Elbe in den deutschen Bund eintreten sollten. Also die vier altpreußischen Provinzen, die eben durch ihre heroischen Anstrengungen das übrige Deutschland fast ohne dessen Zuthun von der Fremdherrschaft befreit hatten, sollten außerhalb des neuen Deutschland bleiben. Und die Competenz dieses so begrenzten Bundes sollte sich erstrecken über die Heeresverfassung***), Handel, Zollgesetzgebung, Post, Münze und ein allgemeines Gesetzbuch †). Man stelle sich vor, wohin diese Vorschläge, wenn sie praktisch wirksam wurden, geführt hätten. Mitten durch den preußischen Staat hindurch wäre eine Zollgrenze aufgerichtet worden und die Hälfte der Monarchie wäre auf den wichtigsten Gebieten des Staatslebens von einer Versammlung, an der sogar die mediatisirten Klein-Fürsten Theil nehmen sollten und in der Preußen einen ganz geringen Stimmenantheil besaß, nach Grundsätzen regiert worden, die den in Altpreußen angenommenen vielleicht direct widersprachen.

*) General von Steinmetz an Gneisenau, 15. September 1815.
**) Gedr. Pertz, Stein IV, 49 ff.
***) §. 32.
†) §. 8.

Es ist nur ein neuer Beweis für die Gewalt, mit der die deutsche Idee die Führer der Erhebung in Preußen ergriffen hatte, daß sie den Blick für das practisch Ausführbare darüber verloren. Fast mit Hohn wiesen Oestreich und die Mittelstaaten (mit Ausnahme des von dem Grafen Münster geleiteten Hannover) die Anträge Preußens zurück und erst ganz am Schluß des Congresses, Anfang Juni, hatte man sich über die Stiftung eines lockeren, nur für nebensächliche Dinge competenten deutschen Bundes geeinigt.

Die Enttäuschung der öffentlichen Meinung, die immer mehr von ihren Forderungen als von dem augenblicklich Möglichen ausgeht, war groß. In grellem Contrast folgten auf einander die Vernichtung der Hoffnung auf ein Vaterland, die Siegesbotschaft von Belle-Alliance und wieder der zweite Pariser Frieden, der Deutschland um den Lohn des gehofften Sieges betrog. Eine lebhafte Bewegung bemächtigte sich der Geister. Noch im Herbst des Jahres 1815 machte sich an den verschiedensten Stellen in Deutschland eine leidenschaftliche Unzufriedenheit mit den neu-eingerichteten politischen Zuständen bemerklich, die durch die sich ziemlich frei bewegende Presse genährt wurde. Diese Unzufriedenheit richtete sich gegen die preußische Regierung nicht weniger als gegen alle anderen. Die Bemühungen derselben im nationalen Sinne waren einerseits nicht bekannt, andrerseits sieht die öffentliche Meinung mehr auf die Thatsachen als den guten Willen: genug daß Preußen vom Wiener Congreß statt des deutschen Vaterlandes den deutschen Bund heimgebracht hatte. Die nationale Bewegung nahm in ihrer Enttäuschung immer mehr einen allgemein regierungsfeindlichen Ton an.

Es ist leicht zu sehen, daß diese nationale Bewegung mit der oben berührten liberalen Bewegung innerliche Verwandtschaft hat. Die ständische Ordnung, deren Blüthezeit vor den dreißigjährigen Krieg fällt, verlegt das politische Leben in die einzelnen Corporationen und die Landschaft. Ob sich diese Corporationen und Landschaften zu einem particularen oder nationalen Staat zusammen-

schließen ist für Jene an sich indifferent. Der Individualismus aber hat keinen anderen Vereinigungspunkt, als die Nationalität, sofern er nicht direct kosmopolitisch sein will *).

Hier ist der Punkt, wo die aristokratische Partei in Preußen einsetzte, um sich noch einmal zu Macht und Bedeutung zu erheben. Je mehr die liberale Partei ihre deutsch-nationalen Bestrebungen hervorkehrte und sich damit in einen unversöhnlichen Zwiespalt mit der preußischen Regierung setzte, die nun einmal zur Zeit jenen Forderungen zu genügen, weder fähig noch willens war, desto entschiedener betonte die aristokratische Partei ihre altpreußisch-particularistische Gesinnung. Jene wurde zur oppositionellen diese zur gouvernementalen Partei. Einmal so gruppirt reizten und steigerten sich diese Gegensätze immer höher. Dort erzeugte die Verzweiflung an der Kraft und dem Willen der Regierungen republikanische Ideen, hier ließ man alle ständischen Oppositions-Erinnerungen, die immerhin in den alten Adelsgeschlechtern keineswegs erloschen waren **), fallen und bekannte sich zum absoluten Monarchismus. So löste sich die uralte, in der Geschichte immer wiederkehrende Verbindung zwischen dem Königthum und dem Demos auch in Preußen, um einem Bündniß der Monarchie mit der Aristokratie Platz zu machen.

Es scheint befremdend, daß schon so unmittelbar nach der Beendigung der Befreiungskriege, ja schon während derselben, der Gegensatz eine solche Schärfe erlangte. Die Erklärung liegt darin, daß derselbe schon in der Zeit der Unterdrückung vollkommen aus-

*) Auch ständische Principien schließen selbstverständlich nationale Bestrebungen nicht aus. Von den geistigen Führern der nationalen Strömung waren mehrere z. B. Stein, Arndt, Görres entschieden ständisch gesinnt. Arndt verlangte eine strenge Scheidung des Volks in Adel, Bürger und Bauern, jeden Stand mit seiner eigenen Vertretung; nur die Kirche soll als eigener Stand wegfallen. Er ist für Adels- und Bauernmajorate und in den Städten für eine strenge Zunftverfassung, welche die Erziehung leitet. Den Vertheidigern der Erbunterthänigkeit waren freilich auch diese Anschauungen noch zu liberal und sie erblickten in Arndt nicht einen Bundesgenossen, sondern einen Gegner.

**) A. d. Nachlasse F. A. v. d. Marwitz, mehrfach.

gebildet war. Die allgemeine Noth hatte den Haß der Parteien nur verstärkt. Der gesammte Landadel schob einen großen Theil seiner Bedrängniß auf die neue Agrar-Gesetzgebung, welche ihn nöthigte, an Stelle der ehemaligen Zwangs-Arbeit Lohnarbeiter zu nehmen und dem flüssigen Kapital die Freiheit gab, von seiner natürlichen Ueberlegenheit über das festliegende Kapital Gebrauch zu machen.

Zwischen dem Staatskanzler und seinen Anhängern auf der einen und dem altpreußischen Adel auf der anderen Seite bestand daher bereits eine heftige Feindschaft, welche zum offenen Kampf wurde, in dem Augenblick als die allgemeine Unzufriedenheit in Deutschland der letzteren Partei eine furchtbare Waffe in die Hand gab.

Das Räsonnement, dessen sich diese Partei von Anfang an gegen die von Stein eingeleitete, von Hardenberg fortgesetzte Gesetzgebung bedient hatte, war der Hinweis auf die Analogie dieser Gesetzgebung mit dem Vorgehen der französischen National-Versammlung, das endlich die Revolution herbeiführte. Sie prophezeite, daß hier wie dort die Auflösung der alten corporativen und patriarchalen Verbände zur Auflösung aller Ordnung und zu völligem Umsturz führen müsse.

Widerwärtig erscheint in diesem Streit die Art und Weise, wie die Beschuldiguug an den eben vollendeten Freiheitskampf anknüpfte. Zur Vorbereitung desselben hatten sich, während die Franzosen das Land besetzt hielten, eine Anzahl von Vereinen gebildet, — theils öffentlich, theils geheim, theils wirkliche geschlossene Verbindungen, theils bloß naturwüchsige Kreise von Gesinnungsgenossen — welche sich auf verschiedene Weise bemüht hatten, in der Bevölkerung den Geist der nationalen Erhebung zu nähren und wachzurufen und zugleich einige materielle Mittel des Kampfes vorbereitend zu sammeln. Dem ersten von diesen Vereinen, dem zwar nicht Scharnhorst, Gneisenau und Stein, wie vielfach behauptet wurde, aber andere Männer von Distinction, z. B. Boyen

und Witzleben, der spätere Chef des Militär-Cabinets und Kriegsminister, angehört hatten, war von seinen Gegnern der Spottname des „Tugendbundes" beigelegt worden und dieser Name wurde nachher generell auf alle Verbindungen ähnlicher Art übertragen, nachdem jener Verein selbst nach kurzem Bestehen wieder aufgelöst worden war. Obgleich die Resultate dieser Bemühungen nur unbedeutend gewesen waren, so erlaubte der Schleier des Geheimnisses, der sie bedeckte, doch sowohl über ihre Ausdehnung als ihren Charakter ganz beliebige Vermuthungen aufzustellen. Nichts in der Welt konnte geeigneter sein für die Unterstellungen der thatsächlich oder angeblich politisch Besorgten. Naturgemäß hatten jene Vereinigungen den deutsch-nationalen Gedanken mit Vorliebe gepflegt. Es war also von vorn herein anzunehmen, daß sie jetzt nicht nur unzufrieden sein würden, sondern das Ziel ihres Strebens und den Zweck ihres Zusammentretens als bisher keineswegs erreicht ansähen. Nichts schien also natürlicher, als die Annahme, daß sie auch ihre Thätigkeit noch fortsetzten, und wenn die preußische Regierung, welche bisher mit ihnen im Bündniß gestanden hatte, sich jetzt zurückzog, so war damit noch nicht gesagt, daß auch jene einfach resignirten. Ohne Zweifel war diese Insinuation thatsächlich unwahr; wir haben berichtet, wie Gruner den Verein, den er zum Zweck der Einigung Deutschlands unter Preußen im Juni 1815 begründete, im Herbst, als sich herausstellte, daß größere Umwälzungen momentan nicht stattfinden würden, wieder auflöste. Alle anderen Vereinigungen existirten, so weit sie überhaupt jemals feste Vereinsformen gehabt, schon seit 1814 nicht mehr. Aber der Verdacht des Parteistreits kam immer von Neuem darauf zurück. Der Reiz des Geheimnißvollen lockte die Phantasie der öffentlichen Meinung sich damit zu beschäftigen; die Partei, welche Besorgniß zu erregen wünschte, konnte keine geeignetere Waffe haben, als den Hinweis auf Gefahren und Feinde, die ihrer Natur nach sich einer genaueren Feststellung entzogen und eine positive Widerlegung unmöglich machten. So wurde der

unbedeutende, längst untergegangene sittlich-wissenschaftliche Verein in Königsberg, der Tugendbund, zum Stichwort eines großen politischen Kampfes.

Alle jene Warnungen hatten ehedem einen Eindruck auf den König nicht hervorgebracht; jetzt aber, seit dem Wiener Congreß, äußerte sich die Unzufriedenheit im Volke so allgemein und mit solcher Heftigkeit, daß sie sich doch nicht als völlig gegenstandlos zurückweisen ließen.

Bis hierher ist der ganze Gegensatz dem heutigen Geschlecht noch leicht verständlich; um so mehr da auch das analoge Gegenspiel der damals eingetretenen Complication bereits vor uns liegt: mit der Lösung der deutschen Frage ist auch sofort die Reform-Gesetzgebung im Sinne des Individualismus wieder in Fluß gekommen und zu Ende geführt worden. In einer Beziehung jedoch haben sich unsere Vorstellungen von Grund aus geändert und es ist Vorsicht nöthig, hier nicht die Voraussetzungen einer späteren Zeit in die frühere zu übertragen. Das ein halbes Jahrhundert währende Bündniß zwischen der Aristokratie und der Regierung in Preußen hat beide in ein so enges Verhältniß gesetzt, daß sich allmählich die Vorstellung einer natürlichen, stets vorhandenen Interessen- und Personen-Einheit zwischen beiden gebildet hat. In der That ist das ursprüngliche Verhältniß das umgekehrte: Aristokratie und monarchisches Beamtenthum sind natürliche Gegner; das letztere hat der Aristokratie die Macht, die sie zum herrschenden Stande machte, allmählich entwunden und endlich mit der Reform-Gesetzgebung auf bürgerlichem wie militärischem Gebiet die allmähliche Aufhebung jeder Aristokratie eingeleitet. Diese Tendenz bezeichnete man gegnerischerseits damals als Jacobinismus und fand daher die wahren Vertreter desselben nicht so sehr, wie man es sich heute vorstellt, in den unteren Schichten der Bevölkerung als in dem hohen Beamtenthum und den Schöpfern der Reformgesetzgebung.

Aber damit nicht genug. Nicht bloß das Civil-Beamtenthum, auch das Heer und ein Theil der Generalität wurde von demselben Verdacht betroffen.

Wir erinnern uns, daß Gneisenau selbst in Paris an Boyen berichtete, der Kaiser Alexander habe zu seinen Generalen geäußert, man könne nicht wissen, ob er nicht noch einmal dem König von Preußen gegen seine eigene Armee zu Hülfe zu kommen habe.

Man kann sich ungefähr vorstellen, wie der Kaiser Alexander zu diesem unerhörten Ausspruch gekommen ist, wenn man damit die Genugthuung zusammenstellt, mit der Metternich in seinen Memoiren von dem östreichischen Heer rühmt, daß es sich nach dem Wink des Kaisers „in Marsch setzte oder Halt machte".*) Der Seitenblick auf das preußische Heer, wo dem nach Metternichs Ansicht nicht so war, ist unverkennbar und man möchte geradezu auf die Zeit des Februar 1814 hinweisen**), den plötzlichen Halt des östreichischen Heeres, die Niederlage Blüchers und seinen darauf erfolgenden Abmarsch nach Norden, als diejenigen Ereignisse, welche Metternich vorschwebten, als er mit dem Bewußtsein überlegener Staatsklugheit jene Worte niederschrieb. Nach Metternichs Anschauung darf die Armee überhaupt niemals etwas Anderes sein, als ein mechanisches unbewußtes Werkzeug in der Hand des Kriegsherrn: in Preußen war man nach der Niederlage von 1806 über diese Anschauung hinausgegangen und hatte, wie die Nation so die Armee mit eigener unmittelbarer Theilnahme an dem Kriegszweck erfüllt. Auf dieser Theilnahme beruhte die Kraft Preußens und der Erfolg der Kriegführung. Hätte Preußen im Verhältniß der Bevölkerung nur ebensoviel Soldaten gestellt wie die anderen Staaten, hätten Blücher und Gneisenau den Krieg geführt in der Weise Schwarzenbergs, ohne selbst erfüllt zu sein von dem

*) Mem. I, 168.

**) S. den klassischen Aufsatz von Clausewitz „Umtriebe" veröffentlicht in Schwartz, Leben Clausewitz II, 343.

heiligen Zorn eines Kampfes der Rache und der Befreiung, so wäre Napoleon niemals besiegt worden.

Metternich aber wußte wohl, warum im östreichischen Kaiserstaat einen solchen Geist wachzurufen, nicht anging. Die geistige Kraft ist stark, sie ist unwiderstehlich, aber sie ist frei und folgt ihrem eigenen Gesetz. Nicht jeder Staat darf es wagen, sie in seinen Dienst zu nehmen: sie könnte sich gegen ihn selber wenden. Die popularen Leidenschaften, die Kräfte des socialen Organismus zu den Waffen zu rufen, kann nur da gewagt werden, wo die absolute Identität der höchsten Interessen von Fürst und Volk, von Staat und Gesellschaft auf immer gesichert ist. Eine selbständige Macht, die sich eines Tages mit der bestehenden Staatsordnung in Widerspruch setzen könnte, kann der Staat in seinem Inneren nicht entstehen lassen und nicht dulden.

In Preußen bestand eine Einheit von König und Vaterland, die es erlaubt hatte, den großen Schritt zu wagen. Es war das weltgeschichtliche Moment, in dem Preußens Größe und Deutschlands Zukunft beschlossen war; aber indem diese Kraft in den Dienst des preußischen Staates trat, übte sie ihrerseits wiederum auf den Gang der preußischen Politik nicht nur Einfluß, sondern oft einen unwiderstehlichen moralischen Druck aus. Mehrmals drohte die elementare Gewalt der popularen Erhebung die Formen des preußischen Staates, die ihr doch zuletzt allein eine nachhaltige Energie verleihen konnten, zu durchbrechen. Fast der gefährlichste Ausbruch war gleich der erste, die Erhebung Schill's im Jahre 1809, die sich formell als die Desertion eines ganzen Regiments qualificirte. Dann nahmen 1812 eine Anzahl Offiziere den Abschied, weil sie nicht an der Seite der Franzosen fechten wollten. Es folgte die Convention York's mit den Russen, um so merkwürdiger als der General York selbst der Richtung angehörte, die jede Aeußerung eines besonderen politischen Willens seitens des Soldaten auf's entschiedenste verdammte. Während der Campagne selbst hatte Blücher sich zuweilen in einer Weise vom Ober-Com-

mando emancipirt, die an Ungehorsam grenzte und ihre Berechtigung nur in dem Umstande fand, der überhaupt den militärischen Ungehorsam rechtfertigt, daß er nämlich zum Siege führte.

Wenn es nun gewiß auch weite Kreise, namentlich in den oberen Schichten des Officiercorps gab, denen dieser ganze Geist, namentlich seine deutsch-nationale Färbung, ziemlich fremd geblieben war und die daher die Entrüstung der deutschen Patrioten über die Beschlüsse des Wiener Congresses nicht theilten, so führte der Verlauf des Feldzuges von 1815 dahin, daß auch das specifisch militärische Gefühl der preußischen Armee verletzt wurde und die allgemeine Unzufriedenheit auch über jene Kreise sich ausdehnte. Die Armee wollte in Frankreich auftreten mit der Macht und dem Stolze des Siegers: die Coalition verlangte von ihr, das Land als ein befreundetes zu betrachten und erzwang endlich einen dem glänzenden Siege in keiner Weise entsprechenden Frieden. Die Stimmung, die darüber in der Armee entstand, erregte in hohem Grade die Aufmerksamkeit der politischen Kreise und auch der auswärtigen Diplomatie.

In vollem Zorn, daß alle seine Maßregeln von den verbündeten Souverainen desavouirt wurden, hatte, wie wir gehört haben, Blücher drei Wochen, nachdem er Paris genommen, fünf Wochen nach der Schlacht von Belle-Alliance seinen Abschied gefordert. Ein englischer Officier in seinem Hauptquartier sprach darüber mit einem preußischen und erstattete über diese Unterredung einen Bericht.*) Er habe geäußert, der König werde wohl das Gesuch des Feldmarschalls bewilligen. Der preußische Officier aber habe ihm erwidert, die Armee und das preußische Volk billige die Anschauung des Feldmarschalls mit solcher Einhelligkeit, daß der König schwerlich die Resignation annehmen könne. Ein solcher Geist der Politik in der Armee, fügt der Berichterstatter hinzu, in Harmonie mit der öffentlichen Meinung in der Nation, sei doch

*) Wellington, Supplem. Disp. XI, p. 62.

eine eigenthümliche Erscheinung und schwer zu behandeln; noch dazu, wenn man bedenke, daß der König in den letzten Feldzügen persönlich wenig unter seinen Truppen gewesen und die Popularität des Sieges ausschließlich bei den commandirenden Generalen sei. Der Herzog von Wellington selbst äußerte bald darauf zu einem deutschen Diplomaten,*) Preußen sei ein weniger gesunder politischer Organismus als Frankreich selbst; es gebe in diesem Staat keine Autorität mehr, weder beim König noch sonst wo.

Ohne Zweifel hat sich der König selbst, wenn es galt den preußischen Forderungen bei den Verbündeten, namentlich dem Kaiser Alexander zu vertheidigen, oft darauf berufen, daß er es seinem Volk und seinem Heer nicht zumuthen könne, vergebliche Siege erfochten zu haben, oder daß die allgemeine Stimmung ihn zwinge, auf seiner Forderung zu bestehen. Dann wird ihm von der anderen Seite erwidert worden sein, ob er denn nicht mehr Herr seiner eigenen Armee sei? Es kann kein Zweifel sein, daß der König auch nicht im entferntesten solchen Insinuationen Gehör schenkte, um so mehr, da er die Stimmung der Armee durchaus theilte, aber in einer etwas anderen Richtung übte dies Verhältniß doch seine Wirkung. Wenn Blücher plötzlich seinen Abschied forderte, so sprach er damit ein öffentliches Verdammungsurtheil aus über die von dem Könige befohlene Politik; er suchte offenbar nicht in den unüberwindlichen Verhältnissen, sondern in dem Auftreten der preußischen Regierung und der mangelnden Energie und Entschlossenheit des Königs selbst die Schuld der politischen Mißerfolge. Der König, der jetzt wie 1809 und 1812 nach mühsamer, allseitiger Ueberlegung handelte, fühlte sich durch diesen immer wiederholten Vorwurf gekränkt und gereizt; er empfand das Urtheil über ihn als eine Ungerechtigkeit und damit die ganze Art der Theilnahme der öffentlichen Meinung und der Armee an den politischen Angelegenheiten als einen Druck und eine

*) Gagern V, 343.

Fessel. Wir haben gesehen, daß der Staatskanzler geradezu den Feldmarschall einmal darauf verwiesen hat*), daß bei den politischen Verhandlungen die Armee nicht mitzusprechen habe.

Hier war der Punkt, wo die Partei, die von Anfang an gewarnt hatte vor dem Appell an die populären Leidenschaften und vor den Gesetzen, die das Volk einem allgemeinen Staatsbürgerthum und der Theilnahme am politischen Leben zuführten, von neuem ihre Hebel einsetzte. Erst indem man die Armee selbst als nicht mehr durchaus zuverlässig darstellte, gewann die Warnung vor revolutionären Tendenzen in Preußen einen Schein von Gegenständlichkeit.

Man verwies darauf, daß die größere Hälfte der bewaffneten Macht, die Landwehr, sowohl in ihrem Officiercorps, wie in den Mannschaften nicht unter der eigentlichen militärischen Disciplin stehe; daß vermöge der Doppelstellung des Landwehrmanns als Soldat und Bürger eine revolutionäre Bewegung sich sofort bis mitten in die Armee hinein fortpflanzen werde und daß man soeben an dem Sturz der Bourbonischen Regierung bei der Rückkehr Napoleons von Elba erlebt habe, wie leicht eine Militär-Revolution in's Werk gesetzt werden könne.

Wenn nun, kann man sich etwa vorstellen, irgend Jemand ungläubig auf solche Weissagungen einwandte, daß denn doch zu einer Militär-Revolte vor Allem ein Anführer gehöre, so wurde, wohl schwerlich grabezu mit Namen, doch mit Hinweisungen und Andeutungen, worin überhaupt der größte Theil des ganzen Treibens bestanden haben wird, Niemand anders bezeichnet als Gneisenau. Zwar war es eigentlich Blücher, in dem der berufene Geist der Armee sich am deutlichsten repräsentirte und er war es auch, der dieser Stimmung mit einer erschreckenden Deutlichkeit und Offenheit Ausdruck gab, aber eben deshalb war die Absurdität, ihm geheime revolutionäre Pläne zu imputiren, zu augenfällig. Nächst ihm aber war der angesehenste General, welcher den neuen deutschen Geist in der

*) IV, p. 594.

preußischen Armee repräsentirte, Gneisenau. Es war bekannt, daß nur auf Gneisenau's Eingebung geschehen sei, was Blücher in den Feldzügen gethan hatte und was ihm jetzt vorgeworfen wurde. Mit allen den bekannten Vertretern und Verkündigern des neuen Deutschthums stand Gneisenau in persönlicher Verbindung. Mit Leidenschaft war er im Rathe des Königs wie den fremden Mächten gegenüber für die Ideen eingetreten, die jetzt doch unterlegen waren. Da man den Popanz eines Pronunciamentoführers, eines „Demagogen-Generals", wie es hieß, gebrauchte, so war Niemand dazu geeigneter als er. Uns Nachlebenden macht es fast Mühe zu glauben, daß wenn nicht die Einsicht, doch die Dankbarkeit der Nation den Helden vor der Verunglimpfung geschützt habe: aber im Parteikampfe der Lebenden giebt es solche Dankbarkeit nicht. Im Gegentheil, in doppelter Freude bemächtigte sich die Feindschaft und der Neid der giftigen Waffe: gegen den Ausländer*), der ohne Herkunft, ohne Verbindungen binnen wenigen Jahren zu den gebietenden Stellen im Staate gelangt war; dessen Bedeutung und Verdienst als Soldat man ja nicht bestreiten wolle, der aber einer der Hauptförderer der Neuerungen im Heer und Staat sei, die die Stellung des Adels in den Fundamenten erschütterten. Nichts half da Gneisenau sein Ansehen in der Armee wie im Volke. Grade seine, wie Blüchers Popularität selbst erschien denen, die sich als die echten Aristokraten betrachteten bald als eine Gefahr, bald als ein Hinabsteigen von sich selbst genügender Vornehmheit**).

Noch lange hat sich in der Armee eine Art Sage erhalten, wie Gneisenau, nachdem er 1812 den Abschied genommen, nach England gegangen sei und sich dort, wie man sagte, ohne daß weitere bestimmte Thatsachen behauptet wurden, nicht correct be-

*) Gewiß mit auf Gneisenau bezieht sich die Beschwerde Tauenziens über die Anstellung von „Fremden und Ausländern" in seinem Brief an den König vom 20. Juni 1813. Zeitschrift für Kunst pp. des Krieges 1846 p. 137.

**) Karl v. Rostitz, Leben und Briefe.

nommen habe. An seiner lediglich formellen Ernennung zum englischen Generalmajor knüpfte sich sofort die Erzählung, daß er eine Pension von England beziehe. Dieses und ähnliches Gerede hatte schon im Herbst 1815 in Paris zu verlauten begonnen und war wohl von den fremden Mächten, die in Gneisenau das Haupt der Militär-Partei sahen, die die Ansprüche Preußens mit Zähigkeit verfocht, genährt worden. Gneisenau's Hoffnung, daß es mit dem Frieden allmählich sich verlieren würde, ging nicht in Erfüllung, vielmehr gab ihm sein volksfreundliches Auftreten in Coblenz, die Umgebung, die er um sich versammelte, Clausewitz und Gröben, die 1812 den Abschied genommen hatten, Bärsch, ein Genosse Schill's, neue Nahrung. „Wallenstein's Lager in Coblenz" war ein Witzwort, das damals in Berlin umlief.

Es ist schwer zu glauben, daß der König selbst einen wirklichen Argwohn gegen Gneisenau persönlich hegte, da er ihm sonst nicht grade das Commando in den neuerworbenen Ländern am Rhein, und noch dazu die außerordentliche Autorität über die beiden benachbarten Corps übertragen haben würde, während gleichzeitig der Gneisenau befreundete und ganz derselben Richtung angehörige Boyen das Kriegsministerium leitete. Immerhin aber scheint es sicher, daß die Bemühungen, den König gegen Gneisenau einzunehmen, wenigstens so viel Erfolg hatten, daß dem General auch kein ganz volles Vertrauen geschenkt wurde. Stosch berichtet nach Gneisenau's eigener Mittheilung, einige Zeit nachher habe der König bei einer Festlichkeit in Berlin sich Gneisenau genähert, ihn in eine Fensterbrüstung gezogen, ihm die Hand gedrückt und gesagt: „es macht mir große Freude, Sie näher kennen gelernt und erkannt zu haben; Sie sind mir früher arg verläumdet worden."

Nach Allem, was oben über Gneisenau's sonstige persönliche Verhältnisse und Intentionen gesagt ist, wird man den Einfluß, den seine Stellung im politischen Parteikampf auf seinen Entschluß, den Dienst zu verlassen, ausübte, nicht überschätzen: er

wirkte gewiß mit, aber in so geringem Maße, daß er im Momente des Entschlusses diesen Einfluß vor sich selber abzuläugnen suchte. Später, als seine Gesundheit wieder hergestellt, seine Familienverhältnisse geordnet waren, hat in seiner eigenen Erinnerung das politische Motiv, das durch den immer heftiger entbrennenden Kampf lebendig erhalten wurde, einen breiteren Raum gewonnen — und er sagte wohl gradezu, daß er um seinen Abschied eingekommen sei, um zu zeigen, daß ihm alle ehrgeizigen Absichten durchaus fremd seien. Sein gleichzeitiger Briefwechsel zeigt, daß dies doch nur bis auf einen gewissen Grad der Fall war und als der König ihm anbot, vorläufig auf Urlaub zu gehen und später auf seinen Posten zurückzukehren, so nahm er dieses Anerbieten mit Dank an. Sei es durch eine Intrigue, sei es durch ein Mißverständniß, über das der Briefwechsel selbst die näheren Mittheilungen enthält — dieser Plan kam nicht zur Ausführung. Gneisenau trat, indem er activer General der Armee blieb, von dem Generalcommando am Rhein definitiv zurück.

Wir haben gesehen, daß der allgemeine Gegensatz der politischen Parteien auf Gneisenau's Entschluß einwirkte, ohne daß seine eigene Parteistellung dabei eigentlich in Betracht gekommen wäre: nicht seine wirklichen politischen Ansichten, nicht einmal die, welche die öffentliche Meinung oder persönliche Gegner ihm zuschrieben, sondern der objective Stand der Parteien selbst übte auf den Posten einen Druck aus, auf den mehr oder weniger zufällig der Verlauf der preußischen Erhebung gerade ihn geschoben hatte. Noch viele Jahre, fast bis zu seinem Tode verfolgte es ihn, wie ein Verhängniß. Die Besorgten oder die, welche Besorgniß erregen wollten, bedurften eines besonders Hochgestellten, um ihren Warnungen das genügende Relief zu geben; die überspannten Köpfe, welche von Zeit zu Zeit heimliche Verschwörungen einfädelten, suchten ebenso nach einem Theilnehmer, der ihren Plänen Aussicht und Jünger verhieß. Beide kamen immer wieder auf Gneisenau, wie wenn sie sich ihn gegenseitig zugewiesen hätten: weil

die Einen vor ihm warnten, setzten die Andern auf ihn ihre Hoffnung und gaben jenen dadurch Veranlassung zu erhöhtem Argwohn. Immer von Neuem, wenn eine geheime politische Verbindung zur Untersuchung kommt, sagt Einer oder der Andere aus, Gneisenau sei ihnen als das eigentliche Haupt der Verschwörung genannt worden und immer wieder hat Gneisenau einmal zu berichten, daß ihm von hoher Seite — man braucht dabei nicht gerade an den König selbst zu denken — Argwohn markirt worden sei, während die Liberalen zu derselben Zeit ihn des Verraths, der Zweideutigkeit und der Feigheit beschuldigten.

Die wirklichen politischen Anschauungen Gneisenau's sind bei dem Mangel eines öffentlichen politischen Lebens in Preußen den Zeitgenossen nur sehr unvollkommen bekannt geworden.

Wir müssen, da sie auch aus dem obigen kaum zu entnehmen wären, einige Worte darüber hinzufügen. Politische Parteibildungen gehen im Allgemeinen selten rein in die großen objectiven Gegensätze, wie wir sie gezeichnet haben, auf und gerade in der vorliegenden Epoche bildeten sich merkwürdige Zwischenformationen, deren einer auch Gneisenau angehörte.

Wir haben ausgeführt, weshalb die Durchführung der Gesetzgebung in Preußen im Sinne des Liberalismus so bald in's Stocken gerieth: es war die Unmöglichkeit, den deutsch-nationalen Forderungen der liberalen Partei gerecht zu werden. Diesen allgemein-politischen Gründen könnte man noch einen, so zu sagen psychologischen anschließen. Die Reform war durchgeführt von oben herab, durch practische und umsichtige Staatsmänner. Die Umwälzung, die sie hervorgebracht hatte, war enorm: ein Volk, das bisher zu voll Zwei-Dritteln aus Erbunterthänigen bestanden hatte, war mit einem Schlage in ein Volk gleichberechtigter Staatsbürger umgeschaffen worden; an Stelle einer Armee, die nur durch barbarische Strafmittel zusammengehalten werden konnte, war eine Armee getreten, in der die Söhne der vornehmsten Familien und die Träger der Bildung des Jahrhunderts in Reih und Glied

standen. Ich will nicht sagen, daß einer Kraftanstengung, die in dieser Weise die elementaren Massen des Staatslebens in Bewegung gesetzt hatte, nothwendig eine Ermattung folgen mußte; aber natürlich war es doch, wenn man sich sagte, daß man auf der neubetretenen Bahn sich jetzt im Fortschreiten volle Zeit gönnen dürfe. Auf der Stelle und ohne Aufschub die vollen Consequenzen der neuen Gesetzgebung zu ziehen, war wohl von allen leitenden Persönlichkeiten Niemand — vielleicht mit einziger Ausnahme des General von Grolmann — geneigt. Selbst der Oberpräsident von Schön, der sich auf philosophische Consequenz etwas zu Gute that, verwahrte sich doch ausdrücklich gegen die Heranziehung des gesammten Volkes zur Theilnahme an der Regierung. Man suchte nach Mittelwegen zwischen dem, was man den Jacobinismus der französischen Revolution nannte und der alten Feudal-Ordnung. Und hierbei begegnete sich ein, wie wir sagen können, gemäßigter Liberalismus mit einer ihm direct entgegengesetzten Tendenz.

Die practische wie theoretische Frage, an der sich der Parteikampf zunächst nach dem Abschluß der Kriegs-Periode entzündete, war die Einführung einer sogenannten Constitution, der Betheiligung der Bevölkerung an der Regierung.

Von Beginn der Reform-Gesetzgebung an war man sich in den leitenden Kreisen über die Nothwendigkeit dieser Maßregel klar gewesen, aber jetzt, wo man zur Ausführung schreiten wollte, zeigte sich, daß man dabei von grundverschiedenen Voraussetzungen ausgegangen war.

Die Monarchie des 18. Jahrhunderts, hervorgegangen aus dem Kampf des Fürstenthums mit der ständischen Aristokratie, beruhte auf der Unterwerfung der letzteren durch jenes. Der alte Feudal-Adel war aber nicht aufgehoben, sondern nur gezwungen, sich der absoluten fürstlichen Souveränetät unterzuordnen und ihr dienstbar zu werden. Die ständischen Rechte auf Antheil an dem Gouvernement bestanden sogar nominell vielfach noch fort.

Wenn man also jetzt von der Verleihung einer Constitution sprach, so war die Frage, ob man zur Wiederbelebung jener alten ständischen Einrichtungen, oder zur Schöpfung einer modernen Volks-Vertretung schreiten solle.

So unendlich der Unterschied ist — da das eine eine Vorwärts-, das andere eine Rückwärts-Bewegung im Auge hat — so ließen sich in der Praxis durch Mäßigung hier und Reformirung dort Maßregeln finden, die beiden Gesichtspunkten entsprachen. Wenn man liberalerseits vorläufig nur auf der Theilnahme der höheren und wohlhabenderen Theile des Volkes an der Regierung bestand und feudalerseits den particularistischen Charakter der alten Stände aufgab und alle in neuerer Zeit emporgekommenen Elemente in dieselbe aufnahm, so schien ein so erheblicher Unterschied garnicht mehr stattzufinden. Man war sich anfänglich des Unterschiedes der Bestrebungen nicht einmal recht bewußt, was sich am deutlichsten darin zeigt, daß von den beiden Vätern der Reform der eine, Hardenberg, dem Liberalismus angehörte und selber, als ihn Napoleon aus dem Ministerium vertrieb, zur Durchführung seiner Ideen Stein empfahl, der dem Aristokratismus angehörte*).

In den beiden ersten großen Maßregeln, der Aufhebung der Erbunterthänigkeit und der Uebertragung der Verwaltung der

*) Bei den Publicisten findet sich noch später dieselbe Unklarheit: „Ludens Nemesis nahm sich noch vor dem Wiener Congreß der Rechte der Standesherren als eines unvordenklichen, von den neuen Souverainen nicht empfangenen und daher nicht zu raubenden Besitzes an; Fries vertheidigte das Zweikammersystem und die adligen Virilstimmen und empfahl Schonung bei der Abschaffung der Patrimonialgerichte, ja selbst der Leibeigenschaft; wenn sich wo ein Gleichmacher gegen alle Pairschaft auflehnte und die Beraubung der Stifte und Domkapitel guthieß, wies ihn selbst Okens Isis nachdrücklich zurecht." Gervinus, Geschichte d. XIX. Jahrh. Bd. III, 386. Auf der anderen Seite erklärte schon Woltmann (Geist der neuen preuß. Staatsorganisation, 1810) daß die zukünftige preußische Constitution auf dem allgemeinen gleichen Stimmrecht beruhen müsse und der Publicist Weitzel reichte im December 1818 an Hardenberg eine Denkschrift ein, worin ausgeführt wird, daß der Zeitgeist demokratisch und monarchisch zugleich sei. „Daß dieser demokratische Geist wesentlich monarchisch ist, bedarf kaum einer Erwähnung. Ohne erbliche Monarchie weder Freiheit noch Sicherheit." Dorow, Erlebtes II, 162.

Städte an die Bürgerschaft, stimmten die Ansichten der beiden Staatsmänner noch überein. Schon die Hardenberg'sche Gesetzgebung aber über die Eigenthums-Vertheilung zwischen den Bauern und ihren bisherigen Herren hatte nicht mehr den Beifall Stein's. Nun, über die Preußen zu verleihende Constitution hätten sich diese Beiden wohl niemals einigen können. Thatsächlich ist auch schon an der Unmöglichkeit diese beiden entgegengesetzten Principien, das ständische und das liberale, zu vereinigen, ganz abgesehen von den tieferen politischen Ursachen, das Verfassungswerk gescheitert. Jahre lang ist mit Ernst und Hingabe im Staatskanzleramt und eigenen Ausschüssen daran gearbeitet worden, noch als die öffentliche Meinung glaubte, daß längst alle dahin zielenden Gedanken aufgegeben seien, aber zu einem gesunden Resultat zu gelangen, war von vornherein unmöglich. Man darf nur darauf hinweisen, daß Stein, der vornehmste Repräsentant des reformwilligen Aristokratismus, daran festhielt, daß der Adel als solcher, außer dem Großgrundbesitz, seine politische Bedeutung behalte und daß ferner noch nicht die Verleihung des Adels durch den König, sondern erst die Zustimmung der ritterschaftlichen Corporation selbst die Aufnahme in diesen Stand bedinge. Die Provinzialstände, die endlich in den zwanziger Jahren eingeführt wurden und die auf gemäßigt ständischer Grundlage beruhten, haben deshalb nie wirkliche Bedeutung erlangen können.

Prüft man die Briefe, in denen Gneisenau seinen politischen Standpunkt auseinandersetzt, so scheint es, als ob er den Anschauungen Stein's ziemlich nahe gestanden hätte: er ist gegen eine reine Beamten-Regierung und wünscht eine Constitution nach vorsichtig reformirten ständischen Principien. Ich möchte jedoch auf diese Briefe so viel Werth nicht legen. Gneisenau sagt öfter von sich selber, daß die Dialektik seine Sache nicht sei. Er ist durchaus nur der Mann der That, nicht der Theorie; selbst in der Heerführung gehen seine Pläne in der Regel nicht über das zunächst liegende practische Ziel hinaus; selten finden wir eine Vorherüber-

legung für die verschiedenen eventuell eintretenden Fälle; erst im Moment des Handelns übersieht er die Situation, setzt sich das Ziel und wählt die Mittel. Wo Gneisenau einmal auf eine rein theoretische Auseinandersetzung sich einläßt, wird man ihn nicht immer auf der Höhe seines Geistes finden. Welche Stellung er zur preußischen Verfassungsfrage einnahm, hätte sich erst gezeigt, wenn dieselbe in das Stadium der wirklichen Ausführung gelangt wäre. Dazu ließ der innere Widerspruch der Absicht es in jener Periode niemals kommen. Um so mehr warf sich aber, gemäß der eigenthümlichen Anlage des deutschen Volksgeistes, die theoretische Speculation auf dieses Feld. Namentlich suchte man nach einem Wahlsystem, welches die aristokratisch-ständischen Ueberlieferungen der Vergangenheit mit der demokratischen Tendenz des Jahrhunderts versöhnen könne, und die politischen Kreise in Preußen wurden unausgesetzt durch die Frage der Constitution in Spannung gehalten. Auch Gneisenau hat daher in der erwähnten Weise zu derselben Stellung genommen, aber eine wirkliche Ueberzeugung, ein politisches Glaubensbekenntniß darf man darin nicht erblicken: das wesentliche ist, daß er weder zur Feudal-Partei gehören wollte, deren Unfähigkeit er genügend kennen gelernt hatte, noch zur demokratischen, die in ihrer antigouvernementalen Richtung Staat und Gesellschaft umzustürzen drohte: so war ihm der liberale Aristokratismus mehr ein practischer Mittelweg, als ein selbständiges, eigenberechtigtes Ideal, wie etwa bei Stein. Am meisten möchte die Ueberlegenheit seiner politischen Einsicht über die Mehrzahl seiner Zeitgenossen hervortreten in dem Satz, den er gelegentlich hinwirft, daß es sich bei der Einführung einer Verfassung nicht bloß um Aufbauen, sondern auch noch um Niederreißen handle; nämlich um den noch immer lebenskräftigen Rest feudaler Institutionen. An diesem practischen Punkt, der in der That das erste innere Hinderniß einer constanten Weiterentwicklung bildete, ist Gneisenau, da er es vorläufig als unüberwindlich erkannte, stehen geblieben.

Ganz entsprechend seiner Parteinahme in der Preußischen Verfassungs-Angelegenheit zeigt sich Gneisenau's Charakter in der Frage der deutschen Einheit. Seiner ganzen Anlage und seiner Sympathie nach gehörte er der deutsch-nationalen Richtung an, aber da zu seinen Lebzeiten die Frage der deutschen Einigung niemals in das Stadium einer großen practischen Entscheidung getreten ist, so hat sich auch Gneisenau niemals mit ihr beschäftigt und wenn er in der preußischen Verfassungsfrage eine Mittelstellung einzunehmen suchte, so ist er in der deutschen Frage, die der Praxis noch ferner lag, geradezu indifferent geblieben.

Indem gleich der erste bedeutende Entschluß, den Gneisenau in der Friedensperiode faßte, uns veranlaßte, seine objective und subjective Stellung in dem Kampf der Parteien, der das politische Leben bedingte, auseinanderzusetzen, so ist auch eigentlich das, was wir über diesen letzten Lebensabschnitt zu sagen haben, so weit es sich nicht aus den Briefen von selbst ergiebt oder an diese anzuschließen ist, erschöpft.

Nur der Uebersicht wegen wollen wir die hauptsächlichsten Daten seines weiteren Lebens vorher zusammenstellen.

Bald nach seinem Abgang von Coblenz tauschte er gegen das Gut seiner Frau, Mittel-Kauffung, von dem Grafen Kalkreuth das schöne Erdmannsdorf ein und siedelte mit seiner Familie dorthin über. Der Reiz der Natur, inmitten deren dieser Edelsitz prangt, im Hirschberger Thal am Fuß der Schneekoppe, wurde noch erhöht durch die Nachbarschaft hochverehrter oder nahe befreundeter Familien; in Fischbach der Prinz Wilhelm mit seiner Gemahlin, in Ruhberg der Fürst Radziwill mit seiner Gemahlin, der Prinzessin Luise von Preußen, in Buchwald die Gräfin Reden, die Witwe des vortrefflichen Bergbau-Ministers Grafen Reden, die noch ziemlich jung selbständig ihr großes Besitzthum verwaltete, später als die Krisis in den dortigen Weberei-Districten ausbrach, viel zur Linderung des Elends beitrug und abermals bei der

Ansiedelung der protestantischen Tyroler in jenen Thälern eine thätige Rolle spielte. Gneisenau schätzte sie außerordentlich hoch und sie erwiederten diese Gesinnung, wenn sie auch oft traurig die tiefe Kluft empfand die sie, die mit der ganzen Innigkeit ihrer Natur der sogenannten pietistischen Richtung im Protestantismus anhing, in dieser Beziehung von Gneisenau trennte.

Als Dotation erhielt Gneisenau, nachdem er einige Zeit Engers bei Coblenz im Auge gehabt hatte, endlich das Gut Sommerschenburg, westlich von Magdeburg. Es dauerte, wie bei den Dotationen der anderen Generale, auch bei ihm ziemlich lange, ehe die Behörden sich mit ihm über die Abschätzung und die Abfindung des bisherigen Pächters geeinigt und die Sache völlig in's Reine gebracht hatten*). Die Angelegenheit wurde noch durch einen besonderen Umstand eigenthümlich verwickelt. Sommerschenburg war ehedem von Napoleon seinem Policei-Minister, dem General Savary, Herzog von Rovigo verliehen und nach der Restitution des Herzogthums Magdeburg an Preußen natürlich vom preußischen Staat als ehemalige Domaine mit Beschlag belegt worden. Savary behauptete jedoch, daß er das Gut, nachdem es ihm verliehen, verkauft und darauf wiedergekauft habe, so daß es ihm also jetzt vermöge eines Privat-Besitztitels gehöre, der durch die politische Umwälzung nicht berührt werde. Es kam darüber zu einem Proceß zwischen Savary und dem preußischen Fiskus, der sich viele Jahre hinzog, aber endlich zu Gunsten des Fiskus entschieden wurde. Mit diesem Rechtsstreit hing es auch wohl zusammen, daß der bis zum Jahre 1824 laufende Pachtvertrag bestehen blieb und Gneisenau von seinem eigenen Besitz ausschloß. In dem genannten Jahr nahm er ihn zum ersten Mal in Augenschein. Später gab er keins von seinen beiden Gütern in Pacht, sondern bewirthschaftete sie beide selbst mit Hülfe von Verwaltern. Da er oft die längste Zeit des Jahres in Berlin zubringen mußte, so hatte dies System viele Unzuträglichkeiten und bereitete ihm man-

*) Die endgültig abschließende A. C. O. ist vom 22. Mai 1818.

ches Aergerniß; aber die große ländwirthschaftliche Thätigkeit selbst reizte ihn zu sehr, um ihr ganz zu entsagen. Noch jetzt ist einiges Andenken an ihn in der Bevölkerung erhalten; es heißt, daß es sich unter ihm „gut amtirt habe"; daß er für die Armen im Ort, für Kirchen und Schulen besondere Sorge getragen und in letztere oft selbst gekommen, examinirt und Prämien vertheilt habe. Was Gneisenau hier und da in seinen Briefen über seine eigene und über den Stand der Landwirthschaft in Preußen im Allgemeinen mittheilt, wird man gewiß mit Interesse lesen. Im Jahre 1826 schreibt er einmal, er habe wegen der schlechten Zeiten der Landwirthschaft, nachdem er schuldenfrei gewesen, auch Schulden machen müssen, sich dann eingeschränkt und lebe nun sorgenfrei.

Im Jahre 1817 wurde Gneisenau in den neu-errichteten Staatsrath berufen, dessen Sitzungen ihn zwangen, forthin einen bedeutenden Theil des Jahres in Berlin zuzubringen. Bis zu seinem Tode betheiligte er sich mit Eifer an den Berathungen. Gleich in der ersten Sitzung, die der künftig einzuhaltenden Handelspolitik Preußens galt, ergriff er mehrmals das Wort und sprach sich gegen das Prohibitiv-System für das System freien Handels mit niedrigen Zöllen aus, was denn auch fast einstimmig angenommen wurde. Leider ist in den späteren Protocollen *) nur der Inhalt der Reden, nicht der Name des Redners mehr angeführt, so daß der Antheil der Einzelnen an der Gesetzgebung nicht mehr zu erkennen ist.

In zwei ständigen Ausschüssen des Staatsraths, dem für auswärtige und dem für militärische Angelegenheiten führte Gneisenau den Vorsitz. Doch scheint es nicht, daß diese Ausschüsse je zu einer wirklichen Thätigkeit berufen worden sind. Im Jahre 1825, als die Einrichtung also schon viele Jahre bestand, wurde Metternich auf sie aufmerksam und bemerkte dem preußischen Gesandten in Wien, dem Fürsten Hatzfeldt, indem er besonders betonte, daß Gneisenau an der Spitze der Abtheilung für auswärtige Ange-

*) Geh. St. Arch.

legenheiten stehe, eine solche Einrichtung scheine ihm bedenklich; es sei ein zweites Ministerium; dadurch würden vertrauliche Mittheilungen an den Berliner Hof unmöglich gemacht. Der Gesandte hielt es für nöthig, darüber, mit Umgehung des, Gneisenau befreundeten Ministers des Auswärtigen Grafen Bernstorff, dem König einen directen Bericht zu erstatten**). Dieser Zwischenfall bietet ein doppeltes Interesse. Einerseits zeigt er, daß die Institution des Ausschusses selbst zu keiner besonderen Bedeutung gelangt war, da Metternich so viele Jahre nicht einmal von ihrer Existenz vernommen hatte, andererseits legt er Zeugniß ab von dem bleibenden Mißtrauen, welches das östreichische Cabinet gegen Gneisenau bewahrte. Da die preußische Politik derzeit auf dem intimen Zusammengehen mit Oestreich basirte, so hätte schon dieses Mißtrauen ein nicht unerhebliches Hinderniß abgegeben, Gneisenau jemals etwa einen wirklichen Antheil an der Leitung der auswärtigen Angelegenheiten in Preußen zu übertragen.

Da Gneisenau durch die Sitzungen des Staatsraths ohnehin der ländlichen Ruhe wieder entrissen war, und mit wiederkehrender körperlicher Gesundheit auch die hypochondrische Stimmung wich und frischer Lebenslust und Weltfreude Platz machte, so bewarb er sich um die Stellung als Gouverneur von Berlin und erhielt dieselbe im Jahre 1818. Schon im Anfang des Jahres 1820 aber, als der Staat sich in großer finanzieller Bedrängniß befand und mehrere hohe Beamte auf ihr Gehalt Verzicht leisteten, beantragte auch Gneisenau, daß seine Stelle, als eine bloß repräsentative, eingehen möge. Der König nahm das Anerbieten an, befahl jedoch, daß Gneisenau die Wohnung und den Titel als Gouverneur behalte. Er blieb daher nominell Gouverneur von Berlin bis zu seinem Tode und lebte in regelmäßiger Abwechselung hier oder in Erdmannsdorf.

Im Jahre 1819 wurde er zum Präses der Ober-Militär-

**) Nach dem Tagebuch des Gen. v. Witzleben. Ich verdanke diese Notiz einer freundlichen Mittheilung des Herrn Prof. Dr. v. Treitschke.

Examinations-Commission ernannt, welcher die von Scharnhorst eingeführten wissenschaftlichen Prüfungen der Officiers-Aspiranten obliegen. Gneisenau's Ernennung hatte wohl mehr den Zweck, der neuen Institution durch eine hervorragende Persönlichkeit Ansehen und Gewicht zu verleihen, als ihm selbst einen Wirkungskreis zu geben. Da es noch eine sehr starke Partei gab, welche die Forderung wissenschaftlicher Bildung zum Eintritt in den Officierstand verwarf und zu dem früher maßgebenden Merkmal vornehmer Abkunft zurückzukehren wünschte, so war die Berufung Gneisenau's an die Spitze dieses Verwaltungszweiges an sich ein Act von gewisser politisch-militärischer Bedeutung und stellte die Zukunft der neuen Einrichtung für immer sicher. Eigentliche Spuren von persönlicher Thätigkeit Gneisenau's haben sich jedoch nicht erhalten, da die wirklichen Geschäfte nicht von dem Präses, sondern von dem ihm unterstellten Director der Commission besorgt wurden *).

Am 18. Juni 1825, dem Jahrestage von Belle-Alliance wurde Gneisenau zum General-Feldmarschall ernannt. Zur Feier des Tages fand zwischen Steglitz und Wilmersdorf bei Berlin ein großes Manöver statt, welches nach Müffling's Angaben die Hauptmomente der Schlacht darstellte. Zum Schluß wurde dann die Beförderung Gneisenau's wie einer großen Anzahl anderer Officiere verkündigt **).

Ob man seit der Demission Boyens als Kriegsminister (December 1819) noch von einer Einwirkung Gneisenau's auf die innere Geschichte der Armee reden kann, erscheint fraglich. Stellt man die Frage ganz allgemein auf die Entwicklung der Anschauungen in den höheren Kreisen des Officiercorps, so wird man annehmen können, daß Gneisenau's Persönlichkeit nie aufgehört

*) Die Ernennung Gneisenau's datirt vom 24. April 1819; in den Acten des Archivs der Ob. Mil. Exam. Com. erscheint seine Unterschrift jedoch zum ersten Mal erst am 22. März 1821; zum letzten Mal 23. October 1830.

**) Schöning, die Generale der Churbrandenburgischen und Preußischen Armee 1640–1840.

habe, sich geltend zu machen. Unzweifelhaft kam der Geist von 1806 allmählich wieder empor in der preußischen Armee. Anfang der 20er Jahre kam es einmal zwischen einem General und einem Civil-Beamten in einer Ersatz-Commission zu einem Conflict, weil der erstere die Ersatzmannschaften nach der Größe auswählen wollte, um die Regimenter möglichst stattlich aussehen zu machen und General v. Witzleben hatte Mühe, seine Freunde zu überzeugen, daß diese Manipulation nicht den Intentionen des Königs entspräche*). Man muß sich klar machen, daß solche Tendenzen existirten und daß es sich darum handelte, sie im Officiercorps nicht wieder zur allgemeinen Herrschaft gelangen zu lassen, um zu verstehen, welches Gewicht Clausewitz auf die bloße Anwesenheit Gneisenau's in Berlin legt. Er bildet ein Element der öffentlichen Meinung, des Corpsgeistes der Armee. Viel weiter aber wird man nicht gehen dürfen. Das Ohr des Königs hatte er nicht. Mit den drei Persönlichkeiten, welche, sei es vermöge solchen Einflusses, sei es vermöge ihres Amtes als die leitenden bezeichnet werden können, stand er in keinen Beziehungen. Der Kriegsminister, v. Hake, ein trockner Verwaltungsmann, wird schwerlich mit ihm Rath gepflogen haben. Der Herzog Karl von Mecklenburg, der Schwager des Königs, Commandirender des Garde-Corps, der in dieser Stellung auf den Geist seines Corps einen auf Menschenalter maßgebenden Einfluß geübt hat, stand politisch zu den Aeußersten der aristokratischen Partei und es spricht Manches dafür, daß er zu denen gehörte, die im Stande waren, Gneisenau für einen Verdächtigen zu halten. Bei weitem bedeutender als diese beiden war der Chef des Militär-Cabinets, v. Witzleben**), bis zu seinem Tode der nächste Vertraute und Berather des Königs; er nahm politisch einen sehr ähnlichen Standpunkt wie Gneisenau ein und auch ihr persönliches Verhältniß war gut, aber es findet sich nicht, daß sie eine nähere

*) Dorow, Erlebtes III, 297.

**) Ueber ihn seine Biographie von Dorow.

Verbindung unterhalten hätten. Am eheſten könnte man noch meinen, daß Gneiſenau als Schiedsrichter bei den großen Manövern durch ſeine Beurtheilung auf das Perſönliche und die Beförderung in den obern Stellen der Armee einigen Einfluß geübt habe. Er fungirte mehrmals in dieſer Stellung und der Gegenſtand iſt, wie man leicht ſieht, für das Leben der Armee von einer unſchätzbaren Bedeutung. Im Ganzen wird man aber ſchließlich einen beiläufigen, rein perſönlichen Einfluß am wenigſten bei Jemand ſupponiren dürfen, der ſo wenig wie Gneiſenau geneigt war, danach zu ſuchen.

Im Jahre 1818 war auch Clauſewitz nach Berlin verſetzt worden. Er und ſeine Frau blieben dort der eigentlich intime Verkehr Gneiſenau's. Nächſt ihnen Frau von Helvig, Amalie von Imhoff, deren Mann in den preußiſchen Dienſt getreten war.

Ein anmuthiger Zufall, der uns überliefert iſt, läßt in einer kleinen lebendigen Gruppe, wenn man ſo ſagen darf, das ideale Berlin der Periode vor uns erſcheinen: am Tage nach der Enthüllung von Blücher's Denkmal trafen ſich morgens früh um 6 Uhr, ehe der Lärm der Stadt erwacht war, am Fuße des Monuments: Gneiſenau, Hegel und Rauch. Man mag den Gedanken verfolgen, wie der Krieger, der Denker und der Künſtler, die auf der Höhe des Jahrhunderts wandeln, ſich vereinigen in der Verehrung des Repräſentanten des urwüchſigen germaniſchen Volksgeiſtes. Man mag nach einer anderen Seite einer Betrachtung nachgehen, durch welche Attractionskraft jene alle drei als nicht geborene Preußen nach Berlin zuſammengeführt worden waren. Uns kam es in dieſem Augenblick nur darauf an, uns mitten hineinzuverſetzen in das Zeitalter und die Geſellſchaft, die in weiterer Atmoſphäre die zweite Hälfte von Gneiſenau's irdiſchem Daſein umgab. Nach den Geſetzen der Berliner Geſellſchaft, deren Charakteriſticum die Separation der Geburts- und Berufsſtände iſt, bewegte auch Gneiſenau ſich zunächſt innerhalb der höheren militäriſchen Kreiſe der Hauptſtadt. Aber er bedurfte einer vielſeitigeren Anregung, als ſie ihm dort

werden konnte und pflegte sie, wo sie ihm geboten wurde. Nach allen Seiten erstreckten sich seine Beziehungen, die der Briefwechsel nur noch zum Theil erkennen läßt. Seine eigenen künstlerischen Neigungen, namentlich seine Liebe zur Musik, seine Studien in der Architectur und im Zeichnen sind uns schon in seiner Jugendzeit begegnet. Jetzt erfreute er sich an dem Verkehr im Hause des Fürsten Radziwill, desselben, von dem Goethe einst schrieb*), daß er ein herrlich Violoncell spiele, selbst componire (den Faust) und zu seinem Bogeninstrument singe. „Er ist der erste wahre Troubadour, der mir vorgekommen; ein kräftiges Talent, ein Enthusiasmus, ja — wenn man will — etwas Phantastisches zeichnen ihn aus."

Von den Berliner Künstlern kam Gneisenau wohl am meisten mit Schinkel zusammen. Als er noch in Coblenz war, hatte ihn die Idee der Vollendung des Cölner Doms ergriffen und er hatte schon ein Project ausgearbeitet, durch Sammlungen in ganz Deutschland die Mittel dazu zusammen zu bringen. In Erdmannsdorf baute und pflanzte er nach seiner eigenen Idee. Im Ganzen standen die bildenden Künste seinem Interesse doch wohl ferner; er hatte zu wenig Gelegenheit gehabt, sein Verständniß dafür auszubilden und bei der Anwesenheit in Paris, wo sein Geist von den Verhandlungen vollständig occupirt und bedrückt war, bedurfte es einigen Zuredens, um ihn überhaupt zum Besuch der Museen zu bewegen; nachher freilich sprach er Stosch, der ihn dazu vermocht hatte, seinen Dank dafür aus. Die Rückgabe der von den Franzosen aus anderen Ländern entführten Kunstwerke betrieb er aber mit großem Eifer und sie ist, da das Beispiel der Preußen den Anstoß gab, hauptsächlich sein Verdienst.

Die schöne Litteratur findet in Gneisenau's Briefwechsel merkwürdig wenig Erwähnung, und es muß schon die Sprache dieser Briefe selbst Zeugniß ablegen, daß sie dem Zeitalter Goethes angehören. Der Verkehr mit Frau von Helvig eröffnete ihm hier

*) An Knebel. Nach d. preuß. Jahrbüch. 1875 p. 1.

einen lebendigen Quell. Sie hatte um die Wende des Jahrhunderts in Weimar gelebt und war dort zuletzt Hofdame gewesen. Durch Schönheit, Talent und Kenntnisse — sie hatte sich sogar das Griechische angeeignet — hatte sie Goethe's Interesse erregt und mit seiner Beihülfe verfaßte sie ihr erstes größeres Gedicht: „Die Schwestern von Lesbos". Gentz wurde von einer leidenschaftlichen Liebe für sie ergriffen, die nicht unerwiedert blieb, aber zu keiner Verbindung führte. Noch im Jahre 1827, als sie ihm einmal geschrieben hatte, antwortete er, ihr Brief habe ihn aufgeweckt, wie ein Lichtstrahl aus einer schöneren Welt. „Durch allen Tumult eines thätigen, bewegten, zuweilen glänzenden, nicht immer glücklichen Lebens hat mir stets Ihr Bild wie das einer Heiligen vorgeschwebt." Als Frau eines Generals und Schriftstellerin gehörte sie in Berlin zwei sonst sehr getrennten Gesellschafts- und Interessenkreisen an und gewann dadurch Gneisenau's Freundschaft um so leichter.

„Gott erhalte Sie, brave deutsche Frauen, für solche Frauen schlägt man sich gern," hatte einst Gneisenau nach der Schlacht von Belle-Alliance an Frau von Clausewitz und Gräfin Dohna, die Tochter Scharnhorst's, geschrieben. In der Verehrung und Freundschaft, die Frau von Clausewitz, Frau von Helvig, Fürstin Radziwill und Gräfin Reden ihm ihr Leben hindurch gewußt und bewährt haben, haben die deutschen Frauen Gneisenau solche Gesinnung wohl vergolten.

Die beiden Gelehrten, abgesehen von Clausewitz, mit denen Gneisenau näheren Verkehr hatte, Steffens und Benzenberg, sind wissenschaftlich nicht von hervorragender Bedeutung. Aber sie geboten doch über einen großen Vorrath positiver Kenntnisse und machten dieselben durch die leichte und liebenswürdige Art, womit sie sie und sich zu geben wußten, werthvoll. Steffens, ein geborener Norweger (geb. 1773), war Mineralog und behandelte die Mineralogie wie die gesammten Naturwissenschaften im Sinne der Schelling'schen Naturphilosophie. Er hatte den Krieg im Haupt-

quartier mitgemacht und blieb auch später stets im freundschaftlichsten Verhältniß zu Gneisenau. Ihm verdanken wir eine anziehende Schilderung von Gneisenau in seinem Umgang mit Gelehrten. „Er war mehr durch das Leben, als durch Studien gebildet, aber durch seine Achtung für eine jede Art höherer geistiger Bildung, durch die freundliche Aufforderung, ihn über Verhältnisse aufzuklären, die ihm unbekannt waren, durch das unverstellte Geständniß seiner Unkunde, zeigte er sich nicht allein noch liebenswürdiger, sondern zugleich achtungswerther; denn nie erschien die ihm angeborne Größe imponirender als in eben solchen Momenten. Ihm fehlte die leichte Beweglichkeit des Geistes, der schnelle Witz, die ironische Schärfe, welche damals viele der bedeutendsten und höchst verdienstvollen höheren Befehlshaber auszeichneten, aber auch nicht selten bei geselligen Berührungen zurückstoßend wirkten."

„Nie hörte ich aus seinem Munde ein unverständiges Wort, ja die stille Demuth seines Wesens hatte etwas unwiderstehlich Gebietendes an sich, auch in geistiger Rücksicht; so daß das Unverständige in seiner Gegenwart sich nicht auszusprechen wagte. Ein Jeder ahnte das tiefsinnige Gemüth, welches, indem es sich äußern wollte, mehr an das dachte, was ihm fehlte, als an den großen Schatz von Erfahrungen, die er, mit Europa's Schicksal fortwährend beschäftigt, von den größten Gedanken durchdrungen und im thätigen Bündniß mit den edelsten und großartigsten Männern, sich erworben hatte. Eben wenn er am demüthigsten war, schien er sich mit bewußtloser Sicherheit herabzulassen" *). Schon während des Feldzuges, berichtet Stosch, habe Gneisenau auf dem Marsch oder bei Tische die im Hauptquartier anwesenden Gelehrten besonders gern zur Belebung der Unterhaltung an sich gezogen und eine Hypothese, die Steffens einmal aufstellte, daß der Basalt ein niedergefallener Meteorstein sein möge, habe lange Zeit Gneisenau's Phantasie auf den Märschen beschäftigt

*) Zusammengezogen nach „Was ich erlebte" Bd. III, p. 48—51.

und immer wieder habe er sich darin ergangen, die ungeheure Natur-Revolution auszumalen, die der Fall dieser Massen hervorgebracht.

Benzenberg (geb. 1777) hat eine gewisse Bedeutung als Physiker und Astronom. Er war ein Autodidact, der sich auf den verschiedensten Gebieten tummelte. Auf seinem Gut in der Nähe von Düsseldorf baute er sich eine eigene Sternwarte und veröffentlichte ansehnliche Untersuchungen, namentlich über die Natur der Sternschnuppen. Daneben schrieb er auch ein Buch über Kataster-Vermessung. Seine historisch-politischen Schriften enthalten nicht unwesentliche Beiträge zur Zeitgeschichte, namentlich das Buch über die Verwaltung des Fürsten Hardenberg. Der Satz, den er in diesem Buch aufstellte und der heute für einen Gemeinplatz gilt, daß das Gute der französischen Revolution in Preußen von oben herab durch die Reform-Gesetzgebung vollbracht worden sei, rief damals bei beiden Parteien, der aristokratischen wie liberalen einen Sturm der Entrüstung hervor.

Auf methodisch-wissenschaftlichem Wege gelangte Benzenberg zu solchen Wahrheiten freilich nicht*). Er blieb auf diesem Gebiete immer ein talentvoller, belesener Dilettant und schwankt etwas unsicher zwischen ständischen Antiquitäten und liberalem Doctrinarismus hinüber und herüber. Bis zu Gneisenau's Tode blieb er mit ihm in freundschaftlichen Beziehungen, wenn sie sich bei der Entfernung der Wohnsitze später auch nicht mehr sahen und der Briefwechsel inhaltlos wird, einerseits weil die Verfassungsfrage, um die er sich hauptsächlich gedreht hatte, vorläufig bei Seite gelegt erschien, andrerseits weil Benzenberg das Unglück hatte, durch einen Schlagfluß theilweise gelähmt zu werden und nur noch mit Hülfe dritter Personen schreiben konnte.

*) Sein Werk „Ueber Verfassung. Wünsche und Hoffnungen eines Rheinländers", 536 Seiten, fängt an mit den Worten „In einer Entfernung von 21 Millionen Meilen fliegt eine kleine Kugel um die Sonne, deren Durchmesser 1718 Meilen ist. Auf dieser lebt der Mensch —" ꝛc.

Wenn übrigens Gneisenau seine eigene wissenschaftliche Bildung immer so gering anschlägt und Steffens sich ähnlich auszusprechen scheint, so muß man sich doch hüten, in der Schätzung zu niedrig zu greifen. Ein Stil, wie Gneisenau ihn schreibt, bildet sich nicht ohne eine umfassende Belesenheit. Noch heute ist in dem Städtchen Löwenberg, wo Gneisenau als Lieutenant stand, die Tradition nicht erloschen, wie er sich von dem alltäglichen Treiben seiner Kameraden meist fern gehalten und immer zu Hause gesessen und studiert habe. Er besaß ein sogar recht erhebliches mathematisches wie historisches Wissen und bediente sich des Französischen und auch des Englischen leicht, wenn auch selbstverständlich nicht durchaus correct. Was ihm, man darf nicht sagen fehlte, sondern worin ihn zuweilen Jemand übertraf, das war das eigentlich Gelernte, die massenhafte Detailkenntniß und die systematischen Theorien, wie sie auf der Studierstube erworben werden. Beides, Detailkenntniß wie Theorie, besaßen Benzenberg und Müffling, und darauf beruhte der Respect, den Gneisenau ihnen darbrachte und der Einfluß, den er Müffling bei der Heeresleitung gewährte, obgleich, was die Theorie betrifft, Müffling keineswegs, wie etwa Clausewitz, für einen echt logischen Kopf gelten darf.

Aus den früheren wie späteren Jahren finden sich in den Papieren Gneisenau's mehrfach längere Verzeichnisse von Büchern, die offenbar zur Lectüre bestimmt waren. Sie sind meist landwirthschaftlichen oder historischen Inhalts — dem Historiker mag es erlaubt sein, anzumerken, daß noch Ranke's „Geschichten der romanischen und germanischen Völker" sich darunter befinden — auch die alten Klassiker finden sich verzeichnet; wie viel davon Gneisenau wirklich studiert hat, mag zweifelhaft sein. Die Bewirthschaftung seiner Güter, die Staatsraths-Sitzungen, eine ausgebreitete Correspondenz und die Gewohnheit einer umfassenden Lectüre der Zeitungen, auch der ausländischen, haben ihm wohl nicht so sehr viel Zeit zum eigentlichen Studieren gelassen.

Mit der kaufmännischen Welt hatte Gneisenau Fühlung durch den Danziger Gibsone, der, ein seines Lebens genießender, älterer Junggesell, mehrmals auf längere Zeit nach Berlin kam, um Gneisenau zu besuchen.

In Berlin, wie besonders in Erdmannsdorf hatte Gneisenau für alle seine Freunde ein stets offenes Haus. So einfach er für sich selbst war — in Erdmannsdorf bewohnte er ein Mansardenzimmer, weil er von da die schönste Aussicht hatte — so gern arrangirte er prächtige Feste und reizende Ueberraschungen für seine Freunde, wozu das schöne Hirschberger Thal immer neue Gelegenheit bot. Es ist keine der zeitgenössischen Aufzeichnungen, die wenn sie Gneisenau's gedenkt, es unterließen auch seine Gastfreiheit zu preisen.

In einem seiner letzten Lebensjahre, schon als Feldmarschall, ist Gneisenau auch noch einmal durch Erfurt gekommen und fand außer seinem nächsten Jugendfreunde Siegling, der dort als Lehrer wirkte, noch mehrere Genossen seiner Universitätszeit am Leben. Er versagte es sich nicht, sie alle zusammenzuladen, begrüßte sie mit dem brüderlichen „Du" und erweckte die fröhlichen Erinnerungen des Studententhums, indem er mit ihnen das „Gaudeamus" anstimmte.

Schon von früh auf, während er noch in den beschränktesten Verhältnissen lebt, finden wir in Gneisenau den Zug zum Vornehmen; wie er lebt, was er unternimmt, seine Wohlthätigkeit wie seine Feste, alles ist gern im großen Styl angelegt: nicht aus Prahlerei oder Genußsucht, für seine Person ist er ebenso bedürfnißlos wie bescheiden, aber er denkt nicht recht an die Unkosten, die er sich verursacht, und rechnet noch weniger peinlich nach, ob sie auch im Verhältniß stehen zu den Mitteln, über die er gebietet. Das hat ihn in jüngeren Jahren manchmal in Verlegenheit gebracht. Nun da er sich den Aufwand gewähren darf, thut er es mit dem Lustgefühl der Freiheit, aber für sich selbst bleibt er so bedürfnißlos und einfachen Herzens wie zuvor. Es ist freilich eine

innere Verwandlung mit ihm vorgegangen, in der Sprache seiner Briefe kann man es verfolgen, wie der ganze Mann gewachsen ist mit seinen größeren Zwecken. Und diese Umwandlung hat ihn ergriffen in einem Alter, wo die Entwickelung des Mannes längst abgeschlossen zu sein pflegt. Eigene Thaten, hohe Stellung, Wechselbeziehungen mit den leitenden Geistern des Jahrhunderts haben ihre Wirkung ausgeübt. Die Betrachtungsweise hat sich erhoben, wie der Gesichtskreis sich erweitert hat; wie weit lagen Freude und Leid, Interessen und Umgang des Landstädtchens hinter ihm: aber das Gemüth bewährt in dem Wechsel seine angeborene Größe, denn wie sehr die Persönlichkeit wächst, sich selbst gleich bleibend hält das Gemüth ihr die Wage und wird nicht irre in seinem Urtheil auf dem Gebiete, wo das Urtheil ihm zukommt.

Faßt man es zusammen, wie Gneisenau in neun Jahren vom Hauptmann zum General der Infanterie, von einem in den mäßigsten Vermögensverhältnissen lebenden Landedelmann zum großen Grundbesitzer emporgestiegen war, wie er das Jahr theilt zwischen dem Leben in der Residenz, als der vornehmste Militär, mitarbeitend an der Gesetzgebung, und dem Leben auf dem schöngelegenen ländlichen Eigensitz im Kreise einer zärtlich geliebten Familie, so mag man das Glück seines Lebensabends preisen. Auch er freilich durfte nur sagen: „Vor Augen ist mein Reich unendlich, im Rücken neckt mich der Verdruß"; und mehr als Verdruß, auch schwerer Kummer hat die letzten Jahre seines Lebens begleitet. Er trug ihn aber in seinem Innern und erschien heiter vor der Welt „fast wie ein Schauspieler", wie er einmal im schmerzlichsten Ton in einem ganz vertrauten Brief schrieb, „der ein sterbendes Kind daheim hat und auf der Bühne die Leute mit Späßen belustigen soll".

Die Ereignisse, welche Gneisenau kurz vor seinem Tode veranlaßten noch einmal in Activität zu treten, werden wir im Zusammenhang mit dem darauf bezüglichen Briefwechsel behandeln.

Wenn ich dem Leser nunmehr den gesammten Briefwechsel Gneisenau's, so weit er erhalten ist und irgend welches allgemeinere Interesse zu bieten schien, vorlege, so bitte ich darüber noch eine allgemeine Bemerkung machen zu dürfen. Es handelt sich um Privatbriefe, denen man es ansieht, daß sie ohne jeden Gedanken an die Oeffentlichkeit geschrieben worden sind. Nun ist ein geschriebenes Wort schon etwas anderes, als ein gesprochenes, ein gedrucktes wiederum ein anderes als ein geschriebenes. Derselbe Sinn wird mit anderen Wendungen in einem vertrauten Privatbrief ausgedrückt, als man ihn in einem Buch niederlegen oder in einer Zeitung veröffentlichen würde. Vertraute Briefe durch den Druck, auch nach Ablauf einer langen Zeit veröffentlicht, erregen daher leicht unrichtige Vorstellungen. Die bloße Thatsache der Fixirung und Communication an alle Welt durch den Druck wirkt wie eine Verzerrung. Ein leichter Scherz erscheint wie Hohn, eine Aufwallung wie ein Urtheil, eine einzelne Beobachtung wie eine Charakteristik. Der Leser, der sich vor Täuschung bewahren will, muß fortwährend selbst gegen diese Verschiebung reagiren, und indem er sich von Zeit und Personen aus Briefen ein Bild schafft, so zu sagen den Briefstil erst in den Buchstil, in dem er sonst gewohnt ist historisch zu urtheilen, übertragen.

Bei Gneisenau's Briefwechsel ist diese Warnung gewiß weniger nothwendig als bei vielen anderen Privatbriefen; aber namentlich in einer Beziehung hielt ich den ausdrücklichen Hinweis für nothwendig, weil man finden wird, daß Gneisenau's Urtheil darin nicht nur mit dem Urtheil aller seiner Freunde, sondern überhaupt mit allen zeitgenössischen Urtheilen übereinstimmt, weil man daraus schließen wird, daß es richtig sei und weil es dennoch falsch ist.

Es ist dies das Urtheil über die innere Geschichte Preußens in der Periode, welcher diese Briefe angehören.

Das Bild, welches uns aus dem vorliegenden Briefwechsel entgegentritt, ist ein eigentlich in allen Beziehungen höchst betrü-

bendes. Die äußere Politik ruht. Im Innern erscheinen die wirthschaftlichen Zustände gedrückt, die Gesetzgebung stockend, die Verwaltung unfähig und tyrannisch zugleich, dabei ein Parteikampf, der sich als hauptsächlichster Waffen der Verdächtigung und der Verleumdung bedient und gegen den die Regierung kein anderes Schutzmittel kennt, als eine brutale Unterdrückung des politischen Geistes in der Nation, die sie soeben selbst aufgerufen hatte zum Kampf um die nationale Freiheit.

Der Historiker kann sich diesem Urtheil nicht anschließen. Er vergleicht die Zustände in Preußen mit den gleichzeitigen in den benachbarten Ländern, England, Frankreich, Oesterreich und findet dort die Klagen dieselben, die Thatsachen noch viel gravirender. Er vergleicht andere Perioden der Geschichte Preußens selbst, die Zeiten vor 1806, die Zeiten aller vorhergehenden Könige und findet dort die vertrauteren Urtheile der Zeitgenossen abermals höchst ungünstig. Schon diese Vergleiche müssen Bedenken erregen, auf Grund des Zeugnisses der Zeitgenossen ein unbedingt absprechendes Urtheil über die zweite Regierungsperiode Friedrich Wilhelms III. zu fällen. Geht man nun aber auf die Thatsachen, vergleicht Anfang und Ende dieser Periode und beurtheilt dieselbe nach ihren Resultaten, so zeigt sich, daß höchst schwierige Verhältnisse in ruhiger, friedlicher Arbeit und constantem Fortschritt glücklich überwunden und ein unerschütterlich fester Grund für die Heraufführung einer neuen Epoche der Geschichte Preußens grade in dieser Zeit gelegt worden ist.

Was war und woraus bestand Preußen im Jahre 1815? Neun verschiedene Staaten und Staatentheile, Stücke von Polen und Frankreich, Sachsen und Schweden waren mit dem Torso des Jahres 1807 zu einem neuen weder in Sitte noch Bildung noch Religion noch Geschichte einheitlichem Körper verbunden worden. Die verschiedenen Provinzen standen sich fremd und eifersüchtig gegenüber; die neuen Gebiete betrachteten sich als erobertes Land, das eben so gut noch einmal wieder abgetreten und an ein

anderes Vaterland und ein anderes Königshaus überwiesen werden könne.

Die socialen Verhältnisse befanden sich in einer vollständigen Umwälzung; in den verschiedenen Provinzen in verschiedenen Stadien. Der Adel war bisher eine abgeschlossene Gesellschaftsklasse gewesen, die sei es gesetzlich, sei es thatsächlich wesentliche Theile der obrigkeitlichen Gewalt ausübte und sich diese Stellung eifersüchtig zu bewahren suchte, während der Bürgerstand einen solchen Klassenunterschied überhaupt nicht mehr gelten lassen wollte.

Die Vermögens-Auseinandersetzung des Adels mit dem vorher unterthänigen Bauernstande war kaum über die theoretische Feststellung hinausgekommen.

Gleichmäßig war nur in allen Provinzen die durch die unausgesetzten Kriege, die Grenzverschiebungen, die Einführung und Wiederaufhebung der Continentalsperre verursachte wirthschaftliche Noth. Im Westen litt vorzüglich die Industrie, im Osten der Grundbesitz; zahllose alte Familien gingen zu Grunde, weil sie momentan kein flüssiges Capital aufzubringen vermochten und der Besitz ging, oft weit unter dem Werth, über an Personen, die während des Krieges durch kaufmännische Geschicklichkeit und Betriebsamkeit baares Geld erworben und zurückgelegt hatten.

Hart lag auf dem verarmten Lande der Druck der Steuern, welche die Bezahlung der Zinsen der Kriegsschulden und die Aufrechterhaltung der Machtstellung Preußens doch unumgänglich erforderten.

Es ist dem Beamtenthum Friedrich Wilhelms III. gelungen, aus diesen zerbröckelten, widerwilligen, aus- und gegeneinander strebenden Elementen einen Staat zusammenzuschmieden, der im Stande war die heftigsten Erschütterungen des Continents, die wildesten Bewegungen im eigenen Innern zu überstehen und der als er endlich den Muth fand zur Vollendung eines neuen großen Werkes zu schreiten, eine Kraft entfaltete, welcher alle seine Widersacher sich beugen mußten.

Es ist hier nicht der Ort eine Geschichte Preußens zu schreiben; aber es sei erlaubt einen schnellen Blick zu werfen auf sein Fortschreiten in den ersten anderthalb Decennien der neuen Aera. Da war ein für alle Provinzen gleichmäßiger Verwaltungs-Organismus geschaffen, der die Zuverlässigkeit und Rechtlichkeit der altpreußischen Collegial-Verfassung vereinigte mit der Präcision und Intelligenz des französischen Bureausystems: die eigentlich verwaltenden Behörden in der Mittelinstanz, die Regierungen sind collegialisch; das verhindert Willkühr und Parteilichkeit. Die dirigirenden Behörden, Oberpräsidenten und Minister sind bureaucratische Einzelbeamte und frei von der Schwerfälligkeit und der Unzugänglichkeit gegen neue Ideen, welche in dem ehemaligen collegialischen General-Directorium zu völliger Stagnation geführt hatte *).

Behufs allseitiger Vorbereitung und gründlicher Durcharbeitung der neuen umfassenden Gesetzgebung war der Staatsrath eingesetzt. Er bestand außer den Prinzen des Königlichen Hauses aus den Ministern, den Oberpräsidenten, den hervorragendsten Ministerial-Beamten, Generalen und Diplomaten. Ueber welch einen Reichthum an politischer Intelligenz das damalige Preußen verfügte, lehrt ein Blick auf die Mitglieder-Liste dieser Versammlung.

Präsident war der Staatskanzler selbst. Zum Schaden seines Nachruhms blieb er länger in seinem Amt, als die abnehmenden Kräfte demselben gewachsen waren; in den etwa zehn Jahren seiner vollen Wirksamkeit jedoch hat er durch eine seltene Vereinigung von Energie und Schmiegsamkeit, Preußen in die Formen gebracht, die sein auf das Ganze gerichteter, vorurtheilloser Geist sich von Anfang an vorgezeichnet hatte.

*) Geschichte und Darstellung des Organismus der preußischen Behörden. Arnsberg 1840. Wehnert, über den Geist der preußischen Staatsorganisation. Benzenberg, die Verwaltung des Staatskanzlers Hardenberg. Raumer, im Anhang von Manso's preußischer Geschichte (nur in der ersten Auflage). Auch auf den klassischen Aufsatz von Streckfuß „Ueber die Garantien der preußischen Zustände", 1839 darf wohl wieder verwiesen werden.

Ihm folgten Blücher und Gneisenau mit den andern aus dem letzten Kriege bekannten Namen, Kleist, Knesebeck, Boyen, Grolmann. Altenstein, der Philosoph, der in dem Chaos der Niederlage die einzelnen Reform-Ideen zuerst zu einem Gesammt-Bilde des zukünftigen Preußen gestaltet hatte. Wilhelm v. Humboldt, als Gelehrter und Staatsmann gleich angesehen. Beyme, der schon vor 1806 dem Liberalismus anhing, wenn er auch zu schwach war, selber Reformen herbeizuführen. v. Schön, der den schärfsten theoretischen Verstand verband mit practischer Erfahrung und Thätigkeit. Sack, einer Familie angehörig, von der mehrere Mitglieder gleichzeitig sich in hohen Aemtern auszeichneten. v. Zerboni, der als Oberpräsident starb, nachdem er einst seinen jugendlichen Enthusiasmus für das Rechte und Gute im Gefängniß gebüßt hatte. v. Vincke, der den Vätern der Reform die Kenntniß der englischen Selbstverwaltung zugetragen hatte und seine Provinz regierte, indem er sie selber im blauen Leinenkittel durchwanderte. Ladenberg, der unermüdliche. Eichhorn, der in einem schwächlichen Körper einen stets auf das Höchste gerichteten Geist bewahrte; mit seiner und Maaßen's Hülfe begründete später v. Motz den Zollverein. Ribbentrop, der während der Freiheitskriege dem schwierigen Verpflegungswesen vorgestanden hatte. Rother, der vom gemeinen Küraſſier zum Minister emporstieg. Savigny, der Rechtsgelehrte, Merkel, Friese, Kühne, Hoffmann, Rehdiger und wie sie alle heißen.

In der Armee wird die neue populare Einrichtung der allgemeinen Wehrpflicht und der Landwehr aufrecht erhalten gegen die Opposition der vornehmen Stände, welche sich durch die Verpflichtung deplacirt und die der wohlhabenderen, welche sich dadurch gedrückt fühlen*). Ihre stillwirkende Erziehung überträgt

*) Bei Einführung einer Constitution wären nach den damaligen Begriffen ausschließlich diese beiden Volksklassen zur Vertretung berufen worden. Es ist wohl sehr zu bezweifeln, ob dann das Princip der allgemeinen Wehrpflicht hätte aufrecht erhalten werden können. Selbst 1813 hatte der ostpreußische Landtag

Es ist hier nicht der Ort eine Geschichte Preußens zu schreiben; aber es sei erlaubt einen schnellen Blick zu werfen auf sein Fortschreiten in den ersten anderthalb Decennien der neuen Aera. Da war ein für alle Provinzen gleichmäßiger Verwaltungs-Organismus geschaffen, der die Zuverlässigkeit und Rechtlichkeit der altpreußischen Collegial-Verfassung vereinigte mit der Präcision und Intelligenz des französischen Bureausystems: die eigentlich verwaltenden Behörden in der Mittelinstanz, die Regierungen sind collegialisch; das verhindert Willkühr und Parteilichkeit. Die dirigirenden Behörden, Oberpräsidenten und Minister sind bureaucratische Einzelbeamte und frei von der Schwerfälligkeit und der Unzugänglichkeit gegen neue Ideen, welche in dem ehemaligen collegialischen General-Directorium zu völliger Stagnation geführt hatte *).

Behufs allseitiger Vorbereitung und gründlicher Durcharbeitung der neuen umfassenden Gesetzgebung war der Staatsrath eingesetzt. Er bestand außer den Prinzen des Königlichen Hauses aus den Ministern, den Oberpräsidenten, den hervorragendsten Ministerial-Beamten, Generalen und Diplomaten. Ueber welch einen Reichthum an politischer Intelligenz das damalige Preußen verfügte, lehrt ein Blick auf die Mitglieder-Liste dieser Versammlung.

Präsident war der Staatskanzler selbst. Zum Schaden seines Nachruhms blieb er länger in seinem Amt, als die abnehmenden Kräfte demselben gewachsen waren; in den etwa zehn Jahren seiner vollen Wirksamkeit jedoch hat er durch eine seltene Vereinigung von Energie und Schmiegsamkeit, Preußen in die Formen gebracht, die sein auf das Ganze gerichteter, vorurtheilloser Geist sich von Anfang an vorgezeichnet hatte.

*) Geschichte und Darstellung des Organismus der preußischen Behörden. Arnsberg 1840. Wehnert, über den Geist der preußischen Staatsorganisation. Benzenberg, die Verwaltung des Staatskanzlers Hardenberg. Raumer, im Anhang von Manso's preußischer Geschichte (nur in der ersten Auflage). [illegible] auf den klassischen Aufsatz von Streckfuß „Ueber die Garantien [illegible] Zustände", 1839 darf wohl wieder verwiesen werden.

Ihm folgten Blücher und Gneisenau mit den andern aus dem letzten Kriege bekannten Namen, Kleist, Knesebeck, Boyen, Grolmann. Altenstein, der Philosoph, der in dem Chaos der Niederlage die einzelnen Reform-Ideen zuerst zu einem Gesammt-Bilde des zukünftigen Preußen gestaltet hatte. Wilhelm v. Humboldt, als Gelehrter und Staatsmann gleich angesehen. Beyme, der schon vor 1806 dem Liberalismus anhing, wenn er auch zu schwach war, selber Reformen herbeizuführen. v. Schön, der den schärfsten theoretischen Verstand verband mit practischer Erfahrung und Thätigkeit. Sack, einer Familie angehörig, von der mehrere Mitglieder gleichzeitig sich in hohen Aemtern auszeichneten. v. Zerboni, der als Oberpräsident starb, nachdem er einst seinen jugendlichen Enthusiasmus für das Rechte und Gute im Gefängniß gebüßt hatte. v. Vincke, der den Vätern der Reform die Kenntniß der englischen Selbstverwaltung zugetragen hatte und seine Provinz regierte, indem er sie selber im blauen Leinenkittel durchwanderte. Ladenberg, der unermüdliche. Eichhorn, der in einem schwächlichen Körper einen stets auf das Höchste gerichteten Geist bewahrte; mit seiner und Maaßen's Hülfe begründete später v. Motz den Zollverein. Ribbentrop, der während der Freiheitskriege dem schwierigen Verpflegungswesen vorgestanden hatte. Rother, der vom gemeinen Küraſſier zum Minister emporstieg. Savigny, der Rechtsgelehrte. Merkel, Friese, Kühne, Hoffmann, Rehdiger und wie sie alle heißen.

In der Armee wird die neue populare Einrichtung der allgemeinen Wehrpflicht und der Landwehr aufrecht erhalten gegen die Opposition der vornehmen Stände, welche sich durch die Verpflichtung deplacirt und die der wohlhabenden, welche sich dadurch gedrückt fühlen *). Ihre stillwirkende Erziehung überträgt

einer Constitution [illegible] den damaligen Begriffen [illegible] zur Berathung berufen worden. Es ist [illegible] Princip der allgemeinen Wehrpflicht hätte [illegible] der ostpreußische Landtag

quartier mitgemacht und blieb auch später stets im freundschaftlichsten Verhältniß zu Gneisenau. Ihm verdanken wir eine anziehende Schilderung von Gneisenau in seinem Umgang mit Gelehrten. „Er war mehr durch das Leben, als durch Studien gebildet, aber durch seine Achtung für eine jede Art höherer geistiger Bildung, durch die freundliche Aufforderung, ihn über Verhältnisse aufzuklären, die ihm unbekannt waren, durch das unverstellte Geständniß seiner Unkunde, zeigte er sich nicht allein noch liebenswürdiger, sondern zugleich achtungswerther; denn nie erschien die ihm angeborne Größe imponirender als in eben solchen Momenten. Ihm fehlte die leichte Beweglichkeit des Geistes, der schnelle Witz, die ironische Schärfe, welche damals viele der bedeutendsten und höchst verdienstvollen höheren Befehlshaber auszeichneten, aber auch nicht selten bei geselligen Berührungen zurückstoßend wirkten."

„Nie hörte ich aus seinem Munde ein unverständiges Wort, ja die stille Demuth seines Wesens hatte etwas unwiderstehlich Gebietendes an sich, auch in geistiger Rücksicht; so daß das Unverständige in seiner Gegenwart sich nicht auszusprechen wagte. Ein Jeder ahnte das tiefsinnige Gemüth, welches, indem es sich äußern wollte, mehr an das dachte, was ihm fehlte, als an den großen Schatz von Erfahrungen, die er, mit Europa's Schicksal fortwährend beschäftigt, von den größten Gedanken durchdrungen und im thätigen Bündniß mit den edelsten und großartigsten Männern, sich erworben hatte. Eben wenn er am demüthigsten war, schien er sich mit bewußtloser Sicherheit herabzulassen" *). Schon während des Feldzuges, berichtet Stosch, habe Gneisenau auf dem Marsch oder bei Tische die im Hauptquartier anwesenden Gelehrten besonders gern zur Belebung der Unterhaltung an sich gezogen und eine Hypothese, die Steffens einmal aufstellte, daß der Basalt ein niedergefallener Meteorstein sein möge, habe lange Zeit Gneisenau's Phantasie auf den Märschen beschäftigt

*) Zusammengezogen nach „Was ich erlebte" Bd. III, p. 48—51.

und immer wieder habe er sich darin ergangen, die ungeheure Natur-Revolution auszumalen, die der Fall dieser Massen hervorgebracht.

Benzenberg (geb. 1777) hat eine gewisse Bedeutung als Physiker und Astronom. Er war ein Autodidact, der sich auf den verschiedensten Gebieten tummelte. Auf seinem Gut in der Nähe von Düsseldorf baute er sich eine eigene Sternwarte und veröffentlichte ansehnliche Untersuchungen, namentlich über die Natur der Sternschnuppen. Daneben schrieb er auch ein Buch über Kataster-Vermessung. Seine historisch-politischen Schriften enthalten nicht unwesentliche Beiträge zur Zeitgeschichte, namentlich das Buch über die Verwaltung des Fürsten Hardenberg. Der Satz, den er in diesem Buch aufstellte und der heute für einen Gemeinplatz gilt, daß das Gute der französischen Revolution in Preußen von oben herab durch die Reform-Gesetzgebung vollbracht worden sei, rief damals bei beiden Parteien, der aristokratischen wie liberalen einen Sturm der Entrüstung hervor.

Auf methodisch-wissenschaftlichem Wege gelangte Benzenberg zu solchen Wahrheiten freilich nicht*). Er blieb auf diesem Gebiete immer ein talentvoller, belesener Dilettant und schwankt etwas unsicher zwischen ständischen Antiquitäten und liberalem Doctrinarismus hinüber und herüber. Bis zu Gneisenau's Tode blieb er mit ihm in freundschaftlichen Beziehungen, wenn sie sich bei der Entfernung der Wohnsitze später auch nicht mehr sahen und der Briefwechsel inhaltlos wird, einerseits weil die Verfassungsfrage, um die er sich hauptsächlich gedreht hatte, vorläufig bei Seite gelegt erschien, andrerseits weil Benzenberg das Unglück hatte, durch einen Schlagfluß theilweise gelähmt zu werden und nur noch mit Hülfe dritter Personen schreiben konnte.

---

*) Sein Werk „Ueber Verfassung. Wünsche und Hoffnungen eines Rheinländers", 536 Seiten, fängt an mit den Worten „In einer Entfernung von 21 Millionen Meilen fliegt eine kleine Kugel um die Sonne, deren Durchmesser 1718 Meilen ist. Auf dieser lebt der Mensch —" ꝛc.

Wenn übrigens Gneisenau seine eigene wissenschaftliche Bildung immer so gering anschlägt und Steffens sich ähnlich auszusprechen scheint, so muß man sich doch hüten, in der Schätzung zu niedrig zu greifen. Ein Stil, wie Gneisenau ihn schreibt, bildet sich nicht ohne eine umfassende Belesenheit. Noch heute ist in dem Städtchen Löwenberg, wo Gneisenau als Lieutenant stand, die Tradition nicht erloschen, wie er sich von dem alltäglichen Treiben seiner Kameraden meist fern gehalten und immer zu Hause gesessen und studiert habe. Er besaß ein sogar recht erhebliches mathematisches wie historisches Wissen und bediente sich des Französischen und auch des Englischen leicht, wenn auch selbstverständlich nicht durchaus correct. Was ihm, man darf nicht sagen fehlte, sondern worin ihn zuweilen Jemand übertraf, das war das eigentlich Gelernte, die massenhafte Detailkenntniß und die systematischen Theorien, wie sie auf der Studierstube erworben werden. Beides, Detailkenntniß wie Theorie, besaßen Benzenberg und Müffling, und darauf beruhte der Respect, den Gneisenau ihnen darbrachte und der Einfluß, den er Müffling bei der Heeresleitung gewährte, obgleich, was die Theorie betrifft, Müffling keineswegs, wie etwa Clausewitz, für einen echt logischen Kopf gelten darf.

Aus den früheren wie späteren Jahren finden sich in den Papieren Gneisenau's mehrfach längere Verzeichnisse von Büchern, die offenbar zur Lectüre bestimmt waren. Sie sind meist landwirthschaftlichen oder historischen Inhalts — dem Historiker mag es erlaubt sein, anzumerken, daß noch Ranke's „Geschichten der romanischen und germanischen Völker" sich darunter befinden — auch die alten Klassiker finden sich verzeichnet; wie viel davon Gneisenau wirklich studiert hat, mag zweifelhaft sein. Die Bewirthschaftung seiner Güter, die Staatsraths-Sitzungen, eine ausgebreitete Correspondenz und die Gewohnheit einer umfassenden Lectüre der Zeitungen, auch der ausländischen, haben ihm wohl nicht so sehr viel Zeit zum eigentlichen Studieren gelassen.

Mit der kaufmännischen Welt hatte Gneisenau Fühlung durch den Danziger Gibsone, der, ein seines Lebens genießender, älterer Junggesell, mehrmals auf längere Zeit nach Berlin kam, um Gneisenau zu besuchen.

In Berlin, wie besonders in Erdmannsdorf hatte Gneisenau für alle seine Freunde ein stets offenes Haus. So einfach er für sich selbst war — in Erdmannsdorf bewohnte er ein Mansardenzimmer, weil er von da die schönste Aussicht hatte — so gern arrangirte er prächtige Feste und reizende Ueberraschungen für seine Freunde, wozu das schöne Hirschberger Thal immer neue Gelegenheit bot. Es ist keine der zeitgenössischen Aufzeichnungen, die wenn sie Gneisenau's gedenkt, es unterließen auch seine Gastfreiheit zu preisen.

In einem seiner letzten Lebensjahre, schon als Feldmarschall, ist Gneisenau auch noch einmal durch Erfurt gekommen und fand außer seinem nächsten Jugendfreunde Siegling, der dort als Lehrer wirkte, noch mehrere Genossen seiner Universitätszeit am Leben. Er versagte es sich nicht, sie alle zusammenzuladen, begrüßte sie mit dem brüderlichen „Du" und erweckte die fröhlichen Erinnerungen des Studententhums, indem er mit ihnen das „Gaudeamus" anstimmte.

Schon von früh auf, während er noch in den beschränktesten Verhältnissen lebt, finden wir in Gneisenau den Zug zum Vornehmen; wie er lebt, was er unternimmt, seine Wohlthätigkeit wie seine Feste, alles ist gern im großen Styl angelegt: nicht aus Prahlerei oder Genußsucht, für seine Person ist er ebenso bedürfnißlos wie bescheiden, aber er denkt nicht recht an die Unkosten, die er sich verursacht, und rechnet noch weniger peinlich nach, ob sie auch im Verhältniß stehen zu den Mitteln, über die er gebietet. Das hat ihn in jüngeren Jahren manchmal in Verlegenheit gebracht. Nun da er sich den Aufwand gewähren darf, thut er es mit dem Lustgefühl der Freiheit, aber für sich selbst bleibt er so bedürfnißlos und einfachen Herzens wie zuvor. Es ist freilich eine

... Verwandlung mit ihm vorgegangen, in der Sprache seiner ... man es verfolgen, wie der ganze Mann gewachsen ist ... zu größeren Zwecken. Und diese Umwandlung hat ihn er... in einem Alter, wo die Entwickelung des Mannes längst abgeschlossen zu sein pflegt. Eigene Thaten, hohe Stellung, Wechselbeziehungen mit den leitenden Geistern des Jahrhunderts haben die Wirkung ausgeübt. Die Betrachtungsweise hat sich erhoben, wie der Gesichtskreis sich erweitert hat; wie weit lagen Freude und Leid, Interessen und Umgang des Landstädtchens hinter ihm: aber das Gemüth bewährt in dem Wechsel seine angeborene Größe, denn wie sehr die Persönlichkeit wächst, sich selbst gleich bleibend hält das Gemüth ihr die Wage und wird nicht irre in seinem Urtheil auf dem Gebiete, wo das Urtheil ihm zukommt.

Faßt man es zusammen, wie Gneisenau in neun Jahren vom Hauptmann zum General der Infanterie, von einem in den mäßigsten Vermögensverhältnissen lebenden Landedelmann zum großen Grundbesitzer emporgestiegen war, wie er das Jahr theilt zwischen dem Leben in der Residenz, als der vornehmste Militär, mitarbeitend an der Gesetzgebung, und dem Leben auf dem schöngelegenen ländlichen Eigensitz im Kreise einer zärtlich geliebten Familie, so mag man das Glück seines Lebensabends preisen. Auch er freilich durfte nur sagen: „Vor Augen ist mein Reich unendlich, im Rücken neckt mich der Verdruß"; und mehr als Verdruß, auch schwerer Kummer hat die letzten Jahre seines Lebens begleitet. Er trug ihn aber in seinem Innern und erschien heiter vor der Welt „fast wie ein Schauspieler", wie er einmal im schmerzlichsten Ton in einem ganz vertrauten Brief schrieb, „der ein sterbendes Kind daheim hat und auf der Bühne die Leute mit Späßen belustigen soll".

Die Ereignisse, welche Gneisenau kurz vor seinem Tode veranlaßten noch einmal in Activität zu treten, werden wir im Zusammenhang mit dem darauf bezüglichen Briefwechsel behandeln.

Wenn ich dem Leser nunmehr den gesammten Briefwechsel Gneisenau's, so weit er erhalten ist und irgend welches allgemeinere Interesse zu bieten schien, vorlege, so bitte ich darüber noch eine allgemeine Bemerkung machen zu dürfen. Es handelt sich um Privatbriefe, denen man es ansieht, daß sie ohne jeden Gedanken an die Oeffentlichkeit geschrieben worden sind. Nun ist ein geschriebenes Wort schon etwas anderes, als ein gesprochenes, ein gedrucktes wiederum ein anderes als ein geschriebenes. Derselbe Sinn wird mit anderen Wendungen in einem vertrauten Privatbrief ausgedrückt, als man ihn in einem Buch niederlegen oder in einer Zeitung veröffentlichen würde. Vertraute Briefe durch den Druck, auch nach Ablauf einer langen Zeit veröffentlicht, erregen daher leicht unrichtige Vorstellungen. Die bloße Thatsache der Fixirung und Communication an alle Welt durch den Druck wirkt wie eine Verzerrung. Ein leichter Scherz erscheint wie Hohn, eine Aufwallung wie ein Urtheil, eine einzelne Beobachtung wie eine Charakteristik. Der Leser, der sich vor Täuschung bewahren will, muß fortwährend selbst gegen diese Verschiebung reagiren, und indem er sich von Zeit und Personen aus Briefen ein Bild schafft, so zu sagen den Briefstil erst in den Buchstil, in dem er sonst gewohnt ist historisch zu urtheilen, übertragen.

Bei Gneisenau's Briefwechsel ist diese Warnung gewiß weniger nothwendig als bei vielen anderen Privatbriefen; aber namentlich in einer Beziehung hielt ich den ausdrücklichen Hinweis für nothwendig, weil man finden wird, daß Gneisenau's Urtheil darin nicht nur mit dem Urtheil aller seiner Freunde, sondern überhaupt mit allen zeitgenössischen Urtheilen übereinstimmt, weil man daraus schließen wird, daß es richtig sei und weil es dennoch falsch ist.

Es ist dies das Urtheil über die innere Geschichte Preußens in der Periode, welcher diese Briefe angehören.

Das Bild, welches uns aus dem vorliegenden Briefwechsel entgegentritt, ist ein eigentlich in allen Beziehungen höchst betrü-

bendes. Die äußere Politik ruht. Im Innern erscheinen die wirthschaftlichen Zustände gedrückt, die Gesetzgebung stockend, die Verwaltung unfähig und tyrannisch zugleich, dabei ein Parteikampf, der sich als hauptsächlichster Waffen der Verdächtigung und der Verleumdung bedient und gegen den die Regierung kein anderes Schutzmittel kennt, als eine brutale Unterdrückung des politischen Geistes in der Nation, die sie soeben selbst aufgerufen hatte zum Kampf um die nationale Freiheit.

Der Historiker kann sich diesem Urtheil nicht anschließen. Er vergleicht die Zustände in Preußen mit den gleichzeitigen in den benachbarten Ländern, England, Frankreich, Oesterreich und findet dort die Klagen dieselben, die Thatsachen noch viel gravirender. Er vergleicht andere Perioden der Geschichte Preußens selbst, die Zeiten vor 1806, die Zeiten aller vorhergehenden Könige und findet dort die vertrauteren Urtheile der Zeitgenossen abermals höchst ungünstig. Schon diese Vergleiche müssen Bedenken erregen, auf Grund des Zeugnisses der Zeitgenossen ein unbedingt absprechendes Urtheil über die zweite Regierungsperiode Friedrich Wilhelms III. zu fällen. Geht man nun aber auf die Thatsachen, vergleicht Anfang und Ende dieser Periode und beurtheilt dieselbe nach ihren Resultaten, so zeigt sich, daß höchst schwierige Verhältnisse in ruhiger, friedlicher Arbeit und constantem Fortschritt glücklich überwunden und ein unerschütterlich fester Grund für die Heraufführung einer neuen Epoche der Geschichte Preußens grade in dieser Zeit gelegt worden ist.

Was war und woraus bestand Preußen im Jahre 1815? Neun verschiedene Staaten und Staatentheile, Stücke von Polen und Frankreich, Sachsen und Schweden waren mit dem Torso des Jahres 1807 zu einem neuen weder in Sitte noch Bildung noch Religion noch Geschichte einheitlichem Körper verbunden worden. Die verschiedenen Provinzen standen sich fremd und eifersüchtig gegenüber; die neuen Gebiete betrachteten sich als erobertes Land, das eben so gut noch einmal wieder abgetreten und an ein

anderes Vaterland und ein anderes Königshaus überwiesen werden könne.

Die socialen Verhältnisse befanden sich in einer vollständigen Umwälzung; in den verschiedenen Provinzen in verschiedenen Stadien. Der Adel war bisher eine abgeschlossene Gesellschaftsklasse gewesen, die sei es gesetzlich, sei es thatsächlich wesentliche Theile der obrigkeitlichen Gewalt ausübte und sich diese Stellung eifersüchtig zu bewahren suchte, während der Bürgerstand einen solchen Klassenunterschied überhaupt nicht mehr gelten lassen wollte.

Die Vermögens-Auseinandersetzung des Adels mit dem vorher unterthänigen Bauernstande war kaum über die theoretische Feststellung hinausgekommen.

Gleichmäßig war nur in allen Provinzen die durch die unausgesetzten Kriege, die Grenzverschiebungen, die Einführung und Wiederaufhebung der Continentalsperre verursachte wirthschaftliche Noth. Im Westen litt vorzüglich die Industrie, im Osten der Grundbesitz; zahllose alte Familien gingen zu Grunde, weil sie momentan kein flüssiges Capital aufzubringen vermochten und der Besitz ging, oft weit unter dem Werth, über an Personen, die während des Krieges durch kaufmännische Geschicklichkeit und Betriebsamkeit baares Geld erworben und zurückgelegt hatten.

Hart lag auf dem verarmten Lande der Druck der Steuern, welche die Bezahlung der Zinsen der Kriegsschulden und die Aufrechterhaltung der Machtstellung Preußens doch unumgänglich erforderten.

Es ist dem Beamtenthum Friedrich Wilhelms III. gelungen, aus diesen zerbröckelten, widerwilligen, aus- und gegeneinander strebenden Elementen einen Staat zusammenzuschmieden, der im Stande war die heftigsten Erschütterungen des Continents, die wildesten Bewegungen im eigenen Innern zu überstehen und der als er endlich den Muth fand zur Vollendung eines neuen großen Werkes zu schreiten, eine Kraft entfaltete, welcher alle seine Widersacher sich beugen mußten.

Es ist hier nicht der Ort eine Geschichte Preußens zu schreiben; aber es sei erlaubt einen schnellen Blick zu werfen auf sein Fortschreiten in den ersten anderthalb Decennien der neuen Aera. Da war ein für alle Provinzen gleichmäßiger Verwaltungs-Organismus geschaffen, der die Zuverlässigkeit und Rechtlichkeit der altpreußischen Collegial-Verfassung vereinigte mit der Präcision und Intelligenz des französischen Bureausystems: die eigentlich verwaltenden Behörden in der Mittelinstanz, die Regierungen sind collegialisch; das verhindert Willkühr und Parteilichkeit. Die dirigirenden Behörden, Oberpräsidenten und Minister sind bureaucratische Einzelbeamte und frei von der Schwerfälligkeit und der Unzugänglichkeit gegen neue Ideen, welche in dem ehemaligen collegialischen General-Directorium zu völliger Stagnation geführt hatte *).

Behufs allseitiger Vorbereitung und gründlicher Durcharbeitung der neuen umfassenden Gesetzgebung war der Staatsrath eingesetzt. Er bestand außer den Prinzen des Königlichen Hauses aus den Ministern, den Oberpräsidenten, den hervorragendsten Ministerial-Beamten, Generalen und Diplomaten. Ueber welch einen Reichthum an politischer Intelligenz das damalige Preußen verfügte, lehrt ein Blick auf die Mitglieder-Liste dieser Versammlung.

Präsident war der Staatskanzler selbst. Zum Schaden seines Nachruhms blieb er länger in seinem Amt, als die abnehmenden Kräfte demselben gewachsen waren; in den etwa zehn Jahren seiner vollen Wirksamkeit jedoch hat er durch eine seltene Vereinigung von Energie und Schmiegsamkeit, Preußen in die Formen gebracht, die sein auf das Ganze gerichteter, vorurtheilloser Geist sich von Anfang an vorgezeichnet hatte.

*) Geschichte und Darstellung des Organismus der preußischen Behörden. Arnsberg 1840. Wehnert, über den Geist der preußischen Staatsorganisation. Benzenberg, die Verwaltung des Staatskanzlers Hardenberg. Raumer, im Anhang von Manso's preußischer Geschichte (nur in der ersten Auflage). Auch auf den klassischen Aufsatz von Streckfuß „Ueber die Garantien der preußischen Zustände", 1839 darf wohl wieder verwiesen werden.

Ihm folgten Blücher und Gneisenau mit den andern aus dem letzten Kriege bekannten Namen, Kleist, Kneſebeck, Boyen, Grolmann. Altenstein, der Philoſoph, der in dem Chaos der Niederlage die einzelnen Reform-Ideen zuerſt zu einem Geſammt-Bilde des zukünftigen Preußen geſtaltet hatte. Wilhelm v. Humboldt, als Gelehrter und Staatsmann gleich angeſehen. Beyme, der ſchon vor 1806 dem Liberalismus anhing, wenn er auch zu ſchwach war, ſelber Reformen herbeizuführen. v. Schön, der den ſchärfſten theoretiſchen Verſtand verband mit practiſcher Erfahrung und Thätigkeit. Sack, einer Familie angehörig, von der mehrere Mitglieder gleichzeitig ſich in hohen Aemtern auszeichneten. v. Zerboni, der als Oberpräſident ſtarb, nachdem er einſt ſeinen jugendlichen Enthuſiasmus für das Rechte und Gute im Gefängniß gebüßt hatte. v. Vincke, der den Vätern der Reform die Kenntniß der engliſchen Selbſtverwaltung zugetragen hatte und ſeine Provinz regierte, indem er ſie ſelber im blauen Leinenkittel durchwanderte. Ladenberg, der unermüdliche. Eichhorn, der in einem ſchwächlichen Körper einen ſtets auf das Höchſte gerichteten Geiſt bewahrte; mit ſeiner und Maaßen's Hülfe begründete ſpäter v. Motz den Zollverein. Ribbentrop, der während der Freiheitskriege dem ſchwierigen Verpflegungsweſen vorgeſtanden hatte. Rother, der vom gemeinen Küraſſier zum Miniſter emporſtieg. Savigny, der Rechtsgelehrte, Merkel, Frieſe, Kühne, Hoffmann, Rehdiger und wie ſie alle heißen.

In der Armee wird die neue populare Einrichtung der allgemeinen Wehrpflicht und der Landwehr aufrecht erhalten gegen die Oppoſition der vornehmen Stände, welche ſich durch die Verpflichtung deplacirt und die der wohlhabenderen, welche ſich dadurch gedrückt fühlen*). Ihre ſtillwirkende Erziehung überträgt

*) Bei Einführung einer Conſtitution wären nach den damaligen Begriffen ausſchließlich dieſe beiden Volksklaſſen zur Vertretung berufen worden. Es iſt wohl ſehr zu bezweifeln, ob dann das Princip der allgemeinen Wehrpflicht hätte aufrecht erhalten werden können. Selbſt 1813 hatte der oſtpreußiſche Landtag

allmählich die preußische Staatsgesinnung und den Stolz auf den preußischen Ruhm auch auf die neuerworbenen Provinzen.

Eine neue Steuerverfassung, geschickt combinirt aus directen und indirecten Abgaben verschafft die Mittel die Grenzen des Staates auf allen Seiten durch gewaltige Festungsbauten zu decken, einen Staatsschatz zu sammeln und Schulden abzuzahlen.

Unter dem Schutz einer systematischen Zoll- und Handelsgesetzgebung, einer sorgsamen Pflege der Verkehrsmittel, vor Allem des ängstlich behüteten langen Friedens hebt sich wieder der gesunkene Nationalwohlstand, ebenso wie die Einwohnerzahl des Staates.

Dem Unterrichtswesen, ehedem in Preußen sehr vernachlässigt, wird zum ersten Mal, in allen seinen Zweigen, Universitäten, Gymnasien und Volksschulen eine eingehendere Fürsorge gewidmet und bald ist Preußen auf diesem Gebiet allen anderen Großstaaten weit voran.

Die Vertheilung des Grundeigenthums zwischen den ehemaligen Herren und ihren Bauern, diese unendlich schwierige Aufgabe, welche in Frankreich zu einer furchtbaren Umwälzung, Vertreibung und Ausrottung des Adels geführt hat, in England durch die Uebertragung des gesammten Grundeigenthums an den Adel und Herabdrückung des Bauern- zu einem Pächterstande umgangen ist, wurde in Preußen zwar langsam, aber doch stätig fortgeführt.

Selbst der häßlichste Fleck in der Geschichte unseres Vaterlandes, die politischen Verfolgungen, verlieren viel von ihrer Widerwärtigkeit, wenn man sie zerlegt in ihre historisch-politischen Elemente.

Die Gedankenfreiheit in Deutschland vor der Umwälzung der napoleonischen Kriege beruht auf ihrer absoluten Trennung von der Politik. Die Regierung bekümmerte sich so wenig um die

---

es ausdrücklich verworfen und wir werden aus dem Briefwechsel ersehen, wie sich später die Breslauer Bürgerschaft gewaltsam der Vereidigung zur Landwehr widersetzte und die Berliner Stadtverordneten einstimmig und wiederholt gegen die Ausdehnung der allgemeinen Wehrpflicht auf Berlin petitionirten.

öffentliche Meinung, wie diese um jene. Indem nun die öffentliche Meinung angefangen hatte, sich auch auf die politischen Angelegenheiten zu erstrecken, blieb der Regierung keine Wahl, als ihr entweder einen gesetzlichen Einfluß zu geben oder sie zu unterdrücken; denn eine freie öffentliche Meinung ist eine Kraft, viel zu groß, um wirkungslos zu bleiben: entweder sie muß dem Staate dienen oder sie wird ihn zersprengen.

Wir haben schon oben die wesentlichsten Momente angegeben, welche die Einführung einer Constitution in Preußen damals verhinderten. Indem das nun einmal nicht geschah, so konnte auch eine freie Presse, freies Versammlungsrecht nicht bewilligt werden. Wenn nun gegen diese Unterdrückung der öffentliche Geist heftig reagirte und die Agitation endlich sich zu einem Fanatismus erhitzte, der moralisch unbescholtene junge Männer zum Meuchelmorde trieb, wenn diese Fälle sich schnell hintereinander wiederholten*), gleichzeitig in Nachbarländern sich ähnliche Erscheinungen zeigten und in Frankreich der Thronerbe selbst ermordet wurde**), so war es natürlich in einem Lande, wo vor wenigen Jahren noch überhaupt eine Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten nicht stattgefunden hatte, daß die Regierungen glaubten, durch Repressiv-Maßregeln die erregten Geister dämpfen zu müssen und ihrer wieder Herr werden zu können. Groteske Mißgriffe konnten dabei nicht ausbleiben und der in der Freiheit emporgewachsene deutsche Geist empfand die ihm angelegte Fessel wie eine schimpfliche Sklaverei, während die Regierungsmänner des alten Systems — und man bedenke, daß nur sieben Jahre hier zwei Zeitalter trennen, die sich fremd sind wie zwei verschiedene Welten — in der Betheiligung des öffentlichen Geistes an der Politik überhaupt eine unerlaubte Neuerung erblickten und milde zu sein glaubten, wenn sie sie nicht gänzlich verboten.

*) 23. März 1819 wurde Kotzebue ermordet von Sand; bald darauf machte Löning ein Attentat auf den Nassauischen Minister von Ibell.

**) 13. Februar 1820.

Der Parteikampf an sich ist kein Uebel, denn er bedeutet Leben und Bewegung. Auch die Opfer, die in demselben fallen, bedürfen keines anderen Bedauerns, als die Opfer in der Schlacht. Wenn nun der damalige Parteikampf in Preußen abstößt durch eine gewisse Kleinlichkeit und Verworrenheit, so ist dieser, man möchte fast sagen, ästhetische Mangel doch nur die Kehrseite eines unschätzbaren practischen Gewinns.

Allerdings ist es die Eigenthümlichkeit des Parteikampfes in Preußen, daß er sich zum größten Theil unter der Oberfläche, in der Gestalt der persönlichen Intrigue abspielt. Der Grund dieser Erscheinung aber liegt in dem Aufkommen der Parteien neben einer vollkommen einheitlichen, absoluten Autorität, die doch eigentlich die Existenz von Parteien ausschließt. Ohne diese Autorität würde der unversöhnliche Gegensatz zum offenen Kampf, Blutvergießen, Bürgerkrieg geführt haben wie in anderen Ländern und wie es Preußen endlich auch nicht völlig erspart worden ist: so lange aber die absolute monarchische Autorität unerschüttert war, war die einzig mögliche Kampfstätte der Parteien der Einfluß auf die Person des Monarchen und damit nimmt der Kampf selbst Formen an, die sich im Einzelnen in's Kleine verlieren und sich endlich dem Auge des Zuschauers größtentheils entziehen.

Wenn nun dies die Züge sind, in denen die Geschichte Preußens dem Historiker sich darstellt, wie ist es zu erklären, daß einstimmig die Zeitgenossen so ganz anders urtheilten? Der allgemeine Satz, daß der Mensch immer das einzelne Unzulängliche viel stärker empfindet, als die allgemeine zum Guten wirkende Maßregel, genügt doch wohl nicht. Denn wenn auch die Erscheinung, daß die Menschen, ganz kurze Momente des Enthusiasmus ausgenommen, über die eigene Zeit unzufrieden und ungünstig urtheilen, in allen Perioden der Geschichte und bei allen Nationen gleichmäßig wiederkehrt, so pflegen doch nebenher auch die Urtheile Einzelner überliefert zu sein, die fähig waren, nicht nur die Vergangenheit, sondern auch die Welt, der sie selber angehörten, ob-

jectiv anzuschauen. Unter der Regierung Friedrich Wilhelms III. und auch seines Nachfolgers finden wir solche Urtheile nur ganz vereinzelt oder von sehr beschränkten Standpunkten gefällt, und diese Erscheinung bedarf einer Erklärung.

Eine Analogie aus der Kriegsgeschichte mag uns dabei von Nutzen sein. Das nähere Studium eines jeden Feldzuges, einer jeden Schlacht, deckt auch auf Seiten des Siegers zahllose Fehler im Einzelnen auf; stets kann man nachweisen, wie auf bestimmte Weise der Sieg noch vergrößert oder wenigstens mit einem viel geringeren Verlust von Menschen hätte erkauft werden können. Im Augenblick des Sieges selbst wird solcher Kritik vergessen und wenn auch die nachfolgende Geschichtsforschung sie ausübt, so tritt sie doch immer zurück gegen die Thatsache des Sieges selbst, der immer Sieg und Ruhm bleibt trotz aller Fehler der Leitung, trotz aller Frictionen in der Ausführung, trotz aller unnöthig Geopferten. Der Mangel und der Erfolg trotz des Mangels liegen so nahe bei einander, daß der erstere niemals losgelöst von diesem für sich beurtheilt und deshalb niemals völlig verdammt werden kann.

In der Administration ist genau das Gegentheil der Fall. Die Maßregel und der Erfolg liegen meist weit, oft ein Menschenalter weit voneinander. Erst die Nachkommen sind dann im Stande den Zusammenhang zu entdecken und das wahre, endgültige Resultat, ob zuletzt die Fehler, ob die Tugenden stärker gewesen sind und die Oberhand behalten haben, festzustellen. Selbst wenn ein Gibsone, gewiß ein gemäßigter und verständiger Mann und mitten im practischen Leben stehend, schreibt (8. Jan. 1818): „Ich kenne mehrere gut-gesinnte preußische Patrioten und ich rechne mich selbst nicht unter die Schlechtesten — bei Allen ist aber nur Eine Stimme des Unwillens über die jetzige verderbte, herz- und kopflose Verwaltung des Staates und dies ist wohl eigentlich die herrschende Stimmung im Lande" — so darf uns das nicht beirren. Nicht anders ist im Stabe Yorks von der Blücher-Gneisenau'schen Befehlsführung geurtheilt worden und dort wie hier

aus ganz ähnlichen Gründen. Die Uebel selbst, welche die Kritik herausfordern sind da, aber sie sind nicht begründet in der Unfähigkeit der leitenden Personen, sondern in dem Wesen der Aufgabe, welche nur ein relativ vollkommenes Resultat gestattet. Die Schwierigkeiten, den verarmten, halb aufgelösten, aus heterogenen Stücken zusammengesetzten Staat in feste Form zu bringen, waren so übermäßig groß, daß auch die rechtlichste und intelligenteste Administration nicht im Stande war, sie völlig zu überwinden. Sie arbeitete mit einem unerzogenen, von den verschiedensten, oft corrumpirten Regierungen übernommenen Beamtenthum. Zahlreiche und an sich auch berechtigte Privat-Interessen wurden verletzt und machten sich in der allgemeinen Stimmung um so mehr geltend, als eine öffentliche Discussion nicht gestattet war. Die Gegensätze, welche der Staat in sich schloß, waren so mächtig, daß die Verwaltung nothwendig immer entweder den Vorwurf der Halbheit, wenn sie sie zu versöhnen suchte, oder der Einseitigkeit und Parteilichkeit, wenn sie sich ganz einer Richtung anschloß, verfiel. Erst nach Ablauf einer sehr langen Zeit, trat es allmählich zu Tage, daß die Regierung im Großen und Ganzen dennoch, immer von dem augenblicklichen Bedürfniß geleitet den richtigen Weg gegangen sei; erst seit dem Jahr 1866 und dem Jahr 1870, seit der Sieg erfochten ist und der deutsche und preußische Geist nach langer Trennung und Irrsal sich zum zweiten Mal zusammengefunden haben, ist auch die Erkenntniß der inneren Geschichte Preußens und Deutschlands seit den Freiheitskriegen erschlossen.

Boyen an Gneisenau.

Berlin, den 4. Dezember [1815].

Ich danke Ihnen, mein hochverehrter Frennd, für die mir unter dem 19. vorigen Monats gegebenen Nachrichten. Die Erhaltung des ruhigen Zustandes in Frankreich und mit diesem also auch des Zustandes von Europa scheint allerdings noch immer problematisch. Daß es dorten energischer Maaßregeln bedarf, ist keinem Zweifel unterworfen, wie weit diese aber gehen können, dies ist wahrlich eine wichtige Frage. Der König von Spanien scheint in der Hinsicht in einer glücklicheren Lage zu sein; seine Anhänger sind wahrscheinlich in der Mehrzahl über das ganze Land verbreitet, in Frankreich nur auf einzelne Provinzen beschränkt; auch traue ich der Garde des Königs von Spanien, den Mönchen mehr Kraft zu als den Voltigeurs de Louis XIV. Wenn man alle diese Verhältnisse gegeneinander abwägt, so hat Richelieu eine außerordentliche Aufgabe zu lösen übernommen.

Die hier angefangene Fehde wegen der Geheimen Gesellschaften ist ebenso betrübt als unwürdig, eigentlich ein bloßer Deckmantel mit einem hämischen Zweck. Ich habe bereits an den Staatskanzler geschrieben und auf eine Untersuchung der Sache angetragen und werde dies bei seiner Rückkunft lebhaft fortsetzen.

In der in diesen Tagen erscheinenden Verordnung über die Landwehr werden Sie gegen den ersten Plan einige Abänderungen finden, die daher rühren, daß der König jetzt beabsichtiget daß eine Brigade künftig mit 3 Linien- und 3 Landwehr Battaillonen in's Feld rücken, dagegen aber jedes Battaillon 1000 Köpfe stark sein soll; die Sache hat wie jedes 2 Seiten; in der Combattanten Zahl geht nichts wesentliches verloren.

Der Finanz-Minister sowohl als der des Innern haben mir versprochen auf's Thätigste zur Erbauung von Kasernen in den Brigade-Quartieren, so daß dort immer 4 Battaillone, 4 Eskadronen und 1 Batterie wenigstens kasernirt werden können, mitzuwirken. Man hofft durch Mitwirkung des Landes Leute zu finden, die gegen jährliche Abzahlungen den Vorschuß machen. Können Sie dazu mitwirken, so thun Sie es ja, damit die Sache in Gang kommt. Bei unserem Kriegessystem und unserer politischen Lage ist es gewiß wichtig, die Brigaden zusammen zu halten, den Soldaten bei seiner kurzen Dienstzeit für sein ganzes Leben

zum Soldaten zu bilden; vielleicht wird es dann noch möglich jedem Brigade-Quartier ein Stück Land zum Gemüse- und Obstbau zu verschaffen; ein gelernter Gärtner werde bei jeder Brigade dazu angestellt und der Krieger ginge nach zurückgelegter Dienstzeit mit erweiterten Kenntnissen über Gemüse- und Obstbau und die richtige Behandlung des Bodens in seine Heimath.

An Boyen.

Coblenz, den 20. December 1815.

Ich erlaube mir, hochverehrter Freund, auf den Umstand aufmerksam zu machen, daß die Ancienneté des Obersten von Clausewitz in unserer Armee noch gar nicht bestimmt ist. Ich hoffe nicht, daß der König so ungerecht seyn werde, ihm ein späteres Patent oder erst dann eines zu geben, wenn alle dessen Hinterleute gleichen Grades ihm vorgerückt seyn werden. Dies wäre eines Theils gegen die Zusage die der deutschen Legion gemacht worden und andern Theils eine harte demüthigende Behandlung eines Mannes, wie deren die Armee nur wenige aufzuweisen hat und auf dem mit die Hoffnung derjenigen beruht, die für den Dienst des Königs besorgt sind, wie Sie selbst es am besten wissen. Lassen Sie Sich daher, verehrter Freund, diese Angelegenheit empfohlen seyn und verhindern Sie, daß ein schreiendes Unrecht geschehe, wenn anders meine Besorgnisse gegründet wären. Freund Thiele wird, so wie ich ihn kenne, hiezu bereitwillig mitwirken.

Zugleich will ich Ihre Aufmerksamkeit auf einen Mann lenken, der solche in hohem Grade verdient. Es ist dies der Lieutenant O'Etzel vom Generalstaabe. Er hat früher Chemie studirt und war zu diesem Zweck mehrere Jahre in Paris; später hat er auf Reisen in Italien ꝛc. sich gebildet. Als der Krieg im Jahre 1813 ausbrach, besaß er eine Apotheke. Sofort verkaufte er dieselbe und trat als Freiwilliger ein. Er ward dann Officier in den Ulanen. Da er mathematische Kenntnisse besitzt, so bildete er im Lauf des Kriegs und später im Generalstaab für den Dienst desselben sich aus. Im letzten Krieg ward er in denselben gesetzt und hat stets mit Auszeichnung gedient. Nun will er, da er den

Kriegsdienſt liebgewonnen, in demſelben verbleiben. Er iſt indeſſen nicht mehr jung, hat Frau und Kinder, und iſt noch Lieutenant. Obgleich er den Wunſch zu avanciren nicht ausgedrückt hat — denn er iſt zu beſcheiden hiezu — ſo habe ich ſeine Verdienſtlichkeit dennoch zu Ihrer Kenntniß bringen wollen, damit Sie ihm bei Gelegenheit ein freundliches Wort ſagen und ferner ſeiner gedenken können*). Gott erhalte Sie!

Gneiſenau.

An Hardenberg.

Coblenz, den 24. December 1815.

In Folge der mir von Ew. Durchlaucht erneuerten Erlaubnis nehme ich mir die Freiheit, Eines und das Andere zu Höchſtdero Kenntnis zu bringen.

Nach dem zu urtheilen, was ich, ſeit meiner Anweſenheit in hieſiger Provinz höre und ſehe, ſo hat der Staat an dem hieſigen Volk eine vortreffliche Erwerbung gemacht, wenn man es verſteht, ihm Vertrauen abzugewinnen, dies iſt aber leider nicht geſchehen, und ich will Ew. Durchlaucht nicht verhehlen, daß ſolches mit Mißtrauen und Mißvergnügen erfüllt iſt. Dem geheimen Staatsrath Sack ſpricht man Ehrlichkeit und guten Willen zu, aber über mehrere ſeiner Umgebungen und Creaturen iſt man ſehr erbittert. Er ſcheint ſchlechte Wahlen getroffen zu haben, an Leuten die zu dem franzöſiſchen Syſtem gehörten und von denen einige ſogar in den Ruf von Unterſchleifen gekommen ſind. Noch bin ich zu neu, um die Angaben prüfen zu können. Der Oberſt von Rühle, der nächſtens nach Berlin zurückkehrt, die Provinz ſeit längerer Zeit

*) O'Etzel (ſpäter von Etzel) hat in ſeiner weiteren Carriere die Berechtigung von Gneiſenau's günſtigem Urtheil bewährt und iſt als General i. J. 1850 geſtorben. Er hat den größten Theil der Triangulirung und Längengradmeſſung in Norddeutſchland ausgeführt, ſich große Verdienſte um die Einführung der electriſchen Telegraphie in Preußen erworben und mehrere geographiſche Werke publicirt.

kennt und ein einsichtsvoller Mann ist, wird Ew. Durchlaucht mehrere Aufschlüsse geben können.

Der Provinz ist ein Bischoff nöthig. Man redet von zwei Kandidaten, die beide hier mißfallen würden. Der eine, ein Prinz von Hohenzollern — nicht der Bischof von Ermeland, sondern ein Anderer — soll nicht von den besten Sitten seyn und der Andere, der Domdechant von Spiegel, steht in üblem Napoleon'schen Geruch und würde die gesammte katholische Geistlichkeit mit Mißtrauen erfüllen. Lieber gar keinen Bischoff als solche. Dagegen würde es eine gute Wirkung hervorbringen, wenn man einen Eingebornen der Provinz hiezu wählte und ich würde dann den Grafen Edmund von Kesselstadt dazu empfehlen, ehemaligen Domherrn von Würzburg und Eichstädt und im Trierschen geboren und begütert, ein in der ganzen Provinz sehr hochgeachteter Mann und den ich seit anderthalb Jahren wegen seiner deutschen und antigallischen Gesinnungen hochzuschätzen gelernt habe.

Ich weiß nicht, ob man Ew. Durchlaucht auf die Verdienstlichkeit der Trierschen Geistlichkeit um die Bildung der Landwehr aufmerksam gemacht hat; wo nicht, so will ich es hiemit thun.

Daß für die Kinder des Generals Scharnhorst noch Nichts geschehen ist, erregt jetzt Murren, und zwar von solchen Männern, deren Meinung in der Gesellschaft etwas gilt. Wenn man die Verdienstlichkeit des nun so hochgeachteten Scharnhorst mit der Nichtigkeit des Generals Tauentzien zusammenstellt, und sich erinnert, daß dieser große Güter erhalten, und jenes Erben nicht einmal das bei dem Dienst-Eintritt ihres Vaters ihnen zugesicherte Emolument erhalten haben, so muß man freilich so etwas unerklärlich finden. Ich halte es für meine Pflicht, Ew. Durchlaucht abermals auf diese Angelegenheit aufmerksam zu machen, da die großen Geschäfte, womit Sie stets umlagert sind, Ihren Blick davon abziehen.

—— Der Feldmarschall F. Blücher ist mehrere Tage hier gewesen. Er leidet, wie schon im Feldzug von 1814, obgleich

damals stärker, an kranken Einbildungen, die zum Theil mit heitern Momenten abwechseln. ——

Nun zu einer Finanz-Sache. Die deutschen Weine zahlen so hohen Impost, während die französischen Bordeaux-Weine verhältnißmäßig so niedrig besteuert sind. Wenn wir die Stimme des hiesigen Deutschlands gewinnen wollen und Frankreich zubereichern nicht eben gemeint sind, so ist es dringend, dies ungerechte Verhältnis aufzuheben. Sezt man die von unsern Rheinstädten ausgeführten Weine in der Besteuerung herunter, und weißt ihnen die Westphälische Straße zur Einfuhr an, so erhalten Cölln, Coblentz, Düsseldorf einen beträchtlichen Weinhandel und man zieht einen ansehnlichen Theil desselben von Frankfurt ab. Ich unterwerfe diesen Gedanken Ew. Durchlaucht erleuchteter Prüfung.

Gott erhalte Ew. Durchlaucht. Mit altgewohnter treuer Verehrung

Ihr

treuverbundenster
Gr. N. v. Gneisenau.

An Gibsone.

Coblenz, den 28. Dezember 1815.

Wie sind Sie denn, mein hochverehrter Freund, mit dem Pariser Frieden des Jahres 1815 zufrieden? Den brittischen Ministern sind viele Vorwürfe darüber zu machen, daß nicht etwas Entschlossenes sowohl gegen die Verschwörer in Frankreich als zur Minderung der immer noch furchtbaren Uebermacht dieses Landes gethan wurde. Der Herzog von Wellington war mit Allem, was Frankreich nur schlechtes besaß, innig verbunden, und da sollte weder diesen saubern Genossen, noch Frankreich etwas Leides geschehen. Wir sollten unsere Truppen nicht in Paris einquartieren, wir sollten keine Kontributionen fordern, Niemanden wegen seines vorigen Betragens verantwortlich machen. Was von diesem Allem dennoch geschehen ist, hat mühsam errungen werden müssen, denn

Rußland ſtimmte in gleicher Art wie England, und Oeſterreich war unthätig und verſchloſſen. Preußen hatte keinen einzigen Alliirten, denn der König der Niederlande wollte die Gelegenheit nicht nützen um ſich ſelbſtſtändig zu machen, und ſogar Baiern ließ ſeinen Geſandten ohne Inſtruktion. Das kleine Würtemberg allein hielt es mit uns, war aber ohne Einfluß. So konnte der Staatskanzler nur mit ſtetem Widerſtreben der Andern kämpfend und durch eine ſtandhafte Beharrlichkeit das erhalten, was Frankreich auferlegt worden iſt.

In dieſen Diplomaten iſt weder Weisheit, noch Redlichkeit, noch Würde. Zu meinem Erſtaunen haben die brittiſchen am ſchlechteſten gehandelt, denn ſie waren die ſelbſtſtändigſten, während die Ruſſiſchen z. B. nach den Eingaben ihres Herrn handeln mußten und ſchwache verkaufte Werkzeuge waren, der Prinz Regent hatte ganz andere politiſche Anſichten, als ſeine beiden Botſchafter, aber dieſe wußten ſeine Entſchlüſſe zu ändern und die ihrigen genehmigen zulaſſen.

Niebuhr an Gneiſenau.

Berlin, den 18. December 1815.

Gegen jeden Andern würde ich mich verlegen fühlen Verzeihung zu erbitten, einen Brief, deſſen Inhalt eine nicht lange verſchobene Beantwortung erheiſchte, ſo lange unerwiedert gelaſſen zu haben: nicht gegen Ew. Excellenz: denn Sie können nicht glauben, daß man gegen Sie nachläſſig verfahre: ich wünſchte, daß Sie überzeugt ſein möchten, daß es mir, wenn irgend einem, unmöglich ſei ſo zu fehlen. Im Gegentheil verſchob ich die Antwort, um Ihnen nicht mit wiederholten Briefen beſchwerlich zu ſein, bis ich Ihnen erzählen könnte was geſchehen ſei, nicht blos was geſchehen ſolle.

Wären Sie doch hierher, wenigſtens für eine Zeitlang, zurückgekommen! So hätten alle die, welche mit Ew. Excellenz und mir über die Nothwendigkeit einig waren das Geklatſche zur Unterſuchung zu bringen, ſich angeſchloſſen um unter Ihren Auſpicien zu handeln. Wir hätten aber dagegen wider den Reſpect gehandelt, den wir aufrichtig für Ew. Excellenz im Herzen hegen und bekennen, wenn wir, was uns wohl anfänglich in den Sinn kam, unſere Eingabe Ihnen hätten überſenden wollen, mit der Bitte ſie uns, Ihren Namen an der Spitze der Unterſchriften geſetzt, zurückzuſchicken. Andre Mitunterzeichner müßten es nicht genau nehmen, ob hier und da ein Ausdruck nicht genau der iſt, welchen ſie am liebſten gewollt hätten, ja auch ob ſie etwas auszuſetzen finden,

— wenn man über dergleichen nicht hinweggeht so kommt man nie zu collectiven Bittschriften, welche das wahre Werkzeug der Freiheit sind: — aber dem Hauptmann der Sache darf man nichts vorlegen was nicht genau der Ausdruck seiner Gesinnung ist.

Daher haben wir dem Fürsten Staatskanzler, mit einer Begleitschrift an ihn, eine Eingabe an den König überreicht, die um eine commissarische Untersuchung des Daseins der angeblichen geheimen Gesellschaften, und der Aechtheit der, von einem Gauner für leichtgläubige fabricirten, im Politischen Journal von 1814 gedruckten Statuten eines deutschen Bundes, so wie der Schmalzischen Behauptung, daß eine Menge Bundesglieder der Polizei bekannt wären, supplicirt.

Diese beiden Eingaben sind mit 45 Unterschriften versehen, unter denen sich viele bedeutende befinden: mancher hat sich freilich feig bewiesen, und sich entschuldigt.

Zugleich habe ich abgesondert für mich um Untersuchung der Schmalzischen gegen mich gerichteten Schmähungen gebeten, welche mich geradehin als Mitglied eines revolutionslustigen Vereins nennen.

Ob man uns die erbetene Untersuchung bewilligen wird, läßt sich noch nicht wohl absehen. Wird sie mir persönlich zugestanden, so werde ich, in dem Fall daß auch eine allgemeine Statt findet, keinen Gebrauch davon zur Begründung einer Injurienklage machen: aber auch öffentlich anzeigen — was ich schon in der Eingabe gesagt — dies geschehe deswegen weil, wer Preßfreiheit fordere auch wo er selbst gekränkt worden keinen Gebrauch von den noch bestehenden exorbitanten Strafen der Gesetze machen müsse. Dies habe ich auch schon an Ancillon gesagt: es sei tyrannisch, daß er keine Insertionen gegen Schmalz in unseren Zeitungen dulden wolle; und nur deswegen nehme ich es übel daß er Catels Angriff gegen mich, der schon geradezu Beschuldigungen revolutionairen Betriebs war, zugelassen habe.

Ancillon gehört vom Anfang her zu den ärgsten Anbläsern des Gerüchts — wie Ew. Excellenz es entweder wissen oder doch errathen: der wüthendste von allen ist aber Herr von Kampz (der im vorigen Jahr, damit es ihm nicht verloren gehe, eine gewiß in den Besseren Zeiten vor 1813 bearbeitete Literatur des Staatsrechts des Rheinbunds herausgegeben), und dieser erscheint rastlos in immer neuen Gestalten, in Journalen und Flugschriften. Ich halte ihn wirklich für überzeugt — aber er ist toll und sollte gebunden werden. Am Hofe hat man sich anfänglich sehr für Herrn Schmalz erklärt: auch die beiden Minister, Schuckmann und Kircheisen: der erste hat jetzt umgestimmt, und man glaubt daß der König unwillig ist, daß man ihn verleitet dem leeren Charlatan einen Gnadenbeweis zu geben. Um es zu übertünchen, hat man jetzt, lustig genug, zwei der allerärgsten Philister aus der Akademie der Wissenschaften, Bode und Hermbstädt, ebenfalls mit dem Bändchen geziert: als ob man damit andeuten wolle, bei Hofe sei nun einmal Geschmack gerade für diese Classe von Gelehrten erwacht, und es solle daher Niemand Schmalzen's Decoration anderen Ursachen zuschreiben.

Man kann gewiß auf den guten Willen des Kanzlers rechnen, aber eine fortwährende Anspornung und Mahnung von Ew. Excellenz, in welcher Form Sie es geeignet halten mögen — in officiellen oder Privatbriefen — wird ihn mehr als alles andere bestimmen nicht nachzulassen: was man wohl bei Hofe von ihm zu erbitten suchen wird.

Eine unaussprechlich geistreiche Schrift von Schleiermacher — leider durch Druckfehler fast unverständlich gemacht — ist eben fertig geworden; und eine sehr eifrige und wackere von Rühs ist schon ausgegeben. Einige Worte werde auch ich noch mit Schmalz reden. — Schlimm ist der unbesonnene Streich des Lieutenants Plewe*): und auch der vortreffliche Hüser hätte besser gethan seinen Schritt entweder zu unterlassen oder doch anders zu nehmen.

Werden wir denn nun Preßfreiheit erhalten? Wird die Verfassung wirklich entworfen werden? — Wenn der Staatskanzler mir dabei einen Auftrag ertheilt, so nehme ich ihn dankbar an: Ihnen weiß ich es mehr Dank als sich sagen läßt und ich sagen mag, daß Sie mich dazu berufen glauben: welches ich annehme, weil fast Jedermann bei uns entschieden untauglich zu solchen Berathungen ist. Oft habe ich darüber schreiben wollen: aber Erfahrung lehrt, daß man wohl einige Jahre hinaus die Meinung bestimmen kann, aber wenn man auf eine gewisse Anzahl bestimmter Individuen wirken will, Druckschriften gar nichts fruchten — bisweilen verstocken: und deswegen stehe ich sehr an was zu thun sei.

Nach Rom gehe ich jetzt sonst weit lieber: mich graute davor in eine Einöde zu gehen, aber meine Schwester begleitet mich, und in deren Gesellschaft vermiße ich keine Andere.

Einer der Gründe aus denen ich ungern von hier schied war die Hoffnung dem Kronprinzen nützen zu können. — Diese ist aber (im Vertrauen gesagt) sehr vermindert. Paris hat keinen guten Eindruck auf ihn gemacht: er ist für die Gegenstände seiner schönsten Theilnahme ohne Vergleich unempfänglicher: er ist wohl jetzt fähig indolent zu werden, und frivol. Gewisse Leute setzen ihm arge Dinge in den Kopf, und Schack scheint nicht recht die Probe zu halten.

Ueberhaupt hat Paris auf Viele seltsam gewirkt. An den Offizieren der Garde, größtentheils, haben wir die größten Bewunderer dieser einzig feinen Stadt, und besonders der unbeschreiblich reizenden und tugendhaften Französinnen erhalten. Lützow und Marwiz sagen nun zum Glück, daß im Hauptquartier und bei den Linienarmeen ein anderes Urtheil herrsche. Jene Herren verwehmüthigen sich sehr über Frankreichs Leiden.

Sie stehen denn nun, wie der Erzengel, die Ketten des Teufels haltend: — bis zum dritten Strafkriege. Ich bin wohl nicht leicht geneigt alles nach Wunsch zu finden, aber die Traktate übertreffen meine Erwartung von dem, was die Feder an den Werken des Schwerdts unverdorben lassen würde, bei weitem. Auch dafür gebührt Ihnen unser

*) v. Plehwe, Lieutenant im zweiten Garde-Regiment war unmittelbar nach der Rückkehr der Truppen in die Hauptstadt in der Wohnung von Schmalz gewesen und hatte ihn wegen der Schrift, in welcher dieser vor den geheimen revolutionären Gesellschaften gewarnt hatte, zur Rede gestellt. „Bist du Schmalz, der sein Volk verräth?“ hatte er ihn gleich angeredet. Hüser hatte mit einem Kameraden einen Versuch gemacht, unter Hinweis auf den exaltirten Charakter Plehwe's Schmalz zu bewegen, die Angelegenheit auf sich beruhen zu lassen. Auf Betrieb Anderer, namentlich des Commandirenden des Garde-Corps, Herzog Carl von Mecklenburg, wurde Schmalz endlich doch gegen Plehwe klagbar. vid. Hüser, Denkwürdigkeiten p. 180.

Dank — glauben Sie übrigens auch nicht daß wir verkennen, was man Hardenberg bei dieser Gelegenheit schuldig ist. — Es steht jetzt ganz in dessen Wahl die Besten aufrichtig an sich zu ziehen. Thut er es nicht, so sündigt er auch schwer: denn es ist der äußerste Augenblick, das Innere zu bauen.

Unsere gemeinschaftliche Freundin scheint mir zu fürchten, Sie hätten ihr lange nicht geschrieben weil Sie ihrer weniger gedächten.

Wären Sie doch auch nur auf eine kurze Zeit hier! — Es wäre gut, daß Sie einmal zusehen. Vieles läßt sich nicht schreiben.

Lassen Sie mich Ihrem Wohlwollen ehrerbietigst empfohlen sein

Niebuhr.

An Hardenberg.

Coblenz, den 1. Januar 1816.

Ew. Durchlaucht wollen, unter so zahlreichen Glückwünschen, die am heutigen Tage Ihnen zugefertigt werden, auch den meinigen annehmen, der, ich darf es wohl sagen, nicht weniger treu gemeint ist, als irgend einer der andern, was — auch dies darf ich sagen, gewiß nicht von Ew. Durchlaucht verkannt ist.

Niebuhr schreibt mir, daß er, nebst noch einigen und vierzig andern Männern eine Vorstellung an den König und Ew. Durchlaucht eingereicht und um Untersuchung der Schmalz'schen Anschuldigungen gebeten habe, damit doch endlich einmal der wirklich Schuldige ermittelt, der unschuldig in Verdacht gefallene aber vor der Welt gerechtfertigt werde. Nichts ist gerechter als eine solche Bitte, und Nichts wäre ungerechter, als deren Gewährung zu verweigern. Schon ist es empörend zu wissen, daß der Staatsrath Ancillon erlaubt, Anschuldigungen gegen den G. St. R. Niebuhr in die Berliner Zeitungen aufzunehmen, dagegen diesem aber verweigert, in derselben Zeitung sich zu vertheidigen, und man begreift nicht, wie unter der als gerecht gepriesenen Preußischen Regierung so etwas Statt finden könne, am allerwenigsten, daß dieses unter Ew. Durchlaucht Administration vorgefallen sei. Ich hoffe indessen, daß allen solchen Ränken dadurch ein Ende gemacht werde, daß man das wenigste, was die Regierung gewähren und wir Andern fordern können, thue und eine ernste Untersuchung über die in Frage

stehende Angelegenheit verhänge, zur Beschämung der Ankläger, zur Rechtfertigung so vieler Angeschuldigten, und zur Beruhigung der Schwachen, so wie zur Zufriedenheit aller derjenigen in Europa, denen Recht und Gerechtigkeit noch etwas gilt, und dann endlich zur Bestrafung derjenigen im Finstern schleichenden Verschwörer, die etwa sich finden dürften, obgleich ich an das Daseyn einer geheimen Gesellschaft so lange nicht glaube, biß man mir nicht überzeugende Beweise davon gegeben hat.

Im Jahre 1792, als der König Friedrich Wilhelm 2te nach Verdun kam, wurden 37 junge Mädchen von 15—16 Jahren von der Stadt beauftragt, dem König Blumenkränze zu überreichen. Als die verbündeten Armeen Frankreich wieder verlassen mußten, brachte der damalige Konventsdeputirte Mallarmé diese armen Geschöpfe unter die Guillotine, und alle, mit Ausnahme einer einzigen, die das gesetzliche Alter noch nicht erreicht hatte, wurden hingerichtet. Als Bonaparte von der Insel Elba zurückkam, wurde dieser Mallarmé sogleich wieder als Präfekt eingesezt. Während der Preußischen Herrschaft in Frankreich ward er, wegen bösen Willens, verhaftet und nach Wesel geschickt. Auf einen Befehl des Polizei-Ministers ist er jetzt freigelassen worden. Ich kann mich der Ueberzeugung nicht erwehren, daß es wohlgethan gewesen wäre, diesen Bösewicht noch eine Zeitlang im Gefängnis faulen zu lassen, aus Gründen der Menschlichkeit und der National-Ehre.

Ich fühle, hochverehrter Fürst, daß es Zeit ist, meiner militairischen Wirksamkeit ein Ende zumachen, und mit heißer Sehnsucht verlange ich nach einem ruhigen Familienleben und nach Einsamkeit. Wundern daher Ew. Durchlaucht sich nicht, wenn ich nächstens meine Entlassung verlange, um nach Schlesien zugehen und mich am Landleben zu erfreuen. Nur ein Umstand möchte mich dann wieder nach der Hauptstadt zurückkehren lassen, nämlich der, daß Ew. Durchlaucht ehemalige mir verheissene Zusicherungen wahr machten. Ich, ich habe mein Versprechen gelößt; soll der

Vertrag nur halb erfüllt werden? Wenn indessen Krieg abermals entstehen sollte, so ziehe ich wieder mit, aber nur, um das Beispiel zugeben, nicht, um einen Befehl zu übernehmen. Ich habe das Glück oft in Versuchung geführt; ich will solches nicht ermüden. Jeder muß wissen, wann es Zeit ist aufzuhören.

Zum Erstenmale will ich nun Ew. Durchlaucht mit meiner Donations-Angelegenheit behelligen und Sie bitten, mir nun die Schenkungs-Akte über Sommerschenburg nebst dessen und dem Ummendorfer Forst ausfertigen zulassen. Zwar finde ich des Finanzministers Entscheidung ungerecht, daß ich das angeblich 30,000 Thlr. betragende Inventarium bezahlen solle, da erst, wenn solches gezahlt ist, die Ertragssumme von etwa 9500 Thlr. herauskommt und keiner der andern Donataren solches bezahlt hat; auch ist der Umstand, daß der Pacht, illegaler Weise, biß zum Jahre 1824 läuft, sehr unangenehm; ich will jedoch Alles Ew. Durchlaucht anheimstellen und mir jeden Ausspruch von Ihnen gefallen lassen, damit ich nur Etwas bald erhalte.

Gott erhalte Ew. Durchlaucht bei Gesundheit nnd Heiterkeit

Gr. N. v. Gneisenau.

An den König.

(Concept ohne Datum mit vielen Abkürzungen; es gehört wohl ohne Zweifel in dieses Jahr; ob es wörtlich so abgesandt, muß dahingestellt bleiben. Die Antwort des Königs vom 12. Januar 1816 lautet einfach wie immer: „Ich danke Ihnen für die Mir beim Jahreswechsel dargebrachten Glückwünsche und erwiedere Ihnen hiermit dieselben aufrichtig".)

Ew. — wollen huldreichst zu erlauben geruhen, daß ich bei diesem Jahreswechsel meine ehrfurchtsvollen Glückwünsche zu A. Füßen niederlege. Die Vorsehung hat den Lauf der Begebenheiten dergestalt gewendet, daß E. fortan über einen beruhigten Staat herrschen und an dem wiederkehrenden Wohlstand Allerhöchst Ihres Volkes sich freuen. Das Bestreben derjenigen, die den Genuß des errungenen äußeren Friedens durch Aufregung unbestimmt umherschwebenden [?] Verdachtes verbittert haben, wird durch Ew. K.

M. in seine Schranken zurückgeführt werden und diejenige Gerechtigkeit, die E. K. M. stets sich vorgesetzt haben, wird eine öffentliche Anklage dergestalt zur strengen Untersuchung bringen lassen, daß die Wahrheit genau ermittelt, der Schuldige streng bestraft, derjenige aber, den leichtsinnige Gerüchte in Verdacht gebracht haben, gerechtfertigt werde und somit das Vertrauen wieder in die Gemüther zurückkehre.

An Hardenberg.

Coblenz, den 6. Januar 1816.

Vielleicht fällt es Ew. Durchlaucht auf, daß ich mich bei Ihnen für einen Mann verwende, über den ein Theil der Welt das Verdammungsurtheil ausgesprochen hat; allein er ist ein Unglücklicher, dem man wohl den Vorwurf machen kann, daß er durch Beschuldigung Anderer sich selbst hat entsündigen wollen, den man aber dafür, daß ihn in verhängnißvollen Momenten die Standhaftigkeit verließ und eine falsche Meinung ihn irre leitete, nicht zu hart strafen darf, Standhaftigkeit im Unglück ist eine seltne Gabe des Himmels; nicht Jedem ist sie verliehen. Ich rede von dem Obersten v. Massenbach.

Der König von Würtemberg hat sein väterliches Erbtheil konfiscirt, weil er 1806 gegen Napoleon gedient; die Zeitläufe haben die Hälfte seiner Bauern vertrieben. Er hat eine Erbschaft gethan, aber sie besteht in jetzt noch todten, keine Zinsen bringenden Kapitalien; 11450 Thlr. davon stehen auf der Neumärkischen Landschaft; über 4000 Thlr. hat er davon zu fordern. Auf jene 11450 Thlr. ist er beinahe 8000 Thlr. schuldig; er soll bezahlen; wenn er dies mit seinen Landschaftsbriefen zum gegenwärtigen Cours thut, so ist er vollends verloren.

Würden ihm jetzt jene 4000 Thlr. Zinsen und diese 11450 Thaler Kapital bezahlt, so könnte er seine zum Unterpfand gegebene Papiere auslösen, sein Gut wieder in Stand setzen und seine drückendsten Sorgen loß werden. Jetzt kann er nicht einmal

das Dach seines Hauses repariren lassen und es regnet ihm auf den Kopf.

Nun macht er mir den Antrag, ihm jenes Kapital und jene Zinsen abzukaufen. Ew. Durchlaucht wissen aber wie es mit mir steht, und daß ich außer Stande bin, ein solches Kapital zu entbehren oder aufzubringen. Da aber die Landschaftlichen Kapitale wieder zu ihrem vollen Nennwerth gelangen werden und die Administration ohne Zweifel darauf hinwirkt, vermuthlich auch, um ihren Cours zusteigern, deren von Zeit zu Zeit aufkauft, so liegt es in Ew. Durchlaucht Hand, einen Unglücklichen zu retten, ohne daß es dem Staat im Mindesten etwas kostet. Ich unterwerfe diese Angelegenheit Ew. Durchlaucht Prüfung und Beherzigung. Massenbach hat seinen einzigen Sohn in unserm Kriege verloren.

Gr. N. v. Gneisenau.

Niebuhr an Gneisenau.

Berlin, den 13. Januar 1816.

Wiewohl es nach dem Briefe, mit dessen Zustellung Herr von Harthausen mich erfreut hat, zweifelhaft sein kann ob ein mit der, fremde Gebiete und Postämter durchlaufenden Post nach Coblenz abgesandtes Schreiben ohne Verzug oder überall in Ew. Excellenz Hände kommt, so sind doch die, wenigstens einem Einsiedler, wie ich, bekanntwerdenden Gelegenheiten sicherer Uebersendung zu selten, und selbst die nächsten zu entfernt um sie abzuwarten: Sie soll mir dienen um Ew. Excellenz bestimmte Nachweisung von dem gegenwärtigen zu geben: und diese Anzeige mag den, der sich vielleicht erlaubt ihn zu öffnen, warnen, daß er ihn wenigstens nicht unterschlage, weil sich der Ort der Untreue doch von dort oder hier aus wird aufspüren lassen.

Der Gegenstand, wovon mein letzter Brief handelte, ist nun auf zwiefache Weise erledigt: Durch die Verordnung über geheime Gesellschaften, und durch eine Antwort aus dem Kabinett, welche mich und die übrigen Mitunterschriebenen beschieden hat. Jene haben Sie in unsern Zeitungen. Diese verweigert unser Ansuchen, welches blos darauf ging: daß es dem Könige gefallen möge, die Gerüchte über das Dasein geheimer Gesellschaften durch eine niedergesetzte Commission untersuchen zu lassen, welche auch besonders zum Zweck haben müßte zu untersuchen, ob die angeblichen Papiere eines deutschen Bunds etwas anders als das Machwerk eines gaunerischen Abentheurers seien. Ein Ansuchen, welches uns höchst unbedenklich und gerecht schien.

(Sie wissen vielleicht, daß vor einigen Jahren ein gewisser Herr von Bunzheim, aus dem Tyrol, der daselbst, im Pusterthal, im Jahr

1809 an der Spitze eines Freikorps so schlechte Streiche gemacht, daß er weggejagt wurde, zwei Ihhre darauf in London mit einem andern Abentheurer die Statuten des deutschen Bundes schmiedeten, welche im Polit. Journal 1814 abgedruckt stehen und von dem vertueux patriote von Cöln commentirt sind. Bunzheim ward in Schlesien arretirt, und seine Papiere liegen bei der Polizei: sein Camerad hatte sich die seinigen in Holstein stehlen lassen, und diese sind die abgedruckten. Beide hatten offenbar auf die englische Regierung speculirt, die, wie Ew. Excellenz eben so gut wissen wie ich, wie sehr man sie auch warnen mochte, seit 1808 immer geneigt war, sich mit Abentheurern einzulassen, welche irgend einen Schein von Insurrectionsverbindungen erregen konnten. Nun ist leider der Fürst Staatskanzler über diesen Zusammenhang getäuscht, und sieht in diesen Papieren Actenstücke, so wie er überhaupt an das Bestehen und Fortbestehen geheimer Gesellschaften auf eine ganz unbegreifliche Weise glaubt. Man muß annehmen, daß die Gegner, deren Moral ihnen alles erlaubt, ihm ein ganzes Gebäude von erdichteten Papieren und mündlichen Eröffnungen vorgeschoben haben.)

Schon mündlich sagte der Kanzler mir antwortlich auf unsere Eingabe: er finde eine Untersuchung bedenklich, weil sie den Partheigeist noch mehr aufregen würde: — es gelang mir nicht ihn zu überzeugen, daß nur die unparteiische Erkenntniß wahrer ernster Richter die Leidenschaft besänftigen könne: oder war es denn einer Rücksicht werth, daß die Ankläger noch viel grimmiger geschrieen haben würden, wenn das Resultat zu ihrer Beschämung ausfiel, wie es der Fall sein mußte? Diesen nämlichen Bescheid ertheilt uns nun der König: ferner wird gesagt, wer namentlich angegriffen sei, könne sich an die Gerichte wenden, wer es nicht sei, dem sei ja kein Leid widerfahren — eine Ansicht, die auch höchst schmerzlich irrig ist.

Es ist mir nun nur lieb, daß Ew. Excellenz nicht mit in die uns andern zugefügte Demüthigung verwickelt worden sind. Ihr Name, an der Spitze von 45, würde den Dummen schon so, wegen Bosheit die Zunge noch mehr geschärft haben.

Ueber die Verordnung trauern wir in vielfachen Rücksichten. Sie zeigt, wie sehr der König und der Staatskanzler von jenen arglistigen Lügnern betrogen sind: sie giebt diesen gewonnenes Spiel, denn man würde doch die Gesetze gegen geheime Verbindungen nicht ins Andenken bringen, wenn man nicht an ihr Dasein glaubte: — die alten Churfürstlichen Verordnungen über Hexen- und Zauberkünste wird man ja nicht so wieder erneuern. Sie nimmt ferner die Ankläger in Schutz durch das Verbot zu schreiben. Dies wird gegen uns mit größter Strenge gehandhabt werden, den Andern aber werden alle Insinuationen hingehen; so wie G. L. R. Ancillon dem lieben Coloniemitbürger Catel die tückische und freche Recension meiner Schrift hingehen ließ, meinen Freunden aber Aufsätze für mich strich!

Alle diese Vorfälle machen mich wehmüthig, — inzwischen ist dabei nichts zu machen: ausgesprochen ist die Wahrheit, und die Zeit kann nicht fern sein, wo jene Verläumdungen ganz erkannt sind.

Leid haben mir allerlei Aufsätze wider unsere Gegner gethan, deren Verfasser eben so wenig als diese zu uns gehören. So hat Luden in der Nemesis einen ächten Jacobinismus an den Tag gelegt: daß er mich tadelt zwischen legitimen und andern Fürsten in Hinsicht des Rechts zum

Adelstand unterschieden zu haben ist schon schlimm genug: aber noch ärger daß er insinuirt, es werde mir wohl nicht Ernst gewesen sein.

Der Kanzler hat mir mündlich gesagt, daß er mich vor meinem Abgang nach Rom zu einem der Königlichen Commissarien für die Verfassung bestimme. Dies verdanke ich Ew. Excellenz, und danke es Ihnen herzlich, obwohl besorgt, daß diesen Commissarien eine gemachte Arbeit zum Auspoliren übergeben werden wird. Aber auch im Kleinen ist ein Unterschied in der Treue und im Geschick. Nur wünsche ich doch jetzt aus tausend Gründen, daß dieser Auftrag meine Sendung nach Italien nicht stören möge. Ich bin persönlich höchst unglücklich, und muß eine gänzliche Veränderung meiner Lage wünschen um noch irgend etwas nutz zu bleiben.

Es ist ein schwermüthiges Schicksal was wir alle erfahren, eine Zeit so schön wie man sie nie wieder erleben kann hinter sich zu sehen, und so viele ihrer Verheißungen getäuscht, und die Hydra der Schlechten hinter ihr heraufwachsen, und ihre wiederergänzten Köpfe den Helden und der Tugend Hohn lachen zu hören. Doch muß man auch da Geduld behalten, und auf Gott vertrauen der das Unerträgliche von uns genommen hat, und schon ferner helfen wird, wenn wir nur nicht im Innern Geduld und Liebe verlieren. Wenn sich, ohne Gesellschaft und Verein, der Absonderung und Zusammenrottung der Schlechten gegenüber (warum sollte nicht wahr werden was ich vor dem Jahr einmal an Marwiz sagte, es könne die Zeit kommen, wo jeder sich rechtfertigen müßte, der 1813 vorzüglich begeistert gewesen, und wo alte westphälische Staatsräthe über die preußischen Patrioten zu Gericht sitzen würden?) in Herz und Geist enger aneinander schließt, was aus allen Kräften ersehnt und dem nachstrebt was unsrer Monarchie Größe und inneres Heil gewähren soll — so rechne ich vertrauensvoll darauf, daß Ew. Excellenz mir Ihr Wohlwollen nie entziehen werden, —. wie Ihnen meine unbedingteste Ergebenheit und innige Bewunderung und Dankbarkeit geweiht ist. Lassen Sie mir den Stolz und Trost in trüben Zeiten zu glauben, daß ich Ihnen nicht gleichgültig bin

Ihr ehrerbietigst ergebener
Niebuhr.

An Oberst von Schmidt, Commandeur des Colbergschen Regiments.

Coblenz, den 15. Januar 1816.

Es liegt mir noch die Pflicht ob, Euer Hochwohlgeboren auf Ihre Zuschrift zu antworten, worinn Sie mir von den Beschwerden Kenntnis geben, die Ihr braves Regiment zu führen Ursache zu haben glaube. Geschäfte und Reisen haben mich bisher verhindert Ihnen darauf zu antworten.

Eine Zeitlang stand ich an, ob ich von Ihrer Beschwerdeführung weiteren Gebrauch machen solle? Aus Erfahrung wissen

wir, daß man damit manchmal seinen Zweck verfehlt. Im Vertrauen auf die Richtigkeit des Thatbestandes dessen, wovon Sie in Ihrem Briefe geredet hatten, beschloß ich indessen, Ihre Beschwerde, jedoch ohne Mitsendung Ihres Briefes, weiter gelangen zu lassen. Ich wünsche, daß dies Ihrem so hochberühmten Regiment von Nutzen seyn möge, denn ihm, nebst dem Leibregimente und dem Leibgrenadierbataillon verdanke ich Alles, was ich an Ehren, Würden und Wohlstand besitze; mein Ruhm ist an den seinigen geknüpft, und so lange das Regiment fortfahren wird, große Thaten zu verrichten, wird auch mein Nahme nicht vergessen seyn.

Euer Hochwohlgeboren wollen mich dem wohlwollenden Andenken des Regiments empfehlen und die Versicherung der ausgezeichneten Hochachtung empfangen, womit ich bin

Dero

ganz ergebenster Diener
Gr. N. v. Gneisenau.

Boyen an Gneisenau.

Berlin, den 14. Januar [1816].

——— Wir müssen die Dienstzeit des Soldaten als die Schule ansehen, in der er nicht allein für seine ganze Lebenszeit zum vollkommenen Vertheidiger des Vaterlandes gebildet werde, sondern in der ihm auch noch in mehreren Kenntnissen, die der Jugendunterricht versäumte, nachgeholfen wird. Das ist das Ideal, nach dem ich strebe, und dies scheint mir der Standpunkt, in dem sich die Wünsche des Kriegers und Bürgers gut vereinigen, durch den es möglich wird alle Forderungen, die aus der eigenthümlichen Lage der preußischen Monarchie entspringen, möglichst zu erfüllen. Allein so durchdrungen ich auch von dieser Ansicht bin, so kann ich von der anderen Seite mehrere Schwierigkeiten, die wir erst überwinden müssen, nicht verhehlen; hierunter rechne ich von dem ersten Augenblick alle Geldverbesserungen. Die Armee hat in diesem Augenblick noch an 5 [?] Millionen Sold-Rückstände zu fordern und die Befriedigung derselben geht, trotz allen möglichen Aufforderungen unbegreiflich langsam; ich fürchte die Finanz-Maaßregeln sind den heutigen Erfordernissen nicht angemessen. Auch wir bedürfen eines neuen Finanzsystems; dies kann aber nicht einzeln wie eine schöne Bildsäule hergestellt werden, es muß in Einklang mit vielen andern Dingen bleiben. —

Die Theilnahme am Festungsbau kann vielleicht künftig auch in ökonomischer Hinsicht für den Soldaten benutzt werden; es ist indeß da-

bei zu berücksichtigen, daß der Montirungsverbrauch größer wird und daß der Soldat wohl nur die Hälfte der Woche arbeiten kann, um auch in der schönen Jahreszeit Uebungstage zu behalten; durch dies aber schwindet ein Theil des Verdienstes.

Die jetzt durch den König genehmigten Brigade-Unterrichtsanstalten empfehle ich Ihrer Vorsorge, da wo Sie für dieses Jahr wegen des dort schon angefangenen Kursus Abänderungen einstweilig für nöthig halten, bitte ich das, was Ihnen gut dünkt, zu verfügen. Ich bin bei dem Entwurfe hauptsächlich von dem Gesichtspunkt ausgegangen, daß Dienst und wissenschaftlicher Unterricht so viel als möglich Hand in Hand gehen müssen.

An Schleiermacher.

Coblenz, den 20. Januar 1816.

Eine mir sich darbietende Gelegenheit flüchtig benutzend, will ich Ihnen meinen herzlichen Dank übermachen für den Genuß, den Sie mir durch Lesung Ihrer Schrift*) verursacht haben. Jeden Geiselhieb, ich hörte ihn mit höchstem Vergnügen klatschen.

Dem hießigen Censor Görres, dessen Meinungen ich übrigens nicht zur Hälfte verfechten mochte, hat man nun auch das Schreiben verboten. Es thut mir dies um unsres Namens willen leid; denn das auswärtige Publikum glaubt wahrhaftig, die Preßfreiheit habe auf dem Continent noch ein Asyl in Preußen gefunden. Uebrigens verliert Görres dadurch eine Einnahme von etwa 10,000 fl. jährlich.

Der englische General Wilson nebst noch zwei anderen Genossen, alle drei von der Oppositionsparthei, sind, wie man uns aus Paris schreibt, zu Lavalette's Entweichung behülflich gewesen; sie sind verhaftet und die brittische Regierung wird nicht weilen, um sie sich zu bekümmern. Ein sonderbarer Fall! Es wäre Stoff darin vorhanden für zehn debating society's.

Sie wollen mich Ihrer Gemahlin gehorsamst empfehlen und meiner mit Wohlwollen eingedenk sein.

---

*) Gegen Schmalz.

Boyen an Gneisenau.

Den 31. Januar 1816.

Die Nachricht, daß in diesen Tagen wiederum eine Gelegenheit zu Ihnen abgehen würde, bestimmt mich zur schnellen Beantwortung Ihres gestern erhaltenen Schreibens vom 30. d. M.*)

Recht trübe hat mich Ihr mir bekannt gemachter Entschluß gemacht und wenn ich auch, da Sie es wünschen, mich einst dabei neutral verhalten will, so muß ich Ihnen doch bekennen, daß Ihr Vorhaben auszuscheiden mich schwer, recht schwer niederdrückt. Soll ich denn allein einen Kampf, der eigentlich schon ausgebrochen ist, führen? Ob man nicht alle Dinge womöglich auf den Standpunkt vor dem Jahre 1806 zurückführen könne, das ist der Zweck und ist dies nicht für eine menschliche Kraft zu viel? Glauben Sie mir, mein hochverehrter Freund, wir leben in dieser Hinsicht in einer recht trüben Zeit, schon giebt es Menschen, die mit der von der Natur erhaltenen Stirne die Principien der alten Armee-Verfassung zu preisen anfangen und so geht es durch alle Lebensverhältnisse durch. Die Erfahrung der Jahre 6—16 sind diesen Sündern keine Lehre geworden. Mit dem Prunk sogenannter treuer Gesinnungen verdecken sie ihr Streben nach eigenem Vortheil und die diesem Gelichter so behagliche Rückkehr des Reiches der Dummheit und die Schritte in Spanien sind ihr Eldorado. Arme Fürsten, arme Völker möchte ich oft wehmüthig ausrufen, wie treulos werdet ihr von Menschen bedient, die sich den Anschein geben, als wenn sie die einzigen Säulen Eurer Wohlfahrt sind. Ich bitte Sie dringend, mein theurer Freund, ja nicht Ihren Entschluß zu übereilen und auch das zu bedenken, was Sie in dieser innern Krisis dem Könige, dem Vaterlande und der Sache der Wahrheit schuldig sind. Ihre Ansicht wegen Erhöhung des Brodes werde ich zu seiner Zeit vortragen, wir sind so weit gekommen, daß mein ärmliches Verdienst es vielleicht in diesem Augenblick ist Reactionen zu vermeiden.

Die Entwürfe, wie hier in Berlin die Soldaten gespeiset werden, werde ich Ihnen mittheilen lassen. Es scheint, daß man durch den Ankauf im großen einen etwas günstigeren Erfolg für die Ernährung herbeiführen könne. Dazu aber gehören allerdings auch Kasernen oder wenigstens in den Garnisonen eingerichtete große Küchen. Ich treibe es so, weil ich es nur vermag und Ihr in dieser Hinsicht über Brot eingesendeter Entwurf kam mir ganz außerordentlich erwünscht; ich verhandle jetzt deshalb mit den andern Ministern, habe ihn aber auch besonders dem Herrn von Ingersleben**) empfohlen, der sich sehr willig zeigt, und ein Recommandations-Schreiben für Sie bei mir nachgesucht hat, dessen ich mich hier bestens entledige.

Unser Finanzwesen ist wirklich sehr übel und das böseste dabei ist, daß es schwer ist eine radicale Kur dafür anzugeben. Der unglückliche Entschluß einen großen Krieg ohne Kriegesauflage zu führen, ist als die erste Quelle unserer Verwirrung anzusehen, denn dadurch entstand nun, als die englischen Subsidien auch nicht gleich zahlbar waren, daß alle Ausrüstungs-Bedürfnisse auf Wechselborg genommen wurden. Nächstdem hat der Finanzminister nach dem Urtheil erfahrener Geschäftsmänner zu viel

*) Das Schreiben ist nicht vorhanden.

**) Der neuernannte Oberpräsident für die Provinz Niederrhein.

Geld ausgegeben um die gesunkenen Papiere zu heben. An und für sich ist der unbedingte Nutzen des Papier-Geldes, besonders bei einem Continental und kriegerischen Staate noch nicht entschieden, aber wenn dies auch bei der Unentschiedenheit der Meinungen hier nicht zu erörtern ist, so scheint es doch gewiß, daß eine Vermehrung des Papier Geldes (dies ist das künstliche Heben) nachtheilig ist, wenn sie nicht mit dem wiederbelebten Gewerbe im Gleichgewicht steht. So und auf diesem Wege und durch mehrere außerordentliche Zahlungen z. B. den Kauf von Schwedisch-Pommern ist es wahrscheinlich dahin gekommen, daß der Finanz-Minister zu nachtheiligen Bedingungen geborgt und in dem gewöhnlichen Studenten-Wege Borg auf Borg setzte. Daß er dies abzuzahlen trachtet, ist gewiß lobenswerth, aber die öffentliche Meinung behauptet, daß hiezu nicht durchgreifende Mittel genommen und daß das Erhalten des Papier-Credits den größten Theil der laufenden Einnahmen absorbire; das letztere wäre besonders das übelste, denn es gäbe eine fortdauernde Ausgabe ohne wirkliche Einnahme.

Dies sind, wie Sie schon sehen, die Quellen der augenblicklichen Noth, bei denen der Finanzminister in einigen Stücken wirklich zu entschuldigen ist und bei denen ich, wie die Sache nun einmal ist, hauptsächlich nur tadle, daß trotz aller gemachten Aufforderungen er nicht a) die Rückstände von den laufenden Ausgaben trennt und für jene einen redlichen Tilgungsfonds mit zinslichen Vortheilen in den möglichst kürzesten Terminen anlegt und b) daß er Menschen zu brauchen scheint, die bei aller praktischen Gewandtheit nicht den Unterschied zwischen kaufmännischen und Staatsspeculationen begreifen.

Diese für den Augenblick schon trübe Ansicht, wird bei einem Blick in die Zukunft noch trüber. Alle Menschen, die in diesem Fache nachdenken, sind der Meinung, daß theils die fast in allen Provinzen durchaus veränderten Commerzverhältnisse mit dem Auslande, theils der Ueberfluß von Grenzconturen den wir haben, es unmöglich machen unser bisheriges Abgaben-System fortzuführen. Die Bildung eines neuen derartigen Gebäudes ist wahrhaftig keine Kleinigkeit, es gehört dazu die Harmonie der übrigen Staatseinrichtungen und wenn man mit alle dem auch wirklich zu Stande wäre, eine seltene Kraft um nicht auf halbem Wege stehen zu bleiben.

Daß wir die Rheinfestungen zuerst fertig machen, damit bin ich ganz einverstanden; ich wünsche nur aus mehreren Gründen, daß die Idee wegen Trier durch allerhand Vorarbeiten im inländischen und ausländischen Publikum aufrecht erhalten werde; nächstens hierüber mehr.

Möge ich, mein hochverehrter Freund, noch lange auf Ihren Beistand rechnen können. Gott erhalte Sie uns von Boyen.

An Hardenberg.

Coblenz, den 3. Februar 1816.

Der Oberst von Rühle wird in diesen Tagen in Berlin eintreffen, um die Leitung der dortigen militairischen Unterrichts-Anstalten zuübernehmen. Ich nehme mir die Freiheit, Ew. Durch-

laucht auf diesen seltenen universalen Kopf aufmerksam zumachen. Namentlich hat er über den jetzt allgemein anregenden Gegenstand, nämlich über Staatskonstitutionen viel gedacht. Von den hiebei zu beobachtenden Vorsichten ist er so sehr durchdrungen, und seine Ideen über die wechselseitigen Verhältnisse und Befugnisse und die Abwägung der Gewalten haben mir so sehr beachtenswerth geschienen, daß ich wünschen muß, er möge bei der Kritik der zu machenden Vorschläge ebenfalls eine Stimme haben.

Gr. N. v. Gneisenau.

An Hardenberg.

Coblenz, den 5. Februar 1816.

Ew. Durchlaucht beehrten mich in Paris mit dem Auftrag, die Einleitung zu einer Unterhandlung mit den Gebrüdern Boisserè über ihre altdeutsche Gemählde-Sammlung zutreffen und deren Gesinnungen darüber erforschen zulassen.

Da der damalige Kammergerichtsrath Eichhorn in Bekanntschaft mit den genannten Brüdern steht, so ersuchte ich diesen, an den einen derselben in dieser Angelegenheit sich zu wenden.

Ich weiß nicht, wie es gekommen, daß der eine dieser Gebrüder über dieselbe Angelegenheit mit dem Grafen von Solms-Laubach in Briefwechsel steht. Es würde mich sehr erfreuen, wenn Ew. Durchlaucht vielleicht Lezterem den Auftrag gemacht hätten, die Erwerbung der erwähnten Sammlung zumachen.

Ununterrichtet hievon, und hörend, daß den Gebrüdern Boisserè von anderen Höfen Anträge zum Verkauf ihrer Gemählde-Sammlung gemacht worden, halte ich mich verpflichtet, Ew. Durchlaucht hievon Anzeige zumachen.

Canova ist in Heidelberg gewesen und hat diese Gemählde-Sammlung mit Erstaunen gesehen. Er hat erklärt, Italien habe Nichts dem ähnliches aufzuweisen. Mit welchem Interesse der Kaiser Franz, ein großer Kunstkenner, diese einzige Kunstsammlung gesehen, wissen Ew. Durchlaucht bereits.

Es ist Gefahr in Verzug. Zum Trost bin ich hinreichend ausgerüstet, um Ew. Durchlaucht sagen zu können, daß kein baares Geld dazu gehört, um die Erwerbung dieser Sammlung für den Staat zumachen. Mit einer Leibrente oder Gehalt für die beiden Brüder und mit einem gelehrten Titel für selbige kann sie gewonnen werden, und in ihr ein Kunstschatz, wie er in Europa nirgends vorhanden ist*).

Niebuhr an Gneisenau.

Berlin, den 2. Februar 1816.

Die dargebotene Gelegenheit, einen Brief an Ew. Excellenz zu befördern wird als sicher gerühmt: und da man mit der äußersten Behutsamkeit und Bedachtsamkeit die Hände in den Schooß legen muß, so will ich es in Gottes Namen darauf wagen Ihnen, edler und innigst verehrter Graf, allerlei zu schreiben was Sie wissen müssen, und was sich wenigstens mit der Post ohne Unbesonnenheit nicht schreiben läßt.

Zuerst den herzlichsten Dank für Ihren jüngsten Brief durch Herrn von Zedlitz.

Es heißt hier daß Sie am Ende dieses Monats hierher kommen wollen. Können Sie es ausführen, so müssen Sie es thun, denn wenn Sie und andre bedeutende Männer nicht persönlich erscheinen und die Wahrheit geltend zu machen versuchen, so ist die traurigste Gewißheit vorhanden, daß alle Hoffnungen schnell verschwunden sein werden. Den Versuch zu machen sind Sie dem Vaterland schuldig.

Unsre öffentliche Lage ist über allen Ausdruck peinlich und trübselig. Von Allem was noch während der ersten Wochen nach des Staatskanzlers Rückkehr von ihm selbst als sicher und nah angekündigt ward, geschieht nichts, und man fängt an sehr laut damit zu werden, daß es nicht geschehen solle. Vor Weihnachten forderte der Fürst Hardenberg von mir ein Gutachten über Preßfreiheit mit einer Eilfertigkeit, als ob er die Stunden zähle, dem Könige die Verordnung vorzulegen, die unsre Fesseln brechen solle. Anstatt dieser Verordnung hat man verboten über das Dasein politischer Gesellschaften zu schreiben: hat eine eigene Censur für statistische Schriften angeordnet; und den rheinischen Merkur verboten. Von der Aufhebung der Censur hört man keine Sylbe mehr. — Ueber die Constitution, wenigstens über ihre Bearbeitung, hieß es, solle am 18. Januar eine Acta bekannt gemacht werden. Keine Sylbe ist ausgesprochen, und ich zweifle gar nicht, daß es den Schlechtgesinnten gelungen ist den König zu bestimmen, und den Staatskanzler entweder zu verführen oder zu erschrecken. Wie die Sachen stehen, kam deutlich ans Licht in einer Gesellschaft bei Prinz August vor einigen Tagen, wo dieser

*) Die Boisserée'sche Sammlung ist bekanntlich zuletzt in den Besitz Baierns übergegangen.

Prinz sich von Ancillon belehren ließ. Man könne, docirte der Ancillon, die Provinzialstände einrichten: aber ums Himmels Willen keine Allgemeinen Landstände. Man möchte immerhin Vorarbeiten zu einer Konstitution machen, aber die müßten hingelegt werden und reifen: nach fünfzig Jahren könnte man sie vielleicht ins Werk richten. Man möchte das Schiff bauen, aber es nicht eher in See lassen als bis man befahrene Mannschaft hätte. Um nun darzuthun, daß es der Nation ganz an den Subjecten fehle, von der sie bei einer Volksrepräsentation Heil zu erwarten hätte, stellte er zuerst die Behauptung auf: Staatsbeamte könnten gar nicht gewählt werden, die Minister ausgenommen — (ungeachtet es in England geschieht und er, dieser Bube, doch wahrlich nicht die zu wenige Unabhängigkeit der Versammlung scheut) — Generale und Oberoffiziere, wie doch auch in England, um keinen Preis: ja, da liege unsre eigentliche Gefahr.

Was dieser Mensch und seines Gleichen damit sagen wollen, verstehen Ew. Excellenz ohne Wink.

Er hat einen ganz schnöden und hohen Ton angenommen: bei allen Gelegenheiten die hämischesten Insinuationen: folgende wörtlich: — man habe unrecht von Gefahr des Jacobinismus in Frankreich zu reden, da sei man klug geworden, und die legitime Regierung befestige sich durch ihre Vortrefflichkeit: aber aus Frankreich sei die abgetragene Mode nach Deutschland gebracht, und man bewundre hier, was die Franzosen längst satt bekommen. Diese frechen Lügen werden so oft wiederholt bis die Schwachköpfe sie für unwiderlegliche Wahrheiten halten.

Ob der Staatskanzler irre gemacht ist, oder aus Kraftlosigkeit eine ihm ehemals liebe Idee verlassen und aufgegeben hat, könnten nur die beurtheilen, welche ihm nahe stehen: unter denen aber Eichhorn der einzige Mann von Kopf und Herz ist.

Ancillon liebt es besonders — und das ist doch die allergrößte Frechheit — auszukramen; alle Verwirrungen des Wiener Congresses, und unsre ganze zerrißene Existenz, wären eine Folge davon daß man 1813 die Allianz mit Rußland geschlossen ohne die Rückgabe von Polen an uns zu stipuliren: — als ob Rußland alsdann nicht den Frieden mit Frankreich schleunigst geschlossen haben würde. Dies wird mit sehr handgreiflichen Anspielungen auf Ew. Excellenz und den sel. Scharnhorst erzählt (welche beide die Nation und die Nachwelt dafür segnen wird). Ein Mensch der 1811 und 1812 die heldenmüthigen Freunde der Freiheit anfeindete und ein feiges Heil suchte: der 1813 den Krieg aufhielt und einen elenden Frieden zusammenmakeln wollte: der noch in diesem Sommer sich nicht entblödete zu behaupten, da Frankreich seit 2½ Jahrhunderten an den Rhein trachte, so hieße es die Kriege verewigen ihm das linke Rheinufer entrissen zu haben: ein Mensch der die Erwerbung Sachsens bestritt, mit Gift und Bosheit: der während dieses Sommers für die Bourbons und Frankreich, mit schlecht verstecktem Haß gegen unser Heer, wider uns parteiisch war: der im Innern den Despotismus ohne Scham als reine Lehre predigt; der das Gemüth unseres geistvollen und liebenswürdigen Kronprinzen verdreht und verfälscht hat: ein solcher Mensch muß zu einem Ungeheuer von Verruchtheit werden, von dessen Gewalt das Allerärgste zu besorgen ist.

Seit der Eingabe an den König begegnet er mir wie einem Aufrührer, dessen Kopf man zur Proscription verzeichnet hat, den man aber

doch nicht vermeiden kann in der Gesellschaft zu sehen, bis sein Stündlein gekommen ist.

Was Herrn von Stein betrifft, so habe ich nicht die geringste Hoffnung daß man ihn nicht entfernt zu halten wissen werde. Die Aufgabe den Bedürfnissen der Nation zu entsprechen würde auch für ihn schwer sein: vielleicht gelänge ihm vieles, wenn er sich eine Zeitlang aus den gehässigen und bittern Gefühlen, die seine Seele Jahrelang erfüllt haben, befreit, und denen der Liebe und Achtung die unser Volk verdient wieder hingegeben haben würde. Es würde nur von ihm abhangen von allen wohlgesinnten mit Eifer und Vergessenheit aller Persönlichkeit unterstützt zu werden. Aber es wird gar nicht die Rede davon sein! Dafür sorgen die Ancillons — und, ich fürchte, ich fürchte auch das Mißtrauen seines hiesigen Freundes. Wenigstens läßt sich aus der Art wie dieser darüber redet daß Stein nicht an den Bundestag gesandt worden, vermuthen, daß er nicht sehr bedauert, daß es nicht geschehen. Eben so wenig geben die Umstände Hoffnung Sie in unsere Regierung gestellt zu sehen wie es sich für Sie gebührte, und dem Vaterland Noth thäte. Wenn es aber geschähe, so ehren Sie mich indem Sie mein treuherziges Darbieten aller meiner Kräfte annehmen, und darauf rechnen, daß ich Ihnen unbedingt ergeben bin.

Ueber meine Verhältnisse ist nicht das allergeringste ausgesprochen.

Die Stimmung aller Edeln und Landesfreunde ist höchst düster, hoffnungslos und niedergeschlagen. Ich denke aber, daß Gott der uns mit Weisheit, Kraft und Erfolg im Felde gesegnet, auch im Regiment sich unser endlich erbarmen möchte: — unser Volk muß zu großen Dingen bestimmt sein, und nach so herrlichen Thaten und Tagen kann es sich nicht so elend endigen, wie es sich anlassen will.

Genehmigen Ew. Excellenz meine tiefgefühlte Verehrung, und die innige und unbedingte Anhänglichkeit und Ergebenheit an der Sie nicht zweifeln können. Niebuhr.

Niebuhr an Gneisenau.

Berlin, den 24. Februar 1816.

Ein jedes Zeichen Ihres wohlwollenden Andenkens, innigst verehrter edler Herr General, ist für mich Stärkung und Erheiterung in einer höchst niederdrückenden Zeit und ein kostbares Unterpfand eines Verhältnisses, welches Sie so gütig sind Freundschaft zu nennen. Auf dieses bin ich stolz wie auf wenige Geschenke des Schicksals, und ich wünsche daß Sie mir erlauben wollten, wenn sich irgend eine Gelegenheit darbietet wie Sie dem Schriftsteller wohl kommt, mit einer Huldigung für Sie der Gegenwart und Nachwelt darzuthun daß ich Ihrer Billigung und Ihrer wohlwollenden Achtung werth war, und Ihr Vertrauen genoß.

Einen neuen Beweis dieser Art haben Ew. Excellenz mir durch Ihre Mittheilung über die beabsichtigte rheinische Universität gegeben: ich verschob es, Ihnen zu antworten bis Herr v. Harthausen wieder zurückginge; — aber das scheint noch immer unbestimmt hinauszustehen. Also erfolgt der aus Versehen überschickte Aufsatz über diesen Gegenstand schon jetzt hierbei zurück. Den andern, so wie die Druckschrift, erlaube ich mir Nicolowius und Süvern mitzutheilen, welche wenigstens ihre

Stimme äußern können. Denn Schleiermacher und ich werden zuverlässig nicht befragt.

Mit dieser Universität geht es eben so faul und liederlich zu wie mit allen Einrichtungen. Wenn eine neue Schöpfung aufgeschoben wird weil man mit vorbereitenden Untersuchungen bis zur Aengstlichkeit beschäftigt ist, so läßt sich darüber nichts tadelndes sagen, denn man rückt doch wenigstens intensiv in der Fähigkeit die Sache zu behandeln vor, und hat viel Unbrauchbares und mit fälschligem Schein behaftetes bei Seite und aus dem Wege geschafft. Wenn es aber bloßes Aufschieben und Verzögern ist, so verliert man den Augenblick und die erste Wärme, übereilt sich, ist nach Jahren ebenso unreif wie Anfangs und prostituirt sich.

Es ist hier, so viel ich weiß, keine Meinung für eine der beiden wetteifernden Städte zu einer Art von Bestimmtheit gediehen: eben so wenig kann man sagen daß ein Plan der Universität (unabhängig von dem Ort ihrer Errichtung) weder in Hinsicht ihrer Einrichtung noch der Lehrer bis zur wirklichen Ueberlegung gediehen sei. An diesen Jammer muß man sich nun schon gewöhnen, wenn man in dessen Mitte lebt: wiewohl es nicht gut ist sich daran zu gewöhnen. Für mich steht in Hinsicht der Localitätsfrage nur das fest daß Bonn als Universität ein übel berüchtigtes Andenken hat, und mit Recht: welches wie der gute Name und der Familienruf eines Individuums nicht zu übersehen ist: ferner der auch von Ihnen erwähnte Punkt der Fonds, an denen man sich nicht vergreifen sollte. Ob man anstehen wird es zu thun? Darüber muß man, leider! nach dem Beispiel von Wittenberg sehr vorsichtig zwischen dem ministeriell- und dem rechtlich-möglichen unterscheiden. Auch giebt das Schicksal Wittenbergs, und einer der Motive desselben daß eine Festung keine Universität sein könne, zu erkennen was in Hinsicht auf Cöln für entscheidend gelten möchte! Vergebens bemerkte ich, man könne ja aber in einer Festung die Jünglinge ohne allen Nachtheil ihrer Studien ihre Dienstjahre abhalten lassen, wenn man ein Regiment hinlegte welches geeignet sei, sie aufzunehmen. Für mich würden diese beiden Umstände, und das ehrwürdige Andenken von Cöln hinreichen die Frage zu entscheiden. Dabei aber ist nicht zu verkennen, daß die Erfahrung die Nachtheile einer Hauptstadt für die Universität hier unläugbar zeigt und daß auch Breslau und Königsberg wohl nicht ohne unverkennbare schlimme Folgen des großstädtischen sind: daß das bene latere für eine kleinere Stadt günstig ist, u. s. f. — daß, was das Gedeihen der Lehranstalt betrifft, meistens jetzt viel zu viel Werth auf äußere Umstände gelegt wird, und kein Wunder! da es mit dem Fleiß und der Gewissenhaftigkeit der Professoren und Studenten etwas mißlich und gebrechlich beschaffen ist. In dieser Hinsicht hat sogar die Pedanterie der Universitäten in kleinen Städten sehr viel Gutes: nur der seltene Mensch kann aufhören einseitig zu sein ohne flach zu werden. Die Zerstreuungen welche aus unserer gesellschaftlichen Mischung der verschiedenen Stände entstehen, — nicht des Umgangs derselben in ernstem Gedankenwechsel oder individueller Vertraulichkeit, welches etwas ganz vortreffliches ist, sondern der leeren Gesellschaftlichkeit, wo man sich in flachem allgemeinen Gespräch hält weil jeder zu viel Lebensart hat um mit dem hervorzukommen worin er tüchtig ist — Diese sind für die Wissenschaften höchst verderblich, und allerdings in größeren Städten für die Masse eine Klippe

der sie nicht leicht ausweichen. Auch das freie Studentenleben ist nichts unbedeutendes und hier z. B. viel zu sehr eingeengt. Sie wissen wohl daß der König den Studenten verboten hat den 9. Februar, den Tag des Aufrufs von 1813 mit einem Aufzug zu feiern! Kennen Sie nicht in der Armee Generale, die einmal zu Cöln commandiren, und ähnliche Beschränkungen verfügen könnten!

Die große Schwierigkeit für das Gedeihen aller wissenschaftlichen Anstalten ist der epicuräische Zeitgeist, der strenge durch Pflicht getriebene und durch das Gewissen belohnte Arbeitsamkeit scheut: der den Gelehrten hindert sein Glück in Studien zu finden, sondern ihn treibt es in Wohlleben und sogar im Müssiggang zu suchen. Unsere sogenannten Gelehrten werden immer mehr und mehr bloße Dilettanten, und wenn sie nun öffentlich auftreten sollen und keine tieferen Schätze besitzen, so vergolden sie ihren Vortrag mit leerem Schein. Im Innern der Einzelnen, da muß das Heil der Wissenschaft wie die Freiheit begründet werden, welche Verfassungen nur erhalten und beschützen, aber nicht stiften können. Und damit sollten die Nationen ihre Herrscher beschämen, wenn sie ihnen Freiheit und Recht versagen, daß sie sich selbst zur Freiheit ausbilden: das zeigt sich aber leider gar nicht. Im Allgemeinen ist eine starre Dumpfheit herrschend, ohne irgend einige Freudigkeit.

Es gehen Gerüchte daß Sie hierher kommen: — auch sehr niederschlagende daß Sie sich zurückziehen wollen. Gott gebe daß Sie nicht ernsthaft daran denken! Das Gerücht daß Sie hieher kommen, hat mich aber sehr erfreut: und ich bitte Sie nur dringend mich darüber zu benachrichtigen. Denn ich beabsichtige sonst eine Reise, die unterbleiben soll um Sie zu sehen. — Mit meiner Abreise nach Italien scheint es nämlich näher. Der Fürst Staatskanzler hat dem Minister Schuckmann gesagt: er hätte zwar die Absicht gehabt, mir Geschäfte vorher anzuweisen: Daraus aber würde jetzt nichts: und so hindere mich nichts abzureisen. Indessen bin ich noch immer nicht ernannt.

Sie wünschen mir Muth und Heiterkeit! Die wolle Gott Ihnen geben. Denn den Lohn wenigstens haben Sie um das Vaterland und die Welt verdient, und es liegt Millionen daran daß Sie sich ihm erhalten, welches Sie ohne Heiterkeit nicht können.

Lassen Sie mich Ihnen empfohlen bleiben und genehmigen die innigste Verehrung und unbeschränkte Ergebenheit

Ihres

treugesinnten
Niebuhr.

An die Gräfin.

Coblenz, den 2. März 1816.

Aus Deinem Schreiben vom 20. Februar wird mir die angenehme Gewißheit, daß Deine Wünsche in Betreff der Erziehung der Kinder ganz mit meinen Ansichten übereinstimmen.

Die Erziehung im elterlichen Hause ist für Töchter, nach meiner von mir nie aufgegebenen Ueberzeugung die allerbeste, be-

sonders auf dem Lande, und wenn Eltern willig und fähig sind, eine Summe Geldes nicht anzusehen. Sobald also Du die Hand bietest, daß es im Hause nicht an Gehülfen und Gehülfinnen fehle und einen durch den Lauf einiger Jahre zu machenden Aufwand nicht scheuest, so kann ich getrost an diesen neuen Lebensplan gehen, in der Hoffnung daß mir Deine Hülfe dabei nicht entstehen werde.

Hiezu würden demnach, außer Herrn Krause noch gehören: erstlich, eine gute gebildete Erzieherin, und um eine solche zu erhalten, lasse Dich durchaus nicht durch einen noch so hohen Gehalt abschrecken; zweitens ein Zeichenmeister. Der Mahler Böhm, den Du vorschlägst würde sich vielleicht bereitwillig finden lassen, länger als einige Monate im Hause zu bleiben; drittens, ein Musikmeister. Wäre der Kantor des neuen Wohnortes nicht sehr geschickt im Unterricht, so wäre es das Beste, durch Herrn Klein einen talentvollen Lehrer aus Breslau zu gewinnen, daß er sich einige Jahre bei uns niederlasse. Auf diese Weise für den Unterricht der Kinder sorgend, und uns selbst ihrer Erziehung in weiterem Sinne annehmend, hätten wir für unsere erste und vorzüglichste Pflicht gesorgt, und könnten in dieser Hinsicht so weit es in menschlichen Dingen möglich ist, uns beruhigen.

Du wolleſt nun also liebe Frau, zu allen diesen Entwürfen unter der Hand die Vorbereitungen machen. Ich sage unter der Hand, weil ich des Redens im Publikum wegen, nicht gern sehe, daß mein Vorsatz, mich in die Einsamkeit zurückzuziehen, jetzt schon offenkundig werde. Ich habe ihn immer noch bis jetzt hinausgeschoben, damit es nicht heiße, als nehme ich aus Mißvergnügen über den Gang der einfältigen Streitigkeiten zu Berlin meine Entlassung, was auch nicht der Fall ist, und ich habe nur noch so lange warten wollen bis die Gemüther etwas sich beruhigt haben. Indem ich diesen Schritt thue, folge ich nicht allein einem sehnsüchtigen Wunsch meines Herzens, sondern auch der Mahnung des Gewissens, das befiehlt, nicht länger in einer Stelle zu blei-

ben, die man nicht mehr auszufüllen ſich bewußt iſt, und das iſt mein Fall. Mein Gedächtniß hat abgenommen und mein Geſicht. Dabei fühle ich die Vorboten der Gicht. Es wird mir ſchwer, mit dem rechten Arm etwas zu handhaben, und in allen Gelenken fühle ich Steifigkeit und Schwäche. Wenn man ſo geſtaltet iſt, muß man den Ehren und Würden entſagen, und jüngeren Platz machen. Müßte der König abermals das Schwerd ergreifen — was er zum Glück für ſein Volk, nur höchſt nothgedrungen thun würde — ſo ziehe ich abermals mit, aber ohne irgend eine Befehlführung anzunehmen, nur als Freiwilliger und des Beiſpiels wegen, wozu meine Kräfte hoffentlich noch ausreichen werden.

An die Gräfin.

Coblenz, den 21. März 1816.

Wenn ich bei meinem Zurücktreten einem großen Gehalt entſage, ſo iſt dies nur ſcheinbar. Denn obgleich ich nur ein einziges Mal, bei Gelegenheit des Ordens- und Friedensfeſtes am 18. Januar, eine große Mahlzeit gegeben habe, und ſonſt noch keine Geſellſchaft in meinem Hauſe geſehen habe, ſo ſind doch die Ausgaben des täglichen Tiſches bei nur fünf Gerichten, und die laufenden Ausgaben des Haushalts bei wirklich ſtattfindender Oekonomie ſo groß, daß ich noch jeden Monat habe zuſetzen müſſen, und, meinen Aufenthalt in Paris dazu gerechnet bei dem Pariſer Banquier H. Jordis-Brentaun zwiſchen 40—50,000 Franken ſchuldig bin; die vom König geſchenkten 25,000 Thlr. — für den letzten Feldzug — ſind demnach ſtark angegriffen, indem ich mir nicht erlaubt habe, wie ſo manche andere Generale, meine Tafel von den Städten des feindlichen Landes beſorgen zu laſſen, ein Betragen, das ich meinen Gefühlen, meiner Ehre, und dem preußiſchen Namen ſchuldig zu ſein glaubte. — Die Verhältniſſe in der Armee ſind in neuer Zeit ſo ſehr verändert, und der Anſprüche an einen General, beſonders an einen kommandirenden ſo viele, daß er, ohne von ſeinem Vermögen zuzuſetzen ſolche nicht befriedigen kann, es ſei

denn, er wolle gegen die Meinung verstoßen. Meine andere Motive zum Austreten werden demnach auch durch das der Oekonomie unterstützt, und ich bin Willens, mich auf dem Lande sehr einzuschränken, einen einzigen Punkt ausgenommen, nämlich den der Pferde, aus Gründen des Wohlgefallens und der Nothwendigkeit, in der Uebung des Reitens zu bleiben.

Wie es mit meiner Reise nach Italien steht, weiß ich noch nicht. Wenn ich hoffen könnte, daß Carlsbad meinen Eingeweiden heilsam werden könnte, so würde ich vorziehen, dorthin zu gehen und jene Reise noch aufzuschieben. Du würdest dann vielleicht mir Agnes zusenden, für die es in manchen Rücksichten eben so heilsam sein dürfte, in fremde Lagen zu kommen.

Müffling an Gneisenau.

Paris, den 15. Februar 1816.

Ist es nöthig, daß ich Euer Excellenz versichere, wie es mich tief mit Schmerz erfüllt hat zu sehen, daß unsere Regierung Maaßregeln ergriffen hat, die nicht anders als nachtheilig wirken können?

Muß nicht jeder, dem es am Herzen lag, bald eine Constitution zu Stande kommen zu sehen, wie es für ein edles Volk ziemt, fürchten daß dies noch lange, vielleicht zu lange für das Wohl unsers Staats verschoben werden könnte?

Ich will nicht von den innern Verhältnissen reden, nur von den äußern. Als ich in der Unglückszeit den Abschied aus preußischem Dienst nahm, war mir die Aussicht vorzüglich lieb, durch meine Verhältnisse zum Herzog von Weimar einem kleinen Theil des deutschen Volks eine freie und würdige Verfassung zu schaffen. Die Volksrepräsentation in der Finanzparthie und in der Gesetzgebung waren leicht geschaffen, allein mit mehr Erfahrung sah ich bald die Unmöglichkeit, in der ein kleiner Staat sich befindet, den edelsten Theil der Verfassung auszuführen, persönliche Rechte, Preßfreiheit und die Jury mit der dazu nöthigen Justizverfassung. Diese Ueberzeugung, die wenig oder mehr Menschen in allen kleinen deutschen Ländern haben, macht, daß alle Augen auf den großen verbündeten Nachbarstaat Preußen gerichtet sind, von dem es abhängt allen kleinern deutschen Staaten, Freiheit, Glück und die Mittel zur Entwicklung der Nationalkraft zu geben. Leistet Preußen dies nicht, so tritt es in die natürlichen Verhältnisse eines gefürchteten Nachbarstaats zurück und man soll sich nicht wundern, wenn die deutsche Nation, getäuscht in ihren Hoffnungen, von der innigsten Anhänglichkeit mit einem Male zur Gleichgültigkeit, oder zum Haß übergeht. Was die Veranlassungen zu den Schritten unserer Regierung betrifft, so kann ich Euer Excellenz Meinung nicht theilen, daß sie bloß von einer Partei herbeigezogen sind, ich glaube, ja ich sehe die Sache viel tiefer liegen.

Im Jahre 1814 sprach sich der Wunsch nach einer Verfassung im ganzen preußischen Volk aus. In der zweiten Hälfte des Jahres 1815 wurden Männer bedenklich, die sonst unbefangen an der Spitze der Wünschenden gestanden hatten. Das entstand aus der Zeit. Eine Hand voll Soldaten hatte Frankreich in solchen Schreck gesetzt, daß es ruhig unter das Joch eines Tyrannen zurückkehrte, den doch der größere Theil der Nation verabscheute.

Viele Menschen sahen dies als etwas außerordentliches an. Es frappirte allgemein bis es nach und nach die allgemeine Ueberzeugung wurde, es müsse überall so, es könne nicht anders sein.

Unsere Armee war ausgezogen; die Scene mit dem General Borstell fiel vor, und wurde vielfältig als eine ungeheure Gewaltthätigkeit angesehen; so stellten Borstell's Freunde sie überall dar. Ende Juli wurde in Berlin sehr ernsthaft versichert, alle Bande des Gehorsams seien in der Armee aufgelöst, der König dürfe garnicht mehr wagen etwas zu befehlen. Ist es ein Wunder, daß man in Berlin in so großer Entfernung etwas glaubt, was der russische Kaiser hier sagte, worauf unser eigener König hier anspielte? Ich will nicht weiter zergliedern. Der erbärmliche Schmalz mit seinem Wisch konnte nichts erzeugen, aber überall war feuerfangende Materie, und sie ist noch da.

Euer Excellenz und ich wissen wohl, was es mit der Armee, die man als so gefährlich darstellt, eigentlich zu sagen hat, allein wenn man sich auf den Standpunkt eines dritten stellt — können wir uns verbergen, daß bei der Armee viele Dinge vorgegangen sind, die nicht von sehr großem Gehorsam zeigen? Daß die Armee sich abscheulich auf dem Rückmarsch beträgt, daß unter den Generalen keine Einigkeit mehr ist: — ja daß zwischen dem König und seinen Generalen eine Spannung stattfindet, die im Jahr 1813—1814 noch nicht bestand. Kein vernünftiger Mensch im ganzen Staat glaubt an geheime Gesellschaften, so viel ich weiß, hat der König selbst nicht daran geglaubt, aber es ist eine unbegreifliche Sache, wie man gegen ein Buch oder eine Broschüre wie die Schmalz'sche so viel hat schreiben können, als ob es die Absicht wäre eine Regierung auf's Eis zu führen. Hätte niemand darüber geschrieben, es hätte sich alles viel eher zugezogen, aber so mußte der König von allen Seiten bestürmt, vom Kaiser von Rußland und von Leuten, die es zwar redlich gemeint haben mögen, aber mehr nach dem Schein als mit Kenntniß urtheilen, überall dasselbe hören. Leuten wie Ancillon mag so etwas willkommen sein. Der guten und reinen Sache haben aber Menschen wie Arndt, Jahn und Görres mehr Schaden gethan als es je ein Schmalz vermochte. Es war ganz in der Ordnung sie als Piqueurs zu gebrauchen, die mit der moralischen Hetzpeitsche die faulen Hunde nachtreiben, so lange die Jagd dauerte, aber als sie sich mit der Jagdgesellschaft zu Tisch setzten und dort eine Tafelmusik mit ihren Hetzpeitschen machten, da war es Zeit sie zur Thüre hinauszuweisen, weil sie nichts anders mehr können als unanständig knallen.

Mir scheint der Staat in einer sehr gefährlichen Krisis. Es haben sich zwei große Parteien gebildet. Beide wollen dasselbe, aber sie sind nur über die Art der Ausführung verschieden und es ist sehr zu fürchten, daß während beide darüber streiten, ob es rathsam ist jetzt gleich zur Verfassung zu schreiten, oder erst die Keime einer gefürchteten usurpirten Gewalt zu zerstören, eine dritte Partei entsteht, oder die Oberhand ge-

winnt die, welche keine Verfassung will oder eine solche, wie die neue polnische deren erster Artikel besagt: „die gesetzgebende und ausübende Macht vereinigt sich in der Person des Monarchen."

Geschieht dies, so sind die Folgen schwer zu übersehen. Die Rheinländer hängen mit gar keinem, oder einem sehr losen Bande an uns. Das der Gewohnheit kennen sie nicht. Die Ruhe und das Glück von Frankreich kann uns nur dann lieb sein, wenn wir verstehen nicht allein noch glücklicher zu machen, sondern, wenn wir verstehen, die Länder auch wirklich an uns zu fesseln.

Die große Frage muß wohl jetzt von jedem gut Denkenden sein: wie ist dem Uebel da es nun einmal da ist — abzuhelfen? Mir scheint, nur durch Ruhe und einen großen Gleichmuth. Wenn ein Theil der Vernünftigen unserer Nation der Meinung ist, daß es gefährlich sei, sich zu constituiren, eh' man sich überzeugt habe, daß die Gefahr tumultuarischer Auftritte nicht vorhanden ist, nun so kann ja der Entwurf einer Constitution indeß immer bearbeitet werden, und man gebe besorgten aber würdigen Männern Gelegenheit sich vom Gegentheil zu überzeugen. Ich beklage den König. Er war in Wien auf so gutem Wege — hier fing alles an anders zu werden, und wenn er jetzt nach Petersburg geht, so wird er Rathschläge hören, die wenn er sie befolgte, ihm einst Reue bringen würden.

Euer Excellenz haben mich in Ihrem letzten Schreiben mit einigen vertraulichen Worten über diesen Gegenstand beehrt, ich würde dies nicht zu verdienen glauben, wenn ich nicht in einer so wichtigen Angelegenheit es sagte wie ich's denke. Ich habe mich immer geehrt gefühlt, wenn Euer Excellenz mir Ihr Vertrauen schenkten, und wenn Sie mir es entzogen, habe ich gern einem Würdigern Platz gemacht. Ich kann es nicht bergen, daß ich diese Unglückszeit vorausgesehen habe. Ohne besondere Umstände wäre sie früher herbeigekommen. Dies veranlaßte mich, den König um eine andere Anstellung zu bitten, als der Krieg von 1815 ausbrach. Ich war damals resignirt, wie ich es jetzt bin. Das Kunststück der Menschen besteht ja am Ende nur darin auf eine ehrenvolle Art abzutreten, und das hoffe ich nicht zu verfehlen.

Mit Theilnahme sehe ich Euer Excellenz in einer sehr delicaten Lage. Vieles ist auf Ihre Rechnung geschehen, wovon Sie gewiß nichts wissen, nichts ahnen, und im Innern des Staates giebt es viele Menschen, welche Euer Excellenz als Chef der Oppositionspartei ansehen. — Wenn die Sache nur nicht weiter geht. Der König ist in einem Zustand von Reizbarkeit, der leicht weit führen könnte. Der Staatskanzler schreibt an den Graf Golz: der König werde das seinem Volke gegebene Versprechen zu halten wissen ohne die Würde seiner Krone zu compromittiren.

Müffling.

An Müffling.

Coblenz, den 25. März 1816.

Auf ihren interessanten Brief verehrter General, bin ich noch Antwort schuldig, was Sie wohlwollend entschuldigen wollen. Dieser Brief enthält des gediegensten Stoffes so viel, daß man einen

Quartanten schreiben könnte, ohne das, wovon er redet zu erschöpfen. Sie wollen mir erlauben, nur zwei Gegenstände desselben herauszuheben.

Sie halten, mein lieber General, meine Stellung für bedenklich; das thue ich nicht. Ich habe nie zu einer geheimen Gesellschaft gehört; ich habe nie mit irgend Jemanden Verabredungen getroffen, um der Regierung mißfällige Zwecke durchzusetzen; alle meine Wünsche über Staatsverfassung und Verwaltung sind jederzeit in die Hände des Fürsten Staatskanzlers oder des Königs selbst gelangt; ich habe so sehr stets meine Ansicht ausgesprochen, daß alle Verbesserungen unseres Zustandes von oben herunter und nicht von unten hinauf geschehen müßten; ich habe seit dem Jahr 1790 so sehr feindselig gegen die französische Revolution gedacht, daß mir revolutionaire Entwürfe durchaus nicht Schuld gegeben werden können. Also weder für die Vergangenheit kann man mich in Anspruch nehmen, noch für die Zukunft meinetwegen besorgt sein, denn man weiß, daß es mein Wunsch und Vorsatz ist, mich in tiefe Einsamkeit zurück zu ziehen, da, bei meinen abnehmenden Kräften, Gewissenhaftigkeit mir gebietet länger nicht einen Posten auszufüllen, dem ich nicht gewachsen bin. Ich selbst, wenn man mich um Rath früge, müßte pflichtmäßig warnen, bei der jetzigen Stimmung der Gemüther, aufgereizt wie sie sind, nur behutsam mit Constitutions-Entwürfen vorzugehen und die Ausführung derselben nur langsam reifen zu lassen. Ein anderes war es nach dem ersten Pariser Frieden, da rieth ich sehr eifrig dazu, in der Absicht, um in Deutschland die Meinung für uns zu gewinnen. Jener Zeitpunkt ist versäumt worden; es ist nun nicht nöthig, etwas zu übereilen, besonders nachdem man gestattet hat, daß Mißtrauen ausgesäet werde.

Uebrigens schämt sich jetzt ein großer Theil derjenigen, die sich durch Gespenster schrecken ließen; man hat Zeit gewonnen, die Motive der Koryphäen derjenigen Partei, von denen das Warnungsgeschrei ausging, zu durchschauen. Eigentlich haben sie

dadurch Nichts gewonnen als die Verachtung zu steigern, in welche sie den Rechtlichen bereits seit langem verfallen sind.

So viel über mein Verhältniß zum Staat, nun zu meinem Verhältniß zu Ihnen verehrter General.

Sie sagen „wenn Sie mir Ihr Vertrauen entzogen, habe ich gern einem würdigeren Platz gemacht". Nie, Nie habe ich Ihnen mein Vertrauen entzogen, zu keiner Zeit unserer gemeinschaftlichen Feldzüge. Ich ehrte stets Ihren edeln Character, Ihren scharfen und feinen Verstand und Ihr so viel umfassendes Wissen und Kenntniß des Kriegswesens; daher habe ich auch Nichts unternommen ohne erst Ihren Rath zu vernehmen. Daß unsere Ansichten einigemale verschieden waren, kann keineswegs dahin ausgelegt werden, als ob ich Ihnen deshalb mein Vertrauen entzogen hätte, aber wohl hat es mir geschienen, als ob Sie mir Ihre Rathschläge entziehen wollten; z. B. in der Schlacht von Laon, in der von Fere champenoise, in der von Paris, wo es mir vorkam, als ob Sie Sich geflissentlich auf andern Punkten als wo ich mich mit dem Feldmarschall befand, aufhielten, kurz, in der ganzen Zeit unseres Feldzuges im Februar und März, und ich will es Ihnen nicht verhehlen, daß es mir nach unserm Rheinübergang vorkam, als ob Sie und Graf Goltz von mir sich zurückziehen wollten, worin des Letzteren über mich nach Berlin geschriebenen Briefe mich wohl bestärken konnten.

Dies ist die offene, undiplomatische Darstellung meiner Gesinnungen gegen Sie. Nie habe ich aufgehört, Sie wegen Ihrer wahrhaft verehrungswürdigen Eigenschaften innig hochzuachten, wenn ich auch selbst den Argwohn hatte, daß Sie mir nicht wohl wollten, welches indessen, bei meinem vertrauenden Character, nie lange gedauert hat, indem es mir Bedürfniß war, mich Ihnen vertraulich wieder hinzugeben. Machen Sie mich indessen auf die Zeitmomente aufmerksam, wo es Ihnen schien, als ob ich Ihnen mein Zutrauen entzogen und einem andern hingegeben hätte, und ich werde die offene Erklärung darüber unbedenklich leisten.

Was wäre nicht alles über Verschiedenheit in der Meinung, wie ein Feldzug zu führen sei, zu sagen! Es durfte also uns beiden ebenfalls erlaubt sein, unsere beiderseitigen Meinungen manchmal von einander abweichen zu lassen. Wie oft kann ein Feldzug auf mancherlei Arten gleich glücklich beendigt werden! Das Glück behält sich sein Recht vor und der Erfolg rechtfertigt oder verdammt was geschehen. Wir wissen worauf es ankommt, und daß Entschlossenheit und Beharrlichkeit von denjenigen Eigenschaften, womit ein Feldherr ausgerüstet sein kann, die vorzüglichsten sind, weil man hiermit am sichersten ein widriges Glück zu wenden vermag; denn was Scharfsinn, Erfahrung und Wissenschaft uns lehrt, kann nur durch jene zu Tage gefördert werden.

Bei der Durchsicht des unter Ihren Augen und unter Ihrer Leitung verfertigten Planes der Schlacht am 18. Juny bin ich zu meinem Befremden gewahr geworden daß es nicht bei dem Hause la belle alliance war, wo wir auf die Chaussee gelangten, und mit dem Herzog Wellington zusammentrafen, sondern dies entweder bei Rossomme oder den ersten Häusern von Maison du Roi gewesen ist. Man hatte mich demnach unrecht berichtet und dieser Irrthum veranlaßte die Benennung der Schlacht und gelangte in unsern Armee-Bericht. So geht es mit historischer Wahrheit!

Meinen ehemaligen Posten als Generalquartiermeister der Armee habe ich, durch meine Ernennung zum hiesigen General-Commando, für erledigt angesehen. Durch die Ernennung eines Kriegsministers hat solcher ohne dies von seiner Bedeutendheit verloren und wenn ein General-Offizier des Generalstabes unter dem Kriegsminister alle Generalstabsarbeiten leitet, so möchte für den Generalquartiermeister, da ohnedies die kommandirenden Generale die persönlichen Vorschläge für ihren Generalstab gleichfalls machen, wenig zu befehlen übrig bleiben, es sei denn, ein neuer Generalquartiermeister wolle nicht mehr in partibus infidelium bleiben, sondern sich ein Gebiet erobern. Freilich kommt hier Vieles auf die Stellung der Personen an.

Ihrer würdigen Gemahlin meine ehrerbietigen Empfehlungen und viele Grüße an Ihre hübschen Kinder. Der Himmel schenke Ihnen Glück und Zufriedenheit. Sie wollen meiner mit Wohlwollen gedenken als

Ihres
treuergebenen Freundes und Dieners
Gr. N. v. Gneisenau.

Hardenberg an Gneisenau.

Berlin, den 15. März 1816.

Liebster, bester Freund! Ich habe ein langes Stillschweigen gegen Sie beobachtet, obgleich ich das Bedürfniß hatte mich mit Ihnen zu unterhalten. Ich war seit meiner Rückkehr in Berlin so unglaublich überladen mit Arbeiten, daß ich kaum einige Augenblicke zur allernothwendigsten Ruhe und Erholung zu finden wußte und so unterblieb wider meinen Willen aller freundschaftliche Briefwechsel, indem ich ihn von einem Tage zum andern verschob. Sie würden mir aber das größte Unrecht thun, wenn Sie auch nur einen Augenblick Zweifel in meine Gesinnungen gegen Sie hätten setzen können. Sie sind unverändert und nichts vermag die treue Freundschaft zu vermindern, die mich für Sie beseelt, die Neigung, womit ich gleichsam zu Ihnen hingezogen werde.

Hoffentlich sind Sie gesund und vergnügt in Ihrem schönen Coblenz, wenngleich ich in einem Ihrer Briefe einen Anstrich von Mißmuth und von Sehnsucht nach Zurückgezogenheit finde. Auch mich überfällt diese oft; ich bleibe aber bei meinem alten Satze: Es ist Pflicht für uns, den Staat nicht zu verlassen, so lange wir nützen können. Wir dürfen dabei nicht verlangen, daß sich darin ein in dieser Welt nicht erreichbares Ideal realisire, obgleich wir es immer vor Augen haben müssen. Alles Gute, das Vollkommene erreichen wir nie, aber wir, wir sollen danach trachten und nicht ermüden. In unsern Zeiten ist das doppelt Pflicht, mein lieber Freund. Selbst Unannehmlichkeiten müssen uns nicht abhalten den Beruf zu erfüllen, den uns die Vorsehung angewiesen hat. Was man indessen in der Welt von solchen ausgebracht, die ich erlitten haben sollte, von Veränderungen in meiner Dienstlage, von vermindertem Vertrauen des Königs u. s. w. gehört zu den vielen ganz leeren Erfindungen und Unwahrheiten, die jeder Tag gebiert und womit man die Menschen betrügt und ängstiget. Davon bleibt jetzt Niemand frei und es ist wirklich unglaublich, wie man, in den größeren politischen Dingen, sowie in Absicht auf blos persönliche Verhältnisse, sich mit dem kleinsten Detail, um den Sachen einen Anstrich von Glaubwürdigkeit zu geben, zu lügen erlaubt, mündlich und gedruckt. — Ich kann Ihnen sagen, mein Freund, daß zwischen den vier Hauptmächten der Verbindung fortwährend das beste und engste Einverständniß herrscht, daß der Kaiser von Rußland keinen Türkenkrieg anfangen will, daß die Angelegenheiten zwischen Oesterreich und Baiern auf dem Punkt sind abgeschlossen zu werden, ohngeachtet der

Winkelzüge des Münchener Hofes, welcher alles anwendete, um den Kaiser von Rußland von den gemeinschaftlichen Verabredungen abzuziehen. An dem üblen Benehmen des Königs der Niederlande gegen uns, ist hauptsächlich Sack Schuld. Es wird sich alles nach unsern Wünschen realisiren. In der ganzen Natur reift alles langsam. So auch in Verhandlungen, wo es gilt viele Menschen zu einigen. Einzelne große Begebenheiten sehen den Revolutionen in der Natur, den Erdbeben z. B., ähnlich. Die kommen aber glücklicher Weise nicht oft vor. Mit der Organisation der rheinischen Provinzen sind wir nun fertig. Sack taugte dort durchaus nicht, so sehr ich übrigens seiner Ehrlichkeit und Thätigkeit Gerechtigkeit widerfahren lasse. Gegen Ingersleben haben Sie ein ungerechtes, obwohl durch eine allgemeine über ihn ausgesprochen gewesene Meinung, begründetes Vorurtheil. Sie wußten gewiß nicht, daß wegen dieser Meinung eine Untersuchung seines Benehmens von 1806 verhängt wurde und daß er völlig von aller Beschuldigung freigesprochen worden ist. Dem Napoleon hat er nie geschworen. Ich glaube, daß er sich vollkommen in die dortigen Provinzen paßt; er ist ein Mann von angenehmem Aeußern, hat sehr gefällige Formen und hat in seinem bisherigen Posten und bei der Uebernahme von Schwedisch-Pommern sehr gute Geschäftskenntnisse gezeigt, auch sich Liebe und Zutrauen erworben. Erlauben Sie also, daß ich ihn Ihrem Zutrauen bestens empfehle und hoffe, daß eine nähere Bekanntschaft mit ihm bald die getroffene Wahl rechtfertigen wird. Nach Trier kommt Delius als Präsident, nach Aachen Reimann, nach Düsseldorf Pestel, nach Cleve Erdmannsdorf, nach Cöln Graf Solms als Oberpräsident, Sack geht als Oberpräsident nach Stettin. Nun wird auch Simons Auftrag in Saarbrück zu Ende gehen. Ich wünschte zu wissen, ob es noch Ihre Absicht ist, ihn bei Sich zu haben, damit ich wegen seiner Anstellung das Nöthige verfügen könne. Der Verlust des Generals Bülow ist empfindlich. Der König hat jetzt befohlen, daß ihm und dem seeligen Scharnhorst Statuen gesetzt werden sollen. Rauch soll sie verfertigen. Sie werden den neuen Platz zieren, welcher neben dem Zeughause noch in diesem Jahre eingerichtet wird, wo man die kleinen Gebäude abbricht, den Kupfergraben überwölbt und zuschüttet. In die Mitte kommen französische Trophäen. Es wird sehr hübsch werden. Auch das neue Museum wird in dem Akademie-Gebäude angefangen, wo alle Sammlungen vereinigt werden. Es wird ein sehr großes und zweckmäßiges Werk. Die Ställe werden natürlich verlegt und es gewinnt eine ganz andere Gestalt. Der König läßt alle diese Bauten aus seiner Privatkasse machen und behält sich nur in der Folge, wenn der Staat sich ganz erholt haben wird, den Ersatz vor.

Ich bin ganz Ihrer Meinung, daß für die dortigen Provinzen ein geachteter Bischof nöthig sei. Von Spiegel und einem Hohenzollern ist nie die Rede gewesen. Wir arbeiten jetzt an den Vorbereitungen zu dem Concordat mit dem Pabst, dann erst kann die Ernennung erfolgen, wobei ich die größte Vorsicht beobachten und auf den Grafen Kesselstadt, den Sie empfohlen, mit reflectiren werde.

Bei Gelegenheit der Organisation ist die Anstellung des Prinzen Wilhelm zur Sprache gekommen, aber blos zwischen dem König und mir und nichts entschieden. Auf der einen Seite wünscht der König die Sache und glaubt, er würde auf den Geist der dortigen Provinzen einen guten Eindruck machen, auf der andern, ist er verlegen, welche Stellung dem

Prinzen zu geben sei, damit seine Einmischung in die Geschäfte wegfällt. Er hat mir befohlen darüber nachzudenken. Die Absicht war, ihn nach Düsseldorf zu schicken. Was ist zu machen, wie wäre es allenfalls einzurichten? Ich werde nichts vornehmen, bis ich Ihre Meinung weiß und bitte Sie mir unverhohlen zu schreiben. In Paris waren Sie dagegen. Würde die Ansicht, welche Sie hatten, durch den Wohnort und die Königliche Bestimmung in Absicht auf den Geschäfts-Kreis verändert?

Oberst Massenbach hat jetzt die Erlaubniß erhalten hierher zu kommen. Der König will keine Notiz von ihm nehmen.

Rühle wird von mir über die Constitution gehört werden. Es gehört auch zu dem Reich der Lügen, daß die Idee derselben aufgegeben sei. Es ist nur durchaus nöthig erst die Organisation der administrirenden [Behörden] zu vollenden. Nun kommen Preußen, Pommern und Westphalen an die Reihe; dann sind wir fertig. Ich lasse Westphalen bis zuletzt, damit wir unterdessen auch zum Besitz des Herzogthums dieses Namens gelangen. Niebuhr geht gern nach Rom. Sein Abgang ist nöthig, aber ich werde ihn dennoch für die Constitutions-Sache benutzen. Nun sind Sie lange genug in der dortigen Provinz, liebster Freund, um mir Ihre Meinung über die Deputirten und ihre Auswahl mitzutheilen; ich bitte darum. Der Finanz-Minister bearbeitet ein ganz neues Abgaben-System, welches den Verkehr zwischen unsern Provinzen und eine zweckmäßige Regulirung der Ein- und Ausfuhr bezielt. Ich hoffe, daß es bald bekannt gemacht werden soll.

Mit Eichhorn bin ich sehr zufrieden. Er ist ein vortrefflicher Arbeiter.

Der Minister Bülow, den ich an Ihre Donations-Sache erinnerte, erwiederte mir, Sie seien ihm eine Antwort schuldig, die er mit Sehnsucht erwarte. Schicken Sie sie mir doch und drücken darin alle Ihre Wünsche aus. Ich kenne Sommerschenburg sehr gut.

Die Boisserée'sche Sammlung habe ich noch immer im Auge. Altenstein und Eichhorn haben darum geschrieben. Es ist aber noch keine bestimmte Antwort da.

Daß die Universität nach Cöln kommt, werden Sie auch gern vernehmen.

Die Sache gegen die geheimen Gesellschaften scheint nun zu Ende. Seit meiner Ankunft und bis zu dem Edict, mit dem Sie hoffentlich nicht unzufrieden gewesen sind, habe ich in der Controvers beiden Parteien völlig gleiche Rechte zugestanden. Die Bitte um Untersuchung mußte aber abgeschlagen werden, da Niemand persönlich angeklagt war und die Klage auf jeden Fall vor den ordentlichen Richter gehört hätte.

Von dem p. Sack habe ich gestern einen höchst anmaßenden, ganz tollen Brief erhalten, auf den ich derb antworte. Es ist unbegreiflich, wie der Mann sich über eine Versetzung beschweren kann, die ihm nichts an seiner Einnahme und Ehre nimmt, in einer der jetzigen völlig gleichen Stelle in einer alten Provinz, die sich durch Treue und Patriotismus auszeichnete. Seine drohenden und bittere Vorwürfe enthaltenden Aeußerungen sind höchst auffallend, und ich schreibe ihm, daß er es blos meiner alten Freundschaft verdanken möge, daß ich sein Schreiben nicht actenmäßig mache. Ich werde nicht ruhen, bis Ordnung, Subordination und Gehorsam im Staat wieder hergestellt sind. Beguelin ist als zweiter Präsident der Oberrechnungskammer angestellt; freilich sind die Zahlen und Controlen kein Gegenstand für seine Phantasie.

Und nun, mein Freund, denke ich für heute genug geschrieben zu haben. Ich bin und bleibe

Ihr

treuer aufrichtiger
Hardenberg.

Stein, den ich sehr gern zum Bundesgesandten noch Frankfurt gehabt hätte, hat mir ganz bestimmt erklärt, daß er gar nicht wieder dienen wolle.

An Hardenberg.

Coblenz, den 26. März 1816.

Endlich haben Ew. Durchlaucht mich mit Ihrer Zuschrift erfreut. Es war mir, nach so langem Stillschweigen, wohl erlaubt, annehmen zudürfen, als ob in dieser Zeit des Mißtrauens und des Argwohns auch auf mich der Verdacht unerlaubten Treibens gefallen seyn könnte. So sehr mich dies bei meinem steten durch alle Phasen der Revolution seit 1790 sich gleichbleibenden Haß gegen all solches Umwälzen, indignirt haben würde, so war ich doch auf so etwas gefaßt, indem es mir bei meiner Beobachtung der Zeitgeschichte, nicht fremd geblieben ist, wie die Waffe der Verläumdung in solchen Zeiten der Parteiungen, gewissenloß und mit Heftigkeit gehandhabt wird, und ich folglich für mich eine Ausnahme nicht begehren konnte. Es ist mir indessen sehr erfreulich, aus Ew. Durchlaucht Briefe schließen zu dürfen, daß man mich in Ihrer Meinung noch nicht hat zu Grunde richten können, so viel Mühe man sich auch darum gegeben haben mag.

Mit meinem Austritt aus der Armee, hochverehrter Fürst, ist es ernstlich. Ich würde schon früher dazu geschritten seyn, wenn ich nicht erst die durch den Streit über die geheimen Gesellschaften erbitterten Gemüther hätte wollen sich abkühlen lassen, damit man nicht sage, ich sei aus Verdruß von der Bühne getreten, was auf keine Weise der Fall ist. Aber ich bin es meinem Gewissen schuldig, zu sagen, daß ich meinen Posten nicht mehr ausfülle. Seit mehr als einem halben Jahre macht meine Gesundheit schnelle Rückschritte. Ich kann ohne Schmerz in den Hüften

nicht mehr galoppiren, selbst nicht mehr ohne Schmerz den Hut abnehmen. Meine Verdauung ist gänzlich geschwächt; meine sämmtlichen Kräfte sind gesunken; mein Auge verdunkelt sich täglich mehr. Ueberdies verläßt mich mein Gedächtnis. Mit solchen Gebrechen muß man nicht länger in einer Stelle verbleiben, die ein Anderer würdiger ausfüllen kann, wenn man nicht wagen will, die Achtung der Untergebenen zu verlieren, folglich sich für den Dienst schädlich zu machen. Ich habe mich über diesen Gegenstand lang und ernstlich geprüft und die Unzulänglichkeit meiner Kräfte hat sich mir hinlänglich dargethan.

Ew. Durchlaucht wollen nicht etwa glauben, daß irgend ein Unmuth mich zu diesem Schritt führe. Ich gebe Ihnen, hochverehrter Fürst, mein Ehrenwort zum Pfande, daß dies nicht der Fall ist. Wenn ich auch mit der Wendung dieser oder jener Angelegenheit, oder mit der Stellung mancher Personen nicht einverstanden bin, so dürfte dies für mich kein hinlänglicher Grund seyn, den Dienst des Königs zu verlassen, und ich würde mir dies nicht leichtsinniger Weise erlauben, aber es ist mir Gewissenspflicht diesen Schritt zuthun. Nur wenige Ausgezeichnete haben das so sehr seltne Glück, bei vorgerückten Jahren im Besitz ungeschwächter Geisteskräfte zu bleiben, wie Ew. Durchlaucht; wem aber die Natur diesen Vorzug versagt hat, der trete bei Zeiten in einen beschränkteren Wirkungskreis.

Es wäre schmäliger Undank, wenn ich nicht dem Dienst desjenigen Herrn, der mich mit so großem Vertrauen beehrt hat, meine lezten Kräfte opfern wollte. Käme der König noch einmal in den Fall die Entscheidung seiner Gerechtsame den Waffen zu übertragen, so ziehe ich sofort wieder mit, nicht um irgend eine Befehlführung anzunehmen, womit man mich etwa beehren möchte, sondern des Beispiels wegen. Für eine solche Bestimmung ermangelt man selten der dazu nöthigen Kräfte und der König wird einem treuen Diener die Genehmigung dazu nicht versagen.

Bei dem Mißtrauen gegen unsere Regierung, womit leider

Zeitlauf und Personen die hießige Provinz angesteckt haben, wäre es allerdings zweckmäßig, den Prinzen Wilhelm hierher zu senden; auch habe ich wirklich bereits Wünsche darüber vernommen; aber es dünkt mir dann nöthig, dem Prinzen einige einwirkende Gewalt zu gestatten, damit er wenigstens die Wünsche des Volkes vor Se. Majestät bringen könnte; denn ihn ganz ohne Einfluß zu lassen, würde die Wirkung vernichten, die man von dieser Maasregel erwartet. Es wäre aber hiebei ebenfalls nöthig, dem Prinzen, der mit seiner Gemahlin gern ein einsiedlerisches Leben führt, es zur Pflicht zu machen, einen Hof zu halten und Leute bei sich zu sehen. Eine gute Wirkung würde es thun, das sämmtliche Einkommen des Prinzen ihm in Domainen in hießigen Provinzen anzuweisen und ihn somit in der Provinz ansäßig zu machen. Dem Prinzen seinen Sitz in Düsseldorf anzuweisen scheint mir deswegen nicht ganz zweckmäßig, da das Herzogthum Berg uns ohnedies schon so ziemlich befreundet ist, die diesseitigen Provinzen aber, wegen ihrer langen Unterwürfigkeit unter Frankreich und uns noch ganz fremd, eher einer befreundenden Maasregel bedürfen, als die Länder der Cleveschen Erbschaft. Nach meinem Bedünken daher wäre es vorzuziehen, für des Prinzen Residenz Cöln, im Mittelpunkt des hiesigen Landes, zu wählen, ihm daselbst ein Haus zu kaufen und in dessen Nähe ihm ein Landhaus zu geben. Auf diese Weise würde man den Prinzen als hier angesessen betrachten und sich geehrt fühlen. Dessen Stellung gegen die Civilbehörden könnte der des Fürsten Radziwil ähnlich gemacht werden, vielleicht aber, der Entfernung wegen mit ausgedehnterer Gewalt.

Ob Se. Majestät nicht etwa geneigt sein möchte, den Prinzen selbst an die Spitze der Truppen in hießiger Provinz zu stellen? Nicht sowohl als kommandirenden General, als vielmehr über diesen und ohne ihn mit dem Detail zu beladen. Aber auch selbst dieses könnte man ihm übergeben, wenn man ihm den Obersten v. Clausewitz zutheilte, was eigentlich das Beste wäre, da dieser Mann den kleinen und großen Militair-Angelegenheiten gewachsen

ist, wie wenige. Se. Majestät würde vielleicht Bedenken tragen, dem Prinzen den Oberbefehl über die Truppen in Frankreich mit zu übertragen, und zwar mit Recht, nach den Erfahrungen die ich in den lezteren Kriegen, und namentlich in dem lezten Feldzug gemacht habe, wo ich mich überzeugt habe, daß dem Prinzen im Kriege ein entschlossener und unterrichteter Gehülfe beigegeben werden müsse. Wollte S. Majestät hiezu sich nicht entschließen, so könnte der General von Zieten nur allein vom Herzog Wellington abhängig gemacht werden; ein kommandirender General der zweiten Ordnung stände in hießiger Provinz unter dem Prinzen als Statthalter, und im Fall eines Krieges übertrüge Se. Majestät den Oberbefehl über die disseits zusammenzuziehende Armee demjenigen, der das Königliche Vertrauen besäße. Möchte es ihm indessen gefallen diesen Oberbefehl selbst zu übernehmen, denn er ist warlich am besten dazu ausgerüstet. Es thut warhaftig eine ganz andere Wirkung, von einem König als von einem Privatmann angeführt zuwerden. Verweise, Belohnungen, alles steigert sich im Werth, und Leztere können auf dem Schlachtfelde selbst ausgetheilt werden, was ihren Werth verzehnfacht.

Da ich im Begriff bin, nach Cöln abzugehen und die Geschäfte sich sehr drängen, so will ich dieses Schreiben an Ew. Durchlaucht abgehen lassen, ohne die übrigen Gegenstände Ihres reichhaltigen Briefes zu beantworten, und mir vorbehalten, dieses Schreiben bei dem ersten freieren Moment wieder anzuknüpfen.

Wollen Ew. Durchlaucht Ihrer altgewohnten Huld gegen mich das Siegel aufdrücken, so erschweren Sie Ihrem Gefährten so mancher trüben Besorgnis und so manchen herrlichen Moments den Austritt aus dem Geschäftsleben und den Rücktritt in das Familienleben und in süße tiefe Einsamkeit nicht. Wird es Ihrem edlen Herzen nicht wohler thun, mich in einem stillen Gebirgsthal zufrieden zu wissen als mich mit geschwächten Kräften und thränendem Auge rudern zu sehen?

Gott erhalte Sie. Mögen Ew. Durchlaucht meiner ferner mit Wohlwollen gedenken.

Gr. N. v. Gneisenau.

Müffling an Gneisenau.

Paris, den 9. April 1816.

Euer Excellenz hochgeehrtes Schreiben vom 25. März hat mich innig erfreut und ebenso wiederum traurig gemacht. Erfreut als die Sprache eines Mannes, dessen ganzer Charakter und Willenskraft mir eine wohlbegründete Verehrung eingeflößt hat, eine Sprache, die ich nur vermissen aber deren Dasein ich nie bezweifeln konnte. Es hat mich traurig gemacht, weil bei allen den Veranlassungen auf das stolz zu sein, was es über mich enthält, auf der andern Seite ein schwerer Vorwurf liegt.

Oft bin ich im Kriege andrer Meinung gewesen als Euer Excellenz, und ich glaube, darüber bedarf es keiner Entschuldigung; aber höchst strafbar würde ich es halten, wenn ich in meinem Verhältniß nicht gewußt hätte, meine Meinung aufzugeben, und Gott ist mein Zeuge, daß wo gegen meine Meinung entschieden wurde, ich nur darnach gestrebt habe, mir die Ihrige ganz zu eigen zu machen und darnach zu handeln. Nie habe ich gegen Euer Excellenz im ganzen Lauf der Campagnen geschrieben, gesprochen oder mich zurückziehen wollen, denn ich habe stets meine Ehre wie die Ihrige betrachtet. Mit Graf Golz bin ich nie liirt, aber im Jahr 1814 sehr unzufrieden gewesen, weil er, der speciell über die Disciplin der Armee wachen sollte, zu dessen Pflicht es gehörte darüber Vorträge zu machen, sich nicht allein um nichts bekümmerte, sondern um gute Soupers zu haben das Raubsystem in der Valetaille des Feldmarschalls begünstigte. Aber auch vom Grafen Golz glaube ich, daß er nie gegen Euer Excellenz gehandelt hat; es gehört zu seinen guten Eigenschaften, daß er ohne Intriguen ist, und er wußte, wie das Ende unseres Krieges, das Schicksal unseres Staats und der Ruhm der Armee von der Aufrechterhaltung Ihres Verhältnisses abhing, und in Tagen, in welchen es unvermeidlich war, daß der Feldmarschall oder Euer Excellenz compromittirt wurden, hat er nie balancirt.

Aber wenn ich jetzt zurückblicke, so ist mir alles klar. Ich habe das bei Euer Excellenz entstandene Mißtrauen gefühlt dadurch, daß ich nichts mehr recht machen konnte. Das hat mich scheu gemacht, dazu kam eine Verstimmung, die der Feldmarschall in mir erzeugte. Der Zustand der Disciplin der Armee verschlimmerte sich mit jedem Tage; die Officiere wagten es kaum mehr den Soldaten etwas zu sagen, Scharnhorst wurde beinahe todtgeschlagen, alle meine Vorstellungen wurden als eine übel angebrachte Aengstlichkeit angesehen, und während ich einer totalen Auflösung der Armee entgegen sah, sprach der Feldmarschall mit der größten Sorglosigkeit von den künftigen Thaten.

So kommen wir nach Soissons. Ich sehe noch das Gesicht des Generals Bülow und Boyen als sie unsere zerlumpten Soldaten und die mageren Pferde erblickten. Sie sahen beide im Geist ihr schönes dick- und rothbäckiges Corps mit seinen ausgestopften Pferden durch den neuen Oberbefehl zu Skeletten umgeschaffen, und dies abzuwenden wurde

die Triebfeder ihres ganzen Handelns. Der General Bülow sprach mir insgeheim von dem Zustand des York'schen und Kleistischen Corps, ich zuckte die Achseln, denn ich dachte an die Auflösung der Subordination. General Bülow setzte mir aber auseinander, wir müßten die preußische Armee aus dem Gefecht halten, damit wir beim Frieden ein kräftig Wort reden könnten und nicht andere die Früchte unserer Siege ernteten. Diesem System sprach ich ganz entgegen, ich glaubte, wir müßten endigen, wie wir angefangen hatten. General Bülow wendete sich von mir ab und auch Boyen. Ich erinnere mich nicht mehr ob auch er mir davon gesprochen hatte; bei Laon wurde ich ernstlich krank. Euer Excellenz verwarfen meine Vorschläge und ich glaubte zu bemerken, daß im Bülow'schen Geist gehandelt würde, der sich nachher bei Soissons noch deutlicher aussprach. — Doch warum noch sorgsam zergliedern, was mich nur zu schmerzlichen Erinnerungen führt! Erlauben mir Euer Excellenz zu sagen, daß wenn ich Ihre Stellung bedenklich genannt habe, ich solches nie in einer gewöhnlichen Ansicht thun konnte. Ich hatte dabei eine höhere Ansicht. Sie stehen an der Spitze der Armee, wer soll, wer kann sie commandiren, wenn ein Commando nöthig ist? Manches was geschehen ist, und was Sie selbst nicht billigen — wird (von einem großen Theile) als Ihr Werk angesehen. Mit Ruhe mußte sich die Sache aufklären, es ist vielleicht geschehen. — Wenn ich in dem Fall wäre, die Constitution betreffend Rath geben zu dürfen, so würde ich für uns das sagen, was auf beiliegendem Blatt steht. Es ist das Resultat meines Nachdenkens, und wenn Euer Excellenz meiner Meinung sind, so ist es vielleicht nützlich, daß der Staatskanzler diese Ideen prüft. Ich würde sie ihm senden, aber ich stehe nicht mit ihm in dem dazu nöthigen Verhältnisse.

Was die Benennung der Schlacht vom 18. Juni betrifft, so muß ich behaupten, daß belle Alliance die richtigste Benennung ist. Dies Haus war der Centralpunkt, um den alle Truppen stritten. Die Schlacht von Planchenoit zu nennen würde eben so falsch sein als Schlacht von Mont St. Jean oder Hougoumont, weil beim ersten Ort nur Preußen, bei dem letzten nur Engländer fochten.

Uebrigens glaubt der Herzog Wellington noch bis zu dieser Stunde, daß er bei belle alliance mit dem Fürsten zusammen gekommen ist und ein Engländer hat mir neulich mit vielem Interesse erzählt, er habe im Hause von belle alliance die beiden Stühle gesehen, auf welchen die Feldherrn bei der Zusammenkunft gesessen, und welche dort für Geld gezeigt werden.

Meine hiesige Lage mißfällt mir täglich mehr und mich erhält nur die Hoffnung, daß ich mit meiner Anstellung beim Herzog Wellington wissenschaftliche Arbeiten vereinigen kann, welche mich in Euer Excellenz Nähe führen und mir Gelegenheit geben mündlich die Versicherung der Unveränderlichkeit meiner Verehrung zu widerhohlen.

v. Müffling.

Boyen an Gneisenau.

Berlin, den 3. März 1816.

—— Der Provinzialgeist und dessen Nützlichkeit, dessen Sie mein hochverehrter Freund, erwähnen, ist ein weites Kapitel. Wo man Nützlichkeit voraussetzt, da giebt es auch eine Rückseite, die zu prüfen ist. Oester-

reich, das ich beinahe eine Kunstkammer von Provinzial-Verfassungen nennen möchte, ist dies ein einladendes Beispiel? Denken Sie sich einen Kaiser von Oesterreich, der den Vorsatz hätte, seinem Reiche eine allgemeine Verfassung zu geben, würde er nicht in dem Provinzialgeiste und den darauf beruhenden Verfassungen das größte Hinderniß seines Bestrebens finden? Das freie Parlament in England hielt es nach jahrelangen Discussionen doch für gerathen, das Parlament in Irland (Provinzial-Stände) in sich zu verschmelzen. Soll es Lokal-Versammlungen geben, so müssen die ihrem Umfang nach in einem sehr richtigen Verhältniß zur gesammten Monarchie stehen. Ost-Friesland, die Grafschaft Mark sind bei möglichst freien Verfassungen niemals in entschiedener Opposition gegen die größeren Regierungszwecke gewesen, während das verfassungslose Schlesien, Preußen pp. oft einen nachtheiligen Einfluß auf den Gang der Regierung auszuüben versuchten.

Den Tod von Bülow werden Sie gewiß auch betrauert haben, es ist ein Verlust für den Staat, der mir recht nahe gegangen ist.

An Boyen.

Coblenz, den 28. März 1816.

Erlauben Sie, daß ich diesen Brief mit einer Streitsache beginne, mein hochverehrter Freund.

Wenn Sie meine Vorliebe für den Provinzialgeist damit bekämpfen wollen, daß Sie mir Ungarn als Beispiel zur Warnung entgegenstellen, so kann ich mir dies nicht gefallen lassen. Ungarn hat eine von den übrigen österreichischen Staaten ganz verschiedene Verfassung, und bildet in der österreichischen Monarchie einen eigenen Staat, der von den übrigen Provinzen fast so gehaßt wird, als ein feindlicher, weil er, vermöge seiner Verfassung, nur sehr wenig zu den Staatskosten beiträgt, folglich die übrige Monarchie ihn übertragen muß. Aber die Pflege des Provinzialgeistes, wie ich sie verstehe, ist etwas ganz anderes. Da soll keine Provinz eine von der der andern verschiedene Verfassung haben, aber wohl soll jede über ihre Bedürfnisse mit sich zu Rathe gehen können, um ihre Wünsche vor den Thron zu bringen, und jede soll sich des ruhmwürdigen erfreuen, was sie geleistet hat. Nur auf solche Weise können die Menschen zu großen Anstrengungen und großen Leistungen vermocht werden und ich bin fest überzeugt, daß in unsern letzteren Kriegen, nicht die Hälfte desjenigen,

was geschehen, vollbracht worden wäre, wenn alle Provinzen auf despotische Weise wären durcheinander geknetet worden. So aber trachtete fast jeder Kreis, und jede Provinz, nicht hinter den anderen zu weit zurückzubleiben oder vorauszueilen, und dadurch, daß die Gelder zur Rüstung in den Kreisen, wo sie gehoben waren, sofort wieder für Eingeborne der Kreise verwendet wurden, ward es möglich, so vieles zu erhalten, was sicherlich nicht geschehen wäre, wenn ein Finanzminister aus der Hauptstadt ein Dekret über neuerschaffene Departements hingeschleudert hätte. Es betrübt mich daher zu sehen, wie man damit umgeht alte Provinzialabtheilungen zu vernichten, was seit Jahrhunderten zusammen gehörte gewaltsam zu sondern und die Wirkungen einer fremden Eroberung in dem Innern unserer Monarchie herbeizuführen. Die Sucht, nach Flüssen und Bergen die innere Staats-Eintheilung abzugränzen und die verruchte französische Revolution nachzuahmen, sollte man längst gebüßt haben. Als wir über den Rhein gegangen und gegen Metz vorgedrungen waren, da rief Bonaparte, den nicht geglaubten Sturm gewahrend, in seiner Rede nicht die französischen Departements an, wohl aber die Bretagne, die Normandie, die Champagne u. s. f. und er wußte wohl was er that. Daß die Ostpreußen und Litthauer den übrigen Provinzen in Bildung ihrer Landwehr mit schönem Beispiel vorleuchteten, werden sie sich und die Völker ihnen ewig zum Ruhm rechnen, hätte es aber dort nur Departements des kurischen, des frischen Hafs, des Pregels, der Rominte, der Schaffuppe, der Seen pp. gegeben, wer weiß, ob soviel geschehen, und das geschehene nicht bereits wieder halb vergessen wäre? Anstatt den Provinzen das was sie etwa geleistet haben, zugut zu rechnen, hat man bei uns vielmehr die Härte, ihnen den Titel ihres Verdienstes vorzuenthalten. So giebt es ein Westpreußisches Regiment das sich gut geschlagen hat; dieses Regiment ist aber ein schlesisches, und es wäre doch so sehr zu wünschen, daß es recht viele schlesische Regimenter gebe, die sich ausgezeichnet hätten, um den

bößen Nahmen, der bei Culm auf einige Oberschlesische Landwehren kam wieder zu verwischen.

Wenn ich rathe, bei unsern Versuchen mit einer National-Repräsentation durch Provinzialversammlungen zu beginnen, so habe ich, außer obigen Gründen auch noch den meines Mißtrauens in unsere Unbeholfenheit, öffentlich zu reden und zu erörtern. Da meine ich, daß es gut sei, die geachtetsten Männer jeder Provinz in derselben zusammenzuberufen und sie über ihr Provinzialwohl, Aufbringen der Abgaben, Unterrichtsanstalten u. s. f. berathschlagen zu lassen. Haben sie sich einige Zeit hindurch geübt, dann kann man aus ihnen die fähigsten und besonnensten erwählen, um sie über das Wohl der Gesammt-Monarchie verhandeln zulassen. Später erst kann man nach und nach die Provinzen ihre Abgeordneten selbst wählen lassen. Verfährt man nicht auf diese Weise, so geht es ohne stürmische Auftritte in der Versammlung nicht ab, und diesen ist unsere Verwaltnng nicht gewachsen.

Sie sehen, mein verehrter Freund, daß ich den Ungarn noch nicht weiche, und ich habe, als Reserve, noch eine Phalanx ganz stattlicher Gründe, die ich aber noch nicht zeige.

Morgen gehe ich nach Cöln ab, um die Vertheilung der Pferde der beiden Landwehrregimenter und die dasigen Befestigungen zu sehen. Nachdem ich von da zurückgekommen, werde ich meine Runde bei den Brigaden beginnen, um den Winterschmutz reinigen zu lassen. Ich hätte es gern früher gethan, aber die Papiergeschäfte hielten mich fest. Nun lasse ich solche etwas im Stich, um das Andere nicht zu lange zu versäumen. Sie werden es wohl bemerkt haben, daß die Geschäfte des hießigen General-Commando sehr mannichfach, sehr verwickelter Natur und sehr zahlreich sind. An Stosch und Hansen habe ich indessen sehr tüchtige Gehülfen (letzterer ein wenig breit) und Clausewitz ist vortrefflich und für die höheren Geschäfte selten geeigenschaftet.

Daß ich unsere Landwehr-Einrichtung soviel möglich aufrecht-

halten würde, dürfen Sie von mir vorzüglich erwarten; aber ebensowenig durfte ich Ihnen die Schwierigkeiten verhehlen die hierbei in hießiger Provinz obwalten, wo drei Gebirgsmassen sind, auf deren Höhen und meistens in deren Thälern nur Ochsen zum Ackerbau gebraucht werden. Wäre es denn nicht möglich, die Kostbare, so vielfältig aus Söflingen bestehende Gensd'armerie eingehen und ihren Dienst durch einen Theil der Landwehr-Cavallerie versehen zu lassen; dabei dem Landsturm, ungefähr wie die heilige Hermandad in Spanien eingerichtet, die Polizeivollstreckung zu übertragen?

Auch ich habe den schnellen Tod des General Bülow sehr bedauert, und daraus ein Motiv mehr für mich entnommen, in den Schooß meiner Familie zurückzukehren, bevor mich der Tod gleichfalls übereilt. Der arme Mann hatte Zeit seines Lebens mit Finanzbedrängnissen kämpfen müssen, und nun er in eine glänzende Lage gekommen, rafft ihn der Tod hinweg. Was seinen militairischen Werth betrifft, so habe ich in dem letzten Feldzug Gelegenheit gehabt, selbigen zu prüfen und gefunden, daß ohne einen tüchtigen Chef des Generalstaabs, der sein Vertrauen sich zu erwerben war [?], Bülow mit Glück nicht Armeen geführt haben würde. Ich will nicht von seiner Bequemlichkeitsliebe und von seinem Eigensinn reden, die ihn veranlaßten in Lüttich zubleiben, während er in Hanut seyn sollte, seine Truppen weitläufigere Cantonnirungen nehmen zulassen, als ihnen angewiesen waren und am 16. Juny noch einen großen Theil seiner Truppen am rechten Maasufer zuhaben, die um Hanut konzentrirt seyn konnten; aber es fiel mir am 19. Juny schwer auf das Herz als er mich in Gosselies antrat, und verlangte, man solle nun mit der Armee Halt machen, und, als ich dafür keine Ohren hatte, zu handeln anfing, und endlich wenigstens nur drei Tage Rast begehrte! In St. Germain ging diese Wirthschaft von neuem an, und es hieß man solle nicht so blutig den Krieg führen. Der Prinz Wilhelm hatte einen Brief an den Feldmarschall geschrieben,

worin in einem sehr starken Tone über denselben Gegenstand gesprochen wurde, und wo es hieß, er, der Prinz, rede als Enkel, Sohn und Bruder eines Königs u. s. f. Ich überließ da meinem Feldmarschall den Kampf, kam nicht zu Tische und der Fürst hielt sich entschlossen die Redner vom Leibe. Da ward ich gewahr, daß es ein Fehler gewesen, den General nicht mit einem entschlossenen Chef des Generalstaabs, dessen er so sehr bedurfte, versehen zu haben. Den seinigen*) habe ich, bei einbrechender Nacht des Abends der Schlacht am 18ten recht tüchtig heruntergerissen, da er mir mit unvorgreiflichen Rathschlägen kam, der Armee doch Rast zugönnen. Am Ende wurden doch die gegebenen Befehle nicht befolgt, die Truppen legten sich hin; die Cavallerie kam nicht, und ich war mit einem halben Bataillon, etliche und fünfzig Pferden und einigen braven freiwilligen Infanteristen allein vorausgegangen biß vor Gosselies; des andern Morgens 8 Uhr kam Major Colomb zuerst an, und der Major Schill mit einem Landwehr-Cavallerie-Regiment. Was hätte nicht geschehen können, wenn Cavallerie vorhanden gewesen wäre!

Gott erhalte Sie!

v. Gneisenau.

An den König.

(Concept.)

Möchten Euer Königliche Majestät bei dem unterth. Gesuche, womit Allerhöchstderen Thron ich mich ehrfurchtsvoll zu nahen wage, meine Gesinnungen nicht mißdeuten.

Ich bin es meinem Gewissen schuldig Euer Königlichen Majestät offenherzig zu sagen, daß ich für Allerhöchstdero Dienst unbrauchbar bin. Gichtstoff hat sich aller meiner Gelenke bemächtigt und sie schmerzhaft und schwach gemacht, so daß ich ohne Schmerz nicht mehr gehen und reiten kann. Meine Eingeweide

*) Valentini.

sind geschwächt und meine Augen verdunkeln sich, so wie ich an einer allgemeinen Schwäche leide und jede Anstrengung mich sofort ermüdet. Ueberdies fühle ich, daß mein Gedächtnis mich verläßt und ohne diese Lebenskraft kann man in Friedens- und Kriegsgeschäften nicht viel leisten. Ich flehe also Euer Königliche Majestät Huld an, mir zu erlauben, daß ich die mir von Allerhöchstdenselben anvertraute Stelle niederlege und mich in die Einsamkeit zurückziehe.

Sollten Euer Königliche Majestät abermals gezwungen sein, der Entscheidung der Waffen Allerhöchst Ihre Gerechtsame zu überlassen, so werde ich soviel Kräfte übrig haben, daß ich als Freiwilliger zur Armee mich begeben und da, zwar nicht durch Rath aber wohl durch Beispiel zu wirken mich bestreben.

Euer Königliche Majestät wollen geruhen, nur in meiner Gewissenspflicht und nicht in anderen Beweggründen die Veranlassung zu dieser meiner ehrfurchtsvollen Bitte zu suchen. Ich habe gegen Gott und Euer Königlichen Majestät die Pflicht zu sagen, daß meine körperlichen und geistigen Kräfte gesunken sind, und ich mich für meine hohe Bestimmung in der Armee nicht hinlänglich ausgerüstet fühle.

Erfüllt von Dankbarkeit gegen das Vertrauen, womit Euer Königliche Majestät mich so oft beglückt haben, lebe und sterbe ich in tiefer Ehrerbietung —

Hardenberg an Gneisenau.

Berlin, den 6. April 1816.

Sie gehen von einer ganz irrigen Voraussetzung aus, liebster Freund, wenn Sie glauben, daß man Sie bei mir habe verläumden können und daß man sich Mühe gegeben habe, Sie in meiner Meinung zu Grunde zu richten. Wahrlich, das würde Niemand ungestraft gewagt haben! Glauben Sie denn, daß ich es ruhig dulden würde, daß man meinen Freund gegen mich verunglimpfe? Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß dazu auch nicht der entfernteste Versuch gemacht worden ist. Mein Stillschweigen hatte keine anderen Ursachen als diejenigen, die ich Ihnen offen und ehrlich dargelegt habe. Hüten Sie Sich also vor ungerechtem Argwohn, dazu Sie in Anwandlungen von Hypochondrie geneigt scheinen. Vertrauen ist der Hauptgrundstein der Freundschaft. Ueber Ihren Vor-

satz, den Königlichen Dienst zu verlassen, mag ich jetzt nicht weiter mit Ihnen rechten. Aber ich habe einen anderen Vorschlag. Vertagen Sie den Entschluß. Sie klagen über Ihre Gesundheit. Ganz Europa ist ruhig und gar keine Wahrscheinlichkeit eines kriegerischen Ausbruchs vorhanden. Fordern Sie Urlaub zu einer Bade oder Brunnen Kur. Ich selbst bin willens den 10. Juni nach Carlsbad zu gehen, dort 3 Wochen zu bleiben, dann nach Pyrmont, wo ich ebenso lange zu verweilen denke und dann eine Reise durch Westphalen in die Rheinprovinzen zu machen. Richten Sie Sich so ein, daß Sie Ihre Plane an die Meinigen anschließen und daß wir solange als möglich zusammen sein können, dann wollen wir die Zukunft mit einander discutiren. Welche Freude würden Sie mir machen, wenn Sie diese Idee befolgten! Schieben Sie ja jeden Entschluß über Ihr Zurücktreten in den Ruhestand bis dahin auf. Man würde in diesem Augenblick doch nachtheilige Auslegungen machen.

Benzenberg an Gneisenau.

Coblenz, den 16. April 1816.

Die Stelle im Machiavell, deren ich gestern die Ehre hatte gegen Euer Excellenz zu erwähnen, steht im zweiten Theile im 3. Buche im 16. Capitel Seite 239 der pariser Uebersetzung von Guiraudet: Les hommes d'un mérite extraordinaire ont toujours été et seront toujours négligés par les républiques dans les tems calmes.

Mir scheint dieses so nothwendig aus der Natur der Gesellschaft hervorzugehen wie die Jahreszeiten aus der Neigung der Erdaxe gegen die Bahn.

Zu den Zeiten der Griechen und Römer hat es gewiß ebenso gut wie zu den unsrigen immobiles gegeben, die nie ihre Stellen verloren oder wechselten — ordentliche, nüchterne, etwas beschränkte Menschen; nur sind ihre Namen nicht bis zu uns durchgedrungen.

Die, welche der Zeit einen Namen bei der Nachwelt geben, werden nie zu den immobilen gehören.

Gefreut hat es mich daher sehr, daß als Vinke mir die eine Nachricht meldete, er mir zugleich schrieb, daß er auch um seine Entlassung gebeten.

Es scheint fast nothwendig, daß die, welche die unsichtbare Kirche bilden und das eigentliche Regieren thun, jedesmal abtreten und sich am Abtreten erkennen. Daß in unserer Zeit einige Gefahr liegt, und daß im Innern der Gesellschaft ein Krieg ist, der zu einem Bundschuh entflammen könnte — wenn irgend ein unglücklicher Funke hineinfiel, das ist wohl nicht zu leugnen. Auch ist es leider wahr, daß bei dem allgemeinen Streben nach Verfassung doch selbst unter den Gebildeten nur wenige über das klar sind, wie sie wohl sein möchte und wie sie zu erreichen.

Vom Volke kann man gar nicht reden. Das hat so lange im Fischkasten des Staates gesessen, der immer für es geschwommen, daß es selber das Schwimmen ganz verlernt. Es ist keine altdeutsche Manier mehr, wo jeder über sein Interesse und über das der kleinen Gesellschaft wohl verständigt, bei einer Berathung wohl wußte, was er zu sagen.

Beim besten Willen müssen wir bei jeder Berathung schon in ver-

neinende Misverständnisse kommen, blos wegen unserer Unwissenheit und wegen unsrer Unbehülflichkeit sich in öffentlichen Angelegenheiten zu benehmen.

Ich sehe kein anderes Mittel und keine andere Hoffnung, daß wir uns ohne Verwirrung und ohne Bundschuh zum Ziele finden als, daß das Volk Männer findet, denen es völlig vertraut und eben so sehr und vielleicht noch mehr in Hinsicht ihres Characters als in Hinsicht ihrer Kenntnisse. Und nichts bewundert das Volk mehr als Uneigennützigkeit. Selber immer mit den Bedürfnissen des täglichen Lebens ringend, erscheint sie ihm als etwas Uebermenschliches.

Wenn Vinke etwas thut, was ihn um die Meinung der Constitutionellen brächte, das wäre für unsere Gegend sehr schlimm, die ihm jetzt völlig vertraut und alles für gut findet, was er für recht hält.

Sack genoß ein großes Ansehen beim Volke, weil er rechtlich war und ein Bürgerlicher. Schade war es, daß er es durch Zeitungslob und Anstellen von Anverwandten schwächte. Hätte er den Bürgerstolz gehabt, den Möser hatte, dann hätte man sehr wünschen müssen, daß er seine Entlassung genommen. So wie die Sachen jetzt standen, konnte es zu nichts dienen, da er nicht ohne Fehl gewesen.

Euer Excellenz sehen, daß die Güte mit der Sie mich immer behandelt, mich in Gefahr bringt, unbescheiden zu werden.

Hochachtungsvoll und verehrend

Benzenberg.

An Hardenberg.

Coblenz, den 21. April 1816.

Zwei Tage später als ich S. Majestät aus Beweggründen der Gewissenspflicht um meine Entlassung gebeten hatte, ging Ew. Durchlaucht verehrliches Schreiben hier ein. Möchten Ew. Durchlaucht eben so wenig als der König daran zweifeln, daß bei diesem Schritt keine andere Ansicht mich geleitet habe, als die, daß es eben so unpflichtmäßig als demüthigend sei, länger in einem Amte zu verharren, dem man nicht mehr gewachsen ist.

Ew. Durchlaucht Einladung, nach Carlsbad zu kommen, nehme ich mit Freuden an. Sie wissen, hochverehrter Fürst, wie sehr ich Ihnen persönlich anhänge, welchen Werth ich auf Ihr Wohlwollen gegen mich lege, und wie heiter ich mich in Ihrer Nähe befinde. Hienach mögen Ew. Durchlaucht ermessen, wie sehr ich mich auf diesen Aufenthalt in Carlsbad freue.

Nun wollen Ew. Durchlaucht mir wohlwollend erlauben, in Betreff einer Stelle Ihres Schreibens eine von der Ihrigen ver-

schiedene Meinung zu haben. Ew. Durchlaucht sagen darinn: ich sei im Irrthum, wenn ich meine, man suche mich bei Ihnen anzuschwärzen. Ew. Durchlaucht selbst haben mir während unseres lezteren Aufenthaltes gesagt: Man gebe mich in den geheimen Polizeiberichten als das Haupt des — von der Regierung verbotenen — Tugendbundes an. Das ist denn doch eine Verläumdung so groß, als man irgend eine Jemanden anhängen kann! Stets bin ich, vom Jahre 1790 an, ein Feind der französischen Revolution und alles Umkehrens gewesen; stets habe ich jacobinische Grundsätze verabscheut; und nun soll ich, nachdem ich die Anstrengungen meines öffentlichen Lebens unabläßig auf Vernichtung solcher Grundsätze und ihrer Folgen gerichtet habe, das Haupt oder einer der Führer eines Bundes seyn, dem man revolutionaire Plane zuschreibt! Man hat, bei Verweigerung der Untersuchung: ob es geheime politische Gesellschaften gebe, den Grund angeführt: es sei Niemand persönlich angeklagt. Aber solche geheime Anklagen sind viel schädlicher und viel empfindlicher als eine öffentliche, da man gegen Leztere sich vertheidigen kann, nicht aber gegen jene. Ich hätte demnach wohl ein Recht gehabt auf den Grund Ew. Durchlaucht damaliger Aeusserung eine Untersuchung zu begehren; auch fanden Ew. Durchlaucht selbst damals dieses Begehren sehr billig. Andere Gründe haben seitdem Ew. Durchlaucht bestimmt, anders zu urtheilen, und ich wollte demnach nicht etwas thun, was Ihnen mißfällig seyn könnte, sondern der Zeit überlassen, aufzuklären und zu rechtfertigen; ich würde hinzusetzen: und zu beschämen, wenn diejenigen, die solche Anklagen geführt haben, des Schämens fähig wären.

Bei dieser Gelegenheit darf ich Ew. Durchlaucht in das Gedächtniß zurückrufen, wie sehr ich, mündlich und schriftlich, bei Gelegenheit des National-Repräsentations-Wesens zur Behutsamkeit gerathen, und welche vorsichtige Formen ich empfohlen habe. Das ist warlich nicht die Sprache eines Mannes, der, durch geheime Zusammenrottung, die Regierung wider ihren Willen zu

bedenklichen Schritten leiten möchte. Ich meine, die Bewilligung einer Stände-Versammlung müsse, als eine Wohlthat der Regierung, nur allein von dieser ausgehen und ihr nicht abgedrungen werden. Das waren meine Rathschläge zu Paris im April 1814 und das sind sie noch heute.

Ew. Durchlaucht haben gewollt, ich solle den Minister von Ingersleben gut aufnehmen, und ich hoffe, Sie sollen hierin mit mir zufrieden seyn, ungeachtet dessen, was ich sonst gegen ihn haben möchte. Er ist übrigens zu beklagen, denn es ist nicht ein Leichtes, eine hießige Provinz zu verwalten. Alles, Sitten, Gebräuche, Herkommen, Gesetze ist anders als bei uns.

Es scheint fast, als ob die Unterlassung von Anstellungen hießiger Eingebornen einen übeln Eindruck machen werde. Dieses Volk hier — warlich ein sehr gutmüthiges — hat seit 20 Jahren gelernt, seinen Regierungen zu mißtrauen. Unsere Preußische Verwaltung fiel in eine Zeit, wo die hießigen Länder durch Krieg, Politik und andere Umstände hart bedrückt werden mußten, und zwar mehr, als die ganze übrige Zeit französischer Herrschaft über. Dieses ungünstige Zusammentreffen hat bereits ebenfalls gegen uns das Mißtrauen gegründet. Glaube an die Rechtlichkeit unserer Regierung im Ganzen hat sich noch erhalten; einigemale ward derselbe erschüttert durch Nichthaltung eingegangener Geldverpflichtungen, die in der Provinz Aufsehen erregte; zum Theil ward man aber wieder versöhnt durch die geleistete Vergütigung der Verpflegung der Truppen. Wenn nun aber durch die neue Organisation, wie es heißt, eine Menge Menschen außer Brod gesezt werden, so ist zu besorgen, daß Mißvergnügen in mannichfachen Verzweigungen durch Verwandschaft, Freundschaft pp. in der Provinz sich verbreite. Diese Besorgnis Ew. Durchlaucht mitzutheilen, ist meine Pflicht. Ich kann eine irrige Ansicht erhalten haben; aber Ew. Durchlaucht stehen die Mittel zu Gebot, selbige prüfen zu lassen.

Für die Mittheilung der Abschriften in meiner Donations-

Angelegenheit bin ich Ew. Durchlaucht hochverpflichtet. Alles was Ew. Durchlaucht hierin beschließen wollen, werde ich mit Dank erkennen und vertrauensvoll übergebe ich meine Wohlfahrt Ew. Durchlaucht Fürsorge. Ich habe das Glück gehabt, durch Ew. Durchlaucht Schutz und die Gemeinschaft mit Ihnen so Vieles zu vollbringen. Da einmal dieses Glück des Vollbringens belohnt werden soll, so mögen Ew. Durchlaucht auch die Größe des Preises bestimmen.

Gott erhalte Ew. Durchlaucht in Zufriedenheit und Heiterkeit.

Gr. N. v. Gneisenau.

Allerhöchste Cabinetsordre.

Potsdam, den 20. April 1816.

Mit lebhaftem Bedauern ersehe Ich aus Ihrem Schreiben vom 9. d. M. wie sehr der Zustand Ihrer Gesundheit Sie für Ihre künftige Thätigkeit besorgt macht, und daß Sie deshalb Sich ganz dem Dienste des Staats zu entziehen beabsichtigen, dem Sie Sich bisher auf so ausgezeichnete Art gewidmet haben. So gern Ich indeß bereit bin, Ihnen alle Gelegenheit und Muße zur Herstellung Ihrer Gesundheit zu gewähren, so wünsche Ich dabei doch zugleich, daß Sie diese erst versuchen mögen ohne Ihre Verhältnisse zur Armee darum aufzulösen und bewillige Ihnen daher mit Entbindung von Ihren bisherigen Dienstgeschäften, für welche Ich Ihnen einen Vertreter noch benennen werde, mit Vergnügen einen unbestimmten Urlaub, indem Ich theilnehmend wünsche, daß es Ihnen gelingen möge, durch Erholung von den Geschäften und vielleicht durch den Gebrauch von Bädern oder durch die von Ihnen früher schon ein Mal beabsichtigte Reise, Ihre gänzliche Herstellung zu bewirken.

Friedrich Wilhelm.

An Boyen.

Coblenz, den 5. Mai 1816.

S. M. wohlwollende Anerbietungen haben mich mit Dankbarkeit erfüllt und ich finde mich hochbeglückt, sie annehmen zu dürfen. Anfangs Juny gedenke ich nach Carlsbad und später nach Töplitz zu gehen, wie die Aerzte mir verordnet haben. Ich will redlich den Versuch machen, ob ich mich von der allgemeinen Schwäche, die mir innewohnt, und von der Gichtanlage durch Bäder oder andere Mittel befreien kann. Das weitere giebt dann Gott und die Zeit.

In Ansehung meines Gehaltes kann und darf ich keine anderen Ansprüche machen, als irgend ein Subaltern der Armee. Die Tafelgelder werden dem mein Amt verwaltenden General zugebilligt werden. Auf den Ueberrest meiner Besoldung werden die Gesetze in Anwendung gebracht.

Bei dieser Gelegenheit muß ich bemerken, daß das hiesige Generalat ganz ungewöhnliche Ausgaben hat. Der hießige Ort ist das Thor, durch welches Alles nach Frankreich und von da nach Deutschland wandert und was den Rhein herauf oder hinunter geht. Ich beschränke zwar die Einladungen sehr, aber dennoch geht viel darauf, obgleich ich nur erst zwei große Mahlzeiten gegeben habe. Daher wird mein Nachfolger hier nicht zum besten fahren und ich will es Ihnen, mein hochverehrter Freund, nur gestehen, daß ich binnen fünf Monaten etwa ebensoviel tausend Thaler eingenommen, und über 9000 Thlr. ausgegeben habe, ungerechnet dasjenige was ich zu meiner Einrichtung habe anschaffen müssen, worunter dasjenige allein, was auf meinen Eßtisch gehört, über 5000 Thlr. kostet. Und dennoch habe ich das Haus mit einigen Uhren ganz hübsch ausgestattet, und an übrigem Hausgeräth zwar nur dürftig, aber dennoch nothdürftig meublirt gefunden, folglich hiefür nichts ausgeben dürfen. Der Maasstaab des Lebens ist hier groß und obgleich ich nicht, nach Landesart, viele Gerichte gebe, sondern in Deutscher Art, mit 4, 5, 6 Gerichten, je nach dem Maasstab der Mahlzeit, anrichten lasse, so geht dennoch ungemein Viel auf, wozu, natürlicher Weise, ein Junggesellen-Haushalt, wie der meinige, viel Veranlassung darbietet. Ich sage dies nicht in der Absicht etwa, daß die hiesigen Tafelgelder zum Vortheil meines Nachfolgers erhöht werden sollen, denn ich weiß wohl, daß dies nicht zuläßig ist, aber wohl zur Bestätigung der Klagen, die mein Nachfolger etwa führen möchte, welcher wahrscheinlich die Besoldung eines Generals d. J. nicht genießt, folglich noch mehr als ich zuschießen müßte.

Für all das Wohlwollende was Sie mir in Ihrem Briefe

sagen, bin ich Ihnen recht dankbar. Es sezt mich oft in Verlegenheit, wenn man mein Verdienst überschäzt, aber von meinen Freunden freut es mich zugleich, in den Ausdrücken ihrer Zufriedenheit mit mir die Beweise ihres Wohlwollens gegen mich zu finden. — Möge Ihr neuliches Uebelbefinden Sie alles und jeden Krankheitsstoffes entledigt haben, und Sie in Gesundheit, Frohsinn und häuslichem Glück die Entschädigung für ihren mühvollen und undankbaren Posten finden. Gott erhalte Sie.

Gr. N. v. Gneisenau.

Benzenberg an Gneisenau.

Kloster Brüggen bei Krefeld, 4. Mai 1816.

Excellenz!

Jean Paul behauptet: daß wenn der Himmel beschlossen, einen Menschen glücklich zu machen, und er es sich nicht viel wolle kosten lassen, so mache er einen Literatus aus ihm, weil solcher überall sein Freudenhimmelchen finde.

Erfreulicher aber kann einem solchen nichts begegnen, als wenn hohe Freunde und Gönner ihn um seine opera bitten und Euer Excellenz können sich die Freude kaum vorstellen, mit der ich Ihnen die meinigen sende.

Wenn ich mich gern selbst lobte, so wie ein gewisser von Mäusebach, so würde ich einiges Gute von der Vorrede zum dritten Theile sagen und bitten diese zu lesen.

Da ich in ihr auf die Gelehrsamkeit gescholten und doch Furcht vor den Gelehrten hatte, so habe ich mich in der Vorrede zum Barometerbüchlein hinter ein wenig bekanntes Wort von Lessing verschanzt. Da dieser mit Ehren unter die Erde gekommen, so können die Akademien der Wissenschaften ihm weiter nichts anhaben.

Aber wahr ist es, daß die Akademien und die Gelehrten von jeher dem Wissen den Krieg gemacht — sowie die Geistlichen dem Christenthum. Der Werth der Kenntnisse hängt gewiß zum größten Theil von ihrer Verbreitung im Leben ab, mehr noch als von ihrer Höhe.

Vinke hatte sich in Berlin krank geärgert und ich in Düsseldorf, welches sehr unrecht von einem Präsidenten und einem Weltweisen war.

Die Bekanntmachung Vinkens in der Münster'schen Zeitung: daß die Steuerbeschwerden sollen gehoben werden, die Bauernsachen reguliert und die Deputirten zusammenberufen — sobald die Regierungen eingesetzt — und daß er vom Kanzler ermächtigt dieses bekannt zu machen — hat einen sehr guten Eindruck gemacht. — Noch mehr aber, daß Vinke vorgestern nach Berlin gegangen.

Clausewitz an Gneisenau.

Coblenz, den 13. Mai 1816.

Wir setzen uns alle jetzt wieder in dem Glauben und der Hoffnung fest, daß Euer Excellenz unter uns zurückkehren werden. — Sie haben

von allen Seiten die Klagen und den Kummer widertönen hören, welche Ihr Abtreten hervorgebracht hat, und würden noch ungleich mehr Stimmen der Art gehört haben, wenn Ihre Absicht hier im Lande nicht verborgener geblieben wäre als im Mutterlande, welches eine Folge der Discretion war, die Euer Excellenz Wesen Ihren Umgebungen nicht blos für diesen Fall eingeflößt, sondern ich kann sagen, zur Natur gemacht hat. — Daß ich unter diesen Umständen Euer Excellenz nicht schweigend abreisen sehen kann, ist sehr natürlich; daß ich die Feder ergreife, geschieht, um mit mehr Freimüthigkeit reden zu können; denn es sind zwei Dinge, die mir mündlich sehr schwer werden; die Verehrung denen zu zollen, die sie mir einflößen und mein persönliches Interesse zu vertreten.

Da Euer Excellenz sich des Rechtes in die hiesige Stelle zurückzutreten, noch nicht begeben haben, da, soviel ich davon weiß, Ihrem Rücktritt keine einzige große oder kleine Schwierigkeit entgegensteht, so ist es erlaubt, noch einmal die Hauptgründe zu berühren, die Euer Excellenz als Staatsmann und Bürger die stärkste Veranlassung zu diesem Rücktritt geben.

Keiner derjenigen, die Euer Excellenz Nachfolger werden könnten, wird mit Jugendkraft und Thätigkeit mehr ausgerüstet sein als Euer Excellenz, denn einige Geburtstage weniger zu zählen ist ein sehr zweifelhaftes Verdienst und unsere sämmtlichen Generallieutenants, selbst der Prinz Wilhelm sind mit mehr oder weniger körperlichen Infirmitäten behaftet.

Keiner unter diesen presumtiven Nachfolgern ist ein eminenter oder überhaupt ausgezeichneter Mensch.

Keiner ein völlig gebildeter Mann, höherer und allgemeinerer Ansichten fähig.

Keiner geht im Mindesten über die engen Schranken militairischer Dienstwissenschaft hinaus.

Und so ist denn jeder davon weit entfernt, die Leere auszufüllen, die Euer Excellenz Abtreten in der öffentlichen Meinung und ihrem Vertrauen hervorbringen wird.

Kann es auf die entfernteste Weise für Schmeichelei genommen werden, wenn man sagt, daß die besten Köpfe des Landes auf Euer Excellenz hinsehen; daß die unruhigsten und anspruchvollsten durch Euer Excellenz moralisches Gewicht in einer heilsamen Ruhe, in gewissen Grenzen in billiges Gleichgewicht gehalten werden? Machen Euer Excellenz diese Erfahrung nicht selbst fast täglich?

In dieser Beziehung ist es keinem Zweifel unterworfen, daß der Civil-Staat und der politische Staat überhaupt wenigstens eben so sehr bei der Rückkehr Euer Excellenz interessirt sind, als der militärische und in dieser Beziehung ist grade die Stelle am Rhein die angemessenste für Sie.

Daß Euer Excellenz dem Staate ebenso nützlich als Soldat werden konnten, wenn Sie in Berlin oder in Schlesien lebten, würde wahr sein, wenn es überall und immer so wäre, wie es sein sollte. Aber daß Ihre Wirksamkeit in Ihrer jetzigen Stelle eine solche ist, die nicht bloß von persönlichen Verhältnissen, selbst nicht von Euer Excellenz augenblicklicher Entschließung abhängt, giebt ihr einen großen Vorzug; denn wenn Euer Excellenz ganz frei sind, so kann ich mir vielerlei Fälle denken, wo Sie mit Ihrer Meinung zurücktreten oder bleiben werden, während in Ihrer

jetzigen Stelle die Geschäfts-Pflicht sie Ihnen abfordert. Wie die Armee, wenn Euer Excellenz sich aus aller Wirksamkeit entfernen, eines ihrer moralischen Gewichte verliert, wodurch der Ungunst und der Gesinnungslosigkeit entgegen gewirkt wird, müssen Euer Excellenz selbst fühlen. Außer Ihnen giebt es unter den bekannten Officieren fast nur noch einen eminenten Menschen*), der aber durch seinen Geistesdespotismus theils die Machthaber und ihre blinden Anhänger leicht in offenbarem Aufstand gegen sich bringen, theils diejenigen, welche sich, abgeschreckt von der Leerheit der andern, geistig an ihn anschließen, auch geistig völlig unterjochen und tyranniſiren wird. Dies könnte für den Krieg gut sein, für den Frieden aber, zur freien Entwickelung der Talente und Kräfte, welche in unserer militärischen Jugend keimen, taugt es nicht; dazu bedarf es eines milderen Himmels. Wie im ganzen übrigen Staat durch das Zurückziehen Euer Excellenz das Vertrauen zur Regierung und im Auslande die Achtung gegen den Staat verlieren wird, auch das kann Euer Excellenz eigenen Beobachtungen nicht entgangen sein.

Daß endlich die letzten Erscheinungen in Frankreich doch allerdings in soweit Besorgnisse erregen müssen, als sie die Nähe eines mit Macht, Vertrauen und Einsicht ausgerüsteten Mannes an den Grenzen wünschen lassen, kann auch der Gelassenste und Ungläubigste nicht anders meinen.

Zu diesen vielen Gründen, welche der Staat bei Euer Excellenz geltend machen kann, muß ich doch auch meine feste Ueberzeugung hinzufügen, daß das Mißtrauen, was gewisse Personen über Euer Excellenz zu haben scheinen, gewiß nicht in dem Staatskanzler und am allerwenigsten in dem Könige ist; ja ich behaupte, daß es in dem größten Theil jener Menschen selbst nicht ist, sondern, daß es die Bosheit ist, die sich als Mißtrauen verkappt und so glaube ich denn auch, daß, was man hier von Beobachtung unsers Hauptquartiers gesagt hat, übertrieben ist. Es kann sein, daß diese Meinung eine aus meiner Art zu urtheilen herrührende eigenthümliche Ansicht ist, aber ich glaube nur, daß wenn die Meinungen Aller zusammen genommen werden sollen, die meinige auch mit in die Wagschaale kommen und ermäßigen darf, was Andere zu sehr beleben. Daß alle unsere Berliner Briefe, die doch zu den besten Quellen gezählt werden dürfen, eben so urtheilen bestärkt mich in meinem Unglauben.

Alle diese Betrachtungen sind mir, ich gestehe es, in den Tagen, wo Euer Excellenz Entfernung unwiderruflich schien, weniger nahe gewesen als der Schmerz über den persönlichen Verlust, womit ich bedroht bin. Ich kann darüber nur sagen, daß sich meiner nach Ihrem Abtreten eine völlige Stumpfheit bemeistert haben würde.

Da Euer Excellenz dem Könige die entscheidende Bitte gethan hatten ohne uns weiter davon zu sprechen, so nahm ich dies für ein Zeichen, daß Sie unsere ferneren Einwendungen vermeiden wollten, und nach dem Eingang der Cabinetsordre schien es mir daß an keine Rückkehr mehr zu denken sei. Ich hielt es daher für schicklicher Euer Excellenz nicht mit Klagen lästig zu werden, die sich bei dem schmerzlichen Verlust fast in Vorwürfe verwandelt haben würden; doch hatte ich mir vorgenommen, ehe ich von Ihnen Abschied nehme meine Meinung in einigen herzlichen

*) Grolmann.

und aufrichtigen Zeilen auszuschütten, wie sie die Freundschaft in solchen Momenten gestattet.

Die neuen Hoffnungen, die Euer Excellenz uns selbst geben, lassen mich dies mit mehr Freudigkeit und Muth thun. Meiner einzelnen Stimme würde ich nie ein Gewicht in Euer Excellenz Entschluß zugetraut haben, aber es ist wahr, viele Stimmen dürfen ein solches Gewicht sein und unter diesen darf die meinige nicht schweigen.

Nehmen Euer Excellenz also diese Zeilen mit der gewohnten Güte auf und lesen Sie darin außer den Wahrheiten, die sie enthalten, auch noch die Züge jener treuen Anhänglichkeit des Geistes und Herzens, womit ich Ihnen ewig ergeben sein werde.

v. Clausewitz.

An Boyen.

Coblenz, den 21. Mai 1816.

Wenn ich etwa in meinem letzten an Sie, verehrter Freund, gerichteten Schreiben, mich nicht deutlich ausgedrückt haben sollte, so will ich dies in dem vorliegenden nachhohlen.

Den 10.—15. Juni oder auch selbst noch etwas später, wünsche ich von hier nach dem Carlsbad abzugehen, wenn zu dieser Zeit derjenige ernannt seyn wird, der statt Meiner die Geschäfte hier fortführen soll; es sei denn, daß die Umstände — was ich indes nicht glaube — so dringend würden, daß S. M. mir beföhlen, die Geschäfte vor der Hand noch zu leiten. Ich wiederhohle Ihnen hiebei meinen recht herzlichen Dank für den Ausweg den des Königs Gnade mir geboten hat. Ich würde nicht mir erlaubt haben, auf so etwas anzutragen.

In Betreff meines einstweiligen Nachfolgers erlaube ich mir, ob es nicht — wenn Sie nicht etwa bereits etwas besseres beschlossen hätten — das einfachste sei, dem General Dobschütz die hiesigen Generalats-Geschäfte zu übertragen und ihn dem General v. Zieten unterzuordnen? Es wird dadurch kein Verhältnis gerückt.

Die Tumulte in Frankreich, die der europäischen Intrigue einen neuen Spielraum geben, sind die erste Folge eines schwer durchzuführenden Systems, das die brittischen Minister entworfen haben, um ihren Einfluß auf den Kontinent von Europa zu verlängern. Gebe der Himmel, daß nicht neue Erschütterungen dar-

aus folgen. Es scheint mir fast, als ob Sie im Voraus daran geglaubt hätten, während ich die Dinge mit weniger Besorgnis ansah.

Allerhöchste Cabinetsordre.

Potsdam, den 20. Mai 1816.

Da Sie es Ihrer Gesundheit wegen durchaus für nöthig halten von Ihren gegenwärtigen Geschäften entbunden zu werden, so will Ich Ihrem Wunsche nicht länger entgegen sein und Sie hiermit von dem General Commando im Großherzogthum Niederrhein und über das Corps in Frankreich entbinden, indem Ich Ihnen für den Eifer verbindlich danke, mit welchem Sie auch in diesem Dienstverhältniß Mir nützlich gewesen sind. Ihre Verhältnisse in Meiner Armee bleiben übrigens nach wie vor ganz dieselben, und Ich rechne mit Gewißheit auf Ihre Dienste und Kenntnisse in den Augenblicken wo der Staat sie bedürfen würde. Das General Commando im Großherzogthum Niederrhein habe Ich dem General-Lieutenant von Hake übertragen, das General Commando über das Corps in Frankreich, wird der General-Lieutenant von Zieten fortführen, jedoch hinführo unabhängig von jenem. Ich habe indessen beiden die Bedingung gemacht, im steten Einverständnisse zu bleiben, um wenn es erforderlich ist, sich sogleich gegenseitig zu unterstützen.

Friedrich Wilhelm.

Clausewitz an Gneisenau.

Coblenz, den 29. Mai 1816.

Von dem Gesichtspunkt ausgehend, daß, wenn es eine Partei in Berlin giebt, die Euer Excellenz bei dieser Gelegenheit aus aller Wirksamkeit hat bringen wollen, es grade Euer Excellenz Pflicht als Staatsbürger sei, sich mit dem ganzen politischen Gewicht Ihrer Person dieser Absicht entgegenzustellen, halte ich es für das Passendste, daß Euer Excellenz von der Ernennung des General von Hake in sofern keine Notiz nehmen, als Sie ihn gar nicht als ein Hinderniß ansehen in Ihre Stelle zurückzutreten und dem Minister dabei Folgendes schreiben.

Des Königs erste abschlägige Antwort auf Ihr Abschiedsgesuch hätte Sie bestimmt den Urlaub anzunehmen; Sie gedächten daher auf Ihre Stelle zurückzukehren, wenn es Ihre Gesundheit erlaubte. Sie wüßten nicht recht, wie Sie die Anstellung des General Hake ansehen sollten; da Sie um den Abschied gebeten und bloßen Urlaub erhalten, so sei diese Ernennung Ihnen nicht recht verständlich. Sollte sie aber ein Hinderniß abgeben, auf Ihre Stelle zurückzutreten, so müßten Sie dies als ein Mittel ansehen, Sie aus der Armee entfernen zu wollen und würden also dann zu jenem Schritt wieder hingedrängt, welchen man scheinbar mißbilligt hätte.

Hat man die Absicht Euer Excellenz der Armee zu erhalten, so wird man hierauf Alles aufbieten, um die voreilige Ernennung des Generals Hake gut zu machen; alle, welche daran Schuld sind, werden sich in der verdienten Verlegenheit befinden. Zeigt man aber gegen Euer Excellenz, daß es an gutem Willen dazu fehlt, handelt man fort in dem Geist,

dessen man sich bis jetzt blos verdächtig gemacht hat, so wird man wenigstens zu einer reineren Sprache gezwungen, und Euer Excellenz treten nicht ab, ungewiß, ob Sie die Menschen verstanden haben oder nicht, ungewiß was Sie von Ihnen halten sollen, ungewiß, ob Sie es hätten vermeiden können oder nicht.

Die Geschichte Ihrer Entlassung ist dann, daß Sie den Abschied gefordert und daß in dem nämlichen Augenblick, wo man Ihnen diesen scheinbar verweigert, Sie zum Bleiben — [?] und dann als Sie blieben die entschiedenste Schwierigkeit in den Weg gelegt hat. Das Urtheil des Publikums kann dann nicht zweifelhaft sein.

v. Clausewitz.

An Boyen.

Coblenz, den 30. Mai 1816.

Die Abnahme meiner Gesundheit und meiner Kräfte fühlend und mir mißtrauend, fühlte ich mich in meinem Gewissen verpflichtet das Bekenntnis von dieser meiner Ueberzeugung abzulegen, und Se. Majestät um die Erlaubnis zu bitten, für die Dauer des Friedens aus dem Dienst abtreten zu dürfen.

Se. Majestät war so gnädig, mir den Ausweg anzubieten, daß ich, bevor ich aus der Armee austräte, vorher noch den Gebrauch der Bäder und Reisen versuchen möge.

Recht innig dankbar empfing ich diese Königliche Gnade und legte auch die Ausdrücke dieser meiner Dankbarkeit Sr. Majestät ehrfurchtsvoll zu Füßen, mit der Erklärung, daß ich im Juny mich nach Carlsbad verfügen wolle. So viel Huld, als Sr. Majestät mir geboten hatte, würde ich zu erbitten nicht gewagt haben.

Ich gedachte, auf meine Stelle zurückzukehren, sobald als ich mich durch die Bäder von Carlsbad und Töplitz, die man mir angerathen, gestärkt haben würde.

Wie ich nun die Anstellung des Generallieutenants von Hake, wovon in dem Königlichen Schreiben vom 20. d. Rede ist, verstehen soll, weiß ich nicht recht, da, als ich um Entlassung bat, ich bloß Urlaub erhielt, und als ich diesen dankbar annahm, mir ein Nachfolger ernannt wird, dessen anscheinend bleibende, nicht einstweilige, Anstellung mir den Rücktritt in meine hießige Stelle versperrt.

Soll diese Anstellung des Generallieutenant von Hake ein Hindernis abgeben, auf meine hiesige Stelle zurückzukehren, so müßte ich diesen Umstand als ein Mittel ansehen, mich aus der Armee entfernen zu wollen, und ich würde dann zu jenem Schritt mich hingedrängt sehen, den man scheinbar mißbilligt hätte.

Es ist jetzt eine Zeit erregten Argwohns und Mißtrauens. Wenn ich in dieser meiner Angelegenheit nicht klar zu sehen vermag, so wollen Ew. Excellenz durch Aufklärungen wohlwollend mich vor Irrthümern bewahren, in welche ich leicht verfallen könnte.

Gr. N. v. Gneisenau.

Prinzessin Louise, Fürstin Radziwill, an Gneisenau.

Berlin, den 26. Mai 1816.

Sie werden mich unbescheiden finden, lieber Graf, daß so schnell ein Brief dem andern folgt — daß ich es wage vom neuen Sie zu bitten, Sie zu beschwören, keinen unwiederruflichen Schritt zu thun. — Ist es denn möglich, daß Sie wirklich glauben könnten, daß Sie sich von Ihrem Werke trennen könnten. Daß Sie den geernteten, durch Ihnen geretteten Staat nun verlassen könnten. Kummer und Bedauern über Ihren Entschluß ist die allgemeine Stimmung, selbst bei Denen, die Sie vielleicht dieses Kummers nicht fähig halten; Ich bin es überzeugt, daß Sie unwohl sind, Erholung bedürfen und durch den Gebrauch des Bades erst wieder hergestellt werden — aber schon zur Zeit unserer Rückkehr im Januar — hörte ich allgemein von Ihrem jetzigen Entschluß sprechen. Ich frug, ich sprach mit Leuten, die ich für Ihre Freunde halte und mir ward versichert, daß es wahr sei, daß Sie wirklich unzufrieden, daß Sie Ihren Posten am Rhein verließen — ich schrieb an Marie*), endlich auch Ihnen — erst jetzt bekomme ich die traurige Bestätigung — nun berechnen Sie was alles diesen Winter, von, wie es scheint wohl unterrichteten Leuten gesagt wurde, und bedenken Sie selbst den Eindruck den Ihr Entschluß macht — machen muß. — Wie wünschte ich, in diesem Augenblick Ihnen das alles auszudrücken, was ich so lebhaft in meinem Herzen fühle ohne Worte dafür zu finden. Wie können Sie mit Ihrem herrlichen Gemüth — mit Ihrem Eifer, mit Ihrem warmen Gefühl für das allgemeine Wohl sich glücklich fühlen, wenn ein Zeitpunkt eintreten wird, wo Sie sich selbst werden sagen können, das alles würde nicht sein, wenn ich der unentbehrliche, nicht selbst den Platz verlassen hätte, den die Vorsehung mir angewiesen hatte. — Sie hat so großes für uns gethan, wie kann man ihre Stimme verkennen — Sie verehrter Mann nicht auf ihr hören. — Bleiben Sie, kehren Sie zurück zu dem Platz der Ihnen offen bleibt

*) Frau von Clausewitz.

und fahren Sie fort zu wirken, zu helfen, und Glück und Heil des Staats zu begründen — mehr zu sagen, verstattet die Zeit mir nicht — ich fühle ganz wie sehr diese Zeilen der Nachsicht bedürfen, aber ich rechne auf Ihre Freundschaft.

Luise.

Hardenberg an Gneisenau.

Berlin, den 8. Juni 1816.

Liebster bester Freund!

Der Kriegsminister hat mir ein Schreiben von Ihnen gezeigt, aus dem ich mich überzeuge, daß Sie wieder schwarz sehen. Eben dasselbe sagte mir Ihre Freundin, die Prinzessin Luise. Ich eile einen Augenblick den drückenden Geschäften abzustehlen, um Ihnen zu sagen, daß Sie völlig Unrecht haben, daß ich mich unendlich freue Sie in Carlsbad zu sehen, dahin ich den 14ten d. abgehe und daß ich mir vorbehalte, dort über vieles vom Herzen zum Herzen mit Ihnen zu sprechen und Sie hoffentlich ganz zu beruhigen.

Ganz der Ihrige
Hardenberg.

Boyen an Gneisenau.

Berlin, den 9. Juni.

Sie haben, meine hochverehrte Excellenz, in Ihrem Schreiben vom 30. v. M. mir eine Frage über Ihr künftiges Dienstverhältniß vorgelegt, bei deren Beantwortung ich zum Theil an Sie selbst appelliren, mir von Ihnen einen Rückblick auf die Entwicklung der ganzen in Rede stehenden Angelegenheit erbitten muß.

Schon vor geraumer Zeit schrieben Sie mir, daß Sie von Ihrem bis dahin bekleideten Posten abtreten wollten und verlangten mein Wort, daß ich Ihnen nicht hinderlich sein sollte; meine dem entgegen strebenden Wünsche und Bitten sind Ihnen bekannt. Hierauf ging Ihr Gesuch an den König ein, vom Dienst ganz entlassen zu werden; ich mußte in diesem Verhältniß mich nach Pflicht und Ueberzeugung darauf beschränken, Sie wenigstens der Armee zu erhalten. So hat der König Ihnen den Abschied abgeschlagen, Sie für die Dauer des Friedens von dem General-Commando am Rhein entbunden und gewünscht daß Sie, wenn auch vorläufig ohne bestimmte Anstellung sich zu den activen Generals der Armee zählen möchten, um bei allen außerordentlichen Fällen von Ihren Diensten Gebrauch machen zu können.

Auf diese Art ist Ihr gegenwärtiges Verhältniß entstanden und ich darf hoffen, daß die einfache Auseinandersetzung des Herganges Ihnen beweisen wird, daß diese Angelegenheit kein Quell des Argwohns werden kann. So wie sich die Angelegenheiten in Europa zu entwickeln anfangen, so ist es nur zu wahrscheinlich, daß wir neuen Entwicklungen entgegengehen, der König und das Vaterland bedarf, wie ich das fortdauernd wiederhohlen muß, Ihrer Dienste und ich beschwöre Sie nach Pflicht und Gewissen sich für solche Momente der Armee zu erhalten.

Der Zeit-Punkt ist leider vielleicht nicht fern, daß wir wieder in jenen Gegenden eine Armee zusammenziehen müssen und ich überlasse es

Ihrer eigenen Entscheidung, ob das Vaterland nicht in einer solchen Krisis Ihrer bedarf.

Daß ich Sie, wo nicht in Karlsbad, so doch nach Beendigung Ihrer Kur hier zu sehen hoffe, ist ein dringender Wunsch, den ich Ihnen mit dem Ausdruck meiner treuen Anhänglichkeit darbringe.

v. Boyen.

Tagesbefehl.

Coblenz, den 11. Juli 1816.

Des Königs Majestät haben mich auf einige Zeit von allen öffentlichen Geschäften zu entbinden und zu meinem Nachfolger im General-Kommando am Niederrhein den Herrn General-Lieutenant von Hake zu ernennen geruht. Ich habe heute diesem hiernach meine bisherigen Geschäfte übergeben und kann es bei dieser Bekanntmachung nicht unterlassen, mich dem wohlwollenden Andenken aller meiner bisherigen Untergebenen zu empfehlen und ihnen aus der Fülle des Herzens für den ergebenen Sinn und das Vertrauen zu danken, welches sie mir während meines hiesigen Aufenthalts bewiesen.

(gez.) Gr. N. v. Gneisenau.

Hiermit schließt Gneisenau's Lebensperiode in Coblenz. Daher mögen an dieser Stelle die Aufzeichnungen von Stosch über diese Zeit Platz finden, welche in ihrer ganzen Stimmung und Auffassung durch die Mittheilungen, die der Verfasser des Lebens Clausewitz' gesammelt hat, volle Bestätigung erhalten. Stosch schreibt: „Die dienstlichen Geschäfte wurden mit großem Eifer und mit Liebe betrieben und Jeder war bemüht in der neuerworbenen Provinz dem Preußischen Namen Ehre zu machen. Dies gelang besonders dem General Grafen Gneisenau und das Vertrauen zu ihm und dadurch zur preußischen Regierung wuchs mit jedem Tage. Etwas trug dazu wohl bei, daß der Commandirende katholisch war, aber hauptsächlich wirkte doch die Loyalität, mit der Jedermann ohne Unterschied des Standes behandelt und in der Gesellschaft aufgenommen wurde. Unmittelbar nach dem Kriege waren noch

Diplomaten und Militärs aller Nationen unterwegs. Alle rasteten in Coblenz und erfreuten sich im Generalcommando der gastlichen Aufnahme. Das Haus war die frühere Präfectur und es war dem General eine Genugthuung in dem Bette Bonapartes zu schlafen und auf den Thronsessel des Kaisers der Franzosen, der in keinem Präfectur-Gebäude fehlen durfte, zu ruhen.

Die sämmtlichen Umgebungen aßen täglich an der Tafel des Generals, welche stets durch mehrere geladene Gäste vergrößert wurde. Nachmittags wurden mit den Frauen Partien in die schöne Umgegend gemacht und der Abend vereinigte die Gesellschaft wieder — anfangs am Theetisch der Frau von Clausewitz, später als die Familie des Generals eingetroffen war, bei dieser.

Gneisenau hatte sich und seine Familie auf wenige Räume eingeschränkt und dagegen dem Obersten Clausewitz, dem Oberstlieutenant Grafen Gröben und mir hinreichende Wohnungen überlassen. Mit dem Frühling beschränkte er sich sogar auf einige kleine Gartenzimmer im Orangerie-Gebäude und arbeitete oft an einem Tisch im Freien unter grünem Laubdach.

Auf mehreren Dienstreisen begleitete den General die gesammte Umgebung und selbst die Frauen derselben, so zumeist nach Trier, von wo die Rückreise zu Wasser auf der Mosel gemacht wurde. Am Ufer aller Ortschaften, denen wir vorüberfuhren, war die Landwehr aufgestellt, die Böller donnerten unter dem Jubelgeschrei der Bevölkerung durch das Thal und auf bekränztem Nachen wurde der Ehrentrunk gebracht. In Trarbach, wo übernachtet wurde, war nicht allein die ganze Stadt hell erleuchtet, sondern auch von allen Bergen glänzten große Feuer. Ein ähnlicher Zug wurde nach Cöln unternommen und im damaligen Marienbildchen zu Deutz einige schöne Tage verlebt. In der alten würdigen Stadt wurde alles Merkwürdige gesehen und Jedermann, besonders aber der damalige Oberpräsident Graf Solms-Laubach, der Adel, der reiche Bürgerstand und die höhere Geistlichkeit bemühten sich dem Feldherrn Ehre und Liebe zu er-

weisen. Auf der Hinreise zu Wasser erschollen ebenfalls von den herrlichen Ufern des Rheins die Böller und wurde der Ehrenwein kredenzt. — Einer Dienstreise nach Mainz wohnten die Frauen nicht bei. Nach dem Willen des Generals sollten wir in Rüdesheim übernachten, wo er beim herrlichsten Mondschein eine Promenade am Rheinufer vorschlug. Beim Wenden um eine Ecke des Orts wurden wir durch die Anwesenheit unserer Frauen überrascht, die Gneisenau heimlich dahin beschieden und welche der ritterliche Sänger, Max von Schenkendorf begleitet hatte.

Bei Gelegenheit einer Truppenbesichtigung in Saarlouis fanden wir daselbst als Commandanten den General von Langen, welcher gleich Gneisenau den Krieg in Amerika mitgemacht hatte. Beide kannten sich von dorther und tauschten eine Menge von Erinnerungen aus, die bei den Zuhörern großes Interesse erweckten.

So wurde nicht allein den dienstlichen Umgebungen, sondern auch allen denen, die Eingang in die Kreise des Generals gefunden, jeder Tag zum Fest- und Freudentage durch seine Güte und stets gleichbleibende Heiterkeit. Er verstand es, Jeden in der Gesellschaft dazu anzuspornen, sein Bestes, was er wußte und was er konnte, zu geben, so daß Jeder befriedigt war, auch seinen Theil zur Unterhaltung und dadurch zur Zufriedenheit des geliebten Generals beigetragen zu haben. Kartenspiele kamen nicht vor, dagegen andere gesellschaftliche Spiele, Gesang und Scherz aller Art. Herr von Mäusebach hat diese Vergnügungen in einem Prolog bei Gelegenheit einer Abschiedsfeier für Gneisenau anmuthig beschrieben und darin besonders eines magischen Festes gedacht, welches der General im Orangerie-Hause des Gartens gegeben. Die schönen Orangerie-Bäume und Blumen waren so gruppirt, daß in der Mitte ein Salon und mit demselben in unmittelbarer Verbindung sechs verschiedene kleine Cabinets mit Teppich, Sopha, Tisch und Stühlen gebildet wurden. Die glänzendste Beleuchtung, die Ausschmückung der Bäume mit angehängten,

reifen Orangen, blühende Sträucher und Blumen, Musik und Gesang verherrlichten das Ganze, dem die Krone aufgesetzt wurde, als die Gesellschaft eingeladen in den Garten trat, wo allen unerwartet bei mächtigem Feuer auf einem Rasenfleck sich ein Elephant bewegte, der zufällig an dem Tage vorher in Coblenz eingetroffen war*).

Der Enthusiasmus für Gneisenau in Coblenz und in der gesammten Rheinprovinz steigerte sich mit jedem Tage, so daß die Berichte darüber in Berlin Besorgniß zu erwecken schienen. Man legte dem Streben, die Meinung für Preußen in der Provinz zu gewinnen, um so mehr andere Zwecke unter, als dieses Streben mit eigenen bedeutenden Geldopfern unterstützt wurde und entzog dem Commandirenden das Vertrauen."

Auch Bärsch, damals Rittmeister, hat einiges über diese Tage niedergeschrieben, die er „zu den glücklichsten in seinem vielbewegten Leben" rechnet. Er erwähnt, daß auch mehrere städtische Bürgerfamilien, u. a. ein Kaufmann Deinhardt zu den Kreisen Gneisenaus gehört habe. „Unbeschreiblich war die Liebe, welche nicht nur die Soldaten, sondern auch die Leute aus dem Volk für den General hatten. Wenn er vor dem Hause zu Pferde stieg, so unterhielt er sich jedesmal mit der Obsthökerin, welche ihren Sitz vor dem Hause hatte. So erinnere ich mich unter andern, daß der General einst einem ärmlich gekleideten Mann begegnete, welcher einen sehr schönen Rosenstock trug. Auf die Frage des Generals, ob der Rosenstock zu verkaufen sei, erwiederte der Mann: er habe den Rosenstock zu einem Geburtstagsgeschenk für Jemand bestimmt und derselbe sei ihm für keinen Preis feil, aber er werde sich sehr glücklich schätzen, wenn General Gneisenau den Stock zum Geschenk von ihm nehmen wolle. Der General lehnte das

*) Nach der Tradition bei Schwartz, Clausewitz II, 187, hätte die Gesellschaft durch diesen Elephanten Gneisenau einen Blumenstrauß überreichen lassen, als sie ihm zum Geburtstag gratulirte. Letzteres ist freilich unmöglich, da Gneisenau seinen Geburtstag nicht mehr in Coblenz erlebt hat.

mit freundlichen Worten ab. Nichtsdestoweniger fand er den Rosenstock, als er nach Hause kam. Der Mann hatte den Rosenstock für den General an die Dienerschaft abgegeben und durchaus seinen Namen nicht sagen wollen."

An Stosch.

Heidelberg, den 15. Juli 1816.

Unseren Freunden rufe ich mein Lebewohl nochmals nach. Die Trennung war schmerzlich für mich. Was ich, bei aller Gewalt, die ich mir anthat, gelitten habe in der letzten Woche, das will ich um keinen Preis wieder ertragen. Gott gehab' Euch wohl!

Den mir wohlwollenden Einwohnern von Coblenz wollen Sie noch meinen Dank ausdrücken für die Beweise ihres Zutrauens und ihrer Zuneigung, die ich das Glück hatte zu erhalten. So viel Wohlwollen als man mir in unseren Rheinlanden bezeugt hat, hat mich den festen Entschluß fassen lassen, dort einheimisch zu werden. Ein schöneres Land und herzlichere Einwohner giebt es nirgends.

Benzenberg an Gneisenau.

Kloster Brüggen bei Crefeld, den 3. Juli 1816.

Euer Excellenz haben mich mit Ihrem gütigen Anerbieten vom 23ten überrascht und verwirrt.

Daß Sie mir ein wenig gewogen, das wußte ich — allein daß ich mir Ihr Wohlwollen in diesem Grade erworben, das hatte ich kaum gehofft.

Allein da der Brief nach Düsseldorf gegangen, und ich immer noch bei meiner Mutter auf dem Lande, so ist er erst gestern in meine Hände gekommen und da ist es wohl zu spät nach Cöln zu kommen und auch vielleicht nach Carlsbad.

Vielleicht hat indeß die ungünstige Witterung die Abreise in's Bad verschoben und auf diesen Fall bitte ich mir in ein Paar Zeilen nach Düsseldorf zu melden, wann ich in Coblenz eintreffen soll und Besitznehmen von dem so gütig angebotenen Platze.

Ich werde den 10ten in Düsseldorf sein, und da ich bis dahin meine zeitlichen Güter in Ordnung gebracht, so hindert mich nichts mit nach dem Böhmenlande zu gehen und da allerhand merkwürdige Menschen zu sehen.

Aber die Meinung, die Euer Excellenz von meinen Kenntnissen haben, ist zu gut. Das Lernen wird an mir sein, und die Gelegenheit, die so freundlich geboten wird, Kenntnisse zu erwerben, ist nicht der kleinste Reiz dieser Reise.

Meine Unwissenheit hat darin zum Theil ihren Grund, daß ich ein einziger Sohn war. — Da das Latein mir eine glückliche Abneigung gegen alles Lernen beigebracht und ich der Brotstudien überhoben zu sein glaubte, so beschloß ich: Nichts lernen zu wollen, welches ich dann auch mit einem solchen Glück durchsetzte, zum größten Herzeleid meines frommen Vaters, daß als ich endlich nach der Universität ging, ich auch wirklich nichts wußte, und unter anderem meinte, daß Trier am Rhein liege. In Marburg, wo ich mich Studirens halber aufhielt, lernte ich nichts als leidlich gut l'Hombre. Hunger und Durst nach dem Wissen war noch nicht in mir erwacht.

Als ich 1797 nach Göttingen kam, hatte ich das Glück mir das Wohlwollen Lichtenbergs zu erwerben. Der Himmel fügte es, daß denselben Winter bei Duderstadt ein Bergschilf niederging, über den die abenteuerlichsten Gerüchte nach Göttingen kamen.

Da Lichtenberg hierüber gern Auskunft gehabt, so zog ich hin besah mir die Sache und berichtete, wie es war. Lichtenberg, der meinen Eifer lobte, zog mich an sich und machte mich mit Brandes bekannt, der jetzt Professor in Breslau.

Mit diesem stellte ich damals die Beobachtungen über die Sternschnuppen an, und da ich es noch nicht weiter als bis zum Pythagoreischen Lehrsatz gebracht, so übernahm der alle hiemit verknüpften Rechnungen, wodurch ich in der Unwissenheit erhalten wurde.

Von Lichtenberg lernte ich, was das Wort Hamlets heiße: daß vieles zwischen Himmel und Erde, von dem in unsern Lehrbüchern der Naturkunde noch nichts zu finden und es entstand in mir eine große Neigung dieses zu erforschen, worin mich das gütige Lob meines Lehrers nicht wenig bestärkte.

Als Lichtenberg gestorben, so verließ ich Göttingen. Bald darauf wurde ich mit Herrn von Syberg bekannt, der seine einzige Tochter, die jetzige Frau von Vinke, in der Erziehungsanstalt der Rudolphi hatte, die damals in Hamm bei Hamburg lebte. Da diese Jemand suchte, der Unterricht in der Geographie und Naturgeschichte geben könnte und Syberg eine gute Meinung von meinen Kenntnissen hatte, so überredete er mich, zur Probe einmal hinzugehen. Bei den 22 Mädchen gefiel es mir so gut, daß ich zwei Jahre da blieb. Auch war ich bald der Verzug der Rudolphi und ich konnte thun und lassen, was ich wollte.

Brandes war damals in Hamburg, auch Horner mit dem ich in Göttingen studiert und der nachher mit Krusenstern die Reise um die Welt machte. Ich saß dann ganze Tage im Michaelisthurm und ließ Kugeln fallen*), indeß die Rudolphi meine Stunden übernahm und vom gelehrten und verzogenen Doktor redete.

Als Klopstock 1803 gestorben, so zog die Rudolphi nach Heidelberg und ich ging nach Paris.

Als ich von da zurückkam wurde ich an Montgelas empfohlen und dieser ernannte mich zum Professor der Astronomie am Lyceo in Düsseldorf, zugleich übertrug mir die Regierung die Direction der Landesvermessung, die damals für's neue Cataster unternommen wurde.

Dieses war 1805. Im Jahre 1809 wurde die Landesvermessung von den Franzosen aufgehoben; ich legte zugleich meine Professur nieder,

*) Diese Versuche Benzenberg's haben eine gewisse Berühmtheit.

und ging 1810 nach der Schweiz. Im Jahr 1811 war der Kaiser in Düsseldorf. Dieser äußerte sich ungnädig über die vielen Klagen, die gegen das Finanzministerium in Hinsicht der ungleichen Vertheilung der Steuern einliefen. Der Minister knüpfte nun neue Verhandlungen über die Catastervermessung an; darüber kamen die Begebenheiten um 1812, welche den Grafen Beugnot auf die Meinung brachten, daß er das Catasster doch wohl nicht Zeit haben würde zu vollenden. Ich hatte unterdeß mit meinem Onkel das Kloster Brüggen gekauft, eine Domäne, die damals sehr wohlfeil ausgeboten wurde. Hier legten wir im Frühjahr 1812 eine Runkelrübenzucker-Fabrik an, die aber 1813 in der Leipziger Schlacht mit dem Continentalsystem zu Grunde ging, wobei jeder von uns 1000 Louisd'or einbüßte, und woran Euer Excellenz mit Schuld sind.

1814 kam man langsam aus dem Bonapart'schen Aberglauben, und es ging einem ein neues Licht aus der Finsterniß auf.

Etwas wässrig war einem dabei zu Muth, daß sich alles das begeben, ohne daß man mit dabei gewesen, noch etwas dazu gethan. Als ich im Herbste in Bremen und Hamburg war, und da das deutsche Wesen und die deutschen Frauen sah, da nahm ich mir vor, daß mir dieses nicht wieder begegnen sollte — nicht mit dabei zu sein, wenn es noch einmal wieder so lebendig in der Welt herginge.

Als 1815 der kleine Corse wieder kam, so ging ich nach Vinke und von da nach Görres, um mit denen zu überlegen, wie ich es anzufangen, daß man mit Ehren dazu käme.

Zweierlei fürchtete ich: zuerst die engen Banden, in denen sich das Kriegswesen bewegt, und die es machten, daß man es Nutzen's wegen treibt und nicht als eine freie Kunst, der Freude wegen.

Zweitens: es hat zu allen Zeiten leicht bewegliche Gemüther gegeben, welche von jedem Wind der Lehre umhergetrieben, immer im Dienste des Tages sind, und mit denen Verwechselung zu befürchten.

Görres meinte, es sei das Beste an Graf Gneisenau zu schreiben, dann bei der Huldigung in Achen persönlich zu reden.

Als letzteres fehlgeschlagen und ich hier den Donner vom 16ten und 18ten gehört und die großen Erfolge gesehen, und die Bewegung im Volk, als die Verwundeten kamen und die Bürgermiliz die französischen Gefangenen führte, da dachte ich, ich wollte auf meine eigene Hand in's Feld ziehen, damit man des wässrigen Gefühls doch endlich ledig, so über uns gekommen. Und so zog ich dann nach Paris*). Nützlich und erfreulich wurde mir der Aufenthalt in mehrerer Hinsicht, zuerst daß man von dem französischen Aberglauben rein befreit wurde, wenn man sie als seine Diener gesehen und sich bei ihnen in die Federn gelegt und Geld von ihnen genommen. Nie hat mir Geld mehr Freude gemacht, als die 10 Frank auf der Mairie rue Versaille Nr. 9 dann daß ich sah, daß Menschen und Dinge in der Nähe gesehen, anders und besser sind. Denn ich kann es nicht leugnen, daß Sack mich damals auf die Idee gebracht, daß die Gewässer des Franzosenthums noch nicht ganz verlaufen und einiger Hochmuth zurückgeblieben.

Auch sah ich, daß man in diesen Landen am Rhein den Geist der preußischen Regierung noch nicht erkannt und da ich klar über ihn geworden, so schrieb ich die Wünsche und Hoffnungen und den Brief an

*) Von hier schrieb Benzenberg Correspondenzen für den Rhein. Merkur.

den König. Daß der König diesen Brief beantwortet, und daß er ihn auf diese Weise beantwortet, das hat ihm mehr Herzen gewonnen, als alles, was zu seinem und der Regierung Lobe im officiellen Journal gedruckt worden.

Als der Merkur verboten und dieses diese Lande sehr geirrt, so hielt ich es für nützlich ein Noth- und Hülfsbüchlein für die Constitutionellen zu schreiben, in dem von allem geredet, was sie auf dem Herzen, um sie so vor verwirrenden Irrthümern zu bewahren.

So lange die constitutionellen Atome, die in der Nation herumschwimmen, noch keine Richtung erhalten, ist es nicht schwer, ihnen eine zu geben. Ich glaubte, daß nichts eine bessere und befriedigendere geben könnte, als die Erzählung der alten Geschichten dieser Lande, so wie Möser sie erzählt, da man in ihnen sieht, wie unsere Voreltern gemeine Freiheit zu gründen und zu erhalten gewußt, wie diese später untergegangen und durch welche Ursachen, und wie sie in unsern Tagen wieder herrlich entstanden.

Das Tractätlein, welches bis zu 32 Bogen erwachsen, wird in diesen Tagen ans Licht treten. Die Reizbarkeit der Gemüther ist groß. Man hat dieses an dem unscheinbaren damaligen Büchlein gesehen, was Herr Schmalz edirt hat. Auch hat sich bei der Gelegenheit etwas Schlechtigkeit offenbart, die, so schien es, mit viel Feigheit und einiger Dummheit verknüpft war.

Ich hatte mir vorgenommen, sobald das Noth- und Hülfsbüchlein für meine Rheinländer an's Licht getreten, nach Berlin zu gehen und mir die Dinge da ein wenig in der Nähe anzusehen und auf dem Heimwege so lange in Münster und Bremen zu verweilen, bis alles aus den Bädern zurück.

Erwünscht ist mir nun die Reise über Carlsbad in mehrfacher Beziehung und besonders in der, daß ein gütiger Lehrer mir sagen wird, wie in der Gesellschaft sich alles begiebt und nach welchen Gesetzen die Dinge sich zu einander fügen. Daß Möser im siebenjährigen Kriege so vielfach im Hauptquartier war, das hat gewiß sehr dazu beigetragen, daß er so einen richtigen Blick in die Natur der Gesellschaft gethan. Den Plan zur Osnabrücker Geschichte hat er auf Reisen entworfen und viele Capitel in ihr fast apriori bis er später aus Urkunden zeigen konnte, daß es wirklich so ergangen.

Da der Mensch nicht vom Brode allein lebt, so gedenke ich Mösers kleine Schriften, Montesquieu, Esprit des Lois und Delolme sur la constitution d'Angleterre mitzunehmen. So wie einen Band von Lichtenbergs kleinen Schriften und den Faust. Ich führe den Katalog der Reisebibliothek der Doubletten wegen an. Unter dem Guten, was Ew. Excellenz mitnehmen, bitte ich den Machiavell nicht zu vergessen.

Frau von Clausewitz an Gneisenau.

Berlin, den 23. Juli 1816.

—— ich fand es also nicht allein bequemer, sondern vernünftiger, mich bis zur Abreise des Königs ruhig zu verhalten. Dieser Entschluß hat aber zur Folge gehabt, daß ich fast noch niemand gesehen habe und selbst meine besten Freunde, selbst meinen Bruder nur in flüchtigen Augenblicken gesprochen habe. Daß jedoch mit unserer lieben Princeß Luise, die ich zu meiner großen Freude noch hier gefunden habe, auch diese wenigen Augenblicke nur Ihnen gewidmet waren, bedarf wohl keiner Versicherung;

ich mochte ja jetzt von nichts anderem sprechen und sie theilt meine Empfindungen so vollkommen. Ich konnte ihr meinen Unwillen gegen den Kriegsminister nicht verbergen, aber sie sowohl als Niebuhr, den ich bei ihr fand, schienen fest überzeugt, daß er nur aus Schwäche, aus Irrthum, aber gewiß aus keiner Spur einer üblen Absicht gegen Ew. Excellenz gefehlt habe. Beide betheuerten: er habe mit einem so wahren Schmerz von Ihrem Entschluß gesprochen, mit einem so sehnlichen Wunsch Sie zur Veränderung desselben zu bewegen, daß es mir um so unbegreiflicher ist, daß er nicht das natürlichste Mittel dazu erwählt und versucht hat, die Ernennung Ihres Nachfolgers um einige Monate zu verzögern. Ein langer Brief, den er Ihnen, wie Princessin Luise mir sagt, nach Carlsbad geschrieben hat, wird vielleicht Aufschlüsse darüber enthalten. Indessen scheint Princessin Luise die Ernennung des General Hake noch keineswegs für unwiderruflich zu halten und im Publikum ist die Meinung seiner provisorischen Anstellung so allgemein verbreitet, daß mich schon mehrere gefragt haben, wie lange die Abwesenheit Ew. Excellenz wohl dauern würde, ob Ihre Familie Sie dann wiederbegleiten würde und dergleichen. Es wäre also noch möglich die schönen Tage in Coblenz wieder anfangen zu sehen! O, ich wage kaum, mich dieser Hoffnung hinzugeben, denn es wäre zu unglücklich, wenn ich sie noch einmal verlieren müßte! Ich könnte mir nichts glücklicheres nnd wünschenswertheres denken, als eine Zeit wieder angehen zu sehen, deren Erinnerung immer zu den schönsten meines Lebens gehören wird, aber ich habe auch Selbstverläugnung genug um nicht zu klagen, wenn Ew. Excellenz auf eine andere Weise dem Staate noch nützlicher werden könnten. Ich muß jedoch gestehen, daß der Wunsch einiger Ihrer Freunde, Sie ohne Anstellung hier zu haben, blos um auf den Staatskanzler zu wirken, mir nicht geeignet scheint, diesen Zweck zu erreichen. Sie würden gewiß manches Gute stiften und Böse verhindern, doch wahrscheinlich nicht genug, um ein so großes Opfer zu lohnen. Sie haben ja leider schon Beweise genug gehabt, wie unvollkommen Ihre Rathschläge befolgt werden und dies würde wohl noch vielmehr der Fall sein, wenn Sie sie ertheilten, ohne durch irgend ein öffentliches Amt dazu berechtigt zu sein.

Verzeihen Ew. Excellenz meine Kühnheit, über Dinge meine Meinung zu sagen, die so weit über meinem Horizont sind, aber ich darf ja auf Ihre Nachsicht rechnen und auf Ihre Ueberzeugung, daß nur meine innige Verehrung für Ew. Excellenz und meine Liebe für mein Vaterland diese Kühnheit veranlaßt. Ruhen dürfen Sie nicht, auf Sie sind ja alle Hoffnungen, alle Erwartungen gerichtet, aber ich möchte Sie auch das Opfer Ihrer Freiheit nur um den höchsten Preis bringen sehen. Wie groß Ihr Einfluß am Rhein, wie schön Ihr Wirkungskreis dort ist, davon haben Sie sich hoffentlich überzeugt, opfern Sie nicht das Gewisse dem Ungewissen.

Ich muß noch hinzufügen, daß ich von allen Seiten höre, daß die Nachricht Ihrer Entfernung einen nicht zu beschreibenden Eindruck gemacht hat, der König, der Ihren Entschluß blos für Folge einer Unzufriedenheit hielt, ist darüber sehr aufgebracht, aber auch so betrübt gewesen, daß er sich gegen die Princessin Wilhelm mit Thränen in den Augen geäußert haben soll. Wäre es doch möglich, daß Sie sich in Carlsbad recht mit ihm verständigten. Ich bitte Gott um seinen Segen für diese Zusammenkunft. Nun muß ich für heute endigen, verzeihen

Ew. Excellenz die Unordnung dieser Zeilen. Die Beschreibung unserer Reise, sowie die Schilderungen oder Empfindungen, die mich während derselben beschäftigten, muß ich für einen anderen Brief aufsparen. Wie viel habe ich mich in Gedanken mit Ew. Excellenz unterhalten, wie viel tausendmal Ihnen den Dank für alle Ihre Güte und Freundschaft wiederholt. Diese Freundschaft zu besitzen, ist mein höchster Stolz.

Prinzessin Luise, Fürstin Radziwill an Gneisenau.

Berlin, den 31. Juli 1816.

Marie Clausewitz und Ihr Brief lieber General haben mich noch hier gefunden, unendlich bedaure ich alles was Sie von uns entfernt — Sie dem Staat und allen Guten und Herrlichen, was Sie um sich verbreiten, entreißt — mir scheint viel Mißverständniß obzuwalten: denn achtbare, Sie innig schätzende, edle Männer können Sie doch nur mißverstehen. — Schon lange, damals noch als Marie voll Hoffnung meine böse Ahndungen verwarf, hörte ich von Männern, die doch ohnstreitig Ihre Freunde sind, daß Sie mit Ihrer Lage unzufrieden zu sein, Ursache hätten; daß Sie bestimmt am Rhein nicht blieben; daß dies von vielen Seiten gesagt worden hat gewiß dem König die Ueberzeugung gegeben, daß wenn Sie uns zu erhalten sind, es nur in anderen Verhältnissen geschehen kann. — Sie haben nun den Staatskanzler gesehen, viel — alles erwarte ich von dieser Zusammenkunft; denn ich bin es gewiß überzeugt, Sie werden der Ueberzeugung Ihrer Nothwendigkeit nicht wiederstehen, und eigene Ruhe, eigenes Glück dem allgemeinen aufopfern. — Wie viel Freude gewährt mir Mariens Umgang und das Vergnügen, recht viel von Ihnen zu hören. — Der armen Marie Wehmuth über Ihre Trennung begreife ich ganz; es wäre ein unersetzlicher Verlust für ihr und Clausewitz. — In wenigen Tagen folge ich meinem Mann nach Posen — meiner Wanda sehr böse Augen — und ein ängstlicher Rückfall meines armen Ferdinand von seiner vorjährigen Krankheit hat mich bis jetzt hier zurückgehalten. — Alle Kinder empfehlen sich Ihnen lieber General, schenken Sie uns die Fortdauer Ihrer Freundschaft und Theilnahme und rechnen Sie stets auf meine treue Anhänglichkeit und Ergebenheit. Luise.

Clausewitz an Gneisenau.

Koblenz, den 30. Juli 1816.

Obgleich ich Euer Excellenz nichts Neues mitzutheilen habe, darf ich mir doch wohl erlauben, Ihnen schon jetzt einige Zeilen zu schreiben, um den Ton der Liebe und Verehrung noch ein Mal nachhallen zu lassen, den Sie hier so vielfältig gehört haben und der Ihnen, hoffe ich, Ihren hiesigen Aufenthalt zu den angenehmeren Lebensperioden machen wird. Daß wir in diesen Chor alle einstimmten, auch die unmusikalischen, ist der Stolz eines jeden von uns, und vereinigt auch jetzt die verwaisten Zurückgebliebenen enger. Das Leben hat hier eine ganz andere Farbe angenommen. — Der Scherz ist von unseren Lippen entflohen, die Freude ausgewandert aus unsern Herzen, trockener Ernst nistet sich in die Falten der Stirn und mühseelig schreitet der Geist auf der Landstraße des Geschäftslebens vorwärts. Der Garten ist nicht mehr der Vereinigungspunkt befreundeter Familien — in den Alleen flüstert kein liebend Paar

mehr und der Löwe [?] wandelt nicht mehr auf Sternen. Ein Altgesellen-Kloster ist es geworden mit zugenagelten Thüren, rechts und links. Das magische Bild unseres hiesigen Lebens ist nichts anders als ein Transparent mit weggenommenen Lampen; niemand mag noch daran Vergnügen haben.

Mein und unser aller Verhältniß mit unserm neuen Chef ist übrigens sehr gut und es scheint, daß wir ihm bis jetzt noch zu keiner Art von Mißvergnügen Veranlassung gegeben haben. Wir sind zwar in unsern Geschäften, Kanzeleien und Registraturen weniger glatt polirt und abgezirkelt, als man es sein kann; indessen in den Hauptsachen werden wir doch bestehen.

In administrativer Hinsicht ist hier nichts wichtiges vorgekommen als die Kabinets-Ordre wegen Einführung der preußischen Justiz-Verfassung. Man ist sehr voll von dem Geist und den liberalen Grundsätzen, die darin ausgesprochen sind und hofft, daß bei dieser Gelegenheit etwas wieder von dem Zutrauen eingebracht werden wird, was früher verloren gegangen ist. Der Präsident Schede, der bisher in Düsseldorf war, ist zum Chef der Commission ernannt, die das Werk mit möglichster Berücksichtigung aller Lokalverhältnisse einrichten soll. Zwei Mitglieder sind von dem Staatskanzler ernannt. Herr von Bölling in Aachen und ein Appellations-Rath Simon (nicht der uns bekannte), zwei andere sollen durch diese drei aus der hiesigen Provinz genommen werden und sind noch nicht bekannt.

Der von Ihnen so vielfältig beschäftigte Mahler Diezler hat aus Dankbarkeit Euer Excellenz Bild nach dem Kupferstich in Oel zu Stande bringen wollen. Ich habe ihm gerathen diese Arbeit liegen zu lassen, weil ich Herrn von Stein bitten will, ihm die Kopie des Pariser Bildes zu gestatten. Er hat das Bild von General S[charnhorst] so gut kopirt, daß es kaum von meiner Copie zu unterscheiden ist, ich hoffe also, durch ihn ein ganz passables Bild von Euer Excellenz zu erhalten, womit ich meine Frau überraschen will. Präsident Meusebach hat sich auch schon eins bestellt und wenn er außerdem ein kleineres Oelbild danach macht, so wird er wie Kügelchen sein Glück damit machen können.

Der Major Platen aus Saarlouis hat Euer Excellenz unter Dienstsiegel ein herzliches Abschiedsschreiben adressirt; da sonst nichts darin enthalten ist und der Brief sehr viel Postgeld kosten würde, so glaube ich ihn zurückbehalten zu müssen.

An Clausewitz.

Karlsbad, den 5. August 1816.

Mein edler Freund.

Noch kann ich Ihnen wenig von hier aus berichten, denn der König ist noch nicht angekommen und wird erst morgen erwartet.

Der Staatskanzler wartet noch stets des Königs und will zwei Tage nach seiner Ankunft von hier abgehen. Dessen Ge-

sundheit hat sich hier wieder neu befestigt und selbst sein Gehör hat sich seit Paris sehr verbessert.

Von den Umständen, die bei der Ernennung meines Nachfolgers stattgefunden haben, will er durchaus nicht unterrichtet sein. „Er sei gerade damals in Glienicke gewesen." Das erstere Schreiben ist von dem Kriegsminister ausgegangen; das zweite aus dem Büreau des Obersten Thiele*), dessen Ankunft kann vielleicht Aufklärung geben.

An Aenderungen der Personen oder der Grundsätze ist nicht zu denken. Es ist alles viel schlimmer geworden, und um mich eines Ausdrucks der Frau von Staël zu bedienen, das schlechte in Gesinnungen hat krystallisirt. Die Leute glauben übrigens nicht etwas schlimmes zu thun, sie meinen im Gegentheil, daß sie Staatsweisheit treiben. Der Staatskanzler steckt mit seiner Gutmüthigkeit dazwischen und ahnet nicht, welche Personen auf ihn einwirken und seinen Ruhm untergraben. Sogar der Polizei-Minister**) ist so schlimm nicht, und dieses gefährliche Ministerium könnte in viel schädlichern Händen sein. Ich glaube sogar, daß er sich manchmal der boshaften Rathschläge seiner Untergebenen zu erwehren strebt.

Lassen Sie doch mein geliebter Freund, Görres wissen, daß der König sein Schreiben gut aufgenommen hat und sich Gutachten darüber erstatten läßt; daß er erklärte, für Görres müsse etwas geschehen; daß mir Albrecht***) gesagt hat, soviel stehe fest, daß er seine Besoldung fortbeziehe, und daß er ihn wissen lasse, in keinen fremden Dienst überzutreten. Ich habe sogar die Hoffnung, daß man ihm erlauben werde seinen Merkur fortzusetzen.

Die Trennung von Ihnen, mein edler Freund, ist mir noch schmerzlich. Ich fühle, daß ich es so wie in Coblenz, nicht mehr haben werde. Wenn ich nur einen Theil meiner Kräfte an hie-

*) Chef des Militär-Cabinets.
**) Fürst Wittgenstein.
***) Chef des Civil-Cabinets.

siger Quelle wieder erhalten könnte, so würde ich trachten, mit meinen Freunden mich wieder zu vereinigen. Diese Quelle wirkt oft Wunder und besonders ist sie merkwürdig in ihren Nachwirkungen. Sogar innere organische Fehler heilt sie; manchmal tödtet sie auch schnell wie dies, zum Schrecken der Brunnengäste, dem General Heister geschah. Noch ist es mit mir, außer der hier gewöhnlichen Abmattung, weder besser noch schlimmer geworden.

Die Gesellschaft ist hier sehr mittelmäßig. Außer dem Staatskanzler sind nur wenige liebenswürdige oder geistvolle Menschen hier, unter welche Letzteren ich den General Rostopschin rechne. Eine Coblenzer Gesellschaft hier zu bilden wäre unmöglich. Die Einheimischen sind gutmüthige, unwissende Bestien.

Gott erhalte Sie, mein geliebter Freund und Sie wollen meiner mit Wohlwollen gedenken. Tausend, Tausend Grüße an unsere Gesellschaft.

Gr. N. v. Gneisenau.

An Boyen.

Carlsbad, den 5. August 1816.

Seit 14 Tagen befinde ich mich nun hier, um einen Versuch zu machen, ob ich an hiesiger Quelle eine Verminderung meiner Uebel bewirken kann, die zwar für ein Privatleben immer noch ganz erträglich sind, mich jedoch für eine hohe Militairstelle etwas ungeeignet machen. Jedoch habe ich seit dem Gebrauch des Selterser-Wassers auf der Brust viel Erleichterung bemerkt. Dieses wollte ich Ihnen, liebe Excellenz, von dem Zustande meiner Gesundheit berichten.

Was Ew. Excellenz nach Coblenz hin über den Umstand des mir gegebenen beständigen Nachfolgers zu schreiben mir die Gütigkeit hatten, habe ich zwar mit Dank gelesen, aber noch nicht mit Klarheit aufgefaßt. Das erste Königliche Schreiben enthielt nämlich bei dem Anerbieten, in Bäder und auf Reisen gehen zu dürfen, den Ausdruck, daß S. M. mir einen Vertreter ernennen

wolle, und als ich dies, mit gewiß tief gefühltem Dank angenommen hatte, so kommt ein zweites Königliches Schreiben, das mir, da ich auf meiner Entfernung vom Amte bestehe, einen beständigen Nachfolger ernennt. Wenn hier ein Ränkespiel nicht obgewaltet hat, so war es doch wenigstens erlaubt, ein solches zu argwöhnen. Immer wird es mir tröstlich seyn den Verdacht darin aufgeben zu dürfen.

Ew. Excellenz wollen mir erlauben, über Dienstangelegenheiten einiges zu sagen. — Der Oberst von Clausewitz hat sich eine Arbeit zu machen vorgesetzt, die er mit Liebe unternehmen würde, zu der er ausgerüstet ist, wozu er aber Muße bedarf, ohne jedoch zu beabsichtigen, daß er sich von seinem jetzigen Posten entferne. Es fehlt nämlich an einem Felddienstreglement, in höherer Ansicht geschrieben, und den Erfordernissen des heutigen Krieges entsprechend. Eine solche Dienstvorschrift thut für unsere zum Theil so unwissende Offiziere höchlich Noth. Es würde enthalten

Verhalten in Kantonnirungen und Lägern, auf Märschen,
Gefechtlehre,
Verhalten bei Angriff auf Schanzen pp.,
Verhalten des Linienoffiziers in Belagerungen pp.

Wie gut eine solche Dienstvorschrift, verfertigt von dem Obersten von Clausewitz, bei seiner Klarheit in der Darstellung, und bei der Summe seiner Kenntnisse, ausfallen müsse, überlasse ich Ew. Excellenz selbst zur Beurtheilung.

Wenn Ew. Excellenz das Anerbieten des Obersten genehmigen, so käme es nur darauf an, ihm die dazu nöthige Muße zu verschaffen, welches auf die leichteste Weise geschehen kann und zwar folgendergestalt.

Wenn der Oberst v. Cl. als Chef des Generalstaabes am Rhein beibehalten, jedoch der materielleren Arbeiten seines Postens und der kleineren Schreibereien — die wirklich dazu gemacht sind, um die freiere Geistes-Entwickelung eines Generalstaabs-Offizier zu hemmen — entbunden wird, so kann diese Arbeiten einer der

andern Offiziere unter Leitung des Oberſten übernehmen, und er behält dann die ihm durchaus nöthige Muße zu einer ſo nöthigen Arbeit [?] übrig, die ein Anderer nicht ſo leicht unternehmen kann, der nicht daſſelbe Talent wie der Oberſt hat, Erfahrungen zu ſammeln, und ſie mit ſeiner ſeltenen Entwickelungsgabe darzuſtellen. Ich, der ich mir ſo viel Mühe gegeben habe, ihn näher zu kennen, und durch ſeine Verſchloſſenheit hindurch zu dringen, bin der Meinung, daß er eine ſeltne Arbeit liefern wird. Daß mir daran gelegen iſt, ihm eine Beſchäftigung zu verſchaffen, die der Armee nützlich, und ihm zugleich angenehm iſt, iſt wohl natürlich, denn meine Achtung für ſeine Talente, ſeine Kenntniſſe und ſeinen Karakter iſt mit jedem Tage meines Zuſammenwirkens mit ihm geſtiegen.

Ew. Excellenz wollen meiner mit Wohlwollen gedenken und die Geſinnungen meiner altgewohnten Hochachtung empfangen.

Gr. N. v. Gneiſenau.

An Clauſewitz.

Carlsbad, den 8. Auguſt 1816.

Der König iſt endlich vorgeſtern, und zwar geſund, hier angekommen. Von ſehr freundlichen über mich geäußerten Worten war ich bereits früher unterrichtet geweſen und ſein Benehmen hier gegen mich war auch dieſem ganz gemäß. Als der Staatskanzler und Fürſt Wittgenſtein frugen, wann er den hier anweſenden in ſeinem Dienſte ſtehenden Preußen erlauben wolle ihm aufzuwarten, erwiederte er, er wolle Niemanden bei ſich ſehen, ſondern ſie gelegentlich auf den Spaziergängen ſprechen; ich allein ſolle eine Ausnahme machen, wann ich zu ihm kommen würde. Auch ließ er mich geſtern rufen, ſagte mir bei dieſer Gelegenheit viel verbindliches und auf die freundlichſte und herzlichſte Art. Mit Thiele habe ich noch nicht geſprochen, folglich den Umſtand mit den ſich widerſprechenden Briefen noch nicht aufklären können. Der Staatskanzler indeſſen hat ſolche an ſich genommen, um

Thiele darüber zu befragen. Fürst Wittgenstein hat bereits einigemal gegen mich geäußert, ich müsse wieder an den Rhein gehen; der Staatskanzler will, ich soll einige Monate nach Berlin kommen. So stehen die Sachen.

Rauch (der geniale nämlich) hat den Entwurf zur Statue des General Scharnhorst gemacht und zwar wie man sagt, mit Liebe; der König aber hat daran geändert. Scharnhorst nämlich ist dargestellt als Gründer der Landwehr in einer Litewka, in einer Hand einen entfaltenen Plan haltend, mit der andern auf ein entblößtes Schwerdt sich stützend. Das Letztere soll der König nicht genehmigt haben.

Der Fürst Blücher ist mit erneuten Kräften und Sünden von hier weggegangen. Die Schwäche seines Gedächtnisses oder sein Undank gegen Nostitz ist indessen so groß, daß er hier einigemal öffentlich erzählt hat, wenn in der Schlacht von Ligny der Major Stranz ihm nicht geholfen hätte, so wäre alles verloren gewesen. Stranz ist erst seit dem Kriege bei ihm, und schämte sich selbst dieser Erzählung, was viel sagen will.

Tausend herzliche Grüße an die Unsrigen. Gedenken Sie meiner ferner mit Wohlwollen. G.

An Gibsone.

Carlsbad, den 12. August 1816.

Meinen Posten am Rhein habe ich niedergelegt, um meiner Gesundheit und meiner Angelegenheiten etwas zu pflegen. In Schlesien wird mein Eigenthum schlecht verwaltet, ich muß demnach etwas Ordnung hineinbringen. Meine neue Besitzung im Magdeburgschen muß ich ebenfalls beschauen; meine Denkwürdigkeiten will ich niederschreiben*), und die Erziehung meiner Kinder

*) In den Papieren findet sich keine Spur, daß Gneisenau eine solche Arbeit auch nur begonnen hätte. Merkwürdiger Weise schreibt jedoch Gibsone noch im Jahre 1828 (4. Febr.) an Gneisenau „Sie arbeiten doch wohl noch an Ihren Memoiren".

will ich auf einen beständigen Fuß bringen. Dies sind die Gründe die mich bewogen haben, meine Stelle niederzulegen, ohne jedoch aus der Armee zu treten. Mein General-Commando am Rhein hätte mich übrigens banquerot gemacht; denn meine Frau in Berlin konnte unter 6000 Thlr. jährlich dort nicht leben. Ebensoviel erhielt ich Tafelgelder, allein sechs Monate meines Aufenthaltes haben mich mehr als dies gekostet, alle neuen Anschaffungen an Tafelgeschirr pp. abgerechnet. So will ich denn eine Zeitlang für mich leben und abwarten was die Zeit bringen wird. Bleibt es ruhig, so habe ich wohl gethan, mir selbst zu leben; wo nicht so greife ich wieder zum Degen.

Die letztere Voraussetzung indessen könnte leicht sich verwirklichen, wenn die Kabinete in Europa nicht mit der höchsten Weisheit den besten Willen verbinden. Es ist viel Gährungsstoff vorhanden und man muß nur dahin streben, daß alle Kränkungen vergessen und alle Leidenschaften versöhnt werden, damit die Gewitterwolke nicht vor der Zeit sich entlade. In Frankreich ist die üble Stimmung im Steigen. Der allergrößte Theil des Volkes will einen rührigen Regenten, der die Kräfte sammle und für den erlittenen zweimaligen Schimpf Rache nehme. Jeder Herrscher, der dies nicht thut, wird verachtet sein, und wenn er auch noch so viele Gaben hätte.

Leben Sie wohl, und wenn Ihre Geschäfte nicht Ihre ganze Zeit wegnehmen, so geben Sie Ihrem Freunde einige Zeichen des Lebens.

Clausewitz an Gneisenau.

Koblenz, den 9. August 1816.

Ich würde mir die Freiheit Euer Excellenz so schnell zum zweiten Mal zu schreiben, nicht nehmen, wenn diesmal nicht ein Gegenstand, der mich besonders beschäftigt, dazu Veranlassung gäbe.

Seit einigen Tagen hat sich hier das Gerücht verbreitet, als würde ein altes politisches Projekt wieder hervorgesucht. Man erzählt nach dem Tode des Königs von Sachsen sollte sein Land ganz mit Preußen vereinigt, seinem Hause aber eine Besitzung am Rhein von Preußen angewiesen werden. Bei uns, nämlich im alten Lande sind gewiß die

meisten Stimmen für diesen Tausch und zwar kenne ich in den Ministerien und andern Umgebungen des Königs wenige, die nicht darin den entschiedensten Vortheil für Preußen sehen würden. Dieses Umstandes wegen scheint mir das Gerücht nichts weniger als unwahrscheinlich; da nun die Reise der Drei Monarchen in's Karlsbad sich mehr zu entschleiern scheint und Herr von Knesebek, wie eine Zeitung sagt, auch dahin geht, so scheint mir eine politische Verhandlung doch wirklich vorzuliegen. Ohne nun wegen dieser Ursachen einem bloßen Gerücht eine unverhältnißmäßige Wichtigkeit beizulegen, bringt es doch natürlich auf die Untersuchung der Frage, ob jene Ansicht zu billigen ist. Ich muß gestehen, daß sie zu denjenigen gehört, gegen welche in mir die entschiedendste Stimme spricht, noch ehe ich mir aller Gründe bewußt werde. Da aber andere Leute eine wirkliche Antipathie gegen Meinungen mißbilligen und übertrieben und verschroben nennen (wiewohl ich glaube, daß es die kernhaftesten Gedanken sind, die so ihren Gegner instinktmäßig, wie die Hunde den Hasen jagen), so zwinge ich mich selbst die Sache ruhiger zu überlegen. Euer Excellenz will ich mit einer Abhandlung hierüber verschonen, um so eher als ich glauben darf von Ihnen hierin am wenigsten verschieden zu denken; aber Sie erlauben mir wohl das Resultat mit seinen Hauptgründen zu berühren. Also

1. Wenn Deutschland kleine Staaten haben soll, so gehören sie in die Mitte, wo sie mit fortgeschoben werden, nicht an die Grenzen, wo sie unabhängig sind.

2. Wenn Oesterreich sich aus einer dort viel eher zu entschuldigenden Politik von der französischen Grenze zurückgezogen hat, so sollen wir es um so viel weniger thun, denn sonst entsteht ein ganz natürlicher Verein der kleinen süddeutschen Länder, der durch den geographischen Zusammenhang begünstigt wird. Dieser Verein wird immer eine lavirende eigennützige Politik der größeren und kräftigeren entgegenstellen; aber dieser Politik und der geographischen Lage wegen wird er sich mit Belgien in den meisten Fällen vereinigen, wie Flüssigkeiten, die sich gegenseitig anziehen, bei der geringsten Berührung zusammenfließen. Auf die Weise konstituiren wir in Deutschland ein lähmendes Gegengewicht, welches schon weit größer ist als unsere Kräfte. Stellen wir uns aber mit Belgien auf gleicher Linie der Gefahr, so dürfen wir hoffen diesen so wichtigen Staat mitzubestimmen.

3. Wenn man sich feig von der Grenze zurückzieht, so gewinnt man in Deutschland nicht das Zutrauen, was uns so wichtig ist und was allein uns zu neuer Macht, zu besserer Stärke, und Deutschland zum Heil führen kann. Wir haben Unrecht unseren Vortheil von den Cabinetten zu erwarten, vom Geist der Völker sollen wir ihn hoffen. Was hat uns der Möglichkeit so nahe gebracht, Herr von ganz Sachsen zu werden — der Geist des Volkes, der damals herrschende Enthusiasmus für Preußen; was hat uns wieder davon entfernt — die Eifersucht der Cabinette. Wenn wir aber Deutschland aufgeben um blos Preußen zu sein, sollen uns die deutschen Völker dann nicht gleichfalls aufgeben, sollen sie nicht statt unserer Sache Opfer zu bringen, lieber dem Interesse des Augenblicks folgen?

4. Wenn wir uns auch bei der furchtsamsten Politik nicht vom Rhein losmachen können, ist es nicht besser 2 Millionen als 800,000 Seelen am Rhein zu haben? Endlich

5. Wenn wir die kleinliche Seelenkrämerei des Congresses, über welche ganz Deutschland unmuthig ist, noch mit diesem großen Trumpf vermehren, so wird in einem halben Jahrhundert der Eindruck nicht vergehen, den es auf die Völker zum Nachtheil der Regierenden hervorbringen wird.

Diesen an sich unangreifbaren Gründen stellt man nun nichts entgegen, als die konzentrirtere Lage des Staates, die doch nur in der schlimmen Beziehung Werth hat, daß Preußen Deutschland aufgiebt und sich als ein isolirtes Volk betrachtet; eine Ansicht, die unmöglich je die meine werden kann.

Ist dieser Gedanke wirklich wiedererwacht und in Betrachtung gekommen, so sehe ich es als ein großes Glück an, daß Euer Excellenz sich grade in der Nähe derer befunden haben, die darüber entscheiden sollen. — Ich halte mich überzeugt, daß Euer Excellenz diese Länder so leicht nicht aufgeben werden.

Welchen Eindruck aber ein solches Gerücht hier in der Provinz hervorbringen wird, wenn es sich allgemeiner verbreitet, welches doch schwerlich zu verhüten ist, werden Euer Excellenz am besten beurtheilen können.

Verzeihen Euer Excellenz gütigst diesen abhandelnden Brief und den vielleicht sehr unnöthigen Alarm, in den mich ein bloßes Gerücht versetzt hat.

Frau von Clausewitz an Gneisenau.

Berlin, den 29. Juli 1816.

—— Es freut mich, wenigstens einen Tag länger in der Gesellschaft Ew. Excellenz gewesen zu sein als die Uebrigen, und der Weg von Wiesbaden nach Frankfurt wird mir immer eine recht liebe Erinnerung bleiben. Ich habe unsere Gespräche noch lange in Gedanken fortgesetzt und habe auf diese Weise Ihnen noch so vieles gesagt, das ich wahrscheinlich in artikulirten Worten nie mit der Wärme und Beredsamkeit zu Stande gebracht hätte. Ach, auf dem Wege aus dem Kopf und Herzen bis auf die Zunge oder in die Feder geht immer so vieles verloren und das, was man am tiefsten empfindet, drücken die Worte oft am unvollkommensten aus. Wie dankbar war ich für Ihre Güte, wie stolz auf Ihr Vertrauen, wie beglückt durch die Ueberzeugung Ihre Freundin zu sein und mich dieser Auszeichnung nicht unwürdig zu fühlen! Wie innig mein Mann diese Empfindungen mit mir theilt, hätte mir sein letzter Brief bewiesen, wenn es noch eines solchen Beweises bedürfte; er spricht von dem traurigen Tage der Trennung und fügt hinzu: „der General war nie freundschaftlicher, herzlicher, gütiger gegen mich als an diesem Tage: ich fühle mich so stolz in dem Besitz seiner ausgezeichneten Freundschaft (denn er hat es mir gesagt, daß ich sein erster und vorzüglichster Freund bin), daß ich keine andere Auszeichnung kenne, die eben den Werth für mich haben könnte.“ So wissen wir beide Ihre Freundschaft zu schätzen, sie ist unser Stolz und die schönste Entschädigung für Alles, was das Schicksal uns versagt hat und es ist wahrlich keine bloße Phrase, wenn ich betheure, daß wir uns beide glücklich fühlen würden, wenn wir Ihnen unser Leben widmen könnten. Getrennt von Ihnen können wir uns nie ganz glücklich fühlen, gebe nur der Himmel, daß

diese Trennung nicht von langer Dauer sei. Vereinigt mit Ihnen werden wir überall glücklich sein, aber so schön, wie am lieben Rhein kann es doch nirgends sein. Es lag ein ganz eigener Zauber darin grade mit Ihnen dort zu sein, jede Freude über die himmlische Gegend, jeder frohe Gedanke an die Befreiung schien neuen Dank, neue Verehrung für den Befreier zu heischen, dies Gefühl hat mich immer begleitet und ich kann betheuern, daß ich nie den schönen Fluß betrachtete, mich nie den Erinnerungen überließ, die er erregt, ohne mein Herz durch ihre Nähe und das Bewußtsein, Sie zum Freunde zu haben, noch mehr erhoben zu fühlen. Dies Gefühl theilten alle mit mir, es war das Band, das uns mit einander vereinigte und dieser einzige Berührungspunkt wäre hinreichend gewesen, um uns alle zu einer Familie zu machen. Ach, es war eine schöne Zeit, und neben dem endlosen Schmerz über Ihre kurze Dauer haben wir wenigstens das Bewußtsein sie ganz genossen und verstanden zu haben! Sie wissen es selbst nicht, wie viel dankbare Blicke auf Sie gerichtet waren, wie viel Liebe alle Herzen für Sie erfüllte. In dem Abschiedsgedicht, was Ihnen in Coblenz überreicht wurde, ist eine wahre Stelle: Deiner Würde Gewalt kennt sich selber noch nicht. Das ist sehr wahr. Sie wissen selbst nicht, welchen Zauber Sie über die Menschen ausüben, und diese schöne Bescheidenheit vermehrt ihn noch so sehr! Wie wenig Sie wissen, wie lieb man Sie hat, ist mir noch dadurch recht klar geworden, daß Sie mir sagten, Sie wären manchen Abend nicht zu uns gekommen um uns nicht zu stören. Diese Aeußerung hat mich ganz wehmüthig gemacht; wie konnten Sie Ihren Freunden so wenig vertrauen! Ach, hätten Sie gewußt, mit welcher Freude Sie empfangen, mit welcher Ungeduld Sie immer erwartet wurden, Sie hätten uns keinen der schönen Augenblicke entzogen, die noch in der Erinnerung so theuer sind. ——

An Frau von Clausewitz.

Carlsbad, den 15. August 1816.

Hochverehrte gnädige Frau.

Wie sehr erfreuen, und zugleich wie sehr beschämen mich Ihre Briefe, gnädige Frau, das Eine durch das Wohlwollen, womit Sie mich beglücken, das andere, durch das unverdiente Lob, das Sie mir ertheilen. Wenn Sie mich kennten, wieviel von dem was Sie günstiges von mir sagen, müßten Sie zurücknehmen. Ich bin ein schwacher Mensch, der von seinen noch nicht erloschenen Leidenschaften hin- und hergezogen wird, das Gute und Rechte kennt, aber es nicht durchweg zu üben vermag. Soll ich ein Heuchler sein und meine Fehler nicht eingestehen und dennoch mir eine Achtung erzeigen lassen, die mir nicht gebührt? oder soll ich

offen bekennen und folglich ein böses Beispiel geben? Zwischen diesen beiden harten Nothwendigkeiten stehe ich mitten innen. Es gab eine Zeit, wo ich um vieles besser war; sie ist vorüber, um vielleicht nie wiederzukehren. Ich bin mit mir selber entzweit und mit dem Fortschreiten des Lebens wird man nicht besser, das werde ich an mir und andern gewahr.

Von Clausewitz habe ich zwei geist- und gemüthvolle Briefe erhalten, die mich sehr erfreut. Wie viele schöne Stunden, wie viele angenehme Gefühle, wie vielen Unterricht, wie viele Beruhigung bin ich ihm schuldig, denn was letzteren Punkt betrifft, so ist er es, der, als ich mich in grausamen Glücksumständen befand, bei dem General Scharnhorst die Einleitung übernahm, daß ich von Seiten des Staats unterstützt wurde, eine Hülfe, ohne welche ich in die drückendsten Verlegenheiten gekommen wäre. Mit dankbarem Gemüth werde ich dies stets erkennen.

Auch ich erinnere mich unserer Gespräche zwischen Wiesbaden und Frankfurt und zwar mit den angenehmsten Gefühlen. Es ist bei dem Reichthum Ihres Geistes und bei dem Adel und der Innigkeit Ihrer Empfindungen ein hoher Genuß mit Ihnen zu reisen. Es würde ein dreifach gesteigertes Leben sein mit Ihnen eine Reise durch Italien und Griechenland zu machen. Eine Reise nach England mit Ihnen, davon schwebt mir die Möglichkeit in naher Zukunft vor, wenn anders alle Parteien einwilligen, und ich würde in diesem Fall meine — mir etwas langweilige — Agnes mitnehmen. Ich bitte dies in Ueberlegung zu nehmen. Von Coblenz kann man in 4 Tagen nach London kommen.

Daß Sie die Reise nach Heidelberg nicht unternommen haben, dürfen Sie sich immerhin etwas gereuen lassen. Was ich dort gesehen, habe ich — als Laye gesprochen — nimmermehr erwartet, obgleich ich nur den kleinsten, jedoch vorzüglichsten Theil gesehen habe. Johann von Eik war ein großer Maler; was wir von ihm kennen oder heißen, ist nicht von ihm. Was aber die Boiserées von ihm zeigen, thut dar, daß er Riesenschritte gemacht hat und

der Schöpfer der neueren Kunst ist. Ein Farbenreichthum und eine Richtigkeit der Zeichnung und Perspektive wie keiner vor und nur wenige nach ihm. Lassen Sie sich auf Ihrem Rückweg den kleinen Umweg nicht reuen.

Die Gesellschaft hier hat sich sehr vermindert; viel ausgezeichnetes ist nicht hier, unter letztere rechne ich Rostopschin. Er ist geistvoll und unterrichtet zugleich. Ueber den Brand von Moskau drückt er sich keineswegs anmaßend aus. Er meint, alle Besitzer seien ausgewandert gewesen und nur Pöbel sei zurückgeblieben, da sei es natürlich, daß die Stadt in Brand gekommen. Wenn man aber weiß, daß auf seinen Befehl die Feuerspritzen entfernt gewesen und daß er selbst Befehl gegeben, sein Haus anzuzünden und wenn man erfährt, daß er, während die übrigen russischen Generale bei dem Auflodern des Brandes außer sich gewesen, er selbst in der tiefsten Gemüthsruhe verblieben, so überzeugt man sich, daß er, die großen Folgen dieser That voraussehend, solche beschlossen. Sein Umgang ist sehr anziehend. — Ein anderer guter Kopf ist hier, der Oberst Graf Odonel von Wien hieher zur Aufwartung beim König geschickt, ein Mann von vielen Talenten und Kenntnissen und, gegen die Gewohnheit der Wiener Vornehmen ganz deutsch gebildet.

Der König geht, wenigstens scheinbar in blühender Gesundheit umher. Gestern hat ihm der Gebrauch des Sprudels Kopfweh verursacht und deswegen hat er solchen für heute aufgegeben. Ich bin indessen überzeugt, nach dem was ich von der Wirkung der hiesigen Quellen vernommen und beobachtet habe, daß er von seinen Beschwerden des Unterleibes geheilt werden wird.

Mich hat der Gebrauch des hiesigen Wassers im Anfang sehr verdrießlich gemacht und das war, wie man mir sagte, gut. Seit einigen Tagen befinde ich mich in der heitersten Stimmung von der Welt, zu aller Arbeit und Beschäftigung aufgelegt. Wenn mich der in den Gelenken sitzende Gichtstoff ebenfalls verlassen hätte, so würde ich mich als völlig geheilt ansehen. Hiemit ver-

tröstet man mich auf Teplitz, wohin ich etwa nach zehn Tagen abzugehen gedenke.

Daß General Hake mit dort gehaßten und verachteten Menschen umgeht, ist nicht gut. So etwas wirft immer einigen Schatten auf die Regierung selbst.

Wie es mit Ernennung meines Nachfolgers gekommen, soll aus einem Irrthum hergeleitet werden. Thiele sagt, daß er bei Abfassung des zweiten Kabinetschreiben das Erstere nicht gegenwärtig gehabt habe, worin nämlich nur von einem Vertreter die Rede ist. Noch sehe ich nicht klar in der Sache, nur soviel scheint gewiß, daß die bleibende Ernennung des General Hake ein Hinderniß ist, ihn wieder von dort zu entlassen. Ich soll nun nach Berlin, wozu ich keine Lust habe.

Clausewitz an Gneisenau.

Coblenz, den 17. August 1816.

Euer Excellenz gütiges Schreiben vom 5. August habe ich den 9ten also sehr schnell erhalten, fürchte aber, daß das meinige vom 16. Juli damals noch nicht in Euer Excellenz Händen gewesen ist und daß also die Briefe unter Ihrer Adresse viel langsamer gehen als die unter der meinigen.

So dankbar ich mit allen denen bin, deren Sie sich so gütig erinnern, so hat mir doch dieser kleine Brief deswegen Kummer gemacht, weil er so wenig Tröstliches enthält und über die Möglichkeit Ihrer Rückkehr so wenig Bestimmtes, daß mir seitdem, ich gestehe es, fast die letzte Traumgestalt der Hoffnung zusammengeschwunden ist.

Daß man hier nicht etwa anfängt Sie zu vergessen und sich zu trösten, können Sie schon glauben; vielmehr wird ein und die andere kleine Begebenheit aus unserm Schooß hervortreten, die den Verlust zuerst klar machen wird. Dahin gehören folgende Gegenstände. 1. General H[ake] beschäftigt sich viel mit der Kasernirung und hat jetzt die Abtretung des Jesuiter-Collegiums gefordert. Dies sehr schöne Gebäude aber war zu einem Gymnasio bestimmt. Von einem gewissen niedrigeren Standpunkt aus gesehen, hat der General H[ake] sehr viel Gründe für sich, aber so wie es im Menschen Seiten giebt, wo das Zeitliche dem Ewigen aufgeopfert werden muß, so giebt es in der Leitung der gesellschaftlichen Verhältnisse Fälle, wo das Höhere dem Niederen, der Geist der Materie, also gewissermaßen auch das Ewige dem Zeitlichen vorgezogen werden muß, wo ein Gedanke mehr werth ist als eine Geldsumme und wo, so eigennützig dies Geschlecht auch ist, dennoch der Gedanke ihm gewissermaßen zum Trotz eine größere Herrschaft über dasselbe ausübt als der Geldvortheil. Früge man den Einzelnen, ob er lieber

seine Soldaten los sein oder seine Kinder in schöneren Sälen unterrichten lassen wollte, so würde er sich für das erstere entscheiden; und bei dieser Frage ist der General H[ake] stehen geblieben. Ueberlegt man aber, daß an einer Kaserne sich nicht das Auge eines edleren Geistes weidet, daß sie nicht der Stolz und die Freude einer Bürgerschaft werden kann, wie eine in Ruf und Ehren stehende Lehr-Anstalt, so fühlt man wohl, daß es hier noch andere Entscheidungsgründe giebt als die obige Frage. Ich bin daher der Meinung gewesen, in einer solchen Sache wenigstens vorsichtig zu sein. Herr von J[ngersleben], der bis jetzt sehr einig mit dem General Hake gewesen ist, wird hier in eine grausame Verlegenheit gerathen.

An Clausewitz.

Carlsbad, den 30. August 1816.

Zwei Schreiben habe ich an Sie, mein verehrter Freund, gesendet, wovon erst das Eine, wie ich aus Ihrem heute angelangten ersehe, seine Bestimmung erreicht hat, auch war ein anderes von mir an Scharnhorst gerichtetes, dort noch nicht angekommen, obgleich man mir hier von Seiten der Post bestimmt versichert, daß solches, und zwar über Nürnberg, richtig abgegangen sei. Ich rechne zwar darauf, daß meine Briefe langsam gehen, aber daß sie denn doch endlich ihre Bestimmung erreichen.

Ueber das Gerücht eines Austausches dürfen wir uns wohl beruhigen. Oesterreich würde nicht darein willigen, da es die Umschließung so sehr fürchtet. Auch ist von einer abermaligen Vermählung des Kaisers Franz mit einer Nichte des Königs von Sachsen die Rede, was also die Bande zwischen beiden Häusern immer enger zieht. Von einer Zusammenkunft der Monarchen ist hier nicht die geringste Anzeige, obgleich ich bemerkt habe, daß einige Tage hintereinander Couriere abgeschickt wurden. Ich habe etwas danach geforscht, Nichts erfahren und glaube nicht daran, wegen innerer Unwahrscheinlichkeit.

Die Lebensart ist hier noch die zeitherige, seitdem der König hier ist. Man kommt nämlich Abends 8 Uhr im Saale zusammen, wo Haschspiele und einige Tänze die Zeit kürzen müssen. Nach 9 Uhr trennt man sich wieder. Wir, ich und Agnes näm-

lich, halten uns übrigens von den größeren Gesellschaften entfernt und leben nur manchmal mit einzelnen Bekannten. Agnes mag dabei sehr viele Langweile haben, sie beschäftigt sich wieder viel mit Lesen.

Den heutigen Courier will ich nicht verfehlen, darum wollen Sie die Eile dieses Briefes entschuldigen. Gott schütze und erhalte Sie. Mit unverbrüchlicher Ergebenheit und Freundschaft

Ihr

treuer Freund

G.

Ihr Patent ist ausgefertigt. Thiele sagt mir, der König habe Sie nach der Ordnung einrangirt, als ob Sie nie ausgeschieden gewesen wären.

Frau von Clausewitz an Gneisenau.

Berlin, den 26. August 1816.

Ew. Excellenz sagen mir nichts von Ihrem Plan sich am Rhein anzusiedeln, ich hoffe doch, daß dieser Plan noch fest steht und bald ausgeführt werden wird; ein schöneres Land und treuere Freunde werden Sie schwerlich wo anders finden und Sie sind dem guten empfänglichen Volk die Erfüllung eines Versprechens schuldig, auf welches es einen so hohen Werth gelegt hat. Der Plan einer Reise nach England hat mich sehr überrascht, und ich möchte mir wohl eine nähere Erklärung desselben ausbitten. Ich brauche Ew. Excellenz wohl nicht zu versichern, daß es mich sehr beglücken würde diese oder jene andere Reise in Ihrer Gesellschaft zu machen, nur wäre eine fast unerläßliche Bedingung dabei, daß mein Mann auch mitgehen könnte, und wie schwer dies sein würde, werden Ew. Excellenz selbst begreifen. Ich glaube meinem Manne unentbehrlich zu sein. Dies ist vielleicht eine zu stolze Ueberzeugung, doch möchte ich sie nicht gerne aufgeben. Auch für mich ist jede Freude, die er nicht mit mir theilt, nur eine halbe; ich habe mich niemals freiwillig von ihm getrennt außer für meine Mutter. Ich glaube wohl, daß er mir einen Urlaub von einigen Wochen geben würde, wenn es darauf ankäme, Ew. Excellenz einen Beweis seiner Ergebenheit zu geben; allein in einigen Wochen macht man keine Reise nach England und einen längeren Urlaub dürfte ich weder verlangen noch annehmen. Ueberdem könnte ich mich diesen Herbst auch nicht einmal auf ganz kurze Zeit von ihm trennen, theils weil ich jetzt schon so lange von ihm entfernt gewesen bin und ich in dem Augenblick, wo ihm schon so theure Verhältnisse entrissen wurden, mich doppelt verpflichtet fühle ihn zu trösten und aufzuheitern, theils auch aus dem ganz prosaischen Grunde, daß unsere neue Einrichtung mich sehr beschäftigen wird und daß auch Caroline Mar-

witz, die mich jetzt begleitet, den September und einen Theil des Octobers bei uns zubringen wird. Dies ist das Resultat meiner Ueberlegungen, ich glaube nicht, daß Ew. Excellenz es mißbilligen können, obgleich es mich zwingt ein Anerbieten abzulehnen, dessen Werth ich so ganz zu schätzen weiß. Möchten Ew. Excellenz selbst vor der Hand alle Reisepläne aufgeben und sich recht bald wieder mit Ihren Freunden vereinigen, das ist mein innigster Wunsch, doch habe ich keinen, den ich nicht Ihrem Glücke aufzuopfern vermöchte. Möchte ich dies nur recht gesichert sehen, dann will ich aufhören, unseren Verlust zu beklagen, ob ich gleich nie aufhören kann ihn tief zu fühlen. Ich gestehe, daß mir ein dauernder Aufenthalt in Berlin für Ihre Zufriedenheit das allergefährlichste scheint und daß ich auch nicht glaube, daß der Nutzen, den Sie stiften würden, ein solches Opfer lohnen könnte, doch ich bin sehr bereit meine Ansicht einer besseren unterzuordnen.

Frau von Clausewitz an Gneisenau.

Berlin, den 30. August 1816.

Ich kann meinen Bruder*) nicht abreisen lassen, ohne ihm einige Zeilen für Ew. Excellenz mitzugeben. Wie beneide ich ihm das Glück sie Ihnen selbst zu überreichen! Sein Aufenthalt in Töplitz wird zu kurz sein, um eine Bekanntschaft zu begründen, sonst dürfte ich hoffen, daß Ew. Excellenz mit ihm zufrieden sein und ihn Ihrer wohlwollenden Theilnahme nicht unwürdig finden würden; er hat sich noch in den letzten Jahren sehr vortheilhaft entwickelt und ausgebildet, hat manches Interessante mit Nutzen gesehen und obgleich er viel ernsthafter geworden ist, fast zu ernst für seine Jahre, so kann er doch auch ein sehr angenehmer Gesellschafter sein und sein komisches Talent wäre uns bei unseren schönen Reisen am Rhein sehr gut zu statten gekommen.

Dieser Brief geht durch so sichere Hände, daß ich ganz frei sprechen und meiner Indignation über die elenden Ausflüchte, durch welche man die Ernennung Ihres Nachfolgers entschuldigt hat, freien Lauf lassen darf. Ich begreife nicht, wie man den Muth hat, solche lächerliche Entschuldigungen anzuführen und wenn ich nicht annehme, daß sie das bloße Erzeugnis der augenblicklichen Verlegenheit gewesen sind, so würden sie mir ein viel sicherer Beweis von bösem Willen sein, als alles was geschehen ist. Die wenigst gehässige Erklärung scheint mir die, daß man hier glaubte Ew. Excellenz mißfielen sich so sehr in Ihren Verhältnissen, daß Sie entschlossen wären, sie um jeden Preis zu verlassen und daß Ihre Gesundheit blos zum Vorwand diente, und daß daher die schnelle Ernennung eines Nachfolgers Ihnen nur angenehm sein könnte. Hatte man aber diese Meinung, warum sie nicht ehrlich bekennen, auch wenn sie auf einem Irrthum begründet war, warum nicht vom Anfange an, ehrlich und offen dabei zu Werke gehen, warum das sechswöchentliche geheimnisvolle Schweigen, aus welchem die Ernennung des General Hake plötzlich hervorging wie ein Donnerschlag aus unbewölkter Luft???

Der Staatskanzler hat der Prinzessin Luise noch wenig Tage vor seiner Abreise gesagt, daß Ew. Excellenz nach dem Rhein zurück müßten;

*) Den Grafen Brühl, der später die dritte Tochter Gneisenau's heirathete.

Sie wären dort zu nützlich und wenn Sie nur wollten, wäre es ein leichtes dies wieder zu bewirken. Er hat die Princessin früher versichert, daß Ihnen Ihre Stelle offen bliebe und doch hat er nicht verhindert, daß Ihnen ein Nachfolger ernannt wurde, und doch ist dieser Nachfolger jetzt ein Hindernis Ihrer Rückkehr!! Welch ein Chaos von Widersprüchen, ich vermag sie nicht zu lösen. Wie ist es möglich, daß zwischen dem General Hacke und Ew. Excellenz nur einen Augenblick eine Collision stattfinden kann, daß man nicht eilt ihn zu entfernen, sobald sich nur die Spur einer Hoffnung zeigt, daß Ew. Excellenz in Ihre vorigen Verhältnisse zurückkehren könnten! Es gäbe ja hundert Mittel ihn zu entschädigen und ich dächte, er selbst müßte mit Freudigkeit einen Posten verlassen, auf welchem ihm nur unheimlich sein kann, da er wissen muß, daß alle Wünsche seinen Vorgänger zurückrufen. Es ist recht traurig zu sehen, welch eine unselige Verblendung sich aller Herrscher bemächtiget hat, und wie sie alles unterlassen, was ihnen die Liebe und das Vertrauen ihrer Völker erwerben könnte. Man sollte ja zu glücklich sein, daß die Rheinländer nach zwanzigjährigen verderblichen Einflüssen noch fähig sind, das Gute zu erkennen und zu lieben; man sollte alles thun, um diese Funken der besseren Erkenntnis zur Flamme anzufachen; Statt dessen werden sie gedankenlos erstickt und ein trockener Pedant wird einer imbecilen Schreibmaschine an die Seite gestellt um alles gehörig abzukühlen! — Verzeihen Ew. Excellenz, wenn ich Sie durch meinen Eifer ermüde, es war mir durchaus Bedürfnis ihm noch einmal Luft zu machen.

Die einzige Entschuldiguug für den Staatskanzler wäre, daß er Ew. Excellenz einen seiner Meinung nach noch wichtigeren Wirkungskreis zudächte, aber außer dem Posten des Kriegsministers ist wohl kein solcher vorhanden, denn daß sich Ew. Excellenz ohne bestimmte Anstellung hier aufhalten sollten um tauben Ohren zu predigen, wäre doch wohl keine Ihrer würdige Bestimmung. Der geheime Staatsrath Sack hat mir von einem Plane erzählt, einen Staatsrath zu organisiren und Ew. Excellenz darin die Militair-Stimme zu übertragen. Er hat mir ferner erzählt, daß mehrere einflußhabende Personen der Meinung gewesen wären, daß der König Ew. Excellenz auf Ihr Schreiben den Abschied sogleich ertheilen solle; der König habe dies nicht gewollt, sei aber in Verlegenheit gewesen, ob er Ihnen einen Nachfolger ernennen solle oder nicht und wer dazu zu erwählen sei, bis ihn der General Köckeritz für die Ernennung des General Hacke bestimmt habe. Doch sind dies alles vielleicht nur Stadtgerüchte, denen der gute Sack sehr leicht Gehör giebt. Er wird Ew. Excellenz in beikommendem Schreiben wahrscheinlich selbst mehr darüber sagen.

Den Kriegsminister habe ich gar nicht gesehen; ich habe seiner Frau einen Besuch machen wollen und wählte absichtlich die Stunde, wo man mir sagte, daß er dort zu treffen sei, wurde aber nicht angenommen, Frau von Boyen erwiederte meinen Besuch, fand mich aber nicht zu Hause und dabei ist es bis jetzt geblieben. Ich werde vor meiner Abreise noch einen Versuch machen Frau v. Boyen kennen zu lernen und werde vielleicht glücklicher dabei sein. — Daß der Kriegsminister in einem mehrere Stunden langen Gespräche mit Hansen die freundschaftlichsten Gesinnungen für Ew. Excellenz geäußert hat, sowie die Meinung, daß

Sie durchaus an den Rhein zurückkehren müßten, werden Sie vielleicht schon durch Hansen mit gehöriger Weitläufigkeit erfahren haben. Warum handeln die Leute nur alle anders wie sie sprechen? —

S.'s Betragen kann ich allerdings nicht entschuldigen, obgleich sein Zustand mir Mitleid einflößt, denn es ist gewiß höchst peinlich von einem geliebten Gegenstand auf unbestimmte Zeit getrennt zu sein, ohne ein Zeichen des Lebens von ihm zu erhalten. Des Tadelnswertheste finde ich den Zettel an B. zu geben, das hatte er mir weislich verschwiegen, aber auch den Brief an Euer Excellenz mit der Einlage an Agnes habe ich nicht gebilligt und habe S. diese Mißbilligung ganz offen zu erkennen gegeben. Clausewitz schreibt mir, er habe ihm auch etwas den Kopf gewaschen und hoffe es werde gute Wirkung thun. Ueber das Stillschweigen welches Agnes beobachten soll bin ich wie Euer Excellenz wissen, nicht ganz Ihrer Meinung. Doch finde ich allerdings, daß Ihr Wille allein darüber entscheiden muß und daß es sowohl A. als Sch.'s Pflicht ist, sich demselben unbedingt zu unterwerfen. Daß mir aber Agnes in ihren beiden Briefen nicht einmal einen Gruß an S. aufträgt, dies hat mich, aufrichtig gesagt, etwas befremdet, und mir weh gethan da es S. wahrscheinlich sehr betrüben wird und ich ihm doch keine Unwahrheit sagen will. Ich würde fast geneigt sein dies Stillschweigen für eine Folge der Carlsbader Zerstreuungen zu halten, wenn mich Euer Excellenz nicht hierüber beruhigten und wenn nicht A.'s Charakterstärke, wenig Raum zu einer solchen Muthmaßung gäbe. Verschlossenheit und Blödigkeit sind also wohl die einzigen wahren Ursachen dieser sonderbaren Erscheinung.

Ich wollte noch an Agnes schreiben, allein es ist mir nicht möglich, darf ich Euer Excellenz bitten mich zu entschuldigen und sie herzlich zu grüßen. Nehmen Sie diese so flüchtig geschriebenen Zeilen mit Nachsicht auf, sie bedürfen ihrer sehr und erhalten Sie Ihr wohlwollendes Andenken

Ihrer

ergebenen und Sie
so innig verehrenden
Marie Clausewitz.

An Clausewitz.

Töplitz, den 19. September 1816.

Zu den herzlichen Begrüßungen, die ich Ihnen hiermit, mein verehrter Freund, zusende, will ich in flüchtigen Zügen mein Urtheil hier niederschreiben, wie mir meine Angelegenheit, nach den von mir angestellten Forschungen erscheint.

Eine Tücke, eine Scheelsucht, oder ein Uebelwollen scheint mir nicht obgewaltet zu haben, wohl aber ein Irrthum, indem man geglaubt hat, ich bestehe, selbst nach dem mir vom König angebotenen, unbestimmten Urlaub, noch auf meiner Entlassung von dem dortigen Posten. Die beiden sich widersprechenden König-

lichen Schreiben sind das eine aus dem Büreau des Kriegsministers, das andere aus dem des Obersten von Thiele, und Letzterem war das Erstere nicht gegenwärtig, als er das Zweite abfaßte.

Es scheint mir nun, als ob der Oberst von Thiele eine Entfernung des G.-L. v. Hake für unausführbar halte. Eine genaue Nachforschung über diesen Punkt war meinen Gefühlen zuwider. Dagegen erschien in diesen Tagen der Fürst von Wittgenstein bei mir und leitete das Gespräch von meinem Rücktritt in die Geschäfte, von dem Wohlwollen des Königs gegen mich, daß es nur von mir abhänge, welche Anstellung ich wünsche; daß, wenn mir meine Stelle am Rhein wünschenswerth erscheine, ich nur darüber mich aussprechen soll, daß mir, wenn mir die Detail-Geschäfte nicht gefielen, diese sollten abgenommen werden und ich nur die obere Leitung behalten, ich habe im wesentlichen hierauf geantwortet, daß, bei meinem Rücktritt in die Geschäftsbahn, kein Verhältniß mir angenehmer sein könne als mein ehemaliges am Rhein, daß ich aber, in diesem Falle, mir ebenso wie ehedem die Detail-Geschäfte vorbehalten würde, indem diese nicht füglich von der Oberleitung zu trennen wären. Er schied anscheinend zufrieden und freundlich von mir.

Früher hatte ich vernommen gehabt, der König wünsche, daß ich nach Berlin gehen und dort wohnen möge. Wenn ich dies mit der Nachricht vergleiche, daß der Staatskanzler beabsichtige, einen Staatsrath zu organisiren, worin ich die Militär-Abtheilung übernehmen solle, so wird mir Letztere wahrscheinlich. Ich habe indessen nicht Lust dazu. Eine ohnedies so vielfach gegliederte und verwickelte Staatsregierungs-Anstalt mag ich nicht noch mehr verwickeln helfen, wenn ich nicht mit aller Gewißheit sehe, daß etwas geregeltes und ersprießliches daraus entstehen könnte und ob man Ihnen eine Stelle darinnen anzuweisen geneigt wäre. Lassen Sie mir über alles dieses Ihre Meinung bald hierher zukommen, mein theurer Freund, denn Ihre Rathschläge sind mir hierbei höchst wünschenswerth.

Sie durchaus an den Rhein zurückkehren müßten, werden Sie vielleicht schon durch Hansen mit gehöriger Weitläufigkeit erfahren haben. Warum handeln die Leute nur alle anders wie sie sprechen? —

S.'s Betragen kann ich allerdings nicht entschuldigen, obgleich sein Zustand mir Mitleid einflößt, denn es ist gewiß höchst peinlich von einem geliebten Gegenstand auf unbestimmte Zeit getrennt zu sein, ohne ein Zeichen des Lebens von ihm zu erhalten. Des Tadelnswertheste finde ich den Zettel an B. zu geben, das hatte er mir weislich verschwiegen, aber auch den Brief an Euer Excellenz mit der Einlage an Agnes habe ich nicht gebilligt und habe S. diese Mißbilligung ganz offen zu erkennen gegeben. Clausewitz schreibt mir, er habe ihm auch etwas den Kopf gewaschen und hoffe es werde gute Wirkung thun. Ueber das Stillschweigen welches Agnes beobachten soll bin ich wie Euer Excellenz wissen, nicht ganz Ihrer Meinung. Doch finde ich allerdings, daß Ihr Wille allein darüber entscheiden muß und daß es sowohl A. als Sch.'s Pflicht ist, sich demselben unbedingt zu unterwerfen. Daß mir aber Agnes in ihren beiden Briefen nicht einmal einen Gruß an S. aufträgt, dies hat mich, aufrichtig gesagt, etwas befremdet, und mir weh gethan da es S. wahrscheinlich sehr betrüben wird und ich ihm doch keine Unwahrheit sagen will. Ich würde fast geneigt sein dies Stillschweigen für eine Folge der Carlsbader Zerstreuungen zu halten, wenn mich Euer Excellenz nicht hierüber beruhigten und wenn nicht A.'s Charakterstärke, wenig Raum zu einer solchen Muthmaßung gäbe. Verschlossenheit und Blödigkeit sind also wohl die einzigen wahren Ursachen dieser sonderbaren Erscheinung.

Ich wollte noch an Agnes schreiben, allein es ist mir nicht möglich, darf ich Euer Excellenz bitten mich zu entschuldigen und sie herzlich zu grüßen. Nehmen Sie diese so flüchtig geschriebenen Zeilen mit Nachsicht auf, sie bedürfen ihrer sehr und erhalten Sie Ihr wohlwollendes Andenken

Ihrer

ergebenen und Sie
so innig verehrenden
Marie Clausewitz.

An Clausewitz.

Töplitz, den 19. September 1816.

Zu den herzlichen Begrüßungen, die ich Ihnen hiermit, mein verehrter Freund, zusende, will ich in flüchtigen Zügen mein Urtheil hier niederschreiben, wie mir meine Angelegenheit, nach den von mir angestellten Forschungen erscheint.

Eine Tücke, eine Scheelsucht, oder ein Uebelwollen scheint mir nicht obgewaltet zu haben, wohl aber ein Irrthum, indem man geglaubt hat, ich bestehe, selbst nach dem mir vom König angebotenen, unbestimmten Urlaub, noch auf meiner Entlassung v[illegible] dem dortigen Posten. Die beiden sich widersprechenden [illegible]

lichen Schreiben sind das eine aus dem Büreau des Kriegsministers, das andere aus dem des Obersten von Thiele, und Letzterem war das Erstere nicht gegenwärtig, als er das Zweite abfaßte.

Es scheint mir nun, als ob der Oberst von Thiele eine Entfernung des G.-L. v. Hake für unausführbar halte. Eine genaue Nachforschung über diesen Punkt war meinen Gefühlen zuwider. Dagegen erschien in diesen Tagen der Fürst von Wittgenstein bei mir und leitete das Gespräch von meinem Rücktritt in die Geschäfte, von dem Wohlwollen des Königs gegen mich, daß es nur von mir abhänge, welche Anstellung ich wünsche; daß, wenn mir meine Stelle am Rhein wünschenswerth erscheine, ich nur darüber mich aussprechen soll, daß mir, wenn mir die Detail-Geschäfte nicht gefielen, diese sollten abgenommen werden und ich nur die obere Leitung behalten, ich habe im wesentlichen hierauf geantwortet, daß, bei meinem Rücktritt in die Geschäftsbahn, kein Verhältniß mir angenehmer sein könne als mein ehemaliges am Rhein, daß ich aber, in diesem Falle, mir ebenso wie ehedem die Detail-Geschäfte vorbehalten würde, indem diese nicht füglich von der Oberleitung zu trennen wären. Er schied anscheinend zufrieden und freundlich von mir.

Früher hatte ich vernommen gehabt, der König wünsche, daß ich nach Berlin gehen und dort wohnen möge. Wenn ich dies mit der Nachricht vergleiche, daß der Staatskanzler beabsichtige, einen Staatsrath zu organisiren, worin ich die Militär-Abtheilung übernehmen solle, so wird mir Letztere wahrscheinlich. Ich habe indessen nicht Lust dazu. Eine [illegible] und verwickelte Staatsregierungs-Anstalt mag ich nicht von mir verwickeln helfen, wenn ich nicht [illegible] daß etwas geregelt[illegible] und [illegible] ob mo[illegible] Lasse[illegible]

diese Trennung nicht von langer Dauer sei. Vereinigt mit Ihnen werden wir überall glücklich sein, aber so schön, wie am lieben Rhein kann es doch nirgends sein. Es lag ein ganz eigener Zauber darin grade mit Ihnen dort zu sein, jede Freude über die himmlische Gegend, jeder frohe Gedanke an die Befreiung schien neuen Dank, neue Verehrung für den Befreier zu heischen, dies Gefühl hat mich immer begleitet und ich kann betheuern, daß ich nie den schönen Fluß betrachtete, mich nie den Erinnerungen überließ, die er erregt, ohne mein Herz durch ihre Nähe und das Bewußtsein, Sie zum Freunde zu haben, noch mehr erhoben zu fühlen. Dies Gefühl theilten alle mit mir, es war das Band, das uns mit einander vereinigte und dieser einzige Berührungspunkt wäre hinreichend gewesen, um uns alle zu einer Familie zu machen. Ach, es war eine schöne Zeit, und neben dem endlosen Schmerz über Ihre kurze Dauer haben wir wenigstens das Bewußtsein sie ganz genossen und verstanden zu haben! Sie wissen es selbst nicht, wie viel dankbare Blicke auf Sie gerichtet waren, wie viel Liebe alle Herzen für Sie erfüllte. In dem Abschiedsgedicht, was Ihnen in Coblenz überreicht wurde, ist eine wahre Stelle: Deiner Würde Gewalt kennt sich selber noch nicht. Das ist sehr wahr. Sie wissen selbst nicht, welchen Zauber Sie über die Menschen ausüben, und diese schöne Bescheidenheit vermehrt ihn noch so sehr! Wie wenig Sie wissen, wie lieb man Sie hat, ist mir noch dadurch recht klar geworden, daß Sie mir sagten, Sie wären manchen Abend nicht zu uns gekommen um uns nicht zu stören. Diese Aeußerung hat mich ganz wehmüthig gemacht; wie konnten Sie Ihren Freunden so wenig vertrauen! Ach, hätten Sie gewußt, mit welcher Freude Sie empfangen, mit welcher Ungeduld Sie immer erwartet wurden, Sie hätten uns keinen der schönen Augenblicke entzogen, die noch in der Erinnerung so theuer sind. ———

An Frau von Clausewitz.

Carlsbad, den 15. August 1816.

Hochverehrte gnädige Frau.

Wie sehr erfreuen, und zugleich wie sehr beschämen mich Ihre Briefe, gnädige Frau, das Eine durch das Wohlwollen, womit Sie mich beglücken, das andere, durch das unverdiente Lob, das Sie mir ertheilen. Wenn Sie mich kennten, wieviel von dem was Sie günstiges von mir sagen, müßten Sie zurücknehmen. Ich bin ein schwacher Mensch, der von seinen noch nicht erloschenen Leidenschaften hin- und hergezogen wird, das Gute und Rechte kennt, aber es nicht durchweg zu üben vermag. Soll ich ein Heuchler sein und meine Fehler nicht eingestehen und dennoch mir eine Achtung erzeigen lassen, die mir nicht gebührt? oder soll ich

offen bekennen und folglich ein böses Beispiel geben? Zwischen diesen beiden harten Nothwendigkeiten stehe ich mitten innen. Es gab eine Zeit, wo ich um vieles besser war; sie ist vorüber, um vielleicht nie wiederzukehren. Ich bin mit mir selber entzweit und mit dem Fortschreiten des Lebens wird man nicht besser, das werde ich an mir und andern gewahr.

Von Clausewitz habe ich zwei geist- und gemüthvolle Briefe erhalten, die mich sehr erfreut. Wie viele schöne Stunden, wie viele angenehme Gefühle, wie vielen Unterricht, wie viele Beruhigung bin ich ihm schuldig, denn was letzteren Punkt betrifft, so ist er es, der, als ich mich in grausamen Glücksumständen befand, bei dem General Scharnhorst die Einleitung übernahm, daß ich von Seiten des Staats unterstützt wurde, eine Hülfe, ohne welche ich in die drückendsten Verlegenheiten gekommen wäre. Mit dankbarem Gemüth werde ich dies stets erkennen.

Auch ich erinnere mich unserer Gespräche zwischen Wiesbaden und Frankfurt und zwar mit den angenehmsten Gefühlen. Es ist bei dem Reichthum Ihres Geistes und bei dem Adel und der Innigkeit Ihrer Empfindungen ein hoher Genuß mit Ihnen zu reisen. Es würde ein dreifach gesteigertes Leben sein mit Ihnen eine Reise durch Italien und Griechenland zu machen. Eine Reise nach England mit Ihnen, davon schwebt mir die Möglichkeit in naher Zukunft vor, wenn anders alle Parteien einwilligen, und ich würde in diesem Fall meine — mir etwas langweilige — Agnes mitnehmen. Ich bitte dies in Ueberlegung zu nehmen. Von Coblenz kann man in 4 Tagen nach London kommen.

Daß Sie die Reise nach Heidelberg nicht unternommen haben, dürfen Sie sich immerhin etwas gereuen lassen. Was ich dort gesehen, habe ich — als Laye gesprochen — nimmermehr erwartet, obgleich ich nur den kleinsten, jedoch vorzüglichsten Theil gesehen habe. Johann von Eik war ein großer Maler; was wir von ihm kennen oder heißen, ist nicht von ihm. Was aber die Boiserées von ihm zeigen, thut dar, daß er Riesenschritte gemacht hat und

der Schöpfer der neueren Kunst ist. Ein Farbenreichthum und eine Richtigkeit der Zeichnung und Perspektive wie keiner vor und nur wenige nach ihm. Lassen Sie sich auf Ihrem Rückweg den kleinen Umweg nicht reuen.

Die Gesellschaft hier hat sich sehr vermindert; viel ausgezeichnetes ist nicht hier, unter letztere rechne ich Rostopschin. Er ist geistvoll und unterrichtet zugleich. Ueber den Brand von Moskau drückt er sich keineswegs anmaßend aus. Er meint, alle Besitzer seien ausgewandert gewesen und nur Pöbel sei zurückgeblieben, da sei es natürlich, daß die Stadt in Brand gekommen. Wenn man aber weiß, daß auf seinen Befehl die Feuerspritzen entfernt gewesen und daß er selbst Befehl gegeben, sein Haus anzuzünden und wenn man erfährt, daß er, während die übrigen russischen Generale bei dem Auflodern des Brandes außer sich gewesen, er selbst in der tiefsten Gemüthsruhe verblieben, so überzeugt man sich, daß er, die großen Folgen dieser That voraussehend, solche beschlossen. Sein Umgang ist sehr anziehend. — Ein anderer guter Kopf ist hier, der Oberst Graf Odonel von Wien hieher zur Aufwartung beim König geschickt, ein Mann von vielen Talenten und Kenntnissen und, gegen die Gewohnheit der Wiener Vornehmen ganz deutsch gebildet.

Der König geht, wenigstens scheinbar in blühender Gesundheit umher. Gestern hat ihm der Gebrauch des Sprudels Kopfweh verursacht und deswegen hat er solchen für heute aufgegeben. Ich bin indessen überzeugt, nach dem was ich von der Wirkung der hiesigen Quellen vernommen und beobachtet habe, daß er von seinen Beschwerden des Unterleibes geheilt werden wird.

Mich hat der Gebrauch des hiesigen Wassers im Anfang sehr verdrießlich gemacht und das war, wie man mir sagte, gut. Seit einigen Tagen befinde ich mich in der heitersten Stimmung von der Welt, zu aller Arbeit und Beschäftigung aufgelegt. Wenn mich der in den Gelenken sitzende Gichtstoff ebenfalls verlassen hätte, so würde ich mich als völlig geheilt ansehen. Hiemit ver-

tröstet man mich auf Teplitz, wohin ich etwa nach zehn Tagen abzugehen gedenke.

Daß General Hake mit dort gehaßten und verachteten Menschen umgeht, ist nicht gut. So etwas wirft immer einigen Schatten auf die Regierung selbst.

Wie es mit Ernennung meines Nachfolgers gekommen, soll aus einem Irrthum hergeleitet werden. Thiele sagt, daß er bei Abfassung des zweiten Kabinetschreiben das Erstere nicht gegenwärtig gehabt habe, worin nämlich nur von einem Vertreter die Rede ist. Noch sehe ich nicht klar in der Sache, nur soviel scheint gewiß, daß die bleibende Ernennung des General Hake ein Hinderniß ist, ihn wieder von dort zu entlassen. Ich soll nun nach Berlin, wozu ich keine Lust habe.

Clausewitz an Gneisenau.

Coblenz, den 17. August 1816.

Euer Excellenz gütiges Schreiben vom 5. August habe ich den 9ten also sehr schnell erhalten, fürchte aber, daß das meinige vom 16. Juli damals noch nicht in Euer Excellenz Händen gewesen ist und daß also die Briefe unter Ihrer Adresse viel langsamer gehen als die unter der meinigen.

So dankbar ich mit allen denen bin, deren Sie sich so gütig erinnern, so hat mir doch dieser kleine Brief deswegen Kummer gemacht, weil er so wenig Tröstliches enthält und über die Möglichkeit Ihrer Rückkehr so wenig Bestimmtes, daß mir seitdem, ich gestehe es, fast die letzte Traumgestalt der Hoffnung zusammengeschwunden ist.

Daß man hier nicht etwa anfängt Sie zu vergessen und sich zu trösten, können Sie schon glauben; vielmehr wird ein und die andere kleine Begebenheit aus unserm Schooß hervortreten, die den Verlust zuerst klar machen wird. Dahin gehören folgende Gegenstände. 1. General H[ake] beschäftigt sich viel mit der Kasernirung und hat jetzt die Abtretung des Jesuiter-Collegiums gefordert. Dies sehr schöne Gebäude aber war zu einem Gymnasio bestimmt. Von einem gewissen niedrigeren Standpunkt aus gesehen, hat der General H[ake] sehr viel Gründe für sich, aber so wie es im Menschen Seiten giebt, wo das Zeitliche dem Ewigen aufgeopfert werden muß, so giebt es in der Leitung der gesellschaftlichen Verhältnisse Fälle, wo das Höhere dem Niederen, der Geist der Materie, also gewissermaßen auch das Ewige dem Zeitlichen vorgezogen werden muß, wo ein Gedanke mehr werth ist als eine Geldsumme und wo, so eigennützig dies Geschlecht auch ist, dennoch der Gedanke ihm gewissermaßen zum Trotz eine größere Herrschaft über dasselbe ausübt als der Geldvortheil. Früge man den Einzelnen, ob er lieber

seine Soldaten los sein oder seine Kinder in schöneren Sälen unterrichten lassen wollte, so würde er sich für das erstere entscheiden; und bei dieser Frage ist der General H[ake] stehen geblieben. Ueberlegt man aber, daß an einer Kaserne sich nicht das Auge eines edleren Geistes weidet, daß sie nicht der Stolz und die Freude einer Bürgerschaft werden kann, wie eine in Ruf und Ehren stehende Lehr-Anstalt, so fühlt man wohl, daß es hier noch andere Entscheidungsgründe giebt als die obige Frage. Ich bin daher der Meinung gewesen, in einer solchen Sache wenigstens vorsichtig zu sein. Herr von J[ngersleben], der bis jetzt sehr einig mit dem General Hake gewesen ist, wird hier in eine grausame Verlegenheit gerathen.

An Clausewitz.

Carlsbad, den 30. August 1816.

Zwei Schreiben habe ich an Sie, mein verehrter Freund, gesendet, wovon erst das Eine, wie ich aus Ihrem heute angelangten ersehe, seine Bestimmung erreicht hat, auch war ein anderes von mir an Scharnhorst gerichtetes, dort noch nicht angekommeu, obgleich man mir hier von Seiten der Post bestimmt versichert, daß solches, und zwar über Nürnberg, richtig abgegangen sei. Ich rechne zwar darauf, daß meine Briefe langsam gehen, aber daß sie denn doch endlich ihre Bestimmung erreichen.

Ueber das Gerücht eines Austausches dürfen wir uns wohl beruhigen. Oesterreich würde nicht darein willigen, da es die Umschließung so sehr fürchtet. Auch ist von einer abermaligen Vermählung des Kaisers Franz mit einer Nichte des Königs von Sachsen die Rede, was also die Bande zwischen beiden Häusern immer enger zieht. Von einer Zusammenkunft der Monarchen ist hier nicht die geringste Anzeige, obgleich ich bemerkt habe, daß einige Tage hintereinander Couriere abgeschickt wurden. Ich habe etwas danach geforscht, Nichts erfahren und glaube nicht daran, wegen innerer Unwahrscheinlichkeit.

Die Lebensart ist hier noch die zeitherige, seitdem der König hier ist. Man kommt nämlich Abends 8 Uhr im Saale zusammen, wo Haschspiele und einige Tänze die Zeit kürzen müssen. Nach 9 Uhr trennt man sich wieder. Wir, ich und Agnes näm-

lich, halten uns übrigens von den größeren Gesellschaften entfernt und leben nur manchmal mit einzelnen Bekannten. Agnes mag dabei sehr viele Langweile haben, sie beschäftigt sich wieder viel mit Lesen.

Den heutigen Courier will ich nicht verfehlen, darum wollen Sie die Eile dieses Briefes entschuldigen. Gott schütze und erhalte Sie. Mit unverbrüchlicher Ergebenheit und Freundschaft

Ihr

treuer Freund

G.

Ihr Patent ist ausgefertigt. Thiele sagt mir, der König habe Sie nach der Ordnung einrangirt, als ob Sie nie ausgeschieden gewesen wären.

Frau von Clausewitz an Gneisenau.

Berlin, den 26. August 1816.

Ew. Excellenz sagen mir nichts von Ihrem Plan sich am Rhein anzusiedeln, ich hoffe doch, daß dieser Plan noch fest steht und bald ausgeführt werden wird; ein schöneres Land und treuere Freunde werden Sie schwerlich wo anders finden und Sie sind dem guten empfänglichen Volk die Erfüllung eines Versprechens schuldig, auf welches es einen so hohen Werth gelegt hat. Der Plan einer Reise nach England hat mich sehr überrascht, und ich möchte mir wohl eine nähere Erklärung desselben ausbitten. Ich brauche Ew. Excellenz wohl nicht zu versichern, daß es mich sehr beglücken würde diese oder jene andere Reise in Ihrer Gesellschaft zu machen, nur wäre eine fast unerläßliche Bedingung dabei, daß mein Mann auch mitgehen könnte, und wie schwer dies sein würde, werden Ew. Excellenz selbst begreifen. Ich glaube meinem Manne unentbehrlich zu sein. Dies ist vielleicht eine zu stolze Ueberzeugung, doch möchte ich sie nicht gerne aufgeben. Auch für mich ist jede Freude, die er nicht mit mir theilt, nur eine halbe; ich habe mich niemals freiwillig von ihm getrennt außer für meine Mutter. Ich glaube wohl, daß er mir einen Urlaub von einigen Wochen geben würde, wenn es darauf ankäme, Ew. Excellenz einen Beweis seiner Ergebenheit zu geben; allein in einigen Wochen macht man keine Reise nach England und einen längeren Urlaub dürfte ich weder verlangen noch annehmen. Ueberdem könnte ich mich diesen Herbst auch nicht einmal auf ganz kurze Zeit von ihm trennen, theils weil ich jetzt schon so lange von ihm entfernt gewesen bin und ich in dem Augenblick, wo ihm schon so theure Verhältnisse entrissen wurden, mich doppelt verpflichtet fühle ihn zu trösten und aufzuheitern, theils auch aus dem ganz prosaischen Grunde, daß unsere neue Einrichtung mich sehr beschäftigen wird und daß auch Caroline Mar-

witz, die mich jetzt begleitet, den September und einen Theil des Octobers bei uns zubringen wird. Dies ist das Resultat meiner Ueberlegungen, ich glaube nicht, daß Ew. Excellenz es mißbilligen können, obgleich es mich zwingt ein Anerbieten abzulehnen, dessen Werth ich so ganz zu schätzen weiß. Möchten Ew. Excellenz selbst vor der Hand alle Reisepläne aufgeben und sich recht bald wieder mit Ihren Freunden vereinigen, das ist mein innigster Wunsch, doch habe ich keinen, den ich nicht Ihrem Glücke aufzuopfern vermöchte. Möchte ich dies nur recht gesichert sehen, dann will ich aufhören, unseren Verlust zu beklagen, ob ich gleich nie aufhören kann ihn tief zu fühlen. Ich gestehe, daß mir ein dauernder Aufenthalt in Berlin für Ihre Zufriedenheit das allergefährlichste scheint und daß ich auch nicht glaube, daß der Nutzen, den Sie stiften würden, ein solches Opfer lohnen könnte, doch ich bin sehr bereit meine Ansicht einer besseren unterzuordnen.

Frau von Clausewitz an Gneisenau.

Berlin, den 30. August 1816.

Ich kann meinen Bruder*) nicht abreisen lassen, ohne ihm einige Zeilen für Ew. Excellenz mitzugeben. Wie beneide ich ihm das Glück sie Ihnen selbst zu überreichen! Sein Aufenthalt in Töplitz wird zu kurz sein, um eine Bekanntschaft zu begründen, sonst dürfte ich hoffen, daß Ew. Excellenz mit ihm zufrieden sein und ihn Ihrer wohlwollenden Theilnahme nicht unwürdig finden würden; er hat sich noch in den letzten Jahren sehr vortheilhaft entwickelt und ausgebildet, hat manches Interessante mit Nutzen gesehen und obgleich er viel ernsthafter geworden ist, fast zu ernst für seine Jahre, so kann er doch auch ein sehr angenehmer Gesellschafter sein und sein komisches Talent wäre uns bei unseren schönen Reisen am Rhein sehr gut zu statten gekommen.

Dieser Brief geht durch so sichere Hände, daß ich ganz frei sprechen und meiner Indignation über die elenden Ausflüchte, durch welche man die Ernennung Ihres Nachfolgers entschuldigt hat, freien Lauf lassen darf. Ich begreife nicht, wie man den Muth hat, solche lächerliche Entschuldigungen anzuführen und wenn ich nicht annehme, daß sie das bloße Erzeugnis der augenblicklichen Verlegenheit gewesen sind, so würden sie mir ein viel sicherer Beweis von bösem Willen sein, als alles was geschehen ist. Die wenigst gehässige Erklärung scheint mir die, daß man hier glaubte Ew. Excellenz mißfielen sich so sehr in Ihren Verhältnissen, daß Sie entschlossen wären, sie um jeden Preis zu verlassen und daß Ihre Gesundheit blos zum Vorwand diente, und daß daher die schnelle Ernennung eines Nachfolgers Ihnen nur angenehm sein könnte. Hatte man aber diese Meinung, warum sie nicht ehrlich bekennen, auch wenn sie auf einem Irrthum begründet war, warum nicht vom Anfange an, ehrlich und offen dabei zu Werke gehen, warum das sechswöchentliche geheimnisvolle Schweigen, aus welchem die Ernennung des General Hake plötzlich hervorging wie ein Donnerschlag aus unbewölkter Luft???

Der Staatskanzler hat der Prinzessin Luise noch wenig Tage vor seiner Abreise gesagt, daß Ew. Excellenz nach dem Rhein zurück müßten;

*) Den Grafen Brühl, der später die dritte Tochter Gneisenau's heirathete.

Sie wären dort zu nützlich und wenn Sie nur wollten, wäre es ein leichtes dies wieder zu bewirken. Er hat die Princessin früher versichert, daß Ihnen Ihre Stelle offen bliebe und doch hat er nicht verhindert, daß Ihnen ein Nachfolger ernannt wurde, und doch ist dieser Nachfolger jetzt ein Hindernis Ihrer Rückkehr!! Welch ein Chaos von Widersprüchen, ich vermag sie nicht zu lösen. Wie ist es möglich, daß zwischen dem General Hacke und Ew. Excellenz nur einen Augenblick eine Collision stattfinden kann, daß man nicht eilt ihn zu entfernen, sobald sich nur die Spur einer Hoffnung zeigt, daß Ew. Excellenz in Ihre vorigen Verhältnisse zurückkehren könnten! Es gäbe ja hundert Mittel ihn zu entschädigen und ich dächte, er selbst müßte mit Freudigkeit einen Posten verlassen, auf welchem ihm nur unheimlich sein kann, da er wissen muß, daß alle Wünsche seinen Vorgänger zurückrufen. Es ist recht traurig zu sehen, welch eine unselige Verblendung sich aller Herrscher bemächtiget hat, und wie sie alles unterlassen, was ihnen die Liebe und das Vertrauen ihrer Völker erwerben könnte. Man sollte ja zu glücklich sein, daß die Rheinländer nach zwanzigjährigen verderblichen Einflüssen noch fähig sind, das Gute zu erkennen und zu lieben; man sollte alles thun, um diese Funken der besseren Erkenntnis zur Flamme anzufachen; Statt dessen werden sie gedankenlos erstickt und ein trockener Pedant wird einer imbecilen Schreibmaschine an die Seite gestellt um alles gehörig abzukühlen! — Verzeihen Ew. Excellenz, wenn ich Sie durch meinen Eifer ermüde, es war mir durchaus Bedürfnis ihm noch einmal Luft zu machen.

Die einzige Entschuldigung für den Staatskanzler wäre, daß er Ew. Excellenz einen seiner Meinung nach noch wichtigeren Wirkungskreis zudächte, aber außer dem Posten des Kriegsministers ist wohl kein solcher vorhanden, denn daß sich Ew. Excellenz ohne bestimmte Anstellung hier aufhalten sollten um tauben Ohren zu predigen, wäre doch wohl keine Ihrer würdige Bestimmung. Der geheime Staatsrath Sack hat mir von einem Plane erzählt, einen Staatsrath zu organisiren und Ew. Excellenz darin die Militair-Stimme zu übertragen. Er hat mir ferner erzählt, daß mehrere einflußhabende Personen der Meinung gewesen wären, daß der König Ew. Excellenz auf Ihr Schreiben den Abschied sogleich ertheilen solle; der König habe dies nicht gewollt, sei aber in Verlegenheit gewesen, ob er Ihnen einen Nachfolger ernennen solle oder nicht und wer dazu zu erwählen sei, bis ihn der General Köckeritz für die Ernennung des General Hacke bestimmt habe. Doch sind dies alles vielleicht nur Stadtgerüchte, denen der gute Sack sehr leicht Gehör giebt. Er wird Ew. Excellenz in beikommendem Schreiben wahrscheinlich selbst mehr darüber sagen.

Den Kriegsminister habe ich gar nicht gesehen; ich habe seiner Frau einen Besuch machen wollen und wählte absichtlich die Stunde, wo man mir sagte, daß er dort zu treffen sei, wurde aber nicht angenommen, Frau von Boyen erwiederte meinen Besuch, fand mich aber nicht zu Hause und dabei ist es bis jetzt geblieben. Ich werde vor meiner Abreise noch einen Versuch machen Frau v. Boyen kennen zu lernen und werde vielleicht glücklicher dabei sein. — Daß der Kriegsminister in einem mehrere Stunden langen Gespräche mit Hansen die freundschaftlichsten Gesinnungen für Ew. Excellenz geäußert hat, sowie die Meinung, daß

Sie durchaus an den Rhein zurückkehren müßten, werden Sie vielleicht schon durch Hansen mit gehöriger Weitläufigkeit erfahren haben. Warum handeln die Leute nur alle anders wie sie sprechen? —

S.'s Betragen kann ich allerdings nicht entschuldigen, obgleich sein Zustand mir Mitleid einflößt, denn es ist gewiß höchst peinlich von einem geliebten Gegenstand auf unbestimmte Zeit getrennt zu sein, ohne ein Zeichen des Lebens von ihm zu erhalten. Des Tadelnswertheste finde ich den Zettel an B. zu geben, das hatte er mir weislich verschwiegen, aber auch den Brief an Euer Excellenz mit der Einlage an Agnes habe ich nicht gebilligt und habe S. diese Mißbilligung ganz offen zu erkennen gegeben. Clausewitz schreibt mir, er habe ihm auch etwas den Kopf gewaschen und hoffe es werde gute Wirkung thun. Ueber das Stillschweigen welches Agnes beobachten soll bin ich wie Euer Excellenz wissen, nicht ganz Ihrer Meinung. Doch finde ich allerdings, daß Ihr Wille allein darüber entscheiden muß und daß es sowohl A. als Sch.'s Pflicht ist, sich demselben unbedingt zu unterwerfen. Daß mir aber Agnes in ihren beiden Briefen nicht einmal einen Gruß an S. aufträgt, dies hat mich, aufrichtig gesagt, etwas befremdet, und mir weh gethan da es S. wahrscheinlich sehr betrüben wird und ich ihm doch keine Unwahrheit sagen will. Ich würde fast geneigt sein dies Stillschweigen für eine Folge der Carlsbader Zerstreuungen zu halten, wenn mich Euer Excellenz nicht hierüber beruhigten und wenn nicht A.'s Charakterstärke, wenig Raum zu einer solchen Muthmaßung gäbe. Verschlossenheit und Blödigkeit sind also wohl die einzigen wahren Ursachen dieser sonderbaren Erscheinung.

Ich wollte noch an Agnes schreiben, allein es ist mir nicht möglich, darf ich Euer Excellenz bitten mich zu entschuldigen und sie herzlich zu grüßen. Nehmen Sie diese so flüchtig geschriebenen Zeilen mit Nachsicht auf, sie bedürfen ihrer sehr und erhalten Sie Ihr wohlwollendes Andenken

Ihrer

ergebenen und Sie
so innig verehrenden
Marie Clausewitz.

An Clausewitz.

Töplitz, den 19. September 1816.

Zu den herzlichen Begrüßungen, die ich Ihnen hiermit, mein verehrter Freund, zusende, will ich in flüchtigen Zügen mein Urtheil hier niederschreiben, wie mir meine Angelegenheit, nach den von mir angestellten Forschungen erscheint.

Eine Tücke, eine Scheelsucht, oder ein Uebelwollen scheint mir nicht obgewaltet zu haben, wohl aber ein Irrthum, indem man geglaubt hat, ich bestehe, selbst nach dem mir vom König angebotenen, unbestimmten Urlaub, noch auf meiner Entlassung von dem dortigen Posten. Die beiden sich widersprechenden König-

lichen Schreiben sind das eine aus dem Büreau des Kriegsministers, das andere aus dem des Obersten von Thiele, und Letzterem war das Erstere nicht gegenwärtig, als er das Zweite abfaßte.

Es scheint mir nun, als ob der Oberst von Thiele eine Entfernung des G.-L. v. Hake für unausführbar halte. Eine genaue Nachforschung über diesen Punkt war meinen Gefühlen zuwider. Dagegen erschien in diesen Tagen der Fürst von Wittgenstein bei mir und leitete das Gespräch von meinem Rücktritt in die Geschäfte, von dem Wohlwollen des Königs gegen mich, daß es nur von mir abhänge, welche Anstellung ich wünsche; daß, wenn mir meine Stelle am Rhein wünschenswerth erscheine, ich nur darüber mich aussprechen soll, daß mir, wenn mir die Detail-Geschäfte nicht gefielen, diese sollten abgenommen werden und ich nur die obere Leitung behalten, ich habe im wesentlichen hierauf geantwortet, daß, bei meinem Rücktritt in die Geschäftsbahn, kein Verhältniß mir angenehmer sein könne als mein ehemaliges am Rhein, daß ich aber, in diesem Falle, mir ebenso wie ehedem die Detail-Geschäfte vorbehalten würde, indem diese nicht füglich von der Oberleitung zu trennen wären. Er schied anscheinend zufrieden und freundlich von mir.

Früher hatte ich vernommen gehabt, der König wünsche, daß ich nach Berlin gehen und dort wohnen möge. Wenn ich dies mit der Nachricht vergleiche, daß der Staatskanzler beabsichtige, einen Staatsrath zu organisiren, worin ich die Militär-Abtheilung übernehmen solle, so wird mir Letztere wahrscheinlich. Ich habe indessen nicht Lust dazu. Eine ohnedies so vielfach gegliederte und verwickelte Staatsregierungs-Anstalt mag ich nicht noch mehr verwickeln helfen, wenn ich nicht mit aller Gewißheit sehe, daß etwas geregeltes und ersprießliches daraus entstehen könnte und ob man Ihnen eine Stelle darinnen anzuweisen geneigt wäre. Lassen Sie mir über alles dieses Ihre Meinung bald hierher zukommen, mein theurer Freund, denn Ihre Rathschläge sind mir hierbei höchst wünschenswerth.

Ihrer verehrungswürdigen Gemahlin werde ich auf einem anderen Wege schreiben. Wollen Sie selbige einstweilen bitten, nachzuforschen, ob Scharnhorst meinen langen Brief erhalten hat, der daran kenntlich ist, daß ich ihm seine gegen G. Gröben gethanen Aeußerung verweise, nämlich, daß ich ihn wegen seiner Liebe zu meiner Tochter hasse. Hat er diesen Brief erhalten, so schließe ich daraus, daß er ihn übel genommen, weil er ihn nicht beantwortet. Hat er ihn nicht erhalten, so muß ich Verdacht gegen meine Leute schöpfen.

Meine Gelenke sind empfindlicher als vordem. Mit der gewöhnlichen Vertröstung: das sei gerade gut, will ich auch gern vorlieb nehmen, denn wer giebt gerne eine angenehme Hoffnung auf. Meinem Verdauungswesen scheint der Gebrauch des Carlsbader Wasser sehr heilsam gewesen zu sein, indessen suche ich solches auch nicht auf die Probe zu stellen.

Folgenden Brief der Gräfin an ihren zukünftigen Schwiegersohn, schalte ich hier um so lieber ein, als die Briefe an ihren Mann sämmtlich nicht erhalten sind.

Gräfin Gneisenau an Scharnhorst.

Kauffung, 17. September 1816.

Endlich kann ich Ihnen, lieber Herr Major, etwas von unserer Agnes mittheilen. Es ist zwar nicht sehr viel, allein wenn man sich kennt, bedarf man nicht mehr um zu wißen wie es mit ihrem Herzen steht, ich sende Ihnen den ganzen Brief; Sie sehen daraus daß der Vater ihr beide Zuschriften eingehändigt hat; daß er bey der zweiten nicht böse gewesen erkläre ich mir als eine Folge von Agnes Betragen, in welchem der Vater doch wohl die Vestigkeit ihrer Neigung und ihres Entschlusses wahrgenommen hat, seine Besorgniße werden sich also mindern, nur recht dringend bitte ich Sie, bester Major, um Geduld, dann wird sich alles geben, wo hingegen zu heftiges Drängen und Treiben mehr nachtheilig als beförderlich würde; was übrigens in meinen Kräften ist, so können Sie versichert seyn daß ich nach den günstigen Augenblicken haschen werde, wo etwas gewonnen werden kann, denn oft bewirkt man da mit einigen hingeworfenen Worten am meisten. Was Sie mir für Agnes zugesandt haben werde ich ihr übergeben; aber nach dem Ausspruch meines Gewißens darf ich Agnes Wunsch einen Brief von ihr einzulegen nicht erfüllen, da es ausdrücklich gegen des Vaters Willen ist, verargen Sie mir diese Bedenklichkeit nicht; ich habe zu viele Gründe

dafür, die wohl erheblich seyn müßen wenn Sie mich bestimmen mir das Vergnügen zu versagen Ihren und Agnes Wünsche zu erfüllen.

Zu Anfang des nächsten Monath erwarte ich sie nebst dem Vater hier, und freue mich recht darauf sie nach einer so langen Trennung wieder zu sehen; daß sie den Winter in Berlin zubringen sollte, dazu zeigt sich jetzt noch keine Wahrscheinlichkeit, denn nach dem was ich bisher von meinem Manne erfahren, scheint er sich den Winter hier ruhig verhalten zu wollen, wir bewohnen aber nicht unser Eigenthum, sondern Nieder-Kauffung, ein durch Rück-Erinnerungen an die verfloßene Zeit uns sehr werthes Haus, indeß hat mich dieser Zug und Einrichtung vollauf beschäftigt, ich werde aber belohnt seyn wenn mein Mann alles zu seiner Zufriedenheit eingerichtet findet.

Frau von Clausewitz ist also nun wieder, an ihrem geliebten Rhein zu suchen, und hat ihn gewiß mit Freuden begrüßt, sagen Sie ihr doch indeß recht viel Schönes von mir, bald kann sie einen langen Brief von mir erwarten, denn ich versetze mich in Gedanken so oft in ihre Nähe, daß mir eine schriftliche Unterhaltung recht zum Bedürfniß wird.

Auch dem Stoschischen Ehepaar meine herzlichen Empfehlungen, an die gute Frau denke ich oft mit theilnehmenden guten Wünschen.

Für meine Kinder erbitte ich Ihr freundliches Andenken, das muntere Völkchen befindet sich sehr wohl, und wenn sie mir mit ihren lauten Ausbrüchen des Frohsinns auch zuweilen den Kopf schwindeln machen, ist mir es doch lieb sie wieder alle um mich zu haben.

Nun leben Sie wohl, mit Muth und Hoffnung auf die Zukunft, ein bedeutender Theil der Prüfungs Zeit ist schon vorüber, und für Agnes sind diese Monate zum wahren Probier Stein geworden, glücklich ist sie bestanden, und wir können nun um so unbesorgter sein!

Zum Schluß dieser Epistel nehmen Sie die Versicherung meiner freundschaftlichen Hochachtung

Caroline Gneisenau.

An Frau von Clausewitz.

Teplitz, den 21. September 1816.

Immer habe ich bis zu einer sicheren Gelegenheit verschoben, eine Zuschrift an Sie, verehrte Frau, zu richten, bis mir endlich die in einigen Tagen bevorstehende Abreise des Königs solche darbietet.

An eine feindliche Einwirkung gegen mich von Seiten des Kriegsministers, oder des Obersten von Thiele, noch des Staatskanzlers, selbst nicht des Fürsten von Wittgenstein glaube ich nun nicht mehr, auch darf ich annehmen, daß der König wenigstens nicht widrig gegen mich gestimmt ist, daß aber eine gewisse Partei, durch Köckeritz, die Ernennung meines Nachfolgers beschleunigt haben könne, will ich nicht verneinen. Wie die Dinge jetzt stehen,

habe ich vor einigen Tagen bereits Ihrem Herrn Gemahl gemeldet.

Ihr Herr Bruder war, als er hier durchging, sehr eilig, da durch Umwerfen seinem Wagen ein Unfall begegnet war, der ihn unterwegs aufgehalten hatte. Er schlug mir anfangs ab, bei mir zu essen, besann sich aber hinterher eines besseren und nahm mit uns Vorwillen. Er ist ein liebenswürdiger junger Mann, über den Sie viele Freude haben müssen.

Unser Leben hier, ist sehr einförmig überhaupt; das meinige mit Agnes selbst einsiedlerisch. Die Abendgesellschaft bei Clary geht erst um 9 Uhr an, ist steif und die Unterhaltung französisch; da ich überdies des Abends zum zweiten Male bade, so komme ich fast garnicht hin. Da sitzt denn Agnes mit mir daheim und liest. Ich hatte überdies noch andere Gründe, mich nicht viel in Gesellschaft zu verwickeln, da einige Weiber von übelm Ruf in selbiger sich umhertreiben, namentlich die Gräfin ——, deren man sich nicht erwehren kann und die sich mit einer Beharrlichkeit ohne Gleichen aufdringt. So verfolgt sie den König stets, läßt sich neben ihm nieder und bringt ihm ihre Unterhaltung auf.

Scharnhorst scheint mit meinen Briefen nicht zufrieden zu sein, da er solche nicht beantwortet, ich kann indeß von meinen Grundsätzen ihm zu Gefallen nicht abweichen, da ich solche für gerecht erkenne. Eigentlich ist Scharnhorst von dem andern Geschlecht etwas verzogen und auch von seinen Freunden. Er hat es nicht hinlänglich beachtet, welche Fortschritte er unter Ihrem Schutz, sogleich in den ersten Augenblicken seines Werbens um meine Tochter gemacht hat. Es war doch wahrlich nichts Kleines, als ihm gestattet ward, bei Agnes sogleich anfragen zu dürfen, ob seine Bewerbungen um sie ihr nicht unangenehm wären. Er nahm diese Bewilligung alsbald in dem Sinne als ob solche ein bereits erklärter Brautstand sei und nun sieht er jede billige Prüfung und jede aus physischen und moralischen Gründen herstammende Verzögerung als eine Ungerechtigkeit an, obgleich auch er

selbst, durch sein Betragen gegen M. P. hinlänglich gerechtfertigte Veranlassung gegeben hat eine Prüfung auch mit ihm anzustellen. Er wird wohl, unter Ihrem Schutz und Einfluß, vernünftige Betrachtungen anstellen und mit 30 Jahren nicht mehr ein Kind sein.

Gott erhalte Sie hochverehrte gnädige Frau, und Sie wollen Ihrem Herrn Gemahl meine herzlichen Grüße überbringen und bei unsern Freunden mein Andenken erneuern. Mit alter tief begründeter Hochachtung

Ihr

treuergebener

G.

Clausewitz an Gneisenau.

Coblenz, den 12. October 1816.

Euer Excellenz gütiges Schreiben vom 19. Sept. habe ich leider nicht vor dem 3. October, als dem Tage meiner Abreise erhalten und da ich acht Tage abwesend gewesen bin, erst jetzt vorgefunden; ich bedauere dies um so mehr, als Euer Excellenz so gütig gewesen sind mich zu einer schnellen Beantwortung desselben aufzufordern.

Um Ihren Vorsatz in Rücksicht der Stelle, welche man Ihnen im Staatsrath anbieten könnte, durch meine Meinung verstärken zu können, müßte ich eine deutlichere Idee von diesem Staatsrath haben als ich mir machen kann. Im Ganzen aber scheint mir, was Euer Excellenz selbst schon darüber sagen, völlig wahr. Soll der Staatsrath hauptsächlich aus Ministern bestehen, so werden die andern Männer durch diese bald überwogen und selbst wider ihren Willen unaufhörlich mit fortgetrieben werden, denn das Geschäft giebt ja natürlich ein Uebergewicht, sowie ein geladenes Schiff ein unbeladenes in den Grund segeln wird. Soll der Staatsrath aber über die Minister gestellt werden, so entsteht nicht allein gleich eine Spaltung in der Staatsgewalt, sondern hauptsächlich auch zwischen den Personen; und es ist dann hauptsächlich wahr, was Euer Excellung bemerkt haben. Ein Staatsrath kann, glaube ich, nur aus Ministern bestehen, und ein guter nur aus guten.

Was mich betrifft, so wird es mich immer sehr glücklich machen, unter Euer Excellenz zu arbeiten, aber ich könnte doch nur unter Ihnen gebraucht werden, und jede andere Art der Anstellung für mich würde nicht nur unnütz, sondern auch unangenehm sein. Ferner entschuldigen Sie auch wohl die Frage, ob es wahrscheinlich ist, daß die Einrichtung, welche es auch sei, Bestand habe? Denn wie veränderlich dergleichen bei uns ist, wissen wir zu gut, und wenn ich in Berlin unter solchen Verhältnissen meinen Vorgesetzten oder meine Stelle wechseln müßte, so wäre das noch schlimmer als hier, wo man wenigstens nur mit Einem zu thun hat. Ich muß es bei dieser Gelegenheit bemerken, daß ich mich wenig für die Personen in Berlin passe. — Der Kriegsminister — noch

am freundlichsten gegen mich gesinnt — hat über die meisten Dinge eine ganz andere Art zu sehen und hält mich für anmaßend und unverträglich — der Staatskanzler für einen montirten verschrobenen Kopf und halben Revolutionär — der König vermuthlich für nicht viel besser. Selbst zu Grollmann, dessen Meinungstyrannei ich nicht ertragen kann, würde ich mich nicht vorzüglich passen, wiewohl ich mich ihm immer ganz gern unterordnen werde. — General Rauch hat eine unheimliche Kälte, ein mißtrauisches, scheues Wesen gegen mich, was sich noch vermehrt hat, — er und Boyen haben mich schon vor sechs Jahren aus dem edlen Kriegsministerio ausgesperrt, ich glaube sehr zu meinem Glück. — General Knesebek endlich ist der einzige von allen, der mich mit Recht nicht leiden kann, denn ich kann ihn auch nicht leiden. — Ich glaube, daß ich die übrigen Anfeindungen nicht verdiene und anders bin, als sich diese Männer denken, ich glaube mich auf Sie berufen zu dürfen und auf die Zufriedenheit, in der ich bisher mit allen meinen Chefs und Untergebenen gelebt habe; indessen kann ich diese Meinungen nicht ändern, denn dazu gehören persönliche Berührungen, die hier fehlen und aus denen sich Boyen nach und nach noch mehr zurückgezogen hat. — Aus dem Allen schließe ich, daß ich nicht nach Berlin hin passe und daß, wenn ich einmal gebraucht werden sollte, es später sein müßte und jetzt noch nicht der Zeitpunkt der Reise ist. — Ich habe jetzt einige Muße und werde fleißig sein, vielleicht kann ich ein und die andere Arbeit liefern, welche mir hier oder dort Beifall erwirbt. Verzeihen Euer Excellenz diese lange Abhandlung über mich selbst, ich fürchtete durch ein Paar blos andeutende Worte den Verdacht einer Ziererei oder solcher Eitelkeit auf mich zu laden, die selbst nicht weiß, was sie will. Immer aber wird es ohne Uebertreibung des Ausdrucks das Glück meines Lebens sein mit Euer Excellenz auf eine bleibende Art sowohl im Geschäft als im gesellschaftlichen Leben verbunden zu sein, welche Erklärung Sie gütigst bei dem Obigen nicht übersehen wollen.

Was die Verbesserung unserer inneren Verfassung betrifft, so muß ich auf meine frühere Idee zurückkommen, daß ich allein von dem Verein recht achtungswürdiger und bedeutender Männer etwas erwarte. Wenn Sie, Herr von Stein und einige andere Männer von bürgerlichem und moralischen Ansehen, den Winter (nicht gerade diesen) in Berlin zubringen, an welche sich andere anschließen, so behaupte ich, daß schon die Gegenwart einer Anzahl solcher Männer, die ohne es zu wollen, einen natürlichen Landstand abgeben, viel Uebels verhüten und manches Gute bewirken werde. Sie sind die Pairs unsers Reichs, die natürliche Stütze des Thrones. Will die Krone je einen Theil ihrer unumschränkten Gewalt sich freiwillig entäußern, so kann sie diese in keine sicherern Hände niederlegen und da Sie den Glauben des Volks haben, so wird das Volk, was ihm gebührt, mit Vertrauen aus Ihren Händen empfangen. Ich sehe dies als eine Geburtshülfe an, in der Constitutionsnoth, in der wir sind. — Zuweilen geht Herr von Stein auf diese Idee ein, zuweilen wieder nicht. — Ich kenne kein anderes Uebergangsmittel. — Meine Meinung wäre übrigens, daß der Staatskanzler lieber einen kleineren aber reellen Schritt thäte, als ein großes weitläufiges Blendwerk aufzurichten, denn mit diesem regt er tausend Stimmen, selbst die ungeschickten Lobredner, auf, die der Sache nur neue Blößen geben, und wenn auch das Büchergeschrei nicht zu sehr zu fürchten ist, so ist es doch

auch nicht zu wünschen. Meine Frau ist seit einigen Tagen endlich wieder hier; da aber die Wohnung, welche wir beziehen wollen, immer noch von Herrn von Ingersleben bewohnt ist und unsere Meubles auch noch nicht fertig sind, so leben wir halb en bivouac und sehr ungemüthlich. Ich freue mich aber auf den Winter, weil ich ihn in der Stille meiner Häuslichkeit ganz angenehm zuzubringen denke, und noch mehr auf das Frühjahr — weil bis dahin der Kauf von Engers seine Richtigkeit haben wird und wir dann Euer Excellenz die schöne Jahreszeit hier zubringen und ihr neues Haus einrichten sehen werden. — Dies, hoffe ich, führt Sie am Sichersten wieder an den Rhein, denn allerdings glaube ich, daß Sie, wenn sie wirklich den guten Willen hätten, Ihnen Ihre alte Stelle wieder zu öffnen, es doch nicht recht anzufangen wissen. W[ittgensteins] Aeußerungen halte ich nebenher für Intriguen-Spiel, er sucht Sie persönlich zu kaptiviren.

Scharnhorst hat Euer Excellenz langes Schreiben aus Karlsbad erhalten und sehr dankbar aufgenommen; er hat ihn mir damals gezeigt und wir haben darüber gesprochen, weshalb ich also um so besser darüber urtheilen kann; er hat mir gleich damals gesagt, er wäre schon beschäftigt ihn zu beantworten und sagt mir jetzt, er hätte ihn gleich beantwortet; es ist also kein Zweifel, daß dieser Brief Euer Excellenz noch sucht.

Hier sieht es sehr still und ordinär aus; nur eine auffallende Erscheinung in der Administration. Im November soll die Aushebung zur Ergänzung des Heeres geschehen. Wir bekommen etwa ein Drittheil des ganzen dienstthuenden Standes, um so in den durch das Gesetz vom 3. September 14 bestimmten 3jährigen Cyklus hineinzukommen. Eine sehr weitläufige Instruction ist vom Kriegsminister an uns und eine ebenso weitläufige vom Minister des Innern an die Regierung erlassen — nur eine Kleinigkeit ist nicht bestimmt — ob das Loos, oder was sonst entscheiden soll? Ich bin erstaunt, wie ich diese beiden gesehen habe. Die Regierungen einigen sich jetzt unter einander. Die meisten sind für's Loos, einige aber für Auswahl nach dem Maaßstab der größeren Entbehrlichkeit zu Haus. Wie man diese Procedur mit dem Gesetz vom 3. September zusammenstellen kann, ist unbegreiflich. Der hiesige Commissarius sagt: Das Regierungs-Departement hat von 400 Seelen eine zum Ersatz zu stellen; es wird ja leicht einer auszumitteln sein, der entbehrlich ist. Aber unter 400 Seelen sind nur 3 bis 4 männliche, die gerade 20 Jahr alt geworden sind, es werden also die Herren N. N. bestimmen, wer von diesen drei Menschen Soldat sein soll und wer nicht. — Gegen eine solche Willkür würde ja das alte Kanton-Gesetz liberal erscheinen.

Der Fehler scheint daher entstanden zu sein, daß in den alten Provinzen die früheren Aushebungen zur Landwehr ꝛc. schon so weit auf die 20jährige Jugend des Jahres 1816 vorgegriffen hat, daß die übrig Bleibenden ohnehin nicht für den festgestellten Bedarf hinreichen. Hier am Rhein aber ist es ganz anders; und selbst wenn es nicht wäre, scheint mir durchaus nothwendig, den Grundsatz festzustellen, der über eine für das Individuum so wichtige Sache entscheiden soll. — Soll das Loos entscheiden, so ist es freilich nothwendig, daß man unter strengen Modificationen die Remplacements zulasse, — aber um diese ganz zu untersagen, an die Stelle des Looses, die Willkür von 2 bis 3 Menschen zu setzen, hieße doch, sich aus dem Regen in die Traufe begeben.

Frau von Clausewitz an Gneisenau.

Coblenz, den 28. October 1816.

Ich hätte Ew. Excellenz schon längst wieder mit meiner Schreiberei heimgesucht, wenn ich nicht aus Bescheidenheit den Wunsch mich mit Ihnen zu unterhalten unterdrückt hätte. In der Regel schreibe ich sehr ungern, diesmal hat mir das Schweigen ein noch größeres Opfer gekostet und ich freue mich heute über die doppelte Veranlassung es zu brechen. Erstlich war ich vorgestern so glücklich durch Gröben Ew. Excellenz Schreiben vom 24. September zu erhalten, für welches ich Ihnen den herzlichsten Dank sage und zweitens kann ich den heutigen festlichen Tag nicht vorüber gehen lassen ohne Ihnen zu sagen, wie viel heute Ihrer hier gedacht wird, wie viel heiße Wünsche für Ihr Wohlergehen zum Himmel emporsteigen. Ach welch ein Tag der Freude wäre dies für uns, wenn wir noch das Glück hätten Sie in unserer Mitte zu sehen! Jetzt kann es eigentlich nur ein Tag der Wehmuth sein; aber in solchen wehmüthigen Erinnerungen liegt auch ein großer Genuß, und das stolze Bewußtsein Ew. Excellenz auch noch in der Ferne noch so nahe zu sein, vereint mit der Hoffnung einer besseren Zukunft sollen heute dieser Wehmuth auch eine lebhaftere Freude beimischen. Wir haben mit Gröben, Scharnhorst und Stosch ein kleines Diner im Thal verabredet, wo wir still und geräuschlos aber desto inniger das theure Andenken feiern wollen, dem der heutige Tag besonders angehört, das aber wahrlich keiner äußeren Veranlassung bedarf, um unserm Herzen stets gegenwärtig zu sein. Wir hätten mehreren Ihrer Verehrer die Freude gerne gegönnt an dieser Feier Theil zu nehmen, allein die Grenzlinie war zu schwer zu ziehen. Viele hätten es als eine Beleidigung angesehen nicht zu Ihren Verehrern gerechnet zu werden und ein großes Diner hätte unseren Zweck einer stillen herzlichen Theilnahme ganz verfehlt; wir mußten uns also auf den allerengsten Ausschuß beschränken. Ew. Excellenz werden diesen schönen Tag wahrscheinlich in Kaufungen im Kreise Ihrer Familie zubringen, diese Freude ist Ihnen lange nicht zu Theil geworden. Möge ein eben so schönes Wetter Sie begünstigen, als es heute hier der Fall ist, die Sonne scheint wirklich festlich und der herrlichste Duft schmückt die ganze Landschaft. Ich genieße dies recht, da wir noch im Hause des General Dobschütz wohnen und aus dem zweiten Stock eine sehr schöne Aussicht haben, aber dieser Genuß ist doch nicht hinreichend um uns für andere große Unbequemlichkeiten zu entschädigen und wir erwarten mit Ungeduld den Augenblick, wo Ingersleben sein Haus beziehen und unsere künftige Wohnung räumen wird. Dort werden wir, glaube ich, ganz bequem und angenehm wohnen, welches jetzt wirklich einigen Werth für uns haben wird, da wir sehr still und eingezogen zu leben gedenken und wahrscheinlich keine andere Freuden haben werden als die, welche unsere häusliche Existenz und der Genuß der Natur uns darbieten werden. Die geselligen Freuden sind mit Ew. Excellenz entflohen, Coblenz ist wie entzaubert, seit Sie es verlassen haben. Ich habe gar keine Worte um Ihnen auszudrücken, wie Sie uns fehlen, und nicht blos uns, sondern auch so vielen von denen, die sich nur selten Ihres Anblicks erfreuten, alles irrt muthlos und verlassen umher und fühlt mehr oder weniger tief, daß der Geist entflohen ist, der das Ganze belebte. Wenn von der einen Seite diese allgemeine Verstimmung uns unseren Verlust noch fühlbarer macht, so macht sie mir doch auch Freude,

theils beweist sie mir, wie man Ew. Excellenz hier zu schätzen wußte, theils ist es überhaupt erfreulich zu sehen, wie viel ein ausgezeichneter Mensch über seine Nebenmenschen vermag, wie seine Gegenwart selbst auf diejenigen begeisternd und erhebend wirkt, die nicht fähig sind seinen ganzen Werth zu fassen. Ew. Excellenz besitzen diese Gabe auf Menschen zu wirken in einem ganz besonderen Grade, möchten Sie noch lange zum allgemeinen besten davon Gebrauch machen und sich noch lange der Liebe und Bewunderung erfreuen, die Ihnen in so reichem Maaße zu Theil wird. Einer Ihrer treuesten Verehrer, der sich immer angelegentlich nach Ihnen erkundigt, ist der freundliche Brückenmann, ich habe ihn neulich sehr beglückt durch das Geschenk Ihres Bildes in Eisen, von welchem ich aus Berlin mehrere Abgüsse mitgebracht habe, er war wirklich entzückt und dankte mir mit einer rührenden Herzlichkeit. Diese Bilder haben hier großen Beifall und sie verdienen es auch, denn sie sind vortrefflich, doch habe ich mich auch etwas mit dem Kinton'schen Bilde versöhnt und ob es gleich viel zu wünschen übrig läßt, so war es mir doch immer in Nassau eine recht angenehme Empfindung es beim Eintritt in das Zimmer der Frau von Stein mir gegenüber zu sehen. Ihr protégé Dietzler hat eine Reise nach Nassau gemacht um es zu kopiren. Diese Kopie ist sehr erträglich gerathen, allein die folgenden Auflagen haben sich sehr verschlechtert; ich habe Herrn v. Stein gebeten mir das Original anzuvertrauen, da er nicht geneigt schien es dem Künstler zu geben und dieser soll nun bei mir seine Arbeiten nochmals vornehmen und auch für uns eine Copie anfertigen, die unter unserer Leitung hoffentlich besser werden wird. — Ich bin seit meiner Rückkehr von Berlin viel in Nassau gewesen und bin erst seit acht Tagen völlig wieder in Coblenz etablirt, Frau von Stein hat in diesen Tagen Nassau verlassen, der Minister denkt aber noch vier Wochen ganz einsam dort zu bleiben; er beschäftigt sich jetzt mit Plänen zu der Einrichtung seiner neuen Besitzung in Westphalen, mit der er sehr zufrieden scheint. Der Thurm ist wenigstens, was das Aeußere betrifft fertig und wurde am 18. Oktober eingeweiht durch ein Fest, welches im Innern desselben den Arbeitern gegeben wurde und durch eine recht hübsche Erleuchtung. Der Speisesaal war etwas luftig, da die Fenster darein fehlten, allein der Wein schien den Gästen diesen Mangel vollkommen zu ersetzen. Herr v. Humboldt war mit seiner ganzen Familie nach Nassau gekommen, um den 18ten und 19ten dort zuzubringen; es war meine erste nähere Bekanntschaft mit Frau von Humboldt, die ich jetzt bei meiner Durchreise durch Frankfurt zum erstenmal in meinem Leben einen Augenblick gesehen hatte; diese Bekanntschaft war mir interessant, obgleich ich nicht sagen könnte, daß sie mir einen angenehmen Eindruck zurückgelassen hätte. Der ausgezeichnete Verstand dieser Frau hat allerdings etwas anziehendes und ihre Unterhaltung schien mir dabei anspruchslos, aber man fühlt sich durch so manches andere zurückgestoßen, daß dadurch eine recht peinliche gemischte Empfindung entsteht, der ganz ähnlich, die auch das anscheinend sehr herzliche Verhältniß der beiden Eheleute verursacht, wenn man sich erinnert, wie es eigentlich damit beschaffen sein soll. Es ist wirklich traurig, daß so viel Verstand und Kenntnisse nicht auf einer reineren sittlichen Basis begründet sind und dadurch so viel von ihrem Werth verlieren. Herr v. Humboldt schien noch ungewiß, ob er nach Paris oder nach London gehen würde und hielt fast das letztere für wahrscheinlicher;

gestern erzählte man hier Graf Goltz habe sein Quartier in Frankfurt abbestellen lassen; wenn dies gegründet wäre, ließe es vielleicht auf eine abermals veränderte Bestimmung des Herrn v. Humboldt schließen und für die deutschen Angelegenheiten wäre es wohl sehr zu wünschen, daß er in Frankfurt bliebe.

Scharnhorst versichert die Briefe Ew. Excellenz sogleich beantwortet zu haben; ich hoffe daß diese Antworten jetzt in Ihren Händen sind. Er ist zwar noch sehr traurig und hat Mühe die über ihn verhängte Prüfung mit Ruhe zu ertragen, aber weit entfernt die Briefe Ew. Excellenz übel genommen oder mißverstanden zu haben, scheint er vielmehr sehr dankbar für die Güte, die Sie hatten, ihm Ihre Gründe selbst auseinanderzusetzen und ebenso erfreut über die wohlwollenden Ausdrücke, mit welchen der an sich vielleicht etwas strenge Ausspruch begleitet und gemildert war. Ich predige Geduld und Ergebung in Ihren Willen und hoffe, daß er sich des Glücks, wonach er strebt immer würdiger zeigen wird. Ich glaube daß Gröben's Zurückkunft ihm wohl thun wird, er findet an ihm einen theilnehmenden und nicht zu nachsichtigen Freund; wir sind überhaupt alle sehr erfreut den guten Gröben wieder zu haben und auch Selma zu den unsrigen zu zählen, sie sieht wohl und munter aus und scheint mir noch hübscher geworden.

Der gestrige Abend, den wir beim General Dobschütz in guter Gesellschaft zubrachten, wurde noch durch die unerwartete Ankunft unseres Dichters*) verschönert, er wurde von allen mit herzlicher Freude empfangen und verdiente wohl bei einer solchen Gesundheit mit anzustoßen. Er schmeichelt sich noch immer mit der Hoffnung hier angestellt zu werden und wird auf jeden Fall einige Zeit mit seiner Familie hier zubringen. Er empfiehlt sich Ew. Excellenz auf das angelegentlichste. Mein Mann hat den Auftrag Ew. Excellenz einen von uns allen unterschriebenen Glückwunsch der Generalin Dobschütz zu überschicken, es bleibt mir also nichts übrig, als Ew. Excellenz wegen der ungebührlichen Länge des Briefes nochmals um Vergebung zu bitten, nehmen Sie ihn mit Nachsicht und Güte auf und erhalten Sie Ihr so theures Wohlwollen Ihrer

Ihnen treuergebenen
Marie Clausewitz.

Clausewitz an Gneisenau.

Koblenz, den 29. October 1816.

Euer Excellenz Geburtstag ist hier im stillen Verein freundschaftlicher Kreise gefeiert worden. Die Personen Ihres unmittelbaren Gefolges hatten sich zu einem Diner im Thal vereinigt und Müfflings und Mäusebachs sich angeschlossen. Am Abend war bei General Dobschütz eine Gesellschaft, wo durch die Aufstellung Ihres hier sehr vervielfältigten Bildes dem Abend still seine Beziehung gegeben wurde. Die Wirthin des Hauses hat den einliegenden Glückwunsch aufgesetzt, den alle Anwesenden unterschrieben haben und den Euer Excellenz zugehen zu lassen ich beauftragt worden bin. Ich benutze diese Gelegenheit und den Brief meiner Frau um Ihnen noch besonders meine eigenen treuen Wünsche zu wiederholen.

Der 18. October ist vorübergegangen ohne eine einzige Beförderung oder Veränderung in der Armee. Das macht hier manches saure Ge-

*) Schenkendorf.

sicht. Offenbar ist nichts als Ersparniß die Ursache und da wird denn etwas auf den Kriegsminister geschmält. Ich muß gestehen, daß ich solche Ersparungen bei alledem nicht mißbilligen kann. Es ist ein sehr bequemes Mittel demjenigen Theil der Armee, der es tragen kann eine Abgabe aufzulegen, die bis zur dritten Potenz indirect ist, um auf die Art zu den mancherlei extraordinären Summen zu kommen, die erforderlich sind. Wir haben ohnedem zu viel Generale und da jetzt kein kriegerisches Verdienst zu belohnen ist, so scheint es mir Zeit auf Scharnhorst's edles, einfaches System zurückzukommen, wo fast alles durch Obersten geschah. Gewöhnt sich die Armee daran, so werden auch keine unbefriedigten Wünsche nach den Generals-Epauletten entstehen. Die Ersparung ist wirklich das kleinste Verdienst dieses Systems. Das hauptsächlichste Verdienst bleibt die große Wahl, die der König beim ausbrechenden Kriege hat. Aber freilich muß es dann nicht Sitte sein, wie bisher wohl geschehen ist, Halbinvalide mit der Generalswürde wie mit einer Entschädigung für ihre weniger wirksame Anstellung abzufinden.

Wenn Euer Excellenz die Brigade-Chefs durchgehen, die 13 und 14 fungirt haben und die welche 15 dazu ernannt waren (denn zufällig kamen viele zu spät), so ist nicht zu verkennen, wie viel schlechter diese Stellen 15 besetzt waren als 13 und 14, blos weil ein Theil dieser Leute mittlerweile General geworden war und als solcher nicht übergangen werden konnte, während 13 und 14 im Drang des Bedürfnisses aus der großen Masse der Obersten und Oberstlieutenants die tüchtigsten hinausgehoben wurden. Sie haben 15 zum Theil dem unter der Schneedecke des Dienstalters gereiften Winter-Roggen weichen müssen.

Daß ich gegen mein individuelles Interesse spreche ist keine Art von Affectation, denn es ist mir völlig gleichgültig, ob ich General oder Oberst bin, vorausgesetzt, daß ich dabei nicht zurückgesetzt werde.

An Blücher.

Hirschberg, den 2. November 1816.

Ew. Durchlaucht wollen gnädigst erlauben, daß ich mir die Freiheit nehme, Höchstdenenselben den Ueberbringer dieses Schreibens zu Huld, Gnade und Schutz zu empfehlen. Es ist dies der Professor Benzenberg aus Düsseldorf, ein großer Gelehrter, der mit uns im verwichenen Jahre in Paris gewesen ist. Er ist Schriftsteller und hat mehrere vortreffliche Bücher geschrieben über Mathematik, Reisebeschreibungen und auch historische Sachen, so namentlich über Ew. Durchlaucht Feldzug im vorigen Jahre in seinen gedruckten Briefen aus Paris. So wie die ganze Welt, so fühlt auch er den Wunsch und das Bedürfniß, Ew. Durchlaucht näher treten zu dürfen und da er mein Freund ist, so bitte ich Ew. Durchlaucht dringend, ihn gnädig aufzunehmen.

So wie ich mit meinem hiesigen Gutskauf zu Stande bin, so werde ich nach Breslau eilen, um Ew. Durchlaucht meine Huldigungen darzubringen und die Versicherung der Anhänglichkeit zu erneuern, womit ich zu sein die Ehre habe.

Ew Durchlaucht

ganz gehorsamster Diener

Gr. N. v. Gneisenau.

Benzenberg an Gneisenau.

Breslau, den 8. November 1816.

Herzlichen Dank für die beiden Briefe voll Güte. Den Feldmarschall habe ich gleich besucht. Merkel ging mit hin und ich wurde sehr freundlich aufgenommen. Aus der Art, wie er die Nachrichten von Ihnen aufnahm, sah ich die große Anhänglichkeit an Sie. — Er war frisch, munter und schien erfreut; daß Euer Excellenz ihm so einen großen Historikus gesendet. — Er hatte die Güte mich mit dem Briefe bekannt zu machen, den er damals an den König und den Kaiser geschrieben, als Grolmann die Nachricht brachte, daß die Ordre zum Zurückgehen nach dem Rheine bereits gegeben.

Daß sich historische Irrthümer in dem Briefe über die Schlacht befinden, das hatte ich schon früher so gesprächsweise in Carlsbad und Töplitz bemerkt. Auch mir vorgenommen in einem der folgenden Briefe noch einmal darauf zurückzukommen und dann die Irrthümer zu berichtigen, insofern sie mir bekannt geworden.

Excellenz können nun leicht denken, wie erfreulich für ein wahrheitsliebendes Gemüth nun ein so kleines Verzeichniß von Erratis wäre, wodurch man vor neuen Fehlern und Irrthümern bei der Berichtigung der alten bewahrt würde.

Ich hatte diesen Brief am 5. August damals an Görres geschrieben, der ihn im Merkur abdrucken ließ und er ist gerne gelesen worden, weil er einigen Zusammenhang in die Erklärung der Begebenheiten brachte, und die Menschen mögen ungemein gern wissen, wie so etwas gegangen.

Es mag schwer sein Geschichten seiner Zeit zu schreiben, wenn man von der einen Seite so sehr mit in die Begebenheiten verflochten ist und von der andern so viele Verhältnisse zu schonen hat und besonders bei Menschen, die so sehr reizbar für alles, was von ihnen gedruckt wird. — Die große Zartheit der Militair Ehre scheint in dieser Hinsicht ähnliche Erscheinungen hervorzubringen, wie die große Zartheit der Ehre der Frauen.

Allein, es ist schon wichtig, wenn man genaue historische Thatsachen im Chronikenstile verzeichnet, und ohne anderen Zusammenhang als den des Papiers. — Da die Thatsache nicht zu leugnen und ihrer weder lobend noch tadelnd erwähnt wird, so finden die Menschen bei ihrer Bekanntmachung auch wenig zu erinnern. So ist es z. B. nicht uninteressant zu wissen, wo Wellington am 16. war, und so viel ich weiß, erfährt man dies aus keinem der gedruckten Berichte. Ich wenigstens

habe es zuerst in Carlsbad erfahren, daß er den 16. um 1 Uhr bei Ligny war. Ich glaube, daß man sich solche Data gleich bemerken muß: denn auch hierin genau zu sein, haben große Geschichtschreiber immer gestrebt, sowie man dieses an der Mühe sieht, die Fox sich gegeben einzelne Data immer aus den Quellen festzustellen. Das Niederschreiben der Geschichte gehört aber jenen ruhigen klaren Morgenstunden, wo das Gemüth von nichts bewegt wird und leise und leicht dem Zuge der Dinge folgt. So wie Tacitus sagt, er wolle die Geschichte seiner Zeit darstellen und ohne Liebe und ohne Haß, da er zu beiden keine Ursache.

Ich denke, wenn Excellenz einmal auf Erdmannsdorf eingerichtet sind, dann — — —. Ich möchte auch wohl hinkommen und schreiben an dem zweiten Theil meines constitutionellen Noth- und Hülfsbüchleins.

Allein meine Mutter verlangt, daß ich wieder zu ihr komme; sie ist 60 Jahr und es ist ihr dann doch einsam in der Welt, da sie Niemand hat, als mich. Bei einer Mutter schreibt sich auch recht nett. Die kommt dann jede Stunde einmal und sieht, was man macht, bringt einem ein Glas Wein oder eingemachte Pflaumen, und pflegt einen und schmält, daß man beim Schreiben nicht gerade sitzt. Und dann nimmt man sie auf den Schooß und hätschelt sie, und das thut ihnen dann so gut und sie erinnern sich dann an ihre Jugend, wo sie dem Vater so auf dem Schooße gesessen.

Angenehm war mir die Nachricht, daß ich die Zuneigung der Aristokraten, der Constitutionellen und vermuthlich auch die der Jakobiner gewonnen. Letztere mag das Schwerste sein, da sie alle der Meinung, daß ich nicht ohne Absicht mich des Adels so angenommen.

Merkel meinte auch, als er das Büchlein gelesen, daß ich den Adel zu sehr gelobt. Indeß ist er dann doch auf die Vermuthung gekommen, daß es mein Ernst sei, und ich habe hierüber ein paar lange Conferenzen mit ihm gehabt, in denen ich ihm die Abänderungen vorgelesen, die in der neuen Auflage gemacht werden, welche jetzt gedruckt wird und die bis Neujahr wohl wird fertig sein.

Ich habe ihm die Meinung sehr ehrenwerther Männer angeführt, die dafür halten, daß eine große Anzahl edler und unabhängiger Geschlechter die stärkste Brustwehr gegen willkürliche Herrschaft, wenn sie nämlich mit der Nation innig vereinigt waren und mit dieser ein Ganzes bildeten und wenn von der andern Seite das Uebergewicht der Krone so groß, daß sie unter sich nicht in aristokratische Parteiungen zerfallen könnten.

Auch bemerkt Fox, bei der Landung des Herzogs von Monmouth und des Grafen von Argyle, daß man wohl voraus hätte sehen können, daß diese mißlingen würde, ungeachtet die Stuarts so sehr verhaßt gewesen und ungeachtet das Volk vielfachen Antheil genommen, weil die großen Familien sich nicht für sie erklärt. Denn wenn man die Geschichte Englands durchgehe, so finde man, daß keine Bewegung gelungen, an der nicht die großen Familien Antheil genommen.

Ich halte nun zwar den Adel schon an sich für etwas, was nothwendig aus der Kriegseinrichtung eines ackerbauenden Staates hervorgehe, der in freier Verfassung sein Ziel sieht, allein ich glaube auch, daß es das Erreichen der Verfassung ungemein erleichtert, wenn sich das Volk an die noch unter ihm lebenden edlen Geschlechter anschließt und wenn es zeigt, daß das, was es will, nicht jakobinischer Natur.

Aber nur der Edelhof liegt sicher, der unter einer Menge freier Ackerhöfe liegt, und nur das Oberhaupt bleibt stark, wo bei dem Erlöschen der Familien, die Krone wieder große Verdienste und große Talente hereinruft, indem es ihnen den Adel verleiht und ihrem Geschlechte die adelige Allode, auf der es wurzelt, und ohne die der Adel heimathlos ist.

Ich gedenke so bis den 16ten hier zu bleiben. Bis dahin ist die Revision der zweiten Auflage vollendet. Das Büchlein ist, wie der Verleger mir schreibt, in der Bremer Zeitung, in der Mainzer und im deutschen Beobachter auf eine verständige Weise angezeigt worden. Der neue Freimüthige hat, glaube ich, ein wenig gespottet. Der Westphälische Anzeiger hat, seit er einige Nachrichten aus Carlsbad und Töplitz bekommen, ungemein an Absatz zugenommen.

Die Engländer beschäftigen sich jetzt wieder mit den Widerstandsversuchen. Sie haben sich ganz groß eingerichtet und so schwere Pendel gemacht, daß sie 12pfündige Kugeln dagegen schießen können und aus dem Zurückgehen des Pendels die Geschwindigkeit der Kugel berechnen. Das schwerste Pendel wiegt 7400 Pfd.

Ich habe jetzt drei vergnügte Wochen bei meinem alten Universitätsfreunde verlebt, so recht mitten in der bequemen bürgerlichen Häuslichkeit und in dem Wissen, das die ganze Achse eines solchen gelehrten Hauswesens ist.

Das ist thöricht, daß man die 2 Universitäten in Handelsorte legt, wo der Gelehrtenadel immer im Conflikte mit dem Geldadel ist und von diesem verdunkelt wird.

Auch ist es thöricht, den Gelehrten große Gehalte zu geben. Sie und noch mehr ihre Weiber kommen dadurch in Versuchung, die Genüsse und die Bequemlichkeiten des Geldreichthums sich zu verschaffen und so auf ihren Gelehrtenadel zu verzichten.

Jede Ehre geht zu Grunde, die einen andern Maaßstab für ihre Größe anerkennt, als den der in ihr selbst liegt.

Ich käme gerne noch einmal nach Hirschberg allein. Da ich noch 8 Tage hier bleibe, so hoffe ich noch das Glück zu haben, mündlich zum neuen Besitze Glück zu wünschen.

Die Bücher sind bestellt, Fox und Montlosier waren nicht vorräthig; aber Mösers Phantasien. Aus eigner Machtvollkommenheit habe ich noch Allwills Briefe und Brandes astronomische Briefe hinzuzufügen gewagt.

Mit Hochachtung und Ergebenheit

Benzenberg.

Benzenberg an Gneisenau.

Breslau, den 17. November 1816.

Excellenz!

Ich kann Breslau und Schlesien nicht verlassen, ohne noch einmal für das Liebe und Gute zu danken, so mir geworden.

Professor Sprikmann ist ein alter würdiger Mann, der letzte Zögling von Möser. Ich habe ihm ein Verfassungsbüchlein gesendet. Ich glaube, daß es in werthen und reinen Händen ist. Es hat mir ungemein gefallen, daß der Feldmarschall so viel auf ihn hält.

Ich bin bei diesem einmal zu Mittag gewesen und habe es sehr angenehm gefunden. In dieser Natur ist doch so wie in Sprikmann seiner ungemein viel alt Deutsches. So was würdevolles, verständiges und dabei so sehr gemüthlich.

Merkel habe ich viel gesehen, auch Nostiz ein paar Mal beim Feldmarschall, wo wir in einer Ecke constitutionellen Zweisprach gepflogen. Dann habe ich Professor Menzel kennen gelernt, den Verfasser der Geschichten der Deutschen, die jetzt heftweise erscheinen, wovon jedes ein Kupfer hat und die ich der Gräfin zu einem Weihnachtsgeschenk empfehle.

Sie sind nicht schlecht geschrieben und die 13 Hefte, die heraus sind, gehen bis zu den Hohenstaufen. Menzel ist ein armer hypochondrischer Schulmann, der 4 Aemter hatte, 4 Kinder und 400 Thlr. Gehalt und drüber murmurirt, daß man die Vertretung an den Grundbesitz knüpfen will, weil dadurch die Elite der Nation, die sich in Armuth befindet, ausgeschlossen wird. Es ist Schade, daß er in keiner gemüthlichen Haut steckt, er könnte sonst sehr nützlich werden.

Er hat das nicht, was Merkel neulich von Möser rühmte, daß seine Ansichten immer milde gewesen, und daß sie, wenn sie auch noch so sehr von den gewöhnlichen abgewichen, doch nie etwas Zurückstoßendes und Herbes gehabt, sondern wie ein poetisches Werk immer die Befriedigung und die Auflösung in sich getragen.

Merkel hat mir erlaubt, ihm von Berlin zu schreiben und auch von Zeit zu Zeit einen constitutionellen Artikel für die Kornsche Zeitung zu schicken. Der von der Montags Zeitung, wo von Düsseldorf die Schrift von Vinke und die Meinige angezeigt wurde, fand auch keine Schwierigkeit in der Censur. Ich hatte ihn Merkel vorher zugesendet und er sandte ihn mit seinem imprimatur versehen zurück.

Als ich ihm dankte und ihm bemerkte, daß Preußen sowie Maria von Schottland sagen könnte: Ich bin besser als mein Ruf, so sagte er lächelnd: Wir regieren mit Personen. Der Herr J. kann drucken lassen, was er will, indeß der Herr K. sich sehr irren würde, wenn er sich ähnliches wollte beigehen lassen. Ich würde es für ein Glück halten, wenn Schlesien so eine Zeitschrift hätte, wie unser Westphälischer Anzeiger, die wöchentlich erschiene und in der eine so erfrischende und erfreuliche Polemik und was die Hauptsache, an der 200 Autors mitarbeiteten.

Hiedurch entsteht eine große Lebendigkeit in der öffentlichen Meinung. Hier murmuriren sie immer über das, was die Regierung thut zwischen 4 Wänden, wie z. B. über das Einziehen des katholischen Klosterfonds. Allein es fällt niemandem ein, hierüber öffentlich mit Anstand und Sachkenntniß zu reden, so wie Möser im Osnabrück'schen Wochenblatte über die Angelegenheiten des Landes redete.

Das Gespräch habe ich hier vielfach leer und unbedeutend gefunden. Auch herrscht wenig Uneigennützigkeit. Alles will eine Stelle und die Beamtenwelt hat sich, wie Merkel mir sagte, seit einem Jahr ums Doppelte vermehrt.

Excellenz — bitte mich lieb zu behalten.

Der Ihrige

Benzenberg.

Clausewitz an Gneisenau.

Koblenz, den 14. November 1816.

Eigentlich ist es wohl zu früh, wenn ich Euer Excellenz schon wieder schreibe, um so mehr, als ich eigentlich nichts Wichtiges oder Neues zu schreiben habe. Aber eine gewisse Hypochondrie, die mich befällt, ein Gefühl der Einsamkeit mitten unter Menschen macht es mir zum Bedürfniß. Ich komme mir zuweilen vor, wie einer, der mit einem Zirkel von Freunden sich auf eine große Redoute unter fremde Gestalten begeben hat; ehe er sichs versieht, sind alle seine Freunde weg und er sieht sich allein. — Boyen und Grolmann sind zwar noch da von den unsrigen, aber sonst schießt überall soviel fremdartige Natur hervor, daß man sich des Gedankens nicht erwehren kann, die beiden werden auch nächstens weggeschwemmt sein. — General Knesebek ist beim Bundestag ernannt, und General Hake meinte neulich nun, da Knesebek und G[olz] dort wären, würden unsere Angelegenheiten gewiß sehr gut betrieben werden. Das ist nun freilich mein Glaube ganz und gar nicht und es ist kein angenehmes Gefühl, sich zwischen so fremdartigen Ansichten und Meinungen zu befinden, wie außer seinem Elemente ein Fisch im Trockenen. Daß ich dies täglich bei hundert anderen Gelegenheiten erfahre, können Euer Excellenz sich leicht vorstellen. Sie werden es mir gewiß nicht als Kleinmuth oder Indolenz auslegen, wenn ich dabei mit meinen Ansichten ganz zurückhalte, oder sie höchstens zeige, ohne sie nachdrücklich zu behaupten, denn theils ist es unangenehm, sich so gar nicht auf demselben Gesichtspunkt mit den andern zu befinden, und sogar selten ganz verstanden zu werden, theils ist meine Stelle doch höchstens Rath zu geben, das ist aber bei Leuten nicht möglich, die des Rathes nie bedürfen, und das ist bei einer gewissen Beschränkung der Ansicht gar nicht so schwer. Ich ziehe also, wie ein alter Postgaul, an dem Wagen des Generalcommandos, der auch viel Aehnlichkeit mit einer alten Postkutsche hat, nämlich dadurch, daß viel einzelne Rumpeleien darauf gefahren werden, die kaum der Fracht werth sind. Was uns jetzt beschäftigt, ist freilich ein großer Gegenstand, die Aushebung, aber er wird nicht großartig behandelt, das getraue ich mich vor der ganzen Welt zu beweisen. Die Franzosen, die freilich ein viel reelleres Unrecht gegen ihre Völker ausübten, indem sie in unnützen Kriegen ganze Geschlechter aufopferten, hatten bei ihrem Aushebungswesen, trotz des verschrienen Remplacements, eine einfache, klare, strenge, durchaus auf das natürliche Recht gestützte Gesetzgebung. Unser Verfahren ist ein Simmel-Sammel-Surium von Liberalität und völliger Willkür. Daß keine Verordnung bestimmt hatte, wie die erforderliche Mannschaft aus der Masse der Zwanzigjährigen ausgewählt werden sollte, habe ich Euer Excellenz erzählt. Von dem Geist der Provinz getrieben, haben die hiesigen Regierungen (doch weiß ich nicht, ob alle) das Loos als Modus [?] gewählt; aber freilich nicht das strenge blinde Loos, den unmittelbaren Abgesandten des Schicksals, sondern ein durch viele Einschränkungen bedingtes und verdorbenes Loosen. Können Sie sich aber denken, daß ganz stark die Rede davon ist, die Mannschaften für die Garde aus der ganzen Masse auszuwählen, ehe gelooft ist? Ich weiß noch nicht, wie der General Hake entscheiden wird, aber ich berufe mich darauf, daß solche Anträge schon den Geist der Illiberalität und Willkür hinreichend bezeichnen. Ob nun

gleich alles Unrecht, was wir in dieser Sache durch unseren absichtlichen Mangel an Consequenz und Klarheit legen, nicht ein Hundertheil des Unrechtes wiegt, was die französischen Kriege gethan haben, so ist es doch immer hinreichend, die auf Formen mehr als auf die Sache gerichtete immer gereizte Kritik der Rheinländer lebhaft zu beschäftigen. Ich finde diese Rheinländer durch eine falsche Behandlung von lange her verdorben und verzogen, und glaube, daß man ihre Splitter-Richterei nicht fürchten, fest und ruhig auftreten und ihnen das hin und wieder derb zu erkennen geben muß; man muß sich Furcht, Achtung und Gehorsam verschaffen; ich bin also keiner von denen, die in den Rheinlanden immer auf den Zehen gehen wie in einem Krankenzimmer, St — St flüstern und mit den Händen winken, daß man auch ja leise auftrete, um den schlafenden Löwen nicht zu wecken. Aber Achtung kann man sich nur verschaffen, wenn man sein Möglichstes thut, guten Willen hat, redlich und einfach verfährt. Dieser dreifache Geist aber fehlt grade allen unsern Verordnungen in dieser höchst wichtigen Sache. — Eine andere Angelegenheit von geringerem Gewicht, aber doch immer von großer Bedeutung ist das Casernement. Trotz aller Anträge, welche die Lokalbehörden gemacht haben, ist es nicht durchzutreiben gewesen, dies auf Unkosten des ganzen Landes geschehen zu lassen, sondern es ist ganz in der alten Weise als eine lediglich die Garnison-Städte betreffende Angelegenheit angesehen. Dieser Grundsatz paßt in die jetzigen Verhältnisse nicht besser, wie die Säule einer Moschee unter einem gewichtigen griechischen Architrav. Nun hat zwar die Regierung den einzelnen Städten Summen zugeschossen, z. B. hier bis jetzt 18000 Thaler. Da aber diese Zuschüsse nicht nach Maaßgabe des Bedürfnisses, sondern dessen geschehen, was die Staatskassen grade erübrigen können, ganz willkürlich, unregelmäßig und immer unzulänglich sind, so drückt die Militair-Behörde zur Beförderung der Sache unaufhörlich auf die sogenannte Servicecommission, die die Städte wie ein Eiter-Geschwür ansehen, was ihre Kräfte auf eine höchst schmerzhafte Art consumirt. Natürlich wird das Militair dadurch verhaßt, und es giebt Leute, die sich wirklich und im Ernst über die säumigen Service-Commissionen erzürnen können.

Ich kann mein Klagelied nicht beschließen, ohne es noch durch die Sphäre der Gesellschaft tönen zu lassen. Da sieht es gar verzweifelt aus. Kaum waren Euer Excellenz weg, so that man sich nicht länger Gewalt an und das Spiel wurde eingeführt, nun sieht man große Thee's mit zwanzig Spieltischen, wo weder ein vernünftiges noch lustiges Wort fällt. Je weniger ich mich zu dieser Nachäfferei der großen Welt bringen lassen will, um so verlegener bin ich, denn in kleinern Zirkeln vermißt man den Witz und die fröhliche Laune, sowie die Liebenswürdigkeit noch mehr. Frau von Jasmund hat ein großes Vacuum gelassen. Wahrscheinlich kommt er nicht wieder, denn er arbeitet ganz stark in Berlin an seiner Civil-Versorgung; ich wünsche auch nicht, daß er wieder kommt, so sehr wir sie vermissen, weil seine Verhältnisse hier zu unangenehm werden würden. Außerdem sind die Dobschütz jetzt im Begriff abzugehen, die einzigen, die noch eine Art von Originalität und dabei viel Gutmüthigkeit hatten, selbst — [?] verlieren wir bei dieser Gelegenheit, da er wahrscheinlich den General begleitet und so müssen wir denn auf alle die entzückenden kleinen Lieder Verzicht thun, die unsern Abend so oft erheitert und selbst in der letzten Zeit wenigstens noch gedient haben,

uns die früheren besseren zurückzurufen. — Ich möchte mich ganz und gar in meine vier Wände begraben, wenn man mich nur ganz vergessen wollte. Indessen werde ich doch viel mehr und überhaupt viel allein sein und mich beschäftigen meine angefangene Darstellung des Krieges fortzuschreiben, wozu Ew. Excellenz Beifall mich ermuntert. Ich habe schon seit einigen Wochen daran gearbeitet und das Volumen (ich hoffe auch den Inhalt) verdoppelt. Wenn Sie mir erlauben, so werde ich Ihnen die Fortsetzungen gelegentlich abschriftlich zusenden. Nur Euer Excellenz fortdauernder Beifall könnte mich bewegen, es für den Druck fertig zu machen, denn übrigens erwarte ich viel Widerspruch oder vielmehr unreifes Naserümpfen und, wie klar man auch seine Ansicht geläutert und wie fest man seine Ueberzeugung gestellt haben möge, so hat man doch das Bedürfniß irgend einer Seele Beifall zu gewinnen. Dies ist noch mein einziger Trost und Stab in meiner hypochondrischen Stimmung.

Ein besserer Trost, ein Ausgang aus dieses Thales Gründen, die der graue Nebel drückt, würde Euer Excellenz Etablissement in Engers sein. Das würde dem sogenannten Leben wieder einen Fluß geben, und nebenher würde es eine Art Gleichgewicht herstellen, wenn Euer Excellenz sich rechts von Coblenz niederließen, da der G[eneral] K[nesebek] und G. G[olz] sich links davon aufpflanzen. Der Erstere wird gewiß, wenn der Zufall den General Hake von hier entfernen sollte, gleich Beschlag auf dies Generalcommando legen.

Die Frankfurter Zeitungen sagen Euer Excellenz in Berlin; ich bezweifle es, gestehe aber, daß mir Ihr Aufenthalt in Kauffungen auch nicht sehr gefällt, denn sie [?] wird gewiß nicht erheiternd für Sie sein, löst sie doch unsere Verbindungen, die Sie hier oder in Berlin zum Besten des Allgemeinen anknüpfen könnten. — Ich hoffe, Sie werden mich nicht ganz in Ungewißheit über Ihre Projecte für die Zukunft lassen, da Niemand einen so vielfachen Antheil des Herzens und jedes andern Interesses daran nimmt. — Da ich seit Ihrem Schreiben vom 19. September keines von Ihnen erhalten habe, so sehe ich nun täglich einem entgegen.

In meinem kleinen Werk bin ich ganz ernstlich bemüht, die fremden Wörter wegzulassen, darum werden Euer Excellenz diesem Brief die verschiedenen Gallicismen verzeihen. Viel herzliche Empfehlungen von meiner Frau und mir an die sämmtlichen Freunde.

Cl.

An Frau von Clausewitz.

Erdmannsdorf, den 27. November 1816.

Sie erhalten hier, hochverehrte gnädige Frau, ein Schreiben in Folio von einem der beschäftigtsten Männer, die vielleicht Schlesien jetzt besitzt, denn ich thue jetzt wenig anderes, als anordnen, zerstören, aufrichten, Entscheidungen geben, umherreiten, Besuche geben und empfangen und dennoch bin ich, Herrn Raabe ausgenommen, ganz allein, und ohne Kinder schon seit 3 Wochen. Ich habe nämlich mein sorgenschweres, Unheilbringendes, Zwist-

erregendes Mittel-Kauffung gegen Erdmannsdorf, zwischen Schmiedeberg, Warmbrunn und Hirschberg gelegen, vertauscht.

Da sitze ich nun, und lasse mein hiesiges Haus zur Winteraufnahme meines zahlreichen Hausstandes einrichten, lasse verfallene Wirthschaftsgebäude abtragen, um sie gefälliger und schicklicher da aufzubauen, wohin sie eigentlich gehören. Da ich hier mit Buchwald, Stohnsdorf, den Gütern der Grafen Schafgotsch und Mattuschka und der Stadt Hirschberg gränze, so fehlt es nicht an Gesellschaft und Besuchern und ich habe meine nachbarlichen Obliegenheiten treulich erfüllt. So lebe ich in den Freuden und Erwägungen einer neuen Schöpfung. Die Natur hat trefflich vorgearbeitet, und das Haus giebt sich leicht zu allen neuen Einrichtungen her. Die Gegend ist himmlisch, die Mittagseite großartig, die Mitternachtseite höchst lieblich. Da sind Wälder und Teiche, und Waldung und die schönsten Wiesen. Ich hoffe, mit einiger Verstandsanstrengung eines der schönsten Güter zu bilden, die die Erde hat.

Diese Vertauschung konnte ich nicht bewirken, wenn ich nicht gegenwärtig war. Auch für meine Geldangelegenheiten war es ersprießlich. Bei dem Rechnungs-Abschluß mit meinem Mittel-Kauffunger Amtmann hat sich dessen betrüglicher und verschmitzter Charakter offenbart und da ich, nothgedrungen, mich selbst damit abgeben mußte, die Rechnungen zu prüfen, so habe ich doch mehrere tausend Thaler zu retten vermocht, die in der absichtlich verwickelt angelegten Rechnungs-Anlage, Jedem andern als mir, der ich mit Lokal-Kenntnissen ausgerüstet war, unentdeckt geblieben wären. So ist demnach meine Anwesenheit auch in materiellem Sinn nützlich. Seit dritthalb Jahren hat dieser arglistige Verwalter nicht mehr als einige hundert Thaler von den Einkünften des Gutes abgeführt und die ihm zur Zahlung angewiesenen Interessen nur zum Theil bezahlt.

In wenigen Tagen lasse ich die meinigen von Kauffung hierher kommen. Unser Hausstand hat sich um eine Erzieherin

vermehrt, eine M. Vogt aus Berlin, ein anständiges gebildetes Mädchen von etwa 25 Jahren. Es hat sich aber bald ein zärtliches Verhältniß gebildet, zwischen ihr und dem Hauslehrer; schlimm und spaßhaft zugleich ist es, daß die Kinder solches gewahr geworden sind und untereinander darüber gezischelt haben. Hugo der nichts verschweigt hat einen ihm darüber bei Tische entfahrnen Scherz nachher durch einige ihn zu Boden werfende Hiebe, büßen müssen.

Agnes ist meist still und in sich gekehrt, sie wird lebhafter und mittheilender, wenn sie mit jungen Personen ihres Geschlechts zusammen ist, und die Frauen behaupten, ihr Umgang sei angenehm. Es war überhaupt ein Opfer, daß ich sie mitnahm, denn ich mußte mich darin sehr nach ihr richten, daß ich stets bemüht sein mußte lockere Frauen von ihr abzuhalten, die sie gern in ihre Gesellschaft gezogen hätten. Ich konnte darum nur kurze Spazierritte meist machen, wo ich sie nicht etwa selbst mitnehmen konnte, und wo wir allein waren, da war ihre Unterhaltung mit mir stets sehr einsilbig, so viele Mühe ich mir auch geben mochte für Gegenstände derselben zu sorgen. Ich muß mich schon darein finden, denn meiner Frau ergeht es nicht besser. Die Gerechtigkeit indessen muß ich ihr wiederfahren lassen, daß sie sich in Gesellschaften mit Anstand und Gefühl der Schicklichkeit benimmt und nie sich etwas gegen Männer vergiebt. Dabei kommt ihr ihr Stolz zu Statten so wie überhaupt ihr fester Charakter, [der] bei einem Mann, der ihn zu tragen und zu schützen weiß, sie sicher durch das Leben führen wird.

Von Agnes komme ich ganz natürlich auf Scharnhorst zu sprechen. Er hat einen neuen Beweis von seiner argwöhnischen Gemüthsart dadurch geliefert, daß er in einem Schreiben an meine Frau sehr bitter sich darüber beschwert, daß Sie verehrte gnädige Frau, nicht mehr theilnehmend für ihn gesinnt wären und ihn verlassen hätten, Sie, die Sie in Schrift und Rede stets seiner mit so viel Wärme sich annehmen. Auch über mich beschwert er

sich und nennt mein Benehmen hart. Aber so ist er. Welche Noth hatte ich mit ihm in dem Feldzug von 1814. Er warf mir Ungerechtigkeit, Zurücksetzung und Untheilnahme an ihm vor, mir, der ich mir bewußt war, nie, auch nie andere als die wohlwollendsten Gefühle gegen ihn empfunden zu haben! So wie er durch seine finstere Gemüthsart seine Freunde jetzt quält, wird er dereinst seine Frau ängstigen, das ist ganz gewiß und von dieser Ueberzeugung lasse ich mich nicht abbringen, sie bestätigt mich in dem von mir gefaßten Beschluß, nicht zuzugeben, daß Agnes als seine Braut sich anerkenne, bis sie nicht das achtzehnte Jahr vollendet hat. Dann reifer an Erfahrung und Charakter mag sie über ihr Schicksal entscheiden und solches mit dem eines Mannes verbinden, dessen Gemüthsart sie kennen gelernt hat. Handelte ich nicht nach diesem Entschluß, so könnte sie mir dereinst Vorwürfe darüber machen, daß ich zugegeben, daß sie in jugendlicher Unbefangenheit über ihr Schicksal vorschnell entschieden. Ich bin es müde zu wiederholen, wie sehr ich Scharnhorst schätze; meine Freunde wissen dies; ich will aber nicht verhehlen, daß ich seit jener Zeit, wo er mir so sehr Unrecht that, etwas scheu gegen ihn geworden bin, da er so übelnehmend und argwöhnisch ist, welche Art zu sein meiner arglosen, unbefangenen Gemüthsart etwas widerstrebt. Wenn indessen Agnes bei ihrer Wahl beharrt, so kann ich nicht anders als sie deshalb loben, weil solche ihr Ehre macht.

Ob Scharnhorst meinen ersten Brief beantwortet hat oder nicht, will ich dahin gestellt sein lassen. Die Beantwortung war allerdings schwer, denn gegen die von mir aufgestellten Grundsätze läßt sich, dünkt mir, mit Fug Nichts einwenden. Wenn indessen Scharnhorst das Gegentheil meint, so mag er sich die geringe Mühe geben, meinen Brief nochmals zu beantworten und zu widerlegen, und auch Sie, gnädige Frau, möchten dies thun, so fern Sie in Ihrer Ansicht von der Meinigen abweichen, aber dann bitte ich zugleich Ihren Herrn Gemahl, seine Kritik hinzu-

zufügen, denn, ich weiß, wie sehr Sie Ihre Freunde verziehen und verhätscheln. Weiß ich dies nicht selbst aus eigener Erfahrung?

Nein! Nein! Soviel verdiene ich nicht, als Sie, gnädigste, ja allergnädigste Frau, bei Gelegenheit meines Geburtstages sagen. Ich bin ganz beschämt über so viel Güte und so viel Verblendung über mein so mittelmäßiges Verdienst. Denen Herrn Subscribenten der Zuschrift der Frau Generalin von Dobschütz wollen Sie gelegentlich meine dankbaren Gesinnungen zusichern; der Generalin werde ich selbst schreiben. Gröben und seinem Frauchen entbiete ich gleichfalls meinen herzlichen Gruß, so wie dem Dichter Schenckendorf.

Auf meinen Antrag Engers zu kaufen, bin ich bis jetzt noch ohne Antwort gelassen. Ich habe mir die Sache überhaupt leichter gedacht, als sie nun erscheint und ich sehe voraus, daß mir von manchen Seiten her Schwierigkeiten werden gemacht werden, wenn ich indessen nicht damit glücklich bin, so muß und will ich schon eine andere Besitzung dort mir erwerben. Ich hatte mich schon in der Hoffnung gewiegt, den Ankauf im Spätherbst zu Stande gebracht zu sehen und den Winter bei Ihnen zubringen zu können, denn damals hatte ich Erdmannsdorf noch nicht, und auf diese Voraussetzung war auch die Idee gegründet auf einige Wochen Ausgang Winters nach London zu gehen, so aber ist es anders gekommen theils durch Anderer, theils durch meine Schuld, nämlich die meines Tauschhandels.

Wenn mein Bildniß unter Ihrer Leitung copirt sein wird, dann wage ich die Bitte an Sie, eine After-Copie davon machen zu lassen, damit ich den meinigen ein ähnliches Bild von mir hinterlasse, wenn ich bald sterbe, wozu ich aber wirklich nicht die mindeste Lust habe, denn wenn man solche Freude hat als ich, und gute Kinder dazu, dabei keine Nahrungssorgen, so findet man, selbst bei etwas Gicht und unregelmäßiger Verdauung, hienieden sich ganz wohl und hat eben noch keine Sehnsucht nach den Freu-

den einer beſſeren Welt. Man behält da gern was man hat, ohne ſich aufs ungewiſſe einzulaſſen.

Gott erhalte Sie! Ich muß von Ihnen heute ſcheiden. Ewig Ihr Sie verehrender Diener

G.

Aus dortiger Lackir-Fabrik wollen Sie gnädigſt mir ein Kaffeebrett mit der Inſchrift von Naſſau ausſuchen, ich will ſolches der Gräfin Reden meiner Nachbarin und eifrigen Verehrerin des Herrn von Stein ſchenken.

Ihrer Frau Mutter und Ihrem Herrn Bruder meine herzlichſte Empfehlungen.

An Hardenberg.

Erdmannsdorf, den 27. November 1816.

Es iſt meinem Herzen Bedürfnis, einige freundliche Worte über Ew. Durchlaucht Ergehen von Ihnen ſelbſt zu vernehmen, hochverehrter Fürſt, und in dieſer Abſicht richte ich gegenwärtiges Schreiben und Geſuch an Ew. Durchlaucht, Sie werden dem treuen und herzlichen Freund ſeine Bitte um einige Zeilen Antwort nicht abſchlagen.

Ueber Ew. Durchlaucht Unfall auf Rügen iſt mir Privat-Nachricht geworden. Es nimmt mich Wunder, daß die öffentlichen Blätter deſſen nicht erwähnten. Daran iſt aber wahrſcheinlich Ihre alte Gutmüthigkeit Schuld, die ſtets derjenigen großmüthig ſchont die Ihnen Unheil zufügen, daß es in Abſicht auf Gewinn unſicherer iſt, unter Ihre Freunde als unter Ihre Feinde zu gehören, da ſie letzteren ihre Unbilden ſtets durch Wohlthaten vergelten. Jedoch will ich dieſe Behauptung weder auf den ehrlichen Arndt, noch auf mich angewendet wiſſen, denn jener gehört gewiß unter die wärmſten Verehrer Ihrer edlen Eigenſchaften, und für mich, Ihren Freund, haben Sie, herzlich geliebter Fürſt, ſtets ebenſo edelmüthig geſorgt, als ob ich Ihr Feind wäre.

Meinen Aufenthalts-Ort in hieſiger Provinz habe ich verän-

dert. Das sorgenschwere Mittel-Kauffung mit seinen vielfachen Wirthschafts-Gegenständen und steinigen Wegen habe ich vertauscht gegen Erdmannsdorf, zwischen Hirschberg und Schmiedeberg gelegen. Dieses Gut hat wenige Wirthschaftszweige, hauptsächlich nur Ackerbau, 1000 Morgen Ackerland, 350 Morgen Wiesen, alles ebener und guter Boden, überhaupt 2900 Morgen Fläche mit Wäldern und Teichen; es ist aber in allen seinen Zweigen herunter gebracht und dennoch habe ich eine große Summe zugegeben. Wenn ich aber noch 1500 Schaafe und 55 St. Rindvieh werde gekauft, das heißt: eine bedeutende Summe hinein verwendet haben, so hoffe ich ein treffliches Landgut daraus zu bilden. Die Lage des Wohnhauses ist himmlisch und die Umgegend mit allen Fähigkeiten zur Verschönerung des Gartens und der Landschaft ausgestattet, durch Bäche, Wiesen, Gehölze, Teiche. Die verfallenen Wirthschaftsgebäude verpflanze ich, um Aussicht und Vergrößerung zu gewinnen. So lebe ich in einer neuen Schöpfung. Möchte ich darin meinen edlen Freund empfangen und bewirthen können.

Carlsbad hat meine Eingeweide doch etwas verbessert, obgleich ich die Rückkehr meiner Winterbeschwerden wieder etwas hier verspürt habe. Aber von Töplitz habe ich nicht den mindesten Nutzen gehabt, indem mir die Gelenke stets noch von sich entwickelndem Gichtstoff eingenommen sind. Uebrigens lebe ich ganz glücklich in der Wiedervereinigung mit meinen Kindern. Der ältere Sohn unseres Scharnhorst hat um meine älteste Tochter Agnes gefreit und das Mädchen liebt ihn um seines Verdienstes Willen. Ich will aber den erklärten Brautstand nicht eher gestatten, bis nicht das junge Geschöpf ihr achtzehntes Jahr vollendet hat, wo sie reif genug an Erkenntniß und Charakter seyn wird um über ihr Schicksal verfügen zu können. Dann gebe ich freudig meinen Seegen dazu.

Nun, edler Fürst, bitte ich Sie, desjenigen mit Wohlwollen eingedenk zu seyn, der nie aufhören wird Sie zu verehren und zu lieben. Gr. N. v. Gneisenau.

An die Prinzessin Luise, Fürstin Radziwill.

Erdmannsdorf bei Hirschberg, den 13. Dezember 1816.

Durchlauchtigste Prinzessin, gnädigste Fürstin und Frau.

Die Huld, womit Ew. Königliche Hoheit mich stets zu beglücken geruht haben, macht mich so kühn, aus meinem ländlichen Aufenthalt diese Zeilen an Höchstdieselben zu richten, um Höchst-Ihnen in Erinnerung zu bringen, daß an dem Fuß der sudetischen Gebirge ein Mann lebt, der in dankbarem Herzen das Andenken der Gnade bewahrt, womit Ew. Königliche Hoheit ihn, in trüber wie in heiterer Zeit, gestärkt und erhoben haben.

Die uns gegönnte Ruhe und andere Umstände haben mir endlich erlaubt, einen Wunsch, den ich von Jugend an leidenschaftlich genährt zu befriedigen, und in ländlicher Einsamkeit ein sorgenfreies Alter zu verleben. Eine wirklich wankende Gesundheit, durch so manchen lauten und verhehlten Aerger untergraben, sowie das Gefühl der Abnahme meiner Thätigkeit, begründeten, ja geboten meine Bitte um Erlaubniß zur Ausscheidung für die Dauer des Friedens. Das Glück wollte mir dabei so wohl, daß solche erleichtert wurde, und wie auch ein Theil des Publikums über die dabei vorgekommenen Umstände urtheilen mag, so kann ich mich doch nimmer überzeugen, daß dabei böser Wille obgewaltet habe; im Gegentheil ist mein Herz mit Dank gegen den König erfüllt, der mich über Nahrungssorgen erhoben und mir dabei die Muße gegönnt hat, dieser glücklichen Lage im Genuß einer schönen Natur mich zu erfreuen.

Wenn Ew. Königliche Hoheit die Umgebungen meiner neuen Ansiedlung — denn mein Mittel-Kauffung habe ich gegen das Gut Erdmannsdorf vertauscht — schauen könnten, so würden Höchstdieselben schon allein hierin eine Rechtfertigung meiner Zurückgezogenheit finden. Nördlich meiner Wohnung liegt ein liebliches Mittelgebirge und an dessen Fuß Dörfer, Waldflecke, Wiesen, Teiche; südlich derselben in der Entfernung von nur einer

Stunde, erhebt sich das hohe Schauspiel des Riesengebirges, die Schneekoppe gerade vor meinem Fenster. Diese Lage ist einzig. Von Hirschberg, Warmbrunn, Schmiedeberg bin ich, von jedem, nur eine Meile entfernt. Wohin nur man sich hier wendet, da entdecken sich immer neue Landschaften. Die schönen Chausseen erleichtern, daß man Besuche giebt und empfängt, und was endlich dieser herrlichen Gegend einen neuen Schimmer in meinen Augen verleiht, das sind die Erinnerungen meiner Jugend, und das langentbehrte ruhige Zusammenleben im heimathlichen Lande mit meinen Kindern. Ew. Königliche Hoheit wissen, daß eine fast zu zärtliche Liebe zu diesen Geschenken des Himmels meine schwache Seite ist.

Auch diesem letzteren Genuße indessen droht eine Störung, denn Ew. Königliche Hoheit, bei der Theilnahme, deren Höchstdieselben mein Schicksal gewürdigt haben, darf ich nicht verhehlen, daß um meine Tochter Agnes geworben worden. Der Major von Scharnhorst nemlich hat sie seiner Neigung werth gehalten, und auch sie, obgleich er eben nicht durch äußere glänzende Eigenschaften ausgezeichnet ist, hat seinen inneren Werth als Mann und als Soldat schnell zu schätzen verstanden und solche Neigung erwiedert. Da sie indessen noch so sehr jung ist, so will ich nicht erlauben, daß sie über ihr Schicksal vor ihrem vollendeten achtzehnten Jahre entscheide. Bis dahin findet weder Brautstand noch Briefwechsel statt. Wenn nach anderthalb Jahren beide noch ihres jetzigen Sinnes sind, so gebe ich meinen Seegen zu ihrer Verbindung. Der Major Scharnhorst so höchst schätzenswerthe Eigenschaften ihn auch sonst auszeichnen, ist dennoch von Zeit zu Zeit von Trübsinn und Neigung zu Argwohn heimgesucht, und dieser Umstand hat mich um so fester bestimmt, nicht zu gestatten, daß Agnes, bevor sie zu reiferem Urtheil gelangt ist, einen über ihre Zufriedenheit entscheidenden Schritt thue. Entschließt sie sich späterhin, ohngeachtet ihrer Kenntniß des Charakters ihres Bewerbers, dennoch dazu, so wird sie um so fester die trüben Stun-

den ertragen, die etwa störend auf das Glück ihrer Ehe von Zeit zu Zeit wirken möchten.

Benzenberg an Gneisenau.

Berlin, den 4. December 1816.

Mein General!

Ich bin seit 14 Tagen in Berlin und habe Ihnen noch nicht geschrieben.

Ich habe bis jetzt blos alte Bekannte besucht und noch keine neuen gemacht.

Savigny und Eichhorn sind mir doch die liebsten. Savigny ist ein gemüthlicher und reiner Mensch, der die Geschichte und das Recht so studiert und kennt, wie Möser es studierte und kannte. Ich bin ungemein gern bei ihm.

Bei Eichhorn herrscht das Geistige über das Irdische und die Psyche trägt und hält und regiert einen schwächlichen Körper. Ihm ist es Ernst mit dem Bessern und mit der Verfassung und er hat sich rein erhalten von den Vorurtheilen der Beamtenwelt.

Rühle treibt allerhand, heute Verfassung, morgen Künstlerliebhabereien und übermorgen vielleicht Militaria.

Jahn raisonnirt: „ob die Constitutionen auf dem nassen Wege oder auf dem trockenen entstehen" und wer ihn so reden hört, muß glauben, daß die Polizei ihm täglich 6 Fr. bezahle, um in den Ruf der Redefreiheit zu kommen oder um andere auszuhorchen.

Fürst Wittgenstein war ungemein erfreut, als ich ihn vor ein paar Tagen besuchte. Er fragte gleich: kommt der General nicht hierher, er hat es ja versprochen! Ich antwortete: daß der General jetzt in mannigfacher Weise in seinen Gütertausch verflochten sei und sehr damit beschäftigt sei die Angelegenheiten zu ordnen. Der Fürst mußte nach Hofe fahren, bat mich aber so angelegentlich ihn wieder zu besuchen, daß ich heute als ich von Prinz August kam, wieder bei ihm vorging. Er fragte wieder, ob der General denn gar nicht kommen wolle. Der General habe ihm gesagt, daß er nur seiner Gesundheit wegen einen Urlaub wünsche, einen andern Grund habe der Fürst nicht gewußt. Daß zwei Cabinetsschreiben, wovon eins der Obrist Thiele und das andere der Kriegsminister Boyen redigirt, vielleicht nicht völlig im Einklange gewesen, weil der eine von der Antwort des anderen nichts gewußt, das kann doch den General so unangenehm nicht berührt haben. Er (Fürst Wittgenstein) habe über die Lage der Dinge vielfach mit dem General in Töplitz gesprochen und selbst auf die Gefahr für indiskret gehalten zu werden. Der General kenne ja die Gesinnungen des Königs und des Kanzlers und in seinen besten Jahren dürfe man sich seinem Vaterlande nicht entziehen. Jetzt da die Gesundheit des Generals wieder hergestellt sei, so sei ja nichts erwünschter, als daß er das ungemein wichtige Commando am Rhein wieder übernehme. Ich bemerkte: daß ich über die Ursache des sich Zurückziehens nichts sagen könne, da hiervon nie die Rede gewesen und der Punkt zu delicat sei um ihn zu berühren.

Ich hätte mir die Sachen in dem Zusammenhang gedacht, daß es für den General unangenehm gewesen, daß sein Name in mancherlei Ge-

rede wäre verflochten worden, besonders im Mercure surveillant und in andern Zeitungen und selbst in denen, die sich für seine Freunde gehalten. Großes habe sich in der letzten Zeit begeben und wer das Gefühl habe hierauf mächtig gewirkt zu haben und das Wesen dessen wohl erkannt, was sich begeben, der wolle sich solches Gefühl in keiner Weise trüben lassen und da sei wohl das Einzige sich zurückzuziehen und so allem Geschwätze zu entgehen.

Der Fürst bemerkte, dem Geschwätz könne niemand entgehen; auch er müsse dieses dulden, wie jeder andere. Wenn der Ruhm einmal sicher stände, wenn die Welt wisse, daß der Gang des Krieges, die Uebersicht des Feldzuges alles in Einem Kopfe gelegen, so könne dieser Eine sich wohl über allerhand kleine Reden wegsetzen. Auch sei es deswegen nicht gut, sich lange von Geschäften zu entfernen, weil man ihnen fremd würde, obschon dieses andere Generäle vielleicht nicht ungerne sähen, weil sie ohne dieses wohl keine Aussicht hätten die Armee einmal zu commandiren. Der Kanzler arbeite jetzt auch an der Verfassung, allein er sei so mit anderen Geschäften überhäuft, daß ihm wenig Muße hierzu bliebe.

Dieses ist so die Hauptsache, was mein Gedächtnis von dieser Unterredung behalten.

Der Fürst mußte in eine Conferenz und er bat mich, ich möge ihn doch ja öfter besuchen. Er sei den ganzen Morgen zu Hause. Er führte dieses Gespräch so angelegentlich, daß alles warten mußte, was kam, sogar der Polizeipräsident Lecoque.

Ungemein lieb war es mir, daß ich vieles nicht wußte, denn da ich eine so publicistische Natur habe und immer spreche als wenn's gedruckt werden sollte, so sind Geheimnisse schlecht bei mir bewahrt und ich freue mich immer darüber, daß ich keine habe.

Auch Stägemann fragte mich sehr angelegentlich, ob der General nicht komme und ob er sich bei lebendigen Leibe begraben wollte.

Diesem antwortete ich: daß nach meinem Dafürhalten der Graf nichts besser thun könne als in der Einsamkeit leben und sein Gemüth für die Weltbegebenheiten zu bilden, damit er, wenn einmal eine Zeit mit großen Forderungen komme, sie, die Menschen, nicht wieder unvorbereitet finde, sowie die große Zeit, die wir erlebt, uns vielfach unvorbereitet gefunden. Dieses, scheine mir wichtiger als ob es irgend auf einem kleinen Flecke des Reichs mit Hülfe des Generals etwas mehr oder weniger gut gehe.

Eichhorn fragte besorgt: ob der Graf, der an eine große Thätigkeit und Eingreifen in die Bewegung der Welt gewöhnt; sich in dieser Ruhe nicht in sich selber aufzehre und aufreibe und zerstöre.

Dieser ehrlichen Seele habe ich geantwortet, daß dieses nicht zu besorgen. Der General sei jetzt zur Venus-Urania übergegangen und bei einer großen Uebersicht über die Bewegungen und Begebenheiten der Gesellschaft, gelange man zu einem gewissen philosophischen Indifferentismus, daß man weniger darauf sehe, was sich begebe, als wie es sich begebe.

Eichhorn meinte aber: Wenn man einem Staate lebe, der blos in seiner Beamtenwelt lebe, so werde man den Geschäften und dem Leben des Staates fremd, wenn man lange aus den Geschäften abwesend sei. So könne Boyen rein weg nichts mehr thun, weil ihm alles so fremd geworden. Was die Verfassung beträfe, so möge der Kanzler wohl fühlen, daß er 66 Jahr alt sei, daß er in vielerlei verflochten und daß das Unter-

nehmen zu waglich. Jetzt wolle man einen Staatsrath bilden. Dieses sei schon etwas, obschon man vorsehen könne, daß bei der Wahl vielfach persönliche Rücksichten entscheiden würden und weniger das Talent. Indeß er sei denn doch einmal eine selbstständige Behörde neben dem Ministerio. Den Kanzler habe ich nicht gesehen, da er immer noch auf Glinike ist. Ich habe ihm vorgestern geschrieben, welche Nachrichten ich vom Rheine habe, und daß man einem trüben und vielleicht unruhigen Winter entgegensieht.

Ich habe mein Büchlein ebenfalls vorgestern dem Könige geschickt und in dem begleitenden Briefe eine gedrängte Darstellung der das Büchlein regierenden Ideen gegeben. Gelesen haben sie es hier alle, und da es nicht polemischer Natur, so hat es den Leuten gefallen.

Wittgenstein sagte mir, daß Schuckmann gesagt: Es sei das Vernünftigste, was er noch über diesen Gegenstand gelesen habe.

In einem Briefe aus Töplitz, der im Westphälischen Anzeiger abgedruckt worden, haben sie einen Ausdruck des Hochverraths beschuldigt und Herr v. Jordan und Herr v. Kamptz haben groß Lärmen darüber beim Kanzler erregt. Worauf dieser aber geantwortet: „Er habe es nicht gefunden und sie möchten es nur im Zusammenhange lesen." So erzählte mir Stägemann.

Pfuhl wohnt nicht weit von mir. Er ist noch die alte Athleten-Natur, schlau wie ein Lux und treu wie ein Pudel, so wie ihn Arndt einmals definirte.

Brentano hat mir gesagt, daß der Handel mit den Gebrüdern Boisserée's noch nicht abgeschlossen sei, daß sie aber gar zu unvernünftig forderten. 300000 Thaler für die Gemälde, 100000 für den Ankauf neuer Gemälde und ein eigenes Gebäude, wo alle an einer Wand hängen und nur von einer Seite beleuchtet werden. Das Ganze möge ihnen im Ankaufe vielleicht 30000 Gulden gekostet haben.

Schinkel habe ich noch nicht gesehen.

Albrecht grämt sich auch über die Mißgriffe, die sie mit den Rheinprovinzen und mit Görres gemacht haben. Er meinte, der König würde kein Bedenken gehabt haben ihm sein Gehalt zu geben, wenn der letztere darauf angetragen hätte.

Man scheut es ungemein, daß Görres mit seiner Familie die preußischen Staaten verlassen. Ich sagte ihm: wie leicht sie Görres und den Merkur für ihre Zwecke hätten gewinnen können, wenn sie sich klüglich benommen und ihm einen vernünftigen Censor gegeben.

Er meinte die Schuld läge an Sack, daß er ihnen nicht geschrieben: so ist es mit dem Merkur und so muß die Sache angefaßt werden.

Uebrigens meinte Albrecht: Wittgenstein habe nicht etwa so zu mir geredet, weil er geglaubt, daß meine Gedanken in Erdmannsdorf wären, sondern es sei seine Meinung und er habe mit ihm im Vertrauten in ähnlicher Weise gesprochen.

Wittgenstein, Albrecht, Eichhorn haben mir alle die herzlichsten Grüße nach Erdmannsdorf aufgetragen.

Benzenberg an Gneisenau.

Berlin, den 25. December 1816.

Mein General!

Endlich habe ich einmal wieder etwas von Ihrer theuren Hand gesehen. Ich glaubte schon, daß ich hier in Berlin darauf verzichten müsse

und hatte mir vorgenommen, wenn W[ittgenstein] mich wieder fragte, ob ich keine Briefe vom General habe, die Bemerkung zu machen, daß der Verdacht in den die Post gekommen, das Postgeheimniß zu verletzen, jeden Briefwechsel lähme.

Ich theile ganz Ihre Ansicht. Ob es ein wenig besser oder schlechter geht, das thut wenig und viel besser kann es nicht gehen als jetzt, so lange wir nicht eine neue und kräftige Feder in die Maschine setzen — eine vollkommene und starke Gesetzgebung. Da sich einmal alles so glücklich gefügt und glücklicher als es sich erwarten ließ, so wäre es thöricht, das Geschehene ändern zu wollen.

Die Freude, die Einige hier mögen gehabt haben Sie von Coblenz wegzustudieren, die ist ihnen kläglich bekommen. So oft in den Zeitungen steht: der General lebt zurückgezogen auf seinen Gütern oder in den französischen: le général Gneisenau s'a [!] retiré dans ses terres, il ne prend plus aucun part aux affaires, so grieselt es ihnen jedesmal über den Rücken. In dieser chambre de crises kann man sie wohl füglicherweise noch ein wenig lassen, denn sobald diese hoffnungsvollen Leute herauskommen, so heben sie keck den Kopf wieder auf, schauen fröhlich um sich her und sagen: es sei gar nichts gewesen und Furcht hätten sie nicht gehabt; dazu wären sie nicht die Leute. —

Am vorigen Sonnabend ließ mich der Kanzler bitten. Es war Ministerialconferenz gewesen und da er die Excellenzen zu Tisch behielt, so weiß ich nicht, warum er mich eigentlich gebeten, da sonst Niemand von der Gesellschaft virorum obscurorum zugegen außer Koreff.

Anfangs hatte ich ihn in Verdacht, daß er mich dem Finanzminister zeigen wollte, der mir ungemein viel Aufmerksamkeit gönnte.

Mein zweiter Nachbar rechts war Herr von Kamtz, mein zweiter Nachbar links war der Polizeipräsident Le Coque.

Rechts und links hatte ich zwei Excellenzen, denen aber ganz unheimlich dabei war, daß sie neben Jemandem sitzen mußten der keinen Orden hatte. Sie hüteten sich auch sich mit ihm gemein zu machen; wir haben kein Wort mit einander gesprochen.

An dem sträflichen Wohlgefallen, das man an so etwas hat, will es mir fast scheinen, als wenn unser Zeitalter doch heimlich jakobinischer Natur sei.

Der Kanzler sprach viel mit dem Finanzminister über die Unruhen in England und aus der genauen Kenntniß der geringfügigen Details sah ich, daß er die Zeitungen sehr aufmerksam gelesen.

Der Finanzminister warf einmal den Satz hin: „Wenn das wahr sei, was über die Mißbräuche in der englischen Verwaltung gesagt werde, so helfe auch eine Constitution wenig."

Der Kanzler fiel ihm aber lebhaft in die Zügel und sagte: ohne Constitution würde es noch schlimmer sein.

Wittgenstein saß neben der Frau von H. und sprach sehr wenig. Nach Tisch kam er zu mir und sagte freundlich: es scheint doch, als wenn der General nicht kommt.

Der Canzler sprach über die Fabriken und über den nachtheiligen Einfluß der englischen. Er meinte: in ein paar Jahren legte sich das von selber, sie würden schon müde werden, unter Preis zu verkaufen. Ich bemerkte, da läge nicht der Mittelpunkt der Sache, Deutschland sei die Trödelbude der Engländer. Jedes Haus, das sich in Verlegenheit be-

fände, schicke seine Waaren nach Deutschland, um sie dort unter Preis zu versilbern, weil dieses das einzige Land sei, das keine eingehende Rechte fordere. Nach Rußland, Frankreich, Holland könnten sie sie nicht schicken. Nun wisse aber jeder Fabrikant, daß, wenn einmal durch Verkaufen unter Preis ein Artikel verdorben worden, es fast unmöglich sei, den alten wieder dafür zu stellen.

Der Canzler sagte: Wir bekommen jetzt Zölle. Ich bemerkte ihm: Frankreich habe nicht so viele Grenzen wie wir und doch 28000 Duanen. Diese Zahl schien ihm neu zu sein und unangenehm. Ich fügte hinzu: Ohne Reichszölle kommen wir zu nichts. „Ja, das wollen die Anderen nicht". Er sprach davon, daß er noch mit mir reden wolle — allein er bestimmte keine Zeit, und es kommt gewiß nichts davon.

Sie thun jetzt am Verfassungswerke rein nichts, wenigstens finde ich nirgends eine Spur, daß etwas geschieht.

Jetzt scheinen sie auf den 17. Januar zu warten und auf das, was in Würtemberg geschieht.

Ich habe Herrn von Wangenheim einen langen Brief geschrieben und ihn gebeten, sie möchten sich doch ja vernünftig benehmen, weil dieses auch für uns so wichtig sei, und sie möchten doch ja das Princip festhalten, zwei Kammern, keinen permanenten Ausschuß und keine geheime Truhe der Stände. Wenn dieses die Stände nicht wollten, so sollten sie sie mit der Stärke der öffentlichen Meinung zwingen. Denn die Stände wären auch nicht da, um Gesetze zu machen, sondern nur ein schickliches Organ, wodurch die öffentliche Meinung auf die Gesetzgebung influiren könnte und vor dieser müssen sich die Stände sowohl beugen als die Regierung; und hierin bestehe grade das Wesen eines constitutionellen Staates.

Sie sind dort mordice gegen den Adel. Im Hamburger deutschen Beobachter (den Excellenz sich mit der Post bestellen müssen) steht ein Aufsatz, in dem gezeigt, wie der Adel von jeher gottloser Natur gewesen, wie solches besonders in einer Rede des Präsidenten von Senecy zu sehen, die dieser 1613 vor dem Könige von Frankreich gehalten und die dann wieder abgedruckt worden. Der Schluß ist: Besser gar keine Vertretung als eine solche adlige Kammer, welches auch der Wunsch aller Gebildeten sei; worauf ich mich dann hingesetzt und eine Antwort geschrieben, in der ich behauptet, daß es nicht die Meinung aller Gebildeten sei, denn ich rechne mich auch mit darunter, da ich lesen und schreiben könne, auch die vier Species kennte. Und was die Rede des fränkischen Gildemeisters von Senecy beträfe, so schien mir diese so verwerflich nicht, sondern sehr historischer Natur. — Ich denke, daß diese Antwort gleich nach Neujahr gedruckt wird. Jetzt will ich schließen. Ich bin müde und es ist spät. Ich bin heute so fleißig gewesen, daß ich erst um 6 Uhr zu Mittag gegessen und 5 Bogen geschrieben und zwar über den Magnetismus. Ich habe Wohlfahrt in der Nähe und dieser hat mir erlaubt, jeden Abend dem Sonnambulen-Wesen zuzusehen. Es ist mir so vorgekommen, als wenn es wohl ein Aufsatz für den Chronos würde, unter dem Titel: Ueber den Schlaf, den Traum, das Nachtwandeln, das Hellsehen. Ueber die Einrichtung der Sternwarte schreibe ich nächstens. Nur ja keine auf dem Hause. Da steht nie ein Fernrohr still. Behalten Sie mich lieb! Freundliche Grüße an die Gräfin! Morgen gehe ich nach Potsdam.

Benzenberg.

Clausewitz an Gneisenau.

Coblenz, den 27. Dezember 1816.

—— Mit großem Vergnügen haben wir die Nachricht von der Verbesserung Ihrer Gesundheit gelesen, denn ob wir gleich immer geglaubt haben, daß Sie, wie der Französische Minister Necker, das Deficit viel zu groß angeben, so können wir doch auch begreifen, daß jemand, der in Fülle und Ueberfluß körperlicher Kräfte zu leben gewohnt ist, jede kleine Entbehrung doppelt empfindet. Was aber mehr werth ist, als diese kleine Gesundheitsdifferenz selbst, ist das Gefühl einer wiedergekehrten fröhlichen Lebensansicht, die aus Ihren Briefen hervorleuchtet und die für uns ein wahrhaftiger, ein stärkender Trost für den Verlust ist, den wir durch die Veränderung Ihrer äußerlichen Lage erlitten haben. Wir müssen aber freilich nicht daran denken, wie glücklich und fröhlich wir diesen Winter hätten verleben können, wenn Euer Excellenz mit dieser wiedergebornen Heiterkeit zu uns zurückgekehrt wäre. Denn auch ich würde es doppelt genossen haben, da ich nie wohler gewesen bin, als diesen Winter, obgleich ich im vorigen Sommer und überhaupt seit zwei Jahren nichts gegen die Gicht gethan habe.

Wir bewohnen jetzt ein neues Quartier, nämlich das, wo der Minister von Ingersleben gewohnt hat, der jetzt in das Bohne'sche Haus gezogen ist. Da es für unsere Bedürfnisse, wie ein gut gemachtes Kleid, grade passend und bequem ist, wir uns ganz einfach zwar, aber doch gemüthlich eingerichtet haben, so ist unser häusliches Dasein nicht ohne gefälligen Anstand und stillen Reiz. Meine Frau malt jetzt Rheingegenden in Oel, woran ich einen lebhaften Antheil nehme, ich arbeite wenig in den laufenden Geschäften und viel für mich, so geht unser Leben in angenehmer reicher Stille hin und wir würden der hiesigen Gesellschaft ganz entbehren können, wenn wir nicht aus Rücksicht für die Anderen, die es für Geiz oder gar Stolz halten könnten, unser Haus unsern nähern Bekannten und Freunden offen hielten. — Um die Andenken, welche Sie vom Rhein mitgenommen haben, um eins zu vermehren, habe ich meine Frau encouragirt, eine Rheingegend für Sie zu malen, welches Sie auch versprochen hat.

Unsere Aushebungen sind zum Theil schon vollendet, zum Theil werden sie es in diesen Tagen. Was jedermann voraussehen konnte, ist geschehen; die verschiedenen Regierungen haben nach verschiedenen Grundsätzen und in verschiedenen Formen verfahren. Zwar haben sie, soviel ich weiß, alle das Loos entscheiden lassen, aber bei manchen war nichts mehr zu verloosen, denn die ungeheure Menge der Eximirten hat die Zahl der jungen Mannschaft so geschwächt, daß in zwei, drei und vier Alters-Klassen man Mühe gehabt hat, die Anzahl zu finden. Die Kölner Regierung hat sich in diesem Unwesen ausgezeichnet. Die hiesige aber hat musterhaft verfahren. Sie hat die ganze Mannschaft aus einer Alters-Klasse, nemlich den 20jährigen, gestellt und ist bei den Exemtionen mit großer unerbittlicher Strenge verfahren. Sichtbar hat diese Strenge auf das Volk einen guten Eindruck gemacht, denn sie haben das Princip der Gerechtigkeit darin erkannt. Dies Verfahren allein kann ich für das rechte gelten lassen und mir scheint das Ministerium des Innern den heftigsten und bittersten Tadel zu verdienen durch liederliche, absichtlich unvollkommen gelassene Vorschriften diese große und wichtige Sache für dieses Jahr so verhunzt zu haben. Daran wäre

noch wenig gelegen, wenn man in dieser absichtsvollen Liederlichkeit nicht ein deutliches Untergraben der allgemeinen Militair-Pflichtigkeit erkennte und also im nächsten Jahr schon positive und bestimmte Maaßregeln in diesem Geist erwarten müßte. Boyen verdient darin Lob, daß er bei den meisten Ausnahmen verlangt hat, die betreffenden Personen sollten zugleich erklären, in welchem anderen Jahr sie ihrer Dienstpflicht nachzukommen gedächten; das ist aber theils von manchen Regierungen, z. B. der Kölnischen, ganz übergangen, theils ist es doch nicht viel mehr als eine leichte Form, die man im nächsten Jahr vielleicht ganz über den Haufen wirft. — Daß die hiesige Regierung so musterhaft verfahren hat, ist hauptsächlich Schmitz-Grollenburg zu verdanken, indessen auch Herr von Bonin muß dabei gelobt werden; daß die Sache in Köln grade am schlechtesten gemacht ist, liegt wohl darin, daß Graf Solms ihr seine besondere Aufmerksamkeit nicht geschenkt hat, woran er aber, glaube ich, Unrecht gethan.

Unsere Festungen haben in diesem Jahr keine großen Fortschritte gemacht und nach dem, was ich von General Aster höre, wird auch in der Folge, selbst wenn es nicht an Geld fehlt, der Bau nur sehr langsam von Statten gehen. Er rechnet bei dem Karthäuser Fort alle Jahr eine Caponiere, es werden also zu den 3 Caponieren, die es bekommen soll, allein schon 3 Jahre erforderlich sein. Der Mangel an Arbeitern ist der Grund. Aster glaubt nicht mehr, als ein Paar Tausend zusammenbringen zu können. Die Maaßregel mit dem Militair zu Hülfe zu kommen, hat im vorigen Jahr keinen großen Erfolg gehabt, es sind in den beiden Brigaden keine 600 Arbeiter gefunden worden. Wenn ich nicht wüßte, wie schwer es uns wird den Schlendrian zu verlassen, so würde ich vorschlagen, eine ganze Infanterie-Brigade mit Ausschluß der in den Festungen zum Dienst unentbehrlichen zu diesem Bau zu kommandiren, sie in Hüttenlager zusammenzuziehen, ihr Gehalt einzubehalten und die Leute sechs Tage in der Woche auf Verdung arbeiten zu lassen. Dies könnte vom 1. April bis letztem October geschehen und man hätte also während 7 Monat 6000 tüchtige Arbeiter. Aber wie ist bei uns an so eine Maaßregel zu denken. Was würden die Exercier-Meister sagen? Und doch kann ein vorurtheilsloser Mensch nicht zweifelhaft sein, daß dieses halbe Jahr körperlicher Anstrengung und des Lebens im Lager eine bessere Uebung für den Krieg ist, als das ewige Gespiele mit den Waffen*). Wie es übrigens im nächsten Jahr mit dem Gelde aussehen wird, weiß ich nicht; ich kann nicht sagen, daß ich in diesem Jahr grade über den Mangel an Geld hätte klagen hören. In keinem Fall aber glaube ich, daß wir vor dem Ablauf des 1820. Jahres mit Köln und Coblenz fertig sein werden. Von Coblenz ist bis jetzt noch gar nichts zu sagen, wie es in Köln aussieht, behalte ich mir vor, Euer Excellenz zu erzählen, wenn ich da gewesen sein werde. — Ich werde mir auch die Freiheit nehmen, Euer Excellenz eine Abschrift meiner Reise-Relation zu übersenden, die freilich wohl nur einen sehr geringen Werth hat, aber doch hinreichend ist, einen Begriff von dem Lande zwischen Lahn und Ruhr zu geben, welches Euer Excellenz am wenigsten kennen. Ich habe bei der Gelegenheit manches hin und her überlegt, das Resultat ist aber

*) Es ist zu beachten, daß die Armee damals nicht nur volle dreijährige Dienstzeit, sondern auch über ein Drittel der Manschaft, viele Truppentheile bis zur Hälfte, Capitulanten hatte.

gewesen, daß wir eigentlich nichts Passenderes vorbereiten können, als den Rhein mit so vielen Festungen als möglich zu besetzen. Namentlich kann ich nicht davon abgehen, daß Düsseldorf wieder befestigt werden müsse, da es in einer Gegend liegt, die zum Uebergang vorzugsweise geeignet ist und der Vereinigungspunkt vieler Straßen ist. Im nächsten Jahr denke ich die Abschnitte zwischen der Mosel und Nahe und zwischen der Mosel und Maaß, soweit diese preußisch ist, kennen zu lernen. Die Geschäfte haben sich beträchtlich vermindert, es ist alles in gutem Zug, Scharnhorst bearbeitet die kurrenten Sachen der 1. Section mit Fleiß und Lust, ich habe also weit mehr Freiheit, als im vorigen Jahr und denke sie zu vielen kleinen Reisen zu benutzen, um das Land kennen zu lernen. Ich habe gar kein Talent, geographische und topographische Kenntnisse aus Büchern und Karten zu ziehen; mir werden die Sachen durchaus nicht klar und bleiben durchaus nicht in meinem Gedächtniß, wenn ich sie nicht gesehen habe.

Der Artikel in den Zeiten über die Führung des Feldzuges von 1815 scheint den General Grolmann sehr verdrossen zu haben. Er hat mir ein Circular zugesandt, worin die Generalstabsofficiere, welche noch im Corps und die, welche 1815 darin gewesen sind, aufgefordert werden zu unterzeichnen, daß sie nicht die Verfasser des gedachten Artikels sind. Der Verfasser wird aber nach des General Pirch Aufforderung auf einem andern Wege früher bekannt werden. Man sagt hier, Valentini sei es. — Von der einen Seite finde ich den Aufsatz zwar nicht schlechter als, was gewöhnlich über solche Gegenstände geschrieben wird und kann auch die Freimüthigkeit grade nicht verdammenswerth finden, allein von der andern Seite finde ich nicht nur das ganze Raisonnement sehr beschränkt und schwach (welches nach meiner Ueberzeugung kein Widerspruch mit der obigen Erklärung ist), sondern auch die den General Pirch betreffende Stelle tactlos und beleidigend, denn diesem wird nicht blos ein Fehler vorgerückt, sondern seine ganze Persönlichkeit. — Wenn der Verfasser den Führern vorwirft, Grouchi nicht wichtig genug gehalten zu haben, so ist das leicht zu entschuldigen, denn es ist nicht wahrscheinlich, daß sie über Grouchi andere Nachrichten gehabt haben, als die von Thielmann und ich erinnere mich sehr bestimmt, daß der Bericht, welcher am 18ten Abends von uns abgesandt wurde, die Meldung enthielt, der Feind sei bei Wabre nicht über 10—12000 Mann; welches von unserer Seite nicht nur ein verzeihlicher, sondern vielleicht selbst lobenswerther Fehler war.

Uebrigens war es vielleicht hauptsächlich die Schuld des ersten Corps bei Villers-Cotteret und des 4ten bei Dammartin, daß Grouchi so gut durchkam; denn im Allgemeinen gab es nach meiner Ueberzeugung kein besseres Mittel, ihn von Paris abzuschneiden, als eben den Marsch über St. Quentin und Compiegne. — Ich finde die Meinung, daß es pöbelhaft sei nach dem Erfolg zu urtheilen, selbst etwas pöbelhaft, denn in Kriegssachen ist der Erfolg das Queckfilber des Thermometers und unser Urtheil nichts als die beigeschriebenene Skala. Apropos von diesem Feldzug wurde ich erinnert, daß dessen Kriegsgluth, die (freilich nicht strengflüssige) russische Ordensmaterie wieder in Fluß gesetzt hat, und daß 400 Kreuze und Orden aller Art auf unsere Kleider geflossen sind. Ob davon auch ein Tropfen auf meinen Rock kommen wird, weiß ich nicht. — Euer Excellenz, glaube ich, dürfen wir Glück wünschen zu einem brillantirten Säbel; da dieser, so viel ich weiß, eigentlich eine alte

Schuld für la Rothiere ist, so müßten Sie meiner Meinung nach für Belle Alliance noch ein eben solches Schwert erhalten. Schenkendorf ist jetzt mit seiner Familie hier und arbeitet bei der Regierung als Militairrath, weil Herr von Bonin auf Urlaub geht; er hat also einige Hoffnung, sich endlich hier anzuklammern. Er und seine Familie machen einen ganzen Theil unseres ganz kleinen Kreises aus, in dem aber die rechte Munterkeit nicht mehr zu Hause ist. — Obgleich sich die Gesellschaft von Coblenz täglich mehrt, so ist sie doch ungewöhnlich arm an Liebenswürdigkeit. — General Hacke hat sich im Präfektur-Garten da eine Reitbahn anlegen lassen, wo sonst die Erdbeeren standen und meine Frau ist in einer komischen Indignation, daß er in den Erdbeeren spazieren reitet. Zu dem Ende werden auch jetzt alle in jener Gegend stehenden Obstbäume umgehauen.

An Nostitz.

Erdmannsdorf, den 6. Januar 1817.

Eben mein lieber Graf war ich im Begriff an Sie nach Breslau meine Antwort auf Ihr früheres an mich gerichtete Schreiben zusenden, als ich Ihr letzteres erhielt. Der darinn enthaltenen Einladung werde ich mit Vergnügen Folge leisten und Donnerstags Mittags bei Ihnen erscheinen. Innerer Ausbau meines hiesigen Hauses, Streitigkeiten mit meinem Verkäufer, die Einleitung zu einem Prozeß mit meinem vorigen Amtmann und andere solcher Beschäftigungen mehr haben mich bisher abgehalten, nach Breslau zu kommen und ich mußte solches von einer Zeit zur andern verschieben.

Die hypochondrische Anlage, womit der Fürst von Zeit zu Zeit befallen wird, hat gewißlich nur ihre Entstehung in seiner sitzenden Lebensart und daraus folgendem Mangel an Verdauung. Hierauf müßte das Bestreben der Aerzte gerichtet sein und auf Anrathen häufiger Bewegung in freier Luft.

Ueber den Einen Gegenstand Ihres früheren Briefes wollen wir mündlich verhandeln. Wahrscheinlich habe ich den Verfasser des Artikels in den Zeiten errathen. Pirch hätte sich nicht darum bekümmern sollen. Wer wird auf all das Zeug, was, wahr oder verkehrt immer aber ohne volle Kenntniß der näheren Umstände in die Welt hinein geschrieben wird, antworten wollen!

Dem Herrn Fürsten wollen Sie meine Huldigungen vorläufig

überbringen, Sie aber der freundschaftsvollen Ergebenheit Sich versichert halten die eine seltne Kriegsgenossenschaft so wohlbegründet hat. Auf das Vergnügen Sie zu sehen G.

Benzenberg an Gneisenau.

Berlin, den 4. Januar 1817.

Mein General!

Viel Glück, Freude und Gesundheit im neuen Jahre, und hoffentlich einen Gruß am deutschen Rheine.

Wir werden denn doch allerhand in diesem Jahre erleben. Alles ist in einer solchen Spannung, daß sich alles erwarten läßt. Die Franzosen gerathen in Verzweiflung über ihr Budget, in welchem ein größeres Deficit ist als das, warum sie die Revolution anfingen. In Baiern sind an mehreren Orten Unruhen wegen Brodmangel ausgebrochen. Die neusächsischen Stände in Naumburg haben sich lebhaft gegen die illegale Einführung der Stempelordnung erklärt und gesagt: daß sie das nicht gewohnt daß ein Minister so etwas aus eigener Machtvollkommenheit könne. Diese Vorstellung an den König ist in der allgemeinen Zeitung abgedruckt und macht hier sehr viel Aufsehen.

Und wir benutzen die noch herrschende Ruhe nicht, so uns das Geschick gegönnt, um etwas Dauerndes zu schaffen.

Den Kriegsminister sehe ich öfter. Es gefällt mir ungemein wohl bei ihm; man wird nicht zu Tode gefüttert und bekommt ein vernünftiges Wort zu hören.

Der p. Schlotmann, der den diplomatischen Plutarch angekündigt, in welchem er alle Diplomaten nach dem Leben schildern will, auch ihr Privatleben, ist noch immer hier.

Da wird er uns Alle recht aushauen; sagte Stägemann.

Anfangs that man sehr vornehm gegen diesen grauen Jakobiner. Jetzt scheint man sich mit ihm arrangiren zu wollen. Er hat ein paar Mal beim Kanzler gegessen und auch bei Wittgenstein.

Er begegnete mir gestern und sagte: Wittgenstein ist ein sehr guter Mann; allein sie geben ihm nur nichts für seine Polizei. Mit 20000 Thalern soll er alles bestreiten. Wenn er nun etwas wissen will, muß er Gevatter-Briefe schreiben und den Leuten gute Worte geben, da er kein Geld hat. Er hat für sich nur die 6000 Thaler als Kammerherr und daß ihm der König die Hausmiethe bezahlt, die 12000 Thaler als Polizeiminister opfert er auf dem Altar des Vaterlandes.

Jahn kann noch kein Lokal finden für seine Vorlesungen über das Volksthum. Ich habe ihm gesagt: Es sei volksthümlich im Freien zu reden, wie die Bußprediger; — er solle seinen Katheder nur unter die Linden stellen.

An Clausewitz.

Erdmannsdorf, den 5. Februar 1817.

Mein verehrter Freund.

Vorigen Posttag mußte ich abschließen, ohne Ihnen für Ihren interessanten und belehrenden Brief danken zu können; ich hole

dieſes heute nach, und bemerke, daß unter den mannigfaltigen Briefen, womit ich auch hier in meiner ländlichen Einſamkeit beſtürmt werde, ſolche wie die Ihrigen und der Ihrer Gemahlin mich für ſo manche läſtige Correſpondenz, entſchädigen müſſen.

Meine Geſundheit erhält ſich fortwährend in gutem Zuſtande, meine Gelenkübel und Fehler des Unterleibs ausgenommen. Meine Eßluſt iſt bei weitem beſſer als in Coblenz und meine Bruſt iſt nicht mehr ſo eingeengt als damals. Dieſen ganz leidlichen Geſundheitszuſtand ſuche ich durch viel Bewegung zu Pferde mir zu erhalten und ich bin viel auf der Straße zwiſchen Schmiedeberg und Hirſchberg. Auch die Meinigen leben in Geſundheit und Heiterkeit fort. Der Unterricht geht nothdürftig ſeinen Gang und manchmal wird den Kindern ein Ausflug vergönnt. Der ſchönſte war wohl der, als wir ſammt und ſonders und noch eine Anzahl Verwandten zu Schlitten langſam hinauf nach den Gränzbauden fuhren, dort ein Frühſtück einnahmen, und dann jedes von uns auf einen kleinen Handholzſchlitten ſich ſetzend, und von einem Böhmiſchen dieſes Fahrens kundigen Führer geleitet in der Zahl von 28 Schlitten, bei dem herrlichſten Sonnenſchein und ſtillſtem Wetter in 11 Minuten nach Schmiedeberg hinuntergleiteten, von wo wir in mehreren Stunden hinauf gefahren waren. Conrad Zedlitz, einer der Gefährten, ward, bei Anblick eines hohen Abhanges, ſchwindlich und erbrach ſich in vollem Jagen. Es iſt dieſe Fahrt eine herrliche Wintervergnügung, und, wunderbar, erſt ſeit wenigen Jahren Mode geworden, da es ſo leicht war früher darauf zu verfallen, die aus Böhmen mit Holz nach Schmiedeberg kommenden Holzſchlitten zu ſolcher Fahrt zu benutzen. In den Gränzbauden ſind Weinhändler angeſiedelt bei denen man Wildpret und einige Eßartikel findet, in reinlichen Zimmern, ſogar mit Wiener Fortepianos ausgeſtattet. Nun dieſe Fahrt Mode geworden, wallfahrten aus dem untern Schleſien ſogar Leute dazu nach Schmiedeberg.

An Gesellschaft überhaupt fehlt es uns nicht, selbst nicht an überlästiger unter etwa hundert Menschen aus der Gegend umher, sind ein Viertel ganz umgängliche und gebildete Leute; ein zehntel recht gescheute, das heißt durch alte und neue Literatur gebildet; Philosophen, Dichter; alle acht Tage einmal sehe ich etwa 20 Personen zu Mittag bei mir, wo es den Leuten gefällt, denn sie bestreben sich darum; Politik wird da nicht getrieben, aber wohl Literatur. Ein gutes Haus, dessen Bekanntschaft ich, um meiner Töchter willen und auch um meinetwillen sehr pflege, ist das Redensche in Buchwald, wo man uns sehr viel Wohlwollen erzeigt und auch andere gebildete Menschen antrifft. Mit dem Obersten Miltitz bin ich mehrere male da zusammen gekommen. Auch ist Herr Raabe bei mir. Er mahlt für mich Landschaften (: nicht sehr fleißig und stetig :) und giebt meinen Töchtern Unterricht im Zeichnen nach Gypsköpfen bei der Lampe.

Nun naht die Zeit, wo ich meinen Hausbau beginnen soll. Da habe ich Ihnen nun abgemerkt, daß Sie, neben Geschmack in der Architektur, noch das Talent haben, zu wissen, wie ein Haus wohnlich eingerichtet werden soll, das hiesige giebt sich zu einem Erweiterungsbau auf mancherlei Weise bequem her, und nun schwanke ich zwischen mehreren Entwürfen. Ihr sicherer Geschmack würde meine Unentschlossenheit aufhören machen.

Bei allen meinen hiesigen Entwürfen habe ich doch den, am Rhein mich anzusiedeln, nicht aus den Augen gelassen, aber noch habe ich immer nicht Antwort auf meinen Antrag wegen Engers. Ich habe im November ein freundliches Schreiben an den Staatskanzler erlassen, worinnen ich zwar meines früheren Antrages nicht erwähnt, aber noch harre ich vergebens auf Antwort. Ich muß demnach wenn ich Gewißheit haben werde, daß man meinem Antrag ausweicht, mein Vorhaben auf andere Weise ausführen.

So viel von meinem hiesigen Treiben und fast zuviel, wenn ich nicht die Ueberzeugung hätte, daß Sie uns mit Wohlwollen

zugethan sind und demnach die Schilderung aus dem häuslichen Zustande einer Ihnen und Ihrer verehrten Gemahlin ergebenen Familie nicht gleichgültig ist.

Allerdings hat Grolman den Artikel in den Zeiten — der Verfasser ist, wie Sie nun schon wissen werden, der Rittmeister Goschützki — viel zu tragisch aufgenommen. Noch habe ich keine Schrift über unsere Feldzüge gelesen, die nicht Irrthümer die Menge enthält, viele selbst die mir persönlich nachtheilig sind, sogar von Benzenberg. Ich habe es nicht der Mühe werth gehalten, die Schriftsteller zu berichtigen, selbst Benzenberg habe ich nicht einmal von seinen Irrthümern unterrichtet, obgleich er mich darum bat, um wieder gut zu machen, wo er gefehlt. Und wirklich haben hier, in dem besonderen Fall gegen Grouchy Fehler stattgefunden. Am 19. in Gosselies, Nachmittags als unsere Armee daselbst ankam, war ich Willens, ein Armeecorps sofort noch auf der Straße nach Namur abrücken zu lassen, um dem Marschall Grouchy den etwaigen Weg dorthin zu versperren. Man — Sie können wohl denken wer? — redete mir dies aus und schützte die Ermüdung der Truppen vor; hinterher habe ich dies freilich bereut. Später und leider zu spät, rückte das 2. Corps dennoch ab. Fehler haben bei dieser Bewegung stattgefunden, so wie späterhin bei Villers Cotterets und bei Dammartin und Marschall Grouchy kam nach Paris, was nicht hätte sein sollen. Wenn die Welt ihr Urtheil hierüber ausspricht, so soll man es nicht übel empfinden. Aber Sie und ich kennen Grolman, und da läßt sich sein Verfahren wohl erklären.

Es ist mir allerdings angekündigt worden, daß ich einen Säbel mit Diamanten erhalten soll. Das klingt reich, ist es aber nicht, wie Sie wissen und die Diamanten daran sind etwa 150 Louisd'or werth. Hier aber hat man deren Werth schon zu 40,000 Thlr. ausgegeben, und Leute haben geschrieben, sie hätten bei mir den Säbel mit eigenen Augen gesehen. Das zieht mir

die Nachtheile des Neides zu und ich entbehre dabei der Vortheile desselben.

Mit alter Anhänglichkeit

Ihr

treuer Freund

G.

Benzenberg an Gneisenau.

Berlin, den 5. Februar.

Ich habe jetzt sehr vollständige Nachrichten von der Stimmung am Rhein durch einen Freund erhalten, der vor 8 Tagen in Düsseldorf kam und mit vielen Menschen in Verbindung steht. Er sagte: Es fehlte nichts, als daß sich einer an die Spitze stellte. Was sie wollen, das wissen sie nicht. Allein das ganze preußische Wesen halten sie für provisorisch; besonders die Katholiken, die in ihrer Geistlichkeit eine Einheit haben, und die Geistlichkeit hat es richtig herausgebracht, daß man hier schwankt, daß man das kanonische Recht nicht kennt, daß man immer fürchtet durchzugreifen und daß man, um die Menschen zu beruhigen, ihnen allerhand giebt und freundlich gegen sie ist.

Das Milde und Väterliche und Rechtliche, was in der preußischen Regierung liegt und was man so klar sieht, wenn man den Dingen und dem Mittelpunkte näher, das halten die Geistlichen rein weg für Schwäche und Furcht, so die Regierung vor ihnen hat.

Hiezu kommt, daß man hier die rheinischen Katholiken behandeln will, wie die schlesischen und daß man die größere Halsstarrigkeit auf Rechnung ihrer größeren Bigotterie schreibt. Dieses ist nicht. Die größere Gelenkigkeit einer Gegend, wo 3400 Menschen auf der Quadratmeile wohnen, in der 48 öffentliche Blätter erscheinen und wo jeden Tag Post ist, macht die Bigottterie nicht größer aber für die Regierung fühlbarer.

Ich habe heute lange mit Albrecht hierüber gesprochen und gerathen, von der katholischen Kirche keine Toleranz zu fordern, sondern blos allgemeine Höflichkeit und es dem Bischof Droste von Fischering in Münster nicht zu verargen, wenn er seinen Geistlichen befiehlt, keinem Katholiken die Absolution zu ertheilen, der in gemischter Ehe nicht alle Kinder katholisch erzieht (wenn auch einer unsrer großen Freunde hierüber ins Fegefeuer käme). Allein wenn es von der einen Seite klug sei seine Seele nicht im Vergeblichen zu bemühen, denn unsere Generalvikare seien zähe wie Mespelnholz, so sei es von der andern Seite klug gegen diese intolerante Kirche nun jede Kraft geltend zu machen, die in der frei denkenden Zeit liege. ——

Schuckmann sehe ich jetzt öfter und arbeite einen Vorschlag über die Einrichtung der rheinischen Universität für ihn aus. Er erscheint mir verständig arbeitsam, fest und viel Geschäftserfahrung im alten Stiel. Das constitutionelle Wesen behagt ihm nicht, obschon er, wie er sagt, keine Art von Verantwortlichkeit scheue.

Benzenberg an Gneisenau.

Berlin, den 24. Februar 1817.

Mein General!

Ich weiß nicht, womit ich es verdiene, daß Sie so gütig gegen mich sind und so ernst und so gehaltreich antworten, da ich nur Stadtgeschichtchen zu erzählen hatte. Aber ich habe viel für Sie geschrieben in der zweiten Auflage des Verfassungsbüchlein. Wenn ich so was habe und mich einen Morgen gehen lasse, dann denke ich an meine Nächsten. Darin geht es mir wie Lichtenberg, der seine Vorlesungen blos an die hielt, die um seinen Tisch saßen. Die andern hörten sie dann so mit an und diese sah er fragend an, ob er wohl geredet. ——

Diese Woche wurde die Schuld von Müllner gegeben. Das Stück macht einen ungemein ernsten und erfreulichen Eindruck auf's Gemüth. Gleich von Anfang geht es in den großen tragischen Character und es ist so wie die griechische Tragödie durchaus adeliger Natur. Der Mensch wird nicht einzeln genommen, sondern im Zusammenhange der Geschlechter — und so mit in die Mechanik der Welt verwickelt. — Das ganze Haus des Lachus geht durch Blut.

Das haben die Griechen früh geahnt, diesen inneren Zusammenhang der Welt; allein sie konnten mit ihrem Spinozismus nicht recht auf's Klare kommen und kamen daher immer auf ihr unbegreifliches Fatum, dem die Götter selbst unterworfen. Daß die Welt geworden, als sich das Licht von der Finsterniß geschieden — diese Lehre ist nicht heidnischen Ursprungs.

Göthe hat in seinen neuen Gedichten wieder viel Schönes gebracht. Ich habe daraus, was mir besonders gut gefallen, als so eine geistliche Wegzehrung abgeschrieben.

Ich sehe jetzt Lichtenstein viel und das zoologische Cabinet und seine Wasserlinsen und Polypen, diese Zwergflora und Zwergfauna, die er in Wassergläsern in seinem Studierzimmer hat und beobachtend an die Sonne stellt.

Ich habe die Kosten nicht gescheut und mir Ballschuhe gekauft und einen runden Hut, und habe die Bälle gesehen, die hier im Concertsaale gegeben wurden und zu denen blos die Possidenti kamen, da die Einlaßkarten 1 Thaler 16 Groschen kosteten.

Die Königliche Familie hat mir ungemein wohl gefallen. Ein altes Regentengeschlecht, dem an Hoheit und Glanz sich keins vergleichen kann. Dieses giebt einen ungemein sichern Mittelpunkt, sobald es durch Sittenreinheit und Sitteneinfalt dem Volke nahe bleibt. Man sieht doch nirgends etwas Unreinliches oder schlechtes und wenn wir auch die Unentschlossenheit tadeln und sehen welcher Nachtheil daraus dem Staate erwächst, so fühlt man doch welche Stärke ihm wieder dadurch wird, daß der Mittelpunkt rein und rechtlich, und daß alles Reine und Rechtliche angetrieben wird sich um ihn zu stellen.

Die Princessinnen Charlotte und Alexandrine schienen ein wenig trübe zu sein, vielleicht der nahen Trennung wegen. Ich fürchte, daß das Petersburger Clima der ersteren, die gar nicht stark scheint, nicht wohl bekommen wird.

Dreimal sind nun die Stadtverordneten scharf beschieden worden, als sie sich auf ihr geschriebenes Recht und auf ihre Cantonfreiheit be-

rufen. In einem dieser Bescheide soll etwas von Festung drin vorkommen; in einem anderen, den ich gesehen, sagte der König: daß er nicht glauben könne, daß alle diese Gesinnungen hätten, er würde es untersuchen lassen und die Namen der Einzelnen, die unter dem Schein der Patrioten solche Vorstellungen veranlaßten, der Publicität anheimgeben.

Das ist die heimliche Gewalt der alles ändernden Zeit, wo die Fürsten den Richterstuhl der Publicität anerkennen und zu Hülfe rufen. Jetzt höre ich, daß die Stadtverordneten auf's Neue eingekommen sind und gesagt, daß sie alle 129 unterzeichnet und alle für einen ständen und ihre Entlassung verlangten, wenn sie nicht mehr ihrem Eide getreu das Interesse ihrer Committenten vertreten dürften.

Die Rechtlichkeit des Königs und die Unfehlbarkeit des ausgesprochenen Wortes werden nun sehr in's Gedränge kommen. ———

An Hardenberg.

Erdmannsdorf bei Hirschberg, den 1. März 1817.

Mündliche und schriftliche Nachrichten sagen mir, verehrter Fürst, daß Sie in Glienicke krank danieder liegen. Ich bin sehr beunruhigt darüber. Ew. Durchlaucht werden einem Mann, dessen Schicksal so fest an das Ihrige geknüpft war, und der Sie so sehr verehrt und liebt eine Wohlthat erzeugen, wenn Sie einem der Sie Umgebenden den Befehl ertheilen, mir zu schreiben, ob das Gerücht wahr redet, übertreibt, oder nichtig ist?

Unter den innigsten Wünschen für Ew. Durchlaucht Wohl und Zufriedenheit bin ich mit alter Treue

Ew. Durchlaucht

treuergebener Diener
Gr. N. v. Gneisenau.

An Ompteda.

Erdmannsdorf bei Hirschberg in Schlesien, den 3. März 1817.

Aus meiner glücklichen Einsamkeit begrüße ich Sie, mein lieber Ompteda, mit altgewohnter Herzlichkeit und richte die Bitte an Sie, das beikommende Schreiben an den Grafen Münster selbigem zukommen zu lassen. Ich darf wohl eine Ablehnung meiner Bitte nicht befürchten.

Die Dinge in England haben denn doch eine Wendung ge-

nommen, die mir wirklich unerwartet ist. Nach den wiederholten Niederlagen, welche die Opposition durch die Erfolge auf dem Kontinent erlitten, hebt sie ihr Haupt mit wunderbarer Frechheit empor und die Pläne der jezzigen Verschwörer übertreffen an Verwegenheit, Deutlichkeit des Zweckes, Zusammenhang, Folgerichtigkeit und Beharrlichkeit, die ihrer Vorgänger bei Weitem. Wir haben wirklich alle Ursache, den brittischen Ministern viel Kraft, Weisheit und günstigen Erfolg ihrer Maaßregeln zu wünschen, damit nicht ein neues Feuer sich entzünde, das mit Mühe erstickte in Frankreich aufs neue wieder auflodern mache und von da den benachbarten Zündstoff ergreife. Die Hälfte der Völker hat neue Herren erhalten, und nirgends findet man Zufriedenheit. Darum mögen die Verständigen allerwärts zusammenhalten, um den Bestrebungen der Revolutionssüchtigen entgegen zu arbeiten.

Ihrer Frau Gemahlin wollen Sie mich zu wohlwollenden Andenken empfehlen, Sie aber mit Wohlwollen der unverbrüchlichen Ergebenheit, die ich Ihnen gewidmet habe, Sich erinnern. Gott erhalte Sie in Gesundheit und Heiterkeit.

Der General der Infanterie
Gr. N. v. Gneisenau.

Noch oft erinnere ich mich mit Trauer meines Freundes, Ihres herrlichen Bruders*).

Hardenberg an Gneisenau.

Berlin, den 8. März 1817.

Ich kann Ihnen meinen lebhaften Dank für Ihren freundschaftlichen Antheil nicht genug bezeigen, mein liebster alter Freund. Gottlob aber, sind die Nachrichten, welche man Ihnen von meinem Gesundheitszustande hinterbracht hat, vollkommen unbegründet. Nur einen leichten Tribut, einen etwa 14tägigen Husten, Folge der stürmischen Witterung und einer Erkältung habe ich abtragen müssen. Jetzt finde ich mich völlig wieder hergestellt. Am Arbeiten ward ich nicht einen Augenblick gehindert; ich gewann vielmehr bei einem etwas verlängerten Aufenthalt in Glienicke etwas mehr Muße dazu. Es wäre auch wirklich schlimm gewesen, wenn ich hätte feiern müssen, denn es liegt mir keine leichte Last ob. Suchen Sie allein hierin die Entschuldigung für mein Stillschweigen. Außerdem

*) Oberst von Ompteda fiel in der Schlacht von Belle-Alliance.

hoffe ich immer Sie hier eintreffen zu sehen; Sie hatten es ja in Carlsbad versprochen und ich kann mir Ihr Zurückbleiben nur aus der angenehmen Beschäftigung erklären, die Ihnen, bester Freund, Ihr neuer schöner Landsitz, der in einer so herrlichen Gegend liegt, gegeben hat. Ich beneide Sie darum und fühle das Beatus ille Horazens tief im Herzen, allein ich muß Sie doch Ihrer Einsamkeit entziehen. Sie sind für den Staat, für die Welt geboren und müssen einem höheren Beruf folgen. Indeß sollen Ihnen vorerst keine zu beschwerlichen Bande die angenehmere Existenz rauben. Der König hat Sie zum Mitgliede des Staatsraths mit ausersehen, welchen Er am 30. d. M. eröffnen wird. Sie werden in zwei Abtheilungen desselben angestellt; in der für das Kriegswesen und in der für die auswärtigen Angelegenheiten. Mit dem allernächsten werden Sie von mir die officielle Aufforderung erhalten, Sich hier einzufinden. In den 3 Monaten Juni, Juli, August wird der Staatsrath nicht beisammen sein.

Ueber das Detail verbreite ich mich weiter nicht. Sie werden es aus der Verordnung ersehen. Mir wird also bald die Freude, Ihnen persönlich die Versicherung meiner innigen Liebe, Hochachtung und Ergebenheit zu wiederholen.

Hardenberg.

An Hardenberg.

Erdmannsdorf, den 11. März 1817.

Erfreut und erschreckt zugleich hat mich Ew. Durchlaucht Schreiben; erfreut, daß ich daraus die Ueberzeugung schöpfen konnte, Ihre Gesundheit sei nicht gefährdet; erschreckt, daß ich von meinen Kindern und von meinen hiesigen Schöpfungen scheiden soll. Die Erziehung meiner Kinder habe ich zu bewachen; mein Wohnhaus zu vollenden; ein Gehöfte neu zu erbauen; ein in allen seinen Bestandtheilen heruntergekommenes Gut wieder herzustellen; gegen Betrug und Uebervortheilung mich zu verwahren. So wie ich mich entferne, geschieht Nichts so wie ich es angeordnet und ich bin abermals Verlusten Preis gegeben. Doch der König, mit seinem Vertrauen mich beehrend, gebietet; Ew. Durchlaucht meinen mich nützlich zu verwenden und ich gehorche obgleich mit schwerem Herzen.

Wenn es ohne Beeinträchtigung des General Hake — der unter einem mich angehenden Mißverständnis oder einer gegen mich gerichteten falschen Darstellung mir feindlicher Einflüsterer billiger Weise nicht leiden darf — hätte bewirkt werden können,

daß ich in meine alten Verhältniſſe am Rhein hätte zurückkehren mögen, ſo würde ich eine ſolche Stellung jeder andern vorgezogen haben, und, ſofern man glaubte, daß ich im Staatsrath etwas nützliches zu ſagen vermöchte, ſo konnte ich immer von Coblenz nach der Hauptſtadt mich begeben. Indeſſen dürfte ich hiebei nicht verſchweigen, daß ich, obgleich vergleichungsweiſe gegen voriges Frühjahr in Verbeſſerung meiner Geſundheit ſehr fortgeſchritten, denn doch die Abnahme meiner Kräfte merklich fühle, welche Betrachtung mich auch bißher abgehalten hat, mich auf's neue anzubieten. Die Natur hat nur ſehr wenig ſo begünſtigte Lieblinge wie Sie, mein verehrter Fürſt, der Sie an Andern das Schwinden der Kräfte durch Alter ſo wenig glauben, da Sie ſelbſt es ſo wenig fühlen.

Ob es auch Wirkung des Alters iſt, daß mir die Dinge in England ſo bedenklich vorkommen? So weit meine Kenntniß dieſer Inſel reicht, ſo iſt, ſeit Jakob dem 2ten, niemals daſelbſt die Regierung ihrem Umſturz ſo nahe geweſen, als jetzt, und ein ſolcher Umſturz wäre ein großes Unglück. Die Wohlmeinenden haben alle Urſache den brittiſchen Miniſtern Weisheit, Entſchloſſenheit und Glück zu wünſchen. Ein Sieg der Empörungsſüchtigen würde alsbald Unruhen in Frankreich zur Folge haben und bei den verſchiedenen Anſichten der Kabinete in Europa könnte leicht die Nothwendigkeit ſich ergeben, auf's neue ſich zu rüſten, was nur mit erſchöpfender Anſtrengung zu bewirken wäre. Ueberdies hat die Hälfte der Völker neue Herren erhalten, die ſie nicht lieben, und überall offenbart ſich ein böſartiger jakobiniſcher Geiſt. Ich beruhige mich manchmal mit der Hoffnung, daß in der weiten Entfernung die Gegenſtände meinem Auge etwas neblich und trübe erſcheinen, und ich würde mich recht gern von der Richtigkeit der Gefahr überzeugen laſſen.

Ew. Durchlaucht wollen die Verſicherung meiner alten Verehrung genehmigen.

Gr. N. v. Gneiſenau.

Clausewitz an Gneisenau.

Koblenz, den 4. März 1817.

Euer Excellenz erlaube ich mir eine kleine Abhandlung zu übersenden, deren Gegenstand klar gedacht werden muß, wenn man in die Strategie Licht und Zusammenhang bringen will. Ich nehme, wenn mir, wie hier, eine Auseinandersetzung zu weitschweifig geworden ist, nur das Resultat in gedrängter Kürze in mein kleines Werk auf und werfe die Vorarbeit, wie abgefallene Hobelspäne, ins Feuer. Wenn ich diesmal eine Ausnahme mache und mich unterstehe, Euer Excellenz einen solchen Span zuzusenden, so ist es, weil man daraus am besten die Struktur des Holzes erkennen kann, aus dem das Werk geschnitten ist*).

Ich habe nun einmal den unglücklichen Trieb, alles aus sich selbst zu entwickeln und würde, wenn ich mich weniger verschlossen, gewissermaaßen geheim dabei benehme, viel Tadel, vielleicht gar Spott auf mich ziehen; und doch ist es Bedürfniß, sich von Zeit zu Zeit des rechten Weges zu versichern. Die rohen Einwendungen der ersten oberflächlichen Ansicht verwunden mich zu leicht und es ist schwer, sie abzuwehren, weil die Menschen nun einmal gewohnt sind, niemand sich aussprechen zu lassen, der nicht auf der Kanzel oder dem Katheder steht. Euer Excellenz haben mich von jeher so leicht und ganz verstanden, daß ich mich nicht scheue, Sie wie einen des Landes kundigen Mann, den man auf seinem Wege antrifft, nach der rechten Straße zu fragen. Lächeln Sie über das Steckenpferd des Reisenden, aber halten Sie es ihm bei dem Mangel dringender Arbeiten zu gut.

Jetzt muß ich in einer andern Sache Euer Excellenz noch ein Geständniß machen: ich habe mich nicht bei dem Gedanken beruhigen können, daß gar nichts für unseren verstorbenen Freund Scharnhorst geschehen sollte. Ich habe daher an General Boyen geschrieben, ob denn gar keine Aussicht mehr wäre. Er hat mir freundschaftlich (aber wie es mir scheint, kalt und trocken) geantwortet, daß er schon zwei vergebliche Versuche gemacht habe. Welche, sagt er nicht. Hat er sie beim K[önig] gemacht, so hat er Unrecht, da vorauszusehen war, daß er es dort nicht durchsetzen würde; und dadurch würde viel verdorben sein. Vom Staatskanzler aber kann er doch eine abschlägliche Antwort nicht wohl erhalten haben. Da mich dies noch mehr beunruhigte, so habe ich mir die Freiheit genommen, dem alten Feldmarschall zu schreiben, der, wie sich das erwarten ließ, sehr warm und herzlich geantwortet hat, er habe die Sache immer noch sehr auf dem Herzen und werde nicht nachlassen. Leider weiß ich zu gut, wie wenig darauf zu geben ist, immer aber habe ich es für nützlich gehalten, den Alten noch einmal daran zu erinnern, weil er doch wenigstens so viel thut, daß er dem Staatskanzler davon spricht. — Ich fürchte, daß von allen der Gesichtspunkt verfehlt wird, unter dem die Sache dem Könige vorgestellt werden muß. Spricht man blos von Unterstützung der Kinder — die sind nicht hülfsbedürftig und es giebt arme Tausende, die es mehr sind — ist von bloßer öffentlicher Anerkennung seines Verdienstes die Rede — das geschieht durch Meißel und Marmor. So wird die Antwort ausfallen. Aber es ist ein großer

*) Diesen Aufsatz habe ich in der Zeitschrift f. Preuß. Geschichte Jahrg. 1878 zum Abdruck gebracht.

Unterschied zwischen einem öffentlichen Denkmal und einem Zeichen der Dankbarkeit vom Staate gegen den Vater an die Kinder gerichtet. Dieses letztere ist es, was ein edleres und zarteres Gefühl fordert; es ist der schönste und wohlthätigste Strahl, in dem sich der Glanz vaterländischer Geschichte brechen kann. — Bei dem Denkmal ist es mehr der nationale Ruhm, welcher verherrlicht wird. — Das ganze Volk thut es, dem ganzen Volk gilt es, und mancherlei Nebenabsichten von Stolz, Eitelkeit und Prachtliebe laufen mitunter. Wenn aber in Wahrheit und Innigkeit der König dem treuen Gehülfen, weisen Rathgeber, edlen Diener ein Zeichen seiner Dankbarkeit und Zuneigung auch nach dem Tode geben will, so kann dies nur an seine hinterlassenen Kinder gerichtet sein und diese werden, wenn es ganz ausbleibt, mit stolzem Schmerz die Kälte empfinden.

Außerdem scheint es mir (und natürlich auch seinen Kindern) eine wahre Geringschätzung seines Verdienstes, wenn gar nichts von dem geschieht, was andeuten könnte, daß bei seinem Leben er würde ausgestattet worden sein, wie seine Waffengefährten. Den Unterschied, welcher gemacht werden kann, zwischen dem Mann selbst und seinen Kindern, will ich zugeben; aber daraus folgt noch nicht, daß die völligste Vergessenheit und Gleichgültigkeit das rechte Maaß der Dankbarkeit gegen diese sei. — Wenn der König ihnen eine solche Schenkung machte, wodurch sie in eine unabhängige Lage gebracht würden und darin den Beweis seiner Achtung und Dankbarkeit gegen ihren Vater legte, so würden selbst die befriedigt sein, die ihrem strengen Gefühl für Recht nach glauben dürften, daß dem gebliebenen Scharnhorst die Schenkung niemals hätte vorenthalten werden sollen, die er in seinem Leben schon verdient hatte; und unter den andern, mit Ausnahme seiner erklärten Feinde, würde niemand eine so bescheidene Dotation für Verschwendung gehalten haben. Ich habe mich mächtig getrieben gefühlt, die Sache in Erinnerung zu bringen, da ich ihm nahe gestanden habe, wie ein Sohn ohne seines Familien- [?] Ruhms oder Vermögens Miterbe zu sein. Wenn ich mein Herz gegen Euer Excellenz ausschütte, ob ich gleich weiß, daß Ihnen die Hände gebunden sind, so ist es, weil zwischen uns ein Gegenstand unmöglich mit Schweigen übergangen werden kann, in dem sich mehr als in irgend einem andern unser gemeinschaftliches Interesse verbindet.

An Frau von Clausewitz.

Erdmannsdorf, den 14. März 1817.

Hochverehrte gnädige Frau.

An Sie, hochverehrte Frau, wende ich mich, um Sie gehorsamst zu bitten, wenn etwa der Major von Scharnhorst noch den Vorsatz hätte, uns hier zu besuchen, Ihren Einfluß auf ihn dahin zu verwenden, daß er es lieber dergestalt einrichte, daß er im Monat Juni hier sei, weil ich wahrscheinlich für die beiden Monate April und Mai verreisen werde. Auch wird in der Zeit

meiner Abwesenheit Agnes nicht hier, sondern wahrscheinlich in der Nachbarschaft sein, und zwar sehr im Einverständniß meiner Frau.

Wir fangen nun an, an Agnes Ausstattung zu denken. So wie heut zu Tage die Offiziersfrauen in der Monarchie herum wandern müssen, ist demgemäß die Ausstattung anders einzurichten wie ehedem. Keine Meublen, nur einige Betten, dagegen schönes Tischzeug, hübsches Silber auf den Tisch, ein Paar weiche Shawls. — Agnes ist still und verschlossen wie sonst und wird ihrem Wort treu bleiben; auch macht Niemand einen Versuch, sie wankend zu machen, aber dennoch muß ich, nach ihrer Art und Wesen zu urtheilen, nach der Lustigkeit und Unbefangenheit, womit sie in den Gesellschaften erscheint besorgen, daß ihre Verbindung mit Scharnhorst nur Wirkung ihres Characters und nicht tiefgehende Angelegenheit ihres Herzens ist. Sie strebt nach Unabhängigkeit; die Bemerkungen einer Mutter und deren, wenngleich nur seltne Anordnungen mißfielen ihr; sie hat einen großen Hang zur Herrschsucht und da eilte sie denn in den Ehestand zu kommen. Wenn Scharnhorst sie nicht bei Zeiten daran gewöhnt seinem Willen Folge zu leisten, so wird er die Herrschaft verlieren. Die Redlichkeit gebietet mir, ihn von dieser meiner Ueberzeugung zu unterrichten. Was die Klugheit hiebei mitzusprechen hat, will ich von Ihnen gnädigste Frau vernehmen. — Sie wollen die Huldigung der tiefen Ehrerbietung annehmen die ich Ihnen gewidmet habe als

Ihr

treuergebenster Diener.

v. Gneisenau.

Benzenberg an Gneisenau.

Berlin, den 11. März 1817.

Mein General!

Soll mir das Glück noch werden, Sie hier zu sehen? Ich bleibe jetzt bis zum 24. oder 30. und der Feldmarschall sagte mir, Sie würden kommen. Ich fragte Albrecht gestern; dieser sagte: die Liste der

Staatsräthe sei vom König vollzogen und Sie wären mit drauf, aber er könne nicht sagen, ob Sie zur Eröffnung kommen würden oder nur von Zeit zu Zeit Theil am Staatsrathe nehmen, wenn Sie grade hier wären. Wittgenstein kam und das Gespräch nahm eine andere Wendung. Humbold habe ich noch nicht gesehen. Herr von Jasmund sagte: Er wolle nicht in und nicht an den Staatsrath.

Ich war am Sonntag Abend bei Grollmann, wo Eichler hinkam und wo von nichts geredet wurde als vom Staatsrathe. Grollmann meinte: Er würde aus sehr heterogenen Theilen zusammengesetzt. Der Minister Voß käme herein, die beiden Feldmarschälle*), Brockhausen, Hatzfeld. — Der Kanzler glaube vielleicht alle diese Elemente durch seine Persönlichkeit zu beherrschen, allein er bedenke wohl nicht, daß mit seinem steigenden Alter seine Kräfte nicht stiegen, auch sei nicht leicht vorauszusagen, welche Gesetze eine Gesellschaft von 60 Menschen befolge. Auch nicht, welche Partie der König nehme, wenn in wichtigen Angelegenheiten der Staatsrath anderer Meinung als die Minister, ob er dann nicht 60 Unterschriften gegen 5 zähle. Am Schwersten würde es der Finanzminister**) haben, besonders mit den Oberpräsidenten und da er nicht reden könne, sondern gleich hitzig werde, und in der Hitze sich überstolpere, so müsse er sich nach Jemand umsehen, der für ihn das Wort führe. Stadtgeschichten nur sind's. —

Der Feldmarschall ließ vor ein paar Tagen mich bitten; ich dachte gleich, daß er etwas auf dem Herzen. Ueber Tisch erzählte er, daß Gneisenau käme, dann die Geschichte von der Katzbach, dann daß ein dummer Kerl jetzt ein Buch geschrieben, in dem er gesagt, daß er vor der Schlacht einen Kriegsrath gehalten, das sei nicht wahr, er habe in seinem Leben noch keinen gehalten.

Nach Tisch kam der Großherzog von Meklenburg-Strelitz und als dieser weg, so kam der Feldmarschall zu uns an's Fenster an dem Nostiz und ich war, wo sich dann folgendes Gespräch entspann:

B. z. N. Hat er es geschrieben?

N. Ganz gewiß Ihro Durchlaucht.

B. Ich habe es ja gesagt, Herr von Alopeus meinte es auch, er sagte gleich, das hat Niemand anders geschrieben als Bz.

Nemlich der Artikel Berlin in Nummer 495 des Beobachters, wo die Times widerlegt wird und gezeigt, wie es eigentlich mit dem Verfassungswerk in Preußen liegt.

Dieser Artikel hat großen Scandal gemacht; da die Berliner in Allem Persönliches sehen und es für sie unmöglich etwas mit der Unbefangenheit zu lesen, mit der es geschrieben worden. Auch die Constitutionellen haben Anstoß dran genommen, weil sie meinen, der Kanzler sei doch der Einzige von dem was zu erwarten, auch habe er die beste Absicht.

Ich habe meine Ansicht noch nicht geändert. Ich bin überzeugt, daß der Kanzler fühlt, daß er 67 Jahr alt und daß er es nicht mehr vermag. Er wird den Staatsrath einsetzen der schon 1811 dekretirt war ut aliquid fecisse videatur, wird die Leute mit freundlichen Worten hin-

*) Blücher und Kalkreuth, letzterer mit den übrigen Genannten die Koryphäen der reactionären Partei.

**) Graf Bülow.

halten und denken, wenn er jedesmal 6 Jahre gewönne zwischen einem Dekrete und dessen Ausführung, so würde es ihn schon aushalten. Ich tadele dieses nicht, leugne auch nicht, daß es vielleicht das Beste unter diesen Umständen sein mag, allein man muß es für das nehmen, was es ist und seine Seele nicht in vergeblichen Hoffnungen abmühen. Kommen wird es schon, nur nicht auf diesem Wege. Die Dinge finden ihre Ziele. Sie haben auch im letzten Kriege ihr Ziel gefunden, das kein Product der Weisheit eines Einzeln war, sondern ein reines Product der Bewegung der sittlichen Welt.

Was die Natur unfühlend thut, das thut der Mensch, indem er sich und die Natur schaut. Und wenn es uns auch nicht vergönnt ist, die himmlischen Bewegungen hervorzubringen, so ist es uns doch vergönnt sie zu schauen und zu erkennen und darzustellen. Bei diesen Grundsätzen kann man zwar seelig werden aber nicht reich, werden Excellenz sagen.

Aber mein lieber General, das Seeligwerden ist die Hauptsache und wenn man noch so eine kindische und kindliche Freude an so einer Zwergflora und Zwergfauna hat, wie bei Lichtenstein, dann fühlt man sich so reich, daß man auch mit dem Kanzler des Reichs würfeln kann.

Willst Du, mein Sohn, frei bleiben, sagte mein Vater zu mir, so lerne was recht's und halte Dich genügsam und nie blicke nach oben hinauf.

G. R. Rother begegnete mir gestern. Er sagte, daß es mit dem Staatsrathe nun vom Flecke gehen würde, daß etwas dabei bekannt würde, was sehr angenehm sein würde, daß er mein Verfassungs-Büchlein, so ich ihm geschickt, gelesen und daß es ihn ungemein amüsirt habe. Das Angenehme, von dem er sprach, schien mir darauf zu gehen, daß Sie hierhin kommen würden.

Aber Sie müssen nun nicht böse werden, daß ich Ihnen so allerhand Stadtgeschichten erzähle.

Ganz der Ihrige

Benzenberg.

Einliegend die Theilung Sachsens vor der Censur, der Censor wollte nicht, daß der König in Schuh und Strümpfen die ganze Nacht auf Napoleon warten sollte.

Benzenberg an Gneisenau.

Berlin, den 20. März 1817.

Mein General!

Ich will einmal auf gut Glück mit der schlesischen Gebirgspost schreiben.

Alle Welt fragt mich: kommt General Gneisenau, und ich weiß es so wenig wie die Welt. Wenn ich so glücklich wäre die erste Nachricht davon zu haben, meine ganze Reputation wäre gemacht.

Wittgenstein sagte gestern: der Kanzler hätte gesagt, General Gneisenau würde wohl kommen. Auch der Feldmarschall meinte es, der ungemein gütig gegen mich ist, wenn ich so des Morgens ein wenig zu ihm hingehe. Da er gewohnt Ihnen auf's Wort zu glauben, so hält er mich für einen, der die Leute in die liebe lange Ewigkeit hilft, so wie Sie ihm solches geschrieben.

Er sagte, daß er gegen die stehenden Heere sei, und gegen den Prinzen Carl von Meklenburg, und daß er über erstere gleich seine

Meinung im Staatsrathe eröffnen wollte. Es freute ihn, daß die Barmer den Berliner Stadtverordneten gefolgt, und auch einen Verein gegen die englische Waare gestiftet und er wollte auch wohl einem solchen Vereine beitreten und der Kanzler müsse es auch thun.

Excellenz sollten doch ein wenig nach Berlin kommen. Es ist hier zu Land ungemein gutes Wetter. Der Frühling macht einen wieder so reiselustig — und auf dem Lande — je nun Wagner sagt:

Ich hatte selbst oft grillenhafte Stunden,
Doch solchen Trieb hab ich noch nie empfunden.

Man sieht sich leicht an Wald und Feldern satt. Ich dächte, Sie kämen ein wenig.

Clausewitz an Gneisenau.

Koblenz, den 18. März 1817.

Euer Excellenz werden es einer besonderen Veranlassung wegen gütigst verzeihen, wenn ich schon wieder schreibe.

Frau von Berg, die, wie Sie wissen, wieder in England ist, hat mir die Idee gegeben in den englischen Papieren eine Notiz vom seeligen Scharnhorst einrücken zu lassen, weil man ihn in England gar nicht kennt. Sie will die Uebersetzung und alles Uebrige besorgen und hat mich nur um den Aufsatz gebeten. Ich finde den Gedanken sehr gut, denn es ist unsere Pflicht dafür zu sorgen, daß Scharnhorst in der Geschichte einigermaaßen den Platz einnehme, der ihm gebührt, und es scheint mir in diesem Augenblick in englischen Blättern weit eher etwas Passendes über ihn zu sagen als in Deutschen. Es ist dabei ohnehin zu erwarten, daß es dann wieder in Deutsche aufgenommen wird, wodurch es schon mehr Eingang und weniger parteisüchtigen Widerstand finden wird. Freilich nehmen die Engländer wohl an deutschen Specialien und Personalien weniger Antheil als wir an den ihrigen; da es ihnen aber doch nicht am Sinn für die Tagesgeschichte fehlt, Scharnhorst ein Hannoveraner war, der Aufsatz mit einem persönlichen Bericht des alten Hammerstein an den König von England geziert werden kann, so denke ich, wird er nicht ganz verworfen werden oder ungelesen bleiben. Was nun die Art betrifft, so trauen mir Euer Excellenz wohl Takt genug zu um weder, durch germanische Originalität den Engländern unverständlich und mißfällig zu werden, noch durch einen odenartigen Schwung des Lobes die sogenannten Unparteiischen (d. h. die Kalten) böse zu machen, noch durch indiscretes Eingreifen in die Tagesgeschichte, durch keckes Aburtheilen oder auch nur durch nackte Wahrheit andern zu mißfallen und irgend jemand Blößen zu geben. Es soll eine ganz einfache ruhige Darstellung seiner Dienste in Preußen sein; warm herausgehoben werden soll, daß unter seinen Rathschlägen die preußische Armee mitten im Frieden sich so vervollkommt hat wie es die Schlacht bei Lützen nachher gezeigt, daß er, zu allen Zeiten ein Gegner Frankreichs, in den Zeiten der politischen Unterdrückung derjenige gewesen, an den sich alle diejenigen wandten, die auf dem einen oder andern Weg noch eine Rettung für möglich hielten, und daß er sie vor dem Thron offen vertrat und sie dadurch dem Willen des Königs unterwarf; daß durch seine Administration der Armee die Keime der schnellen Vergrößerung eingeimpft worden sind, die nachher so plötzlich emporschossen. Am ruhigsten und am wenigsten anmaßend in den Augen

anderer wird diese Darstellung ausfällen, wenn sie in einer ganz gedrängten historischen Erzählung seiner preußischen Dienstzeit (versteht sich mit flüchtigem Blick auf die frühern Jahre) also weniger abhandelnd und kritisch gegeben wird. Es muß gar nicht das Aussehen haben als wollte man ihm den Platz in der Geschichte erst erringen und sich also vom polemischen Character ganz entfernt halten. Meinem Gefühl nach muß Scharnhorst nie von uns zum Gegenstand eines Zeitungs- und Journal-Streites gemacht werden, welches seines Andenkens unwürdig wäre.

Wenn Euer Excellenz mit dieser ganzen Idee und der Ansicht von ihrer Ausführung einverstanden sind, so würde ich Sie bitten mich zu unterstützen. Können und wollen Sie so gütig sein mir über die eine oder andere Periode Ihrer näheren Verhältnisse mit Scharnhorst einige Nachrichten und Bemerkungen mitzutheilen, so würde mich das unbeschreiblich freuen, vor allem liegt mir daran, etwas mehr von den beiden geheimen Reisen nach Petersburg und Wien im Jahr 1811, ihren Veranlassungen nach zu wissen. Sie sind zu wichtig um sie ganz zu übergehen, aber, nach meinem ganzen Plan dürfen Euer Excellenz erwarten, daß ich so diskret sein werde sie nur leise zu berühren. Uebrigens bin ich, wenn Euer Excellenz mir die Erlaubnis dazu ertheilen, gesonnen Ihnen den ganzen Aufsatz zur gütigen Prüfung vorher zuzusenden. Haben Sie aber die Güte mich bald mit der Antwort zu beglücken, da sich die Sache ohnehin schon genug verzögern wird.

Vor einigen Tagen sind Graf Solms und Herr von Ingersleben nach Berlin zum Staatsrath abgereist. Jedermann frägt hier, ob Euer Excellenz nicht davon sein werden. Auch ich frage dies und würde Euer Excellenz beschwören eine Einladung dazu nicht auszuschlagen, denn was ich früher über einen permanenten Staatsrath geäußert, paßt nicht hierher und ich kann es nicht anders als von der höchsten Wichtigkeit ansehen, daß Sie Theil daran nehmen. —

Nur einen Gegenstand erlauben Sie mir als Beispiel anzuführen. Wir brauchen zur Ergänzung des Heeres jährlich 1/3 eines Jahrgangs männlichen Geschlechts. Gesetzt auch die Unbrauchbaren und Unentbehrlichen, wenn es deren durchaus geben soll, setzen die Zahl der Uebrigbleibenden um die Hälfte herunter, so bleibt doch bei der Aushebung immer die Wahl von einem Menschen unter zweien. In Staaten, wo man gesetzliche Exemptionen nicht gestatten will, sie aus dem Civil-Gesetzbuch ausstreicht, kann doch wohl nichts als das Loos angewendet werden um die einzustellenden zu bestimmen. Dies aber ist, nachdem lange Zweifel darüber obgewaltet hatten, und die hiesigen Regierungen sich größtentheils des Looses bei der diesjährigen Aushebung bedient hatten, nun vom Ministerio des Innern förmlich untersagt ohne die Gründe anzugeben, und ohne zu sagen, was an die Stelle treten soll. Daher entsteht es jetzt, daß in einem Regierungsbezirk (z. B. Trier) von der Civil-Behörde so viel Leute als unentbehrlich herausgesucht werden, bis nur die geforderte Anzahl Rekruten übrig bleibt (welches auch nur konsequent ist), in andern (in der Mark) aber die Auswahl von dem Stabsofficier nach Gesicht, Brust, Schulter, Beinen Zollmaaß genommen wird. Wenn dies letztere Princip vorherrschend werden sollte, so wüßte ich kein besseres Mittel der Bestechung in der Armee Thor und Thür zu öffnen, ja sie wie einen Keil mit Gewalt in dieselbe hineinzutreiben; der abscheulichen Willkür der ganzen Sache nicht zu ge-

denken. — Hier wo man in anderer Rücksicht anfängt, sich zu beruhigen, billiger zu werden und sich zu überzeugen, daß in Rücksicht auf Abgaben das Land sich bisher nicht zu beschweren hatte, hat sich neulich in den Rheinischen Blättern eine Stimme erhoben, welche sagt, in kleinen Dingen würde bei uns für Recht und Unpartheilichkeit in 3 Instanzen gesorgt, aber in den wesentlichen nicht — von einem Landrath hinge es ab, zu bestimmen ob man Soldat werden sollte oder nicht. — Wenn dieser Mann erst hört, daß es von einem Stabsofficier abhängen soll, wird er noch weit mehr erstaunen. Zugegeben alles, was ich von der Sache denke, wäre die erwiesenste Dummheit, so muß mir doch der Herr von Schuckmann die Frage erlauben, warum wird es nicht bestimmt, was an die Stelle des Looses treten soll und warum werden die Gründe gegen das Loosen nicht angeführt. — Ich bin wahrlich kein Schreier aus Langeweile gegen die Administration und habe sie hier oft schon mit einer Heftigkeit in Schutz genommen, die einem Ministerialredner nicht ziemt, aber unsere Aushebungs-Grundsätze sind unerhört. — Wenn nun im Staatsrath dieser Gegenstand zur Sprache kommt, so weiß ich außer Euer Excellenz keinen Menschen, der eine Aenderung zu bewirken im Stande wäre. — Ich bin sehr gespannt von Euer Excellenz über den Staatsrath etwas zu hören. Bei dieser Gelegenheit muß ich doch bemerken, daß für Görres noch nichts geschehen ist. Man sollte ihm entweder erklären, daß er gar keine Ansprüche auf eine Pension hat oder sie ihm geben. Er soll übrigens in seinen Urtheilen jetzt doch ziemlich billig sein und gemäßigt; ich sehe ihn zwar zuweilen aber ich habe nicht grade Lust mich viel über solche Dinge mit ihm einzulassen, weil ich vorher weiß, daß ich in vielen Hauptsachen ganz anderer Meinung bin und den Streit nicht liebe. Schenkendorf ist jetzt hier einigermaßen in Ruhe gekommen. Er ist in Abwesenheit Bonins Militairrath, sehr fleißig, tüchtig und gut, und ich glaube, daß der alte Ingersleben ihn gern hier behalten wird, worauf er seine Hoffnungen auch stützt.

An Clausewitz.

Berlin, den 6. April 1817.

Werfen Sie mir die Späne nicht weg, mein edler Freund, ich will sie haben mich an ihnen erfreuen, sie aufbewahren. Es ist stets angenehm zu wissen, wie ein würdiges Bauwerk geworden ist und das französische Werk über die Geschichte des Baues der Brücke von Neuilly ist eben so schön als diese und überdies lehrreicher. Ihr Aufsatz über das Fortschreiten und den Stillstand der kriegerischen Operationen ist mir wie aus der Seele geschrieben. Sie haben so sehr das Talent der Entwickelung und des Erforschens der ersten Quellen. Was ich über den genannten Gegenstand verworren gefühlt hatte, haben Sie mir nun klar in

die Seele geschrieben. Immer habe ich begriffen, daß der Fürst Blücher nimmermehr den Muth gehabt hätte, solche Entwürfe auszuführen, wäre er nicht ein verwegener Spieler von Natur, geübt bei Pharao und Würfel. Nun weiß ich die Ursache in klar ausgesprochener Rede. Ich will mehr klare Erkenntniß von solchen Dingen haben, darum dürfen Sie mir nichts wegwerfen, sondern Sie müssen mir alles mittheilen, die Geschichte des Baues und sein Gerüste.

Aber was habe ich gemacht! wie schlecht habe ich mir gebettet. Als ich meine Entlassung von meiner dortigen Stelle begehrte, gedachte ich nicht lange mehr zu leben und wollte mit meinen Kindern den Rest meiner Tage verbringen. Wie es weiter kam, wissen Sie. Nun rechnete ich darauf, daß meiner nicht ferner gedacht werden würde. Ich war so glücklich mit meinen Kindern! Jetzt ruft man mich und ich kann nicht verweigern zu kommen. All das verächtliche Gerede von meiner der Regierung feindseligen mißvergnügten Stimmung würde neuen Schwung erhalteu haben. Dem wollte ich mich nicht ferner Preis geben und somit gehorchte ich. Welch Opfer ich gebracht, vermögen nur die zu ermessen, die wissen, welchen Werth ich in ein solches Leben als ich geführt immer gesetzt habe und wie sehnsüchtig ich danach gestrebt. Und möchte man nur hoffen dürfen, daß etwas nützliches hieraus hervorginge, so wäre kein Opfer zu groß. So aber kann diese Hoffnung nur schwach sein! Ein Wunder wäre es, wenn aus solcher Zusammensetzung etwas Edles in das Leben treten könnte. Die Verwirrung und der Widerspruch in allen Zweigen der Verwaltung sind unermeßlich. Ein Mann von großen Einsichten und einem ungeheuren Charakter, begünstigt von oben, redlich unterstützt von unten, ein solcher Mann allein könnte mit eiserner Beharrlichkeit Ordnung in das Ganze bringen. Der Staatskanzler kann es nicht, gestellt wie er ist zwischen den Personen und wandelnd in mannigfachen Fesseln. Sein Bestreben kann nicht sein, einen Neubau zu machen, sondern nur zu stützen, damit nicht

einfalle, was den Einsturz droht. Und selbst bei seiner Renovations-Administration ist er dereinst nicht zu ersetzen, wenn ihn der Tod hinwegnimmt. Mehrere trauen sich wohl zu, seine Stelle einzunehmen, aber keiner, keiner ist vorhanden, der sie ausfüllen könnte, denn er ist, bei allen den verwegenen der öffentlichen Meinung hohnsprechenden Thaten seiner Verwaltung dennoch ein Einziger Mensch, mit sehr edelmüthigen Bewegungen, der sich für Großes und Edles begeistern kann, wie keiner unter allen Räthen des Königs. Ich habe wohl sehr Ursache böse auf ihn zu sein, aber ich kann mich doch von meiner Ergebenheit gegen ihn nicht los machen. Im Publikum spricht man, er habe gegen meine Hierherberufung gearbeitet, eine andere Partei hat, wie ich weiß, dasselbe gethan. Möchte es doch beiden gelungen sein! Auch gegen den Kriegsminister will man mich mißtrauisch machen. Man redet davon, daß dieser seine Stelle verlieren werde, und Kneseбeck ihn ersetzen. Die zeitherigen Armeegrundsätze sind ihrem Untergang nahe, man kämpft von vielen Seiten gegen sie.

Der Jude Crelinger hat eine Donation von 100,000 Thlr. erhalten für seine patriotischen Gesinnungen; alle Minister desgleichen. Der General Zastrow die Commende Lagow mit 15000 Thlr. Einkünften. Herr von Humbold (Wilhelm) wird ebenfalls mit Gütern ausgestattet. Mir hatte der König 30000 Thlr. bewilligt wegen des von dem General Savary an den Pächter von Sommerschenburg verkauften Inventarii, der Finanzminister läßt nun mit mir handeln und will nur 8000 Thlr. geben. Noch ist meine Angelegenheit nicht abgemacht und die Schenkungsurkunde mir vorenthalten. Hätte ich nur nicht Kinder, wie stolz würde ich ihnen die ganze Dotation vor die Füße werfen! Sie sind der Erste gegen den ich meinen Unwillen laut werden lasse, denn bei der Steigerung der unwilligen öffentlichen Meinung muß man solche nicht noch vermehren.

Gott erhalte Sie und mögen Sie mir ferner hold und gewogen bleiben. G.

An Clauſewitz.

Berlin, den 7. April 1817.

Auch ohne Ihre Zuſchrift vom 18. März würde ich Ihnen heute wieder geſchrieben haben, denn ich hatte in meinem vorigen der Schenkung an Scharnhorſts Kinder nicht erwähnt. — Schriftlich und mündlich hat mir der Fürſt Hardenberg zugeſichert, es ſolle und müſſe an Scharnhorſts Kinder etwas gegeben werden; Vor drei Jahren in Paris, vor zwei Jahren vom Kongreß aus; ſpäter abermals in Paris. In Carlsbad habe ich dieſer Angelegenheit nicht mehr erwähnt, wegen der Verhältniſſe in welchen Scharnhorſt zu meiner Tochter ſteht, aber der Fürſt Hardenberg brachte ſein Verſprechen, ganz unaufgefordert wieder auf die Bahn und ich antwortete mit einer dankbaren Verbeugung, aber nichts iſt erfolgt. Hier hat mir der Fürſt Blücher erzählt, er habe für das Andenken an Scharnhorſt geſprochen, was er mir aber von der Antwort erzählt die er erhalten, giebt mir eben nicht ſonderliche Hoffnung des Erfolgs. Was nun zu thun? So wie die Sachen liegen bei den Verſchleuderungen an Unwürdige, fühlt man ſich empört. Und ich kann nicht reden, da mir die Zunge gebunden iſt, und wäre auch dies nicht, ſo würde ich nicht laut über ſolche Ungerechtigkeit Verwünſchungen ausſtoßen, damit ich auch nicht andere Gemüther empörte, was ich nur in höchſt gereiztem Zuſtand thun könnte. Die Sachen hier liegen in einer tiefen Verderbtheit; die Adminiſtration iſt höchſt ſchlecht, obgleich meiſt redliche Menſchen darinnen ſind. Um fünfzig Procent wohlfeiler könnte man ſie doppelt ſo gut haben. Stellen ſind in Menge geſchaffen worden um Familien ſich zu verbinden. Und wenn nun nicht nach Grundſätzen, ſondern nach Perſonen-Verhältniſſen fortgewirthſchaftet werden muß, wie es das Anſehen hat, ſo iſt unter allen Perſonen, die wie ich bereits in meinem letzten ſagte das Staatskanzlerat im Auge haben, Hardenberg dennoch nur der einzige, der ſolches Weſen mit Staatsklugheit zu führen verſteht.

Aber das verruchte Gesindel, das sich an ihn drängt und das er sich zu verbinden, sich verbunden meint.

Ueber Scharnhorst's Geschichte vermag ich wohl nicht mehr zu liefern als Sie selbst. Sie haben ihn tiefer erkannt als ich und wissen alles, was er getrieben. Von seiner Reise nach Wien weiß ich nur, daß er geschickt ward, um den Wiener Hof auszuforschen. Als der Kaiser Franz erfuhr, daß der ihm zuschickende geheime Botschafter Scharnhorst sei, wollte er nichts von ihm wissen (weil er vom Tugendbunde sei) und Zichy mußte protestiren. Es ward bewiesen: Scharnhorst sei nicht von diesem Bund und so durfte er kommen. In Wien hielt sich Scharnhorst zur Klasse der Handwerksbürger, um unerkannt zu bleiben. Er kam mit allgemeinen Freundschaftsversicherungen und Wünschen zurück. Bei der geheimen Sendung an den Kaiser Alexander hielt sich Scharnhorst nur einen Tag in Petersburg auf und ward im Schlosse der Kaiserin zu (glaube ich) Sarskoe-Selo versteckt, wohin der Kaiser einigemal kam. Er war dort unter dem Namen eines Obersten von Menin. Er brachte von dort die Zusicherung mit, daß wenn wir von Frankreich angegriffen werden sollten, das Corps des Grafen Wittgenstein Befehl habe in Preußen einzurücken um uns zu unterstützen. Von dem Uebrigen seines Einwirkens ist Ihnen sicherlich mehr gegenwärtig als mir. Jedoch wenn ich Ihren Aufsatz gelesen haben werde, dürfte mir vielleicht Eines oder das Andere zur Ergänzung beifallen, nur muß ich vorher die Art kennen, wie Sie die Sache behandeln.

Aber ein solcher Artikel in den Englischen Zeitungen wird jetzt keine solche Theilnahme finden, als zu anderer Zeit. Die jetzt erst recht erkannte vulkanische Natur des dortigen Bodens und die daher entstandene Besorgniß um Sicherheit eigner Existenz hat sicherlich dort alle Gemüther in Beschlag genommen, die zu anderer Zeit um die geheimnißvolle Wirksamkeit eines Mannes wie Scharnhorst auf die Verhängnisse Preußens, wohl sich bekümmert hätten. Der Artikel wird Eindruckslos verhallen. Damit

er bei der einen oder der anderen Partei nicht etwa einen ungünstigen Eindruck mache, so muß ich rathen, ihn in die Times einrücken zu lassen, die überhaupt auf eine ziemlich geniale Weise redigirt wird und von keiner Partei eigentlich gehaßt wird, dabei ein großes Publikum hat. Die uns angenehmste Wirkung wird sein, wenn der Artikel in die deutschen Zeitungen zurück übersetzt wird, was man von unserer National-Eitelkeit wohl erwarten darf, denn die Deutschen legen mehr werth auf das, was zu ihrem Lobe aus Paris und London gehört wird, als auf das was wir von uns selbst mit Recht sagen mögen. Ein Franzose, ein Engländer empfängt deutsches Lob als schuldigen Tribut; wir aber sind noch nicht als puissance anerkannt und legen demnach mehr Werth auf solch Anerkenntniß und greifen gierig danach, so wie Bonaparte das Mitunterzeichnen des englischen Ministers unter das Ultimatum von Chaumont alsbald für eine Anerkennung seiner Kaiserwürde von Seiten Großbrittaniens ausgab. Der Artikel also denke ich wird in den deutschen Zeitungen erscheinen und wahrscheinlich in einem Deutsch, das mit dem deutschen Original nicht sich messen darf. Diesem müssen Sie zuvorkommen, wenn Ihnen um gute Wirkung zu thun ist. Ich werde Ihr Original, wenn Sie es genehm halten durch Benzenberg dem deutschen Beobachter in Hamburg zusenden, damit es gedruckt werde, so wie die Englische Uebersetzung in London erschienen ist.

Ihrer Gemahlin bitte ich, unter Vermeldung meiner treuen Verehrung, zu sagen, daß sie hinter die Worte meines letzten Briefes: tüchtiger Gesinnung einschalten soll: und Scharnhorsts Sohn, was ich in meinem letzten vergessen hatte.

Einige Anecdoten: als ich vor einigen Tagen bei dem F. Hardenberg in Glinicke aß mit Beyme und Albrecht und anderen, so war von dem Wort: Crethi und Plethi die Rede. Ich erwähnte, neuere Orientalisten behaupteten, Luther habe dies Wort nicht verstanden, darum in der Ursprache hingeschrieben, es heiße aber: Auswahl. Man stritt, wir wetteten, ich suchte die Stelle

in der Bibel, fand sie alsbald, las sie vor, bewies schon aus dem Zusammenhang, daß es so sein müsse und schloß dann mit folgenden Worten: Ew. Durchlaucht sehen, daß ich Recht habe und eigentlich ist Ihr neu geschaffener Staatsrath Nichts anders als Crethi und Plethi. Dieser Doppelsinn ergriff den Fürsten dergestalt, daß er in das schallendste Gelächter ausbrach, die ganze Gesellschaft im Chorus mit.

Ancillon ward in der Isis von Oken hart angegriffen und unter anderen von ihm gesagt: der sei längst abgedroschen. Ancillon sagte: bin ich abgedroschen, so habe ich mit dem Flegel nichts mehr zu thun.

Nun mein hochgeehrter Freund, leben Sie wohl und bleiben Sie hold und gewogen

Ihrem

treuen Freund

G.

Mit Rommersdorf steht die Sache, wie ich zufällig in einigen Worten vernommen, so, daß der Finanzminister gegen dessen Verkauf erklärt hat, man will mir aber Engers käuflich ablassen, das heißt, die Unterhaltungslast von den Staatskassen abwälzen und eine gute Kaufsumme in Empfang zu nehmen; das wäre die beste Finanzoperation, die Herr von Bülow Zeit seines Ministeriums gemacht hätte. Wären alle die andern gleicher Natur, wahrlich er würde den Ruhm eines Colbert und Pitt weit hinter sich lassen!

Mit der Entbindung von dem Generalcommando am Rhein im vorigen Frühjahr steht es folgender Gestalt. Der König war vermuthlich durch Verläumdungen aufgeregt, sehr gegen mich eingenommen. Früher, in Paris, hätte er es ganz zweckmäßig gefunden, daß ich den Befehl über das Armeecorps in Frankreich haben müsse, später hatte Zieten dagegen intriguirt und der König nichts mehr von meinem Oberbefehl wissen wollen. Ein Schreiben von mir an den Kriegs-Minister in dieser Angelegenheit blieb unbeantwortet, angeblich aus Schonung. Später

forderte ich meine Entlaſſung. Dem König war dies ganz Recht. Daß ich eine milde Antwort erhielt, war angeblich das Beſtreben Boyens; 4 Wochen darauf erhielt ich das zweite unveranlaßte Kabinetſchreiben, wo demnach der König ſeiner eigentlichen Geſinnung freien Lauf ließ. In Carlsbad nun empfing mich der König ſehr freundlich, alſo mußte ſeine Stimmung gegen mich ſich gemildert haben. Nach ſeiner Zurückkunft von Töplitz hat er gütig von mir geſprochen. Bei meiner jetzigen Anweſenheit hat er mir in der Kirche im Vorbeigehen einige freundliche Worte geſagt, bei Tiſche aber an Prinzeſſin Louiſe: daß er mich noch nicht ſprechen können, um mir einige freundliche Worte ſagen zu können. Was iſt nun Ihre Auslegung alles dieſes? — Gott befohlen.

An Gräfin Reden.

Berlin, Dienſtags, den 9. April 1817.

Hochverehrte gnädige Gräfin.

Endlich fange ich an, etwas zu mir ſelbſt zu kommen und ſo viel Zeit zu gewinnen, um Ew. Excellenz ein Zeichen des Lebens von mir zu geben, das heißt, des tiefſten Dankgefühls — denn jenes und dieſes iſt Eines — für ſo viel Güte und Huld die Sie dem Vater und ſeinen Kindern erzeigt haben, ſeit ich das Glück erwarb, Ihr Nachbar zu ſein, ein Glück das, hätte ich Erdmannsdorf auch viel zu theuer erkauft, und würde mich dieſes auch fernerhin noch ſo viel koſten, mir jeden Geldverluſt reichlich erſetzen und überbieten würde.

Früher als jetzt konnte ich auch deswegen nicht ſchreiben, weil erſt geſtern es mir vergönnt war, mit der Frau Gräfin von Bernsdorf zu reden; alle früheren Verſuche, bis zu ihr zu gelangen waren fruchtlos geweſen. Geſtern aber hatte ich die Ehre bei dem Grafen Reuß mit ihr zu ſpeiſen und ihr Tiſchnachbar zu ſein. Welch ſchöne Frau! Solche Geſtalten und ſolchen Ausdruck des Geſichts ſucht man ſonſt nur in idealen Gemählden. Zwei von ihren Kindern erinnern ſonderbar an Ew. Excellenz.

Die erste Frage, welche der Kronprinz an mich richtete, war nach Ihnen, hochverehrte Gräfin zu seiner Ehre und zu meiner Freude, Ihretwegen und seinetwegen. Er trägt eine herrliche Natur in sich, die höchste Genialität und die glänzendste Reinheit ohne Fleck. Wir andern Männer, wären wir nicht meist von Anbeginn so verderbt, müßten uns schämen, vor ihm zu stehen. Wunderbar, bei weitem noch nicht genug anerkannte Wirkung der Tugend auf die Verderbtheit, die nur durch Spott einer solchen Ehrfurcht gegen jene sich erwehren kann, denn die Weltleute lachen über diese Reinheit. Dieser junge Fürst, und zwar zehnfach so als Kronprinz, ist eine seltene Erscheinung.

Nach Ihnen gnädigste Gräfin ist viel, viel Nachfrage gewesen, wie natürlich; aber sehr wohlthuend meinen Gefühlen ist die von mir gemachte Bemerkung, daß ebenfalls nach Fräulein Caroline*) von vielen Personen gediegenen Karakters und hoher Bildung mit der theilnehmendsten Innigkeit geforscht wird.

Wie es mit Agnes geworden, darüber bin ich noch in Dunkelheit gelassen worden, denn Briefe von Erdmannsdorf habe ich noch nicht erhalten. Hätte sie den Vorzug in Buchwald zu sein, so empfehle ich sie Ihrem beiderseitigen Schutz und Ihrer Nachsicht.

Unsere Geschäfte, ausgenommen die der Finanz-Commission, haben noch nicht begonnen, aber wird nur erst das Plenum des Staatsrathes zusammenkommen, dann soll kein Wunsch unerfüllt bleiben, Sonnenschein und Regen sollen stets zur rechten Zeit eintreten, fortan Hagel nicht mehr die Felder verwüsten noch die Iselbach Ihre Wiesen, die Stürme sollen dann nicht mehr um das Buchwalder Haus umher heulen und die Bewohnerinnen aus dem Schlaf schrecken. Ein Elysium — Buchwald fortan nicht mehr allein — soll die Preußische Monarchie werden, wo Asträa ihren Wohnsitz aufschlägt und Ehrlichkeit selbst unter Müllern und Webern einheimisch ist, und selbst die Sandwüsten der Mark

*) von Riedesel, Schwester der Gräfin Reden.

ſollen Waizen und Hanf tragen. Sehen Sie, theure Excellenz, das ſollen die Wirkungen des neuen Staatsraths ſein; man ſoll uns nicht vergeblich zuſammengerufen haben. Unterdeſſen aber wollen Sie mein ſchönes Plätzchen in Erdmannsdorf unter Ihre anordnende Obhut nehmen, damit ich, en attendant, doch etwas habe, wo ich die angegebenen Wirkungen des Staatsrathes abwarten kann.

Mit den Geſinnungen der reinſten Verehrung

Ew. Excellenz ganz gehorſamſter Diener

Gr. N. v. Gneiſenau.

An die Gräfin.

Berlin, den 10. April 1817.

Die Generalin v. Boguslawski hat den — Gott ſei bei uns, im Leibe, den ihr geſchenkten 10 Thalern hatte ich von Schleſien aus ein Antwortſchreiben angeſchloſſen, das den Sinn ausdrückte, daß für die Armen in den Provinzen ebenfalls geſorgt werden müſſe, und nun ſchreibt ſie mir beikommenden Brief; meint, daß der meinige erhebend, begeiſternd für ihren Zweck ſei, ſchlägt mir plumpe Schmeicheleien in das Geſicht, um auf meine Eitelkeit zu wirken und meine Wohlthätigkeit flüſſig zu machen, und endlich muthet ſie mir zu, nicht allein zu zahlen, ſondern auch noch für ihre Eitelkeitszwecke zu ſchriftſtellern. Das war mir zuviel. Ich bin deswegen den Lockungen der ſchönen (Sirenen) Stimmen nicht gefolgt, von ihrer Geſellſchaft weggeblieben, und habe ihr den hier in Abſchrift beigelegten Brief geſchrieben. Wenn ſie nicht beſeſſen iſt, wird ſie mich fortan wohl ungeſchoren laſſen.

Seit meinem letzten habe ich wieder mehrere Mahlzeiten gehabt, morgen, übermorgen wieder, ohne die Abendgeſellſchaften. Lieber mach ich den heftigſten Feldzug gegen Napoleon Bonaparte, als einen ſolchen in der Hauptſtadt.

Heute ſehe ich Briefen von Euch entgegen, wenn keine nicht anlangen, bin ich übler Laune. Uebrigens befinde ich mich hier,

außer dem Verdruß über den Verluſt meines ländlichen Lebens, heiter und geſund und meiner Seele ſtrömen Ideen zu in reicherem Maaße als je. Eine ſonderbare Erſcheinung!

Gott erhalte Euch

G.

Beilage.

Berlin, den 12. April.

Gnädige Frau.

Großmüthig wollen Sie, gnädige Frau, entſchuldigen, daß ich erſt heute das geehrteſte Schreiben beantworte, womit Sie mich zu beehren das Wohlwollen hatten.

Sie ſind gewohnt, der Männer als Ihrer Werkzeuge ſich zu bedienen, glücklicher Weiſe zu edlen Zwecken. Aber ſo weit ſoll denn doch die Herrſchaft, die Sie über mich gewonnen, nicht gehn, daß Sie mich dazu bringen könnten, ein Schriftſteller zu werden. So lange ich Berliner Einſaſſe bin, werde ich für Ihre hochachtbare Schöpfung von Zeit zu Zeit einen kleinen Beitrag liefern, gelange ich indeſſen wieder nach meiner Provinz, ſo gehört meine Wohlthätigkeit wiederum denen, die mir dort nahe ſtehen, denn wenn jeder es ſich zum Geſetz macht, der benachbarten Noth abzuhelfen, ſo iſt es nicht nöthig, der entferntern beizuſpringen. Die Berliner dürfen nur dem empörenden Luxus den ich hier bemerke, zum hundertſten Theil entſagen, ſo iſt ihren Stadtarmen geholfen ohne daß man erſt entfernte Provinzen in Anſpruch nehme, denn die Hauptſtadt iſt reich, ſehr reich, und die Provinzen ſind hie und da ſehr arm. So wiſſen unſere Gebirgsweber jetzt nicht, wovon ſich zu ernähren.

Mit dem Wunſche daß dieſe Grundſätze mit Ihrem Beifall beehrt werden mögen verbinde ich die Verſicherung der hochachtungsvollſten Geſinnungen gegen Sie gnädige Frau, und die Bitte, meiner mit Wohlwollen eingedenk zu ſein.

An Comteſſe Agnes.

Berlin, den 11. April 1817.

Meine liebe Agnes.

Dein Brief aus Buchwald iſt der beſte den Du je geſchrieben und ich freue mich darüber.

Nun Du den Vorzug haſt, in dieſem ſeltnen Hauſe von zwei ſolchen Frauen mit Güte aufgenommen zu ſeyn, wirſt Du nun auch die Vortheile Deiner Lage mit Eifer Dir zu Nutzen machen, das hoffe ich. Am Ende der zwei Monate, wirſt Du ſelbſt an Dir gewahr werden, wie ungemein weit Du vorgerückt ſeyn wirſt an Kenntniſſen und an Bildung, und nicht unſer Lob, ſondern Dein eigen Gefühl bei weitem mehr, wird ein ſüßer Lohn für Deine Anſtrengung ſeyn. Erſt giebt man ſich Mühe des Beifalls Anderer wegen; die Erfolge der Mühen gewähren dann die Glückſeeligkeit einer begründeten Selbſtzufriedenheit; eine Zeitlang arbeitet man fort um dieſes Lohnes willen, und am Ende gelangt man dahin in der Arbeit ſelbſt den Genuß zu finden, den man früher in dem Beifall der Menſchen und in ſeinem eignen ſuchte. So zieht man endlich die Kultur ſeiner Seele denjenigen Zerſtreuungen vor die man Vergnügungen nennt und die es eigentlich nicht ſind. Eine leere Seele hingegen empfindet eine unerträgliche Langeweile, ſucht ſelbige durch Zerſtreuungen zu verſcheuchen, wirft ſich in den Strudel des Weltlebens und geht oft darin unter.

Dann, ſei nicht ſo verſchloſſen mit Deinen Gefühlen und verbanne die Kälte, womit Du Dich zu umgeben Dir angewöhnt haſt. Sei liebreich und herzlich gegen Deine Umgebungen; ſchließe Dein Herz auf, denn Du kannſt da Alles Alles ſagen; man wird liebreich Deine Hoffnungen theilen und Deine Klagen und kleinen Bekümmerniſſe mitfühlen. Du warſt ſo ein liebendes herzliches Mädchen als Du kleiner warſt und ich hatte ſo ſehr meine Freude an Dir. Kehre zu jener Herzlichkeit zurück, ſei fleißig und

beharrlich in Deiner Ausbildung, zähme etwas Deine Anlage zu Stolz, ohne ihn ganz zu verbannen, denn auf das Edlere gerichtet, ist er eine Gewährleistung der Tugend und Zufriedlichkeit, sei mild gegen Geschwister und Dienstboten und ich habe dann Nichts, durchaus Nichts an Dir auszusetzen, denn Du bist sonst ein verständiges Mädchen und die Menschen müssen Dir gewogen werden, wenn Du Dich mit mehr Wärme, Freundlichkeit und Herzlichkeit umgiebst. Du wirst dann eine tugendhafte, hochachtbare, liebenswürdige Frau werden und denjenigen, den Du Dir zum Lebensgefährten erwählt — und warlich zu Deiner Ehre erwählt — glücklich machen, was die höchste, und selten nur erreichte Bestimmung der Frauen ist, denn die Edlern derselben fühlen sich glücklicher in dem Glück ihrer Ehegatten als in ihrem eignen und dieses besteht bei ihnen nur in jenem.

Der Jahrestag desjenigen Tages naht heran, wo Deine Erscheinung mir so viel Freude brachte. Ich habe seitdem viele selige Empfindungen durch diese Freude an Dir gehabt. Manchmal zog eine Wolke der Unzufriedenheit an diesem heitern Himmel vorüber. Ich erwarte deren keine mehr. Ich werde fortan freudig an dem Gebäude Deines Glückes fortbauen, das Materielle desselben besorge ich bereits ebenfalls, denn ich fange nun an, an Deiner Ausstattung arbeiten zu lassen. Zu Deinem nächsten Geburtstaggeschenk magst Du selbst wählen. Der französische Goldschmied in Warmbrunn hat ein Halsband von Carniol für 20 Thaler feil. Willst Du dieses oder wäre Dir von hier aus etwas anderes lieber, so schreibe es mir alsbald mit Benennung der Sache die Du wünschest, damit ich es sofort besorgen kann.

Nun, liebe Agnes, lebe wohl und sei dankbar gegen Deine Beschützerinnen. Dankbarkeit ist die erste und leichteste aller Tugenden. Ueber die Herzlichkeit meiner Gefühle gegen Dich darfst Du nicht in Zweifel seyn. Gott erhalte Dich.

Dein treuer Vater

G.

An Gibsone.

Berlin, den 14. April 1817.

Mein theurer, edler Freund!

So hätte mich demnach die Strömung, die jetzt unserm Meere seine Richtung giebt, ganz gegen meine Berechnung, abermals dahin geführt wohin ich nicht wollte. Verweigern durfte ich nicht, wenn ich nicht den schreibseeligen Jakobinern eine Veranlassung darbieten wollte, abermals zu sagen, ich sei mißvergnügt. Darum kam ich und weil Gehorsam besser denn Opfer ist, wie die Schrift sagt.

Es ist jetzt recht interessant hier zu sein, obgleich ich nicht aufhöre meinen schönen Aufenthalt am Fuß meines Hochgebirges und die ländliche Ruhe, deren ich im Umgang mit meinen Kindern und anderer Gesellschaft genoß, schmerzlich zu beklagen. Es sind viele Bekannte aus den Provinzen hier und die Reibung der Ideen und deren Austausch gewährt ein angenehmes Schauspiel. Wäre nur die wieder angehende Schifffahrt und die Geschäfte Ihrer Stelle nicht, so könnten Sie hierher kommen, und ich wieder, nach so verhängnißvollen Jahren Ihres Umgangs mich erfreuen. Wenn Ihre Stelle Ihnen nichts einträgt und man Ihnen wegen Tragung des Ordens Schwierigkeiten macht, so sollten Sie solche wieder aufgeben. Im Holzhandel, so stelle ich mir vor, ist nicht viel zu machen, in Getreide zu dieser Jahreszeit ebenfalls nicht, denn das im vorigen Jahre erzeugte ist wohl meist ausgeführt. Was von kleinen Geschäften etwa übrig bleibt, mag ein Diener besorgen. Wenn Sie sich also von Ihrer Stelle losmachen können, so scheint mir einem Besuch in Berlin nur wenig Hinderniß entgegen zu stehen. Kommen Sie demnach; ich bitte darum, damit, wenn Sie meine Bitte erfüllen, Sie nicht zuweit von mir sich einquartieren, so zeige ich an, daß ich am Gensdarmen-Markt wohne.

Vor 4 Jahren gab ich Ihnen in Riga das Werk von Ancillon über die europäische Geschichte von Karl dem Großen an; ich

glaube es hat den Titel: „Tableau des revolutions en Europe pp.“ In diesem Buche hatte ich diejenigen schönen Stellen angestrichen, die die größeren und höheren Regierungsgrundsätze aussprechen. Wenn Sie etwa dieses Buch noch besäßen und es nicht weggegeben haben, so wünsche ich, daß Sie mir es zusenden. ——

Clausewitz an Gneisenau.

Coblenz, den 28. April 1817.

—— Was den Aufsatz über Scharnhorst betrifft, so haben mich Euer Excellenz ganz überzeugt, daß jetzt nicht der passende Augenblick dazu ist und er in England selbst vielleicht spurlos verhallen, vielleicht auch sonst nicht einen ganz erwünschten Eindruck machen würde. Ich werde daher die Ausführung dieser Idee aufschieben, in jedem Fall aber den Aufsatz, der schon geschrieben ist, Euer Excellenz mit der ersten Gelegenheit übersenden und um Ihre Zusätze und Berichtigungen bitten. — Ich fürchte, Sie werden sagen, er sei wie aus Schlichtegroll's Necrolog geholt und werden darin frische Farben, kühne Licht- und Schattengebung vermissen. — Aber ich wollte nicht Partei- und Streitlust aufregen, die meinem Gefühl nirgend mehr zuwider sind, als wenn sie einen Gegenstand treffen, den ich hoch verehre, und bei dem schon der bloße Zweifel mir eine Verletzung, ein Hauch gegen die strahlende Metallfläche scheint. Mir ist es hierbei, wie dem Philosophen bei der Wahl zwischen Tugend und Laster — hésiter ce seroit choisir. Ferner versage ich es mir als ein feuriger Apostel aufzutreten, weil dem Gefühl, was in meinem Herzen für das Andenken dieses Mannes wohnt, die Zeitungen keine würdigen Bühnen sind.

Die Auflösung, welche Euer Excellenz jetzt von den Verhältnissen haben, die bei Ihrem Abtreten von hier obgewaltet, scheint mir endlich die wahre zu sein. Ich weiß nicht, ob ich sie besser oder schlimmer nennen soll, als ich sie mir gedacht hatte. Gut ist es immer, daß denen, welche sich Ihre Freunde nennen, dabei nichts als Furchtsamkeit zur Last fällt. Das ist es aber, was sie von Scharnhorst unterscheidet, der die Freunde seiner und des Staates nie falschen Insinuationen und schlechten Ansichten aufopferte, sondern sie mit der höchsten Kraft vertrat, die in ihm wohnte. — Wie nun die Sache auch stehen möge, so ist gewiß das Beste, jedes Mißtrauen aus dem Herzen zu entfernen, da Mißtrauen nur wieder Mißtrauen erweckt und Mißverständnisse hervorruft. Bei der hohen Selbstständigkeit, die Euer Excellenz in jeder Beziehung haben, können Sie ja den Bewegungen um sich her mit stolzer Ruhe zusehen. In jedem Fall hoffe ich, daß Sie an Grolmann einen treuen Freund und Gefährten haben werden.

Daß die Hoffnungen für Scharnhorst Kinder etwas gethan zu sehen, so ganz schwinden, ist mir sehr schmerzhaft; ich weiß recht gut, wo der unüberwindlich schwierige Punkt liegt; halte mich aber überzeugt, daß die Sache nur durch Vernachlässigung so schlimm geworden ist. Hätte der Staatskanzler und B[oyen] von Hause aus auf schnelle Erledigung der Sache gedrungen, so würden sie mehr guten Willen gefunden haben, den

Feldmarschall halte ich für den Einzigen, der mit seiner ténacité allenfalls noch durchdringen kann.

In diesem Augenblick ist in den inneren Gegenden dieses Landes die Noth auf einen unglaublichen Grad gestiegen, die ganz arme Volksklasse lebt schon seit vielen Wochen ohne alles Brod von den erfrorenen Kartoffeln, die im vorigen Jahr im Felde liegen geblieben sind und von denen sie sich ein kraft- und saftloses Mahl bereiten. Der schwankende krankhafte Gang zeigt dem Reisenden mit einem Blick den Zustand dieser unglücklichen Volksklasse. Außer den französischen Kriegsgefangenen in Rußland habe ich nie dergleichen gesehen. Die Achener Regierung hat seit geraumer Zeit ihre Districte mit Korn unterstützt, welches sie ihnen den Scheffel zu 3 Thalern am Rhein verkauft hat; mit dem Fahrlohn kostet es ihnen etwa 4 und sie sind unbeschreiblich dankbar für diese Wohlthat. Die andern Regierungen haben noch nichts gethan; von der Koblenzer weiß ich, daß sie das Ihrige für die Truppenverpflegung gebraucht hat. Indessen sind dies nicht die großen Getreide-Ankäufe, die in der Ostsee gemacht worden sind, die durch Herrn von Klewitz verheißen wurden und von denen unbegreiflicher Weise noch kein Schiff angekommen ist. — Die gedrückteste Klasse ist die der kleinen Fabrikanten, bei denen sich zu der Korntheuerung gänzlicher Mangel an Verdienst gesellt. Es giebt in diesen Gegeuden viele kleine Tuchfabriken, die ihre groben Tücher früher nach Frankreich absetzten und die nun feiern. Sie flehen um Arbeit für die preußische Armee; aber wie ist bei unsern Einrichtungen auf eine schnelle Gewährung dieses Wunsches zu hoffen? — Wenn der König bei seiner Truppen-Bereisung sich entschließen könnte durch die Eifel zu gehen, so würde er sich von dem Zustand und den Ansprüchen dieser Unglücklichen an seine väterliche Vorsorge überzeugen, aber er würde es nicht unbelohnt thun, denn solche Zeichen aufrichtiger Liebe, wie er sie dort findet, dürfte er nirgend antreffen. Mir ist eine solche Zufriedenheit mit dem gegenwärtigen Gouvernement, eine solche herzliche Anhänglichkeit an dasselbe in meinem Leben noch nicht vorgekommen, da ich immer gefunden habe, daß die Menschen das Gute erst erkennen, wenn sie es nicht mehr besitzen. Das holländische Douanen-System, was eben so sehr im Luxemburgischen als dem angrenzenden Preußischen verhaßt ist, mag die Hauptursache dieser Liebe zur Regierung sein, doch habe ich vielfältig und unaufgefordert von Reichen und Armen die Versicherung gehört, daß man mit den Abgaben ganz zufrieden sei und sich nicht im mindesten beklagen könne. Sollte das Abgaben-System verändert werden und ein drückenderes auf diese Gegenden fallen, so wird freilich diese Stimmung sehr verändert werden und vielleicht ganz verschwinden, wenn das Douanen-System auch bei uns eingeführt wird. Indessen bleibt diese Zufriedenheit doch immer eine auffallende Erscheinung, da sie unter ganz gleichen Umständen hier am Rhein so wenig stattfindet. Ich habe mich bei dieser Reise recht augenscheinlich überzeugt, was eine politische Veränderung der Grenze für ein Uebel der nahe gelegenen Provinzen ist, indem sie die gewohnten Handelswege plötzlich schließt und Jahrzehnte erforderlich macht, um neue zu öffnen. Dies ist in vielen Fällen ein nothwendiges Uebel und so mag es auch für ein solches gelten, wenn die großen Staaten ihre Grenzen mit einer dreifachen Douanen-Sperre umgeben. Aber außerordentlich und widernatürlich bleibt es immer, daß der König der Niederlande zwischen Frankreich und Deutschland einen

Keil hineinschiebt, der auf seinen beiden Seiten mit einer solchen dreifachen Sperre umgeben ist, jede Verbindung der entfernteren Provinzen unmöglich macht und das kleine Luxemburg wie ein abgebundenes Glied aller natürlichen Circulation beraubt. Die Luxemburger haben daher auch nicht übel Lust, sich beim Bundestag über diesen Zustand zu beklagen. Wie groß die Stockung ist, die dadurch hervorgebracht wird, können Euer Excellenz daraus abnehmen, daß in der Vorstadt von ——— [?], die bisher preußisch war, ein Kalb 3 Franken und in der Stadt 10 kostet, da es 7 Franken Eingangsgebühren bezahlen muß; so kostet ein Maaß Bier in der Vorstadt 4 Sous, in der Stadt 10. Ein Stück Rindvieh zahlt 96 Franken Eingangsgebühren. Dies als Curiosa. Außer den groben Tüchern ist es an Fabrikaten vorzüglich Eisen, das früher einen starken Absatz in's Ausland gehabt hat, indem dieser Artikel nach den nahen niederländischen Seehäfen ging. Daher stehen jetzt alle Eisenhütten, oder nahen sich ihrem Stillstand. Die Gerbereien hatten zwar gleichfalls einen großen Absatz nach Frankreich, da sie aber großen und wohlhabenden Unternehmern angehören und in Deutschland nicht so leicht Concurrenz finden, so können sie weitere Märkte suchen und gehen jetzt von Malmedy, Prüm u. s. w. meist auf Coblenz. An rohen Producten gingen Moselwein, Hämmel, Schweine und Pferde nach Luxemburg und Frankreich. Alles das hat aufgehört, so weit es nicht eingeschmuggelt werden kann. Bei Echternach ist daher eine Baraquen-Vorstadt auf der preußischen Seite entstanden, die blos der Schmuggelei ihr Dasein verdankt und sich den niederländischen Douanen zum Hohn und Trotz alle Tage vergrößert. — In Vianden kauften sich die Einwohner Häuser auf dem preußischen Gebiet. Ueberhaupt ist überall, wo ein strenges Douanen-System bekannt ist, der Haß gegen dasselbe ein Nationalgefühl geworden. Euer Excellenz werden sich das aus den Rheingegenden selbst erinnern, und mir scheint es darum schon verwerflich. — Aber es ist wohl Zeit, daß ich aufhöre, Euer Excellenz mit meinen flachen Bemerkungen zu langweilen. Einige mehr militairische muß ich mir aber noch erlauben.

Die erste ist, daß ich bei dieser Reise alle die tausend Wege selbst gesehen habe, die sich der Eigennutz sucht, um das Gesetz der Kriegsverpflichtung für sich und andere zu umgehen und die ihm wie die Sachen jetzt stehen, mehr geöffnet als versperrt worden sind. Da ich diesen Gegenstand früher schon mehrere Male berührt habe, so will ich dies mal blos bei der Bemerkung stehen bleiben, daß die Erfahrung meine Vermuthungen sehr bestätigt hat. Dieses ganze Unwesen unserer Aushebung ist dem gemeinen Manne übrigens so klar wie mir, und ein junger zur Landwehr gezogener Bauernbursche im Dorfe Kelberg setzte mich in nicht geringe Verlegenheit als er mir die beiden Fragen vorlegte: ob auch alle bis 32 Jahr Landwehrleute werden müßten, oder, wenn das nicht wäre, wie sie fixirt würden (sein eigner Ausdruck). Ich sagte ihm, ich wäre ein Lieutenant von der Linie und verstände nichts von der Landwehr. So hat sich der Chef des Generalstabs am Rhein hinter sein Incognito verkriechen müssen, um seine tiefe Verlegenheit zu verbergen. Der kommandirende General selbst hätte ebenso wenig antworten können als ich. Euer Excellenz haben eine Gabe Anecdoten interessant zu erzählen, ich bitte Sie diese dem Kriegsminister und dem Minister des Innern aufzutischen. — Das dem Letzteren so verhaßte Loos ist der einzige gesunde

Menschenverstand in dieser Sache; sollen und müssen einige wenige Ausnahmen gemacht werden, so muß eine Commission aus einem andern Kreise die Gründe prüfen. Denn die Prüfungscommissionen, welche jetzt da sind, sind eben so viele zum Gärtner eingesetzte Böcke. Der Bürgermeister ist der Schwager oder Vetter, der Vorsteher und der Landrath der ergebene Diener aller wohlhabenden Leute, so daß auch hier wie in so vielen anderen Punkten unseres elenden Verfahrens das Endresultat immer ist, der arme wird Soldat, der reiche wird frei. Freilich sind den Herren allemal die Reichen die Unentbehrlichen (welches im Lande bald synonym werden wird) und die Armen die Entbehrlichen und die Entbehrlichkeit ist ihnen wieder das strenge Recht. Aber so wenig sich schon diese letztere Substitution vor Gott und Menschen vertreten läßt, so ist doch in der andern ein noch gefährlicherer Irrthum enthalten. Ist denn ein armer Teufel, der, indem er Soldat wird, mehr zu gewinnen als zu verlieren scheint, nicht gewöhnlich der Ernährer einer Familie oder der Erhalter schwacher Eltern? Mit ihm und seiner Hände Arbeit nimmt man dieser Familie das ganze Eigenthum und schafft ebenso viel Bettler-Familien. Also noch einmal, so lange die Verpflichtung zum stehenden Heer nicht durch das Loos entschieden wird, machen wir uns der absichtlichsten Tyrannei und Willkür schuldig und verderben das Volk von Grund aus. Anstatt dasselbe dem Soldatenstand geneigt zu machen, machen wir diesen Stand bei den Armen zum Gegenstand des Hasses und bei den Reichen zum Gegenstand beständigen Intriguen-Verkehrs. Die zweite Bemerkung ist, daß wir die Idee mit der Landwehr-Cavallerie aufgeben müssen.

Die Dritte, daß auch bei der Landwehr-Infanterie bald Veränderungen getroffen werden müssen, wenn wir nicht den Rock [?] für den Mann festhalten wollen. Was ich mit wenig Worten über beide Gegenstände zu bemerken mir erlaube, ist auf dem beigehenden Blatte enthalten. Ich kann es nicht anschließen, ohne Euer Excellenz zuvor wegen meiner vielen zudringlichen Bemerkungen um Verzeihung gebeten zu haben.

Euer Excellenz Frage, ob ich wohl in Berlin leben möchte, deren wohlwollende Absicht ich zuvörderst dankbar erkenne, kann ich nur so beantworten, daß wenn man mir eine Stelle geben wollte, zu der man mich vorzüglich tüchtig glaubte, ich mich dadurch allerdings geehrt sehen würde und daß wenn ich unter Euer Excellenz Aegide leben und arbeiten könnte, es mich sehr glücklich machen würde. Ohne diese Bedingungen würde mir der Tausch nicht angenehm sein; und die Idee, daß man in Berlin glauben könnte, ich wollte mich durch Euer Excellenz heandrängen, ist meinem Stolz zuwider. Ich weiß, daß nur Männer wie Sie viel Gutes bewirken können, daß Leute wie ich dabei nicht das Mindeste thun können und jeder andere aus Berlin selbst sein Pensum ebensogut machen würde, beruhige mich daher gern bei meiner Nullität und setze meinen Stolz darin nicht durch ambitiöses Streben beschwerlich zu werden. Außerdem glaube ich, daß meine Ansichten dem Kriegsminister und Grolmann nicht gefallen und, da ich beide als Männer von Verstand achte, besonders den Umfang des Geistes und der Kenntnisse Grolmanns sehr gut kenne, so möchte ich hiervon gern eben dadurch einen Beweis geben, daß ich mich wo die dringendste Noth es nicht fordert, gern jeder Reibung unserer Meinungen entziehe.

Ich habe für dieses Jahr um einen zweimonatlichen Urlaub nach den Nassauschen Bädern nachgesucht, weil die beständigen Gichtschmerzen mich dazu nöthigen. Uebrigens führen wir hier ein sehr ruhiges aber auch etwas insipides Leben. Es kommen in sechs Monaten nicht sechs Scherze und nicht zwei Einfälle zum Vorschein. Herr von Stein, der lange in Nassau geblieben und schon im April dahin zurückgekehrt ist, ist unsere einzige Erholung. Er ist sehr freundlich, auf seine Weise heiter und zufrieden und läßt Euer Excellenz herzlich grüßen. Er erwartet viel Gutes vom Staatsrath.

An Hardenberg.

Berlin, den 12. Mai 1817.

Ew. Durchlaucht freundliche Zuschrift habe ich dankbar empfangen. Wo immer es auf Sie, mein verehrter Fürst, allein ankam, habe ich meist immer gerechter und wohlwollender Gesinnungen mich zu erfreuen gehabt. Das ist freilich nicht immer mit andern der Fall gewesen.

Die in Rede stehende Angelegenheit will ich heute nicht weitläufiger erörtern ——; in diesem Augenblick, ein anderer Aerger, der mein Innerstes bewegt. — Man erbricht meine Briefe auf der Post! — Wie kann man dies rechtfertigen! Mich, nach Allem was ich geleistet, behandelt man als einen Verdächtigen! Vorgestern bereits war ich vor Ew. Durchlaucht Thüre, um Klage zu führen und Recht zu fordern, konnte aber nicht vorgelassen werden.

An Clausewitz.

Berlin, den 13. Mai 1817.

Mein verehrter Freund.

Aus Ihrem mir vorgestern zugekommenen Schreiben habe ich sogleich dasjenige was die Administration der Provinz jenseits des Rheines und die Stimmung der Einwohner betrifft, einen Auszug machen lassen und ihn dem Staatskanzler mitgetheilt, welchem er sehr gefallen und der mir versprochen, ihn dem König zu geben.

Man hat den guten Gedanken gefaßt, die Prinzen in den Provinzen umherreisen und sie Berichte über den Zustand der

dasigen Kriegsanstalten entwerfen zu lassen. Der Prinz Wilhelm Sohn des Königs, soll Preußen und Pommern, Prinz Friedrich Schlesien und der Kronprinz die Rheinprovinzen bereisen. Ich habe mit dem Kriegsminister geredet und darauf angetragen, daß Ihnen der Auftrag ertheilt werde den Kronprinzen zu begleiten, damit der Prinz nicht durch den Schwall der Rede des General Hake verhindert werde die Sachen zu sehen. Der Kronprinz soll irgendwo mit dem König in der Rheinprovinz zusammentreffen; die Reise wird im Monat August statt haben.

Der Finanzminister hatte seit Monaten dem des Krieges den Krieg gemacht und zuletzt diesen genöthigt ihm Rechenschaft über die Art seines Haushaltes zu geben, zwar unter der von Boyen geforderten Bedingung, daß auch er seinen Haushalt darlegen wolle welches Versprechen er aber nicht gehalten. Nun ist der Kriegs-Minister dafür gerächt. Der neue Abgaben-Plan des Finanz-Ministers ist von der Finanz-Commission geprüft und, wohl mit einiger Strenge und Feindseligkeit verworfen worden. Am Ende forderte die Finanz-Commission Rechnung über den Haushalt des Finanz-Ministers, machte nach Ablehnung ihrer Forderung, einen Antrag hierauf, und siegte ob. Der Ober-Präsident von Schön hat den Auftrag erhalten, den Haushalt des Finanz-Ministers zu prüfen und hat sich hiezu den Minister von Humbold und den Staatsrath Ladenberg als Gehülfen erbeten. Was hieraus sich gebiert, wird nun neugierig erwartet. In der Politik hat sich viel Wichtiges ergeben. Carnot und die französischen Verwiesenen in Belgien haben dem Kaiser von Rußland eine förmliche Erklärung Namens der Konstitutionellen in Frankreich gemacht, daß sie zwar gegen die Regierung Ludwig 18. so lange er lebe, Nichts unternehmen würden, nach seinem Tode aber könnten sie nicht dulden, daß ein Prinz seines Hauses in Frankreich regiere; sie machten demnach folgende Vorschläge zur Thronfolge 1) entweder den Prinzen von Oranien, oder 2) den kleinen Napoleon, oder 3) den Herzog von Orleans. Der Kaiser

ist so edel gewesen, und hat den ganzen darüber stattgehabten Briefwechsel den Mächten bekannt gemacht, damit nicht, wie er sagte, Europa wieder mit Blut und Flammen bedeckt werde.

Der König der Niederlande hat, wegen Nr. 1) seither die französischen Verbannten und die Herausgabe ihrer vergifteten Schriften begünstiget. Bei der Verhaftung des niederländischen Grafen Croquembourg in Paris haben sich Beweise gefunden, daß der Prinz von Oranien Wissenschaft von der Verschwörung gehabt, welche in Paris vorgewesen und wegen welcher Ms. Regnault de St. Jean d'Angely ebenfalls verhaftet worden. Der Briefwechsel wurde sofort den fremden Gesandten mitgetheilt und darüber recht absichtlich Lärm geschlagen, so wie es Recht ist. Die Entdeckung dieser Ränke ist ganz gewiß dem niederländischen Hofe sehr unangenehm, aber eine gerechte Strafe für sein zeitheriges Benehmen.

Bei einem zur Zeit der Anwesenheit des Großfürsten Nicolaus vorgewesenen Manövers sollte der Kronprinz die Grenadier Brigade befehligen, das diesseitige Armeecorps anführen, den Feind an den Mauern von Berlin angreifen und über den Schaafgraben werfen. Marwitz kommandirte den Feind, bestehend aus den Garden ꝛc. Es war verboten dem Kronprinzen zu helfen, aber er benahm sich so geschickt, daß er Marwitz förmlich bis Charlottenburg abschnitt. — Bei einer Bajonett-Attaque mit Hurrah! ward der Kronprinz von seinem scheu gewordenen Pferde abgeworfen. Sogleich bemächtigte er sich des Pferdes wieder, schwang sich auf und kommandirte ruhig fort. Einer kam ängstlich angeritten und fragte den Kronprinzen was ihm begegnet? Mit der ihm eignen komischen Kraft hielt er die Hand seitwärts des Mundes und sagte: Sagen Sie nichts davon, ich bin todt geschossen. Er ist wirklich in Gesellschaft höchst liebenswürdig und wahrlich ein seltener Kronprinz, reich an Eigenschaften des Geistes und Herzens und Wunder über Wunder von seltener Reinheit.

Möge Ihnen die Heilquelle gut bekommen, so wie mir Carls-

bad. Ich fühle daß ich ein anderer Menſch bin, als ſeit 4—5 Jahren. Ich bin von einer Aufgeweckheit wie ſeit langem nicht mehr. Einfälle und Witz — der Freund erlaube mir dieſes Bekenntniß der Eitelkeit — ſtrömen mir haufenweiſe zu und ich wende ſie an zu Schutz und Trutze. Ich geißele tüchtig um mich herum, da ich vermeine, daß mir auch nichts geſchenkt wird und ich offenbaren Krieg den Waffenſtillſtänden vorziehe.

Bleiben Sie hold und gewogen dem ergebendſten Ihrer Freunde: denn das bin ich.

Gneiſenau.

An Comteſſe Emilie.

Berlin, den 16. Mai 1817.

Meine liebe Emilie.

Wenn bei Deinem mir geſchriebenen Brief Dir Niemand geholfen hat, ſo muß ich Dir das Lob ertheilen, daß ſolcher recht gut gerathen iſt, leicht und ungezwungen wie Du ihn entworfen haſt. Das iſt die beſte Art, Briefe zu ſchreiben, daß man darin ſo redet, wie einem der Schnabel gewachſen iſt, nur muß man freilich vorher ſich befleißigt haben, gut zu ſprechen, und dies kann man nicht, wenn man nicht gute Bücher lieſt und nicht mit gebildeten Perſonen umgeht.

Daß Dir die Mutter den hübſchen Hut vorenthält, bis Du Dich bequemſt, franzöſiſch zu ſprechen, daran thut ſie ſehr Recht, denn eine Perſon, die zu den Gebildeten ſich zählen will, muß durchaus der franzöſiſchen Sprache mächtig ſein; ſo will es der Gebrauch der Welt.

Der Mutter kannſt Du zur Antwort auf Deine Anfrage ſagen, daß der Weg aus Erdmannsdorf bis zur Buchwalder Chauſſee nicht allein verbeſſert, ſondern auch, wenn es nicht zu ſpät iſt, mit Strauchwerk beſetzt werden ſoll, damit er freundlicher wird. Der Jäger Mährlein könnte die Sorge dafür übernehmen.

Lebe wohl, liebe Tochter, ſei ein fleißiges Mädchen und keine wilde Hummel. G.

Clausewitz an Gneisenau.

Koblenz, den Mai 1817.

Euer Excellenz gütiges Schreiben vom 13. d. M. habe ich erhalten und ich kann die Beantwortung desselben nur mit dem wärmsten Dank anfangen, für das fortdauernde gütige Bestreben, Ihr persönliches Wohlwollen für mich auch bei Andern zu meinem Besten wirksam zu machen.

Ich erkenne dies um so lebhafter als es verhindern wird, daß man mich allzufrüh unter die geistig halb Invaliden versetze, eine Gefahr, der man bei uns durch allzulangen Dienst im Generalstabe immer ausgesetzt ist, und doch habe ich keine Neigung zum Liniendienst in einem Augenblick, wo aller Geist und Ernst daraus gewichen ist.

Der Auftrag, den Kronprinzen zu begleiten, kann, wenn er mir wirklich werden sollte, nicht anders als angenehm für mich sein, obwohl ich nicht viel dabei zu thun haben werde, da die für ihn entworfene, hierher officiell mitgetheilte Instruction genau bestimmt, was er sehen soll, worüber denn die betreffenden Lokalbehörden ihm jedesmal die bestimmteste Auskunft geben können. Daß darin technische Gegenstände, wie die Untersuchung der Luxemburger Minen, das Weseler Artilleriedepot und die Magazin-Vorräthe daselbst aufgenommen sind und daß er auf keinen Gegenstand der Civil-Administration angewiesen zu sein scheint (die Regierungen wenigstens wissen nichts davon) kann ich nicht gut finden. Unter den Fragen, deren Beantwortung ich dem Kronprinzen aufgegeben haben würde, hätte ich folgende aufgenommen:

1) Welches sind die bedeutendsten Männer, die Ihnen unter den dortigen Eingebornen vorgekommen sind?

2) Welche der Regierungen scheint die tüchtigste zu sein?

3) Welches sind die ausgezeichnetsten unter den dortigen Brigadechefs und Landwehrinspecteuren?

Ich bin so frei Euer Excellenz bei dieser Gelegenheit meinen Aufsatz über General Scharnhorst zu senden mit der Bitte, ihn mit Ihren gütigen Bemerkungen zu bereichern. In Rücksicht des Druckes bleibt es dabei, daß wir ihn für eine bessere Zeit aufheben. Ich hoffe, daß Euer Excellenz Zusätze zu der Einlage eine Umarbeitung nöthig machen werden, die ich dann gern übernehmen werde, daher bitte ich, sie mir gelegentlich wieder zu schicken.

An die Gräfin.

Müncheberg, den 31. Mai 1817.

—— Noch liegt mir daran, die Ideen die man bei Euch über meinen Reichthum hat, zu berichtigen und ich bitte Dich, mir dabei behülflich zu sein. Der Landrath Vogten hat verwichenen Winter einmal in Gesellschaft meine Einkünfte auf 34,000 Thlr. berechnet. Darunter zählte er 12,000 Thlr. Besoldung, und 6000 Thlr. Pension von England. Noch erzählte er, ich gebe meinem Sohn monatlich 100 Thlr. Zulage. Du wolleſt daher

seiner Frau ganz unverhohlen sagen, daß ich dieses sehr übel genommen, denn einmal hätte ich durchaus keine Besoldung als 500 Thlr. von meiner Amtshauptmannschaft*); zweitens sei es eine arge Unwahrheit, daß ich von England einen Gehalt beziehe, und endlich verdiente ich mit Ruthen gezüchtigt zu werden, wenn ich einem so jungen Menschen wie August eine Zulage von 100 Thlr. monatlich geben wolle, indem ich ihn dadurch der größten Gefahr der Verderbtheit aussetzen würde, und schon 5 Frd'or monatlich haben mir zu viel geschienen. In diese Deine Mittheilung wolleſt Du so viel Ernst als möglich legen und Deine Rede auch andern mittheilen, damit es offenkundig werde, welche Unwahrheit in solchen leichtsinnigen Angaben liege. Auch von dem Diamantdegen, den ich aufs neue vorigen Winter sollte erhalten haben, den er, wie er der Gräfin Schafgotsch schrieb, mit eignen Augen wollte gesehen haben, und dessen Diamanten er auf 40,000 Thlr, schätzte, magst Du reden und sagen, welchen Unwillen ich über solche muthwillig erfundenen Lügen empfunden.

Gott nehme Euch in seinen heiligen Schutz.

G.

An Gibsone.

Berlin, den 6. Juni 1817.

Sie hatten ganz recht, wenn Sie mich vor Benzenberg warnten**), denn verdächtig ist er den Aristokraten nicht minder als den Jakobinern; übrigens so schlimm nicht, als er Manchen erscheint. Ein Sykophant des Königs von Westphalen ist er nie gewesen, er hat ihn sogar nicht gesehen. Aber er war in Diensten des Herzogthums Berg, das heißt Napoleons Bonaparte, als

*) und, für die Frau selbstverständlich, das Chargengehalt als General der Infanterie, 6000 Thlr.

**) Diese „Warnung" muß mündlich erfolgt sein, da Gibsones Briefe nichts Näheres darüber enthalten. Daß Gneisenau die Warnung berechtigt findet, bezieht sich, wie das Folgende zeigt, nur auf die politische Verdächtigkeit Benzenbergs.

Leiter der Landes-Vermeſſung und Aſtronom. Das Herzogthum Berg war 1805 von Baiern an Frankreich abgetreten, wozu wir ebenfalls mit eingeſtimmt haben, denn wir haben Anſpach an Baiern zur Entſchädigung gegeben. Benzenberg iſt alſo nicht mehr ſchuldig als alle preußiſchen Unterthanen des linken Rheinufers, die franzöſiſche Dienſte angenommen haben. Wir haben aber Miniſter und Präſidenten, die im weſtphäliſchen Dienſt geſtanden, und Generale und Oberſten, die in franzöſiſchem Kriegsdienſt waren, dürfen alſo, wenn wir konſequent ſein wollen, dieſe von unſerm Umgang nicht ausſchließen. Benzenberg hat aber noch mehr gegen ſich; er war einſt republikaniſcher Geſinnung, und ſogar Lobredner von Bonaparte. Wenn wir indeſſen Leute, die ſich eines Gleichen ſchuldig gemacht haben, von uns zurückſtoßen wollen, ſo werden wir uns im offenbaren Kriegszuſtand mit drei Viertheilen der Königlichen Beamten befinden, die ehedem republikaniſcher Natur, oder Bewunderer des Herrſchers über Frankreich und halb Europa waren. Erſt dann als dieſer jeden Freiſtaat der auf ſeinem Weg ſich befand, vernichtete, kehrte ſich der Haß jener Republikaner gegen ihn, und ſo mancher befand ſich in dem Bund gegen ihn, der ſein Feind nur deswegen geworden war, weil dieſer die republikaniſchen Hoffnungen nicht erfüllt hatte. Benzenberg hatte ich am Rhein und in Paris als einen tüchtigen Gelehrten kennen gelernt; er war öfters an meinem Tiſch, und beſuchte mich ſpäter in Carlsbad, Töplitz und Schleſien. Ueber ſein Verfaſſungsbuch haben wir manche Diskuſſionen gehabt und oft habe ich ihn, wegen der darin enthaltenen Unrichtigkeiten und falſchen Zahlen, ſcharf kritiſirt. Da er aber eine gutmüthige polemiſche Natur hat, d. h. öffentlichen Streit gern liebt, dabei aber nicht empfindlich gegen Widerlegungen iſt, ſo nahm er mir dies nicht übel. Er iſt ein witziger und angenehmer Geſellſchafter, und dennoch jetzt mannigfach angefeindet. Die Gelehrten haſſen ihn, weil er ihren Pedantismus aufdeckt und verſpottet; die Jakobiner, weil er die Geſellſchaft in Stände

gliedern will; die Vertheidiger des Althergebrachten, weil er die Mißbräuche aufdeckt. Seiner Feinde werden alle Tage mehrere werden, dies ist in der Ordnung der Dinge.

Solly hat, und zwar nach meiner Meinung recht gut, über, unter den Deutschen verbreitete irrige Ansichten in Betreff Englands geschrieben. Das verwundert mich an ihm nicht, denn er ist ein sehr guter Kopf, was aber billig zu verwundern, ist, daß er eine Gemälde-Gallerie angelegt hat, die ihm schon über 600,000 Thlr. kosten soll. Ganze Ladungen von Gemälden kommen aus Italien für ihn an, und italienische Kunsthändler machen seinetwegen Spekulations-Reisen hierher. Man behauptet hier, er habe 150,000 Thlr. Einkünfte. Kann man so etwas glauben?

Wenn künftigen Herbst die Sitzungen des Staatsrathes wieder beginnen, und die Schifffahrt des baltischen Meeres aufhört, dann dürfen wir doch rechnen, Sie hier zu sehen, wenn nicht etwa die Liebe Sie stärker anzieht als die Freundschaft, was ganz naturgemäß wäre!

Nun Gott befohlen, mein theurer Freund und mögen Sie meiner mit altem Wohlwollen ferner eingedenk bleiben.

G. N. v. Gneisenau.

Graf Münster an Gneisenau.

Derneburg, den 10. Juni 1817.

Mein sehr verehrter Freund.

Ew. Excellenz gütiges Schreiben hat mir außerordentlich viel Freude gemacht. ——

Ich läugne nicht, daß ich bei unserem letzten Scheiden einige Kälte in Ihrem Betragen gegen mich zu bemerken glaubte, die mir um so mehr Leid war, als ich mich keines Fehlers gegen Ew. Excellenz schuldig wußte. Ich bin erst beruhigt, da Sie mir die Ursache davon entdeckt haben und daß diese in einem Verhältniß lag, welches Gottlob so bald nicht wieder vorkommen wird. Sie verlangen von mir kein politisches Glaubensbekenntniß. Ich habe es mit der That gezeigt, daß mir die Sache Preußens, wie die unsrige am Herzen liegt, wenn es für unser gemeinschaftliches Vaterland geht. Bei der Conjunctur, deren Ew. Excellenz erwähnen, da es die politische Existenz eines deutschen Stammes und zugleich das Nähertreten der Moscowiter und Sarmaten gegen die Oder galt, kann ich Ihnen, was mein Thun und Lassen betrifft, mit Shakespeare sagen: not that I loved Cesar less, but that I loved Rome more.

— Ich schätzte Preußen damals nicht minder, aber liebte Deutschland mehr. — Nun nicht weiter davon.

An Generallieutenant von Zieten.

(Concept.)

Berlin, den 21. Juni 1817.

Ew. E. Zuschrift vom 31. Mai habe ich zu erhalten die Ehre gehabt. Ich begreife die Ehre, die E. E. meinem Herzen, wenn auch nicht meinem Verstande erweisen, wenn Sie mich jetzt noch für fähig halten, Ihr Fürredner zu sein. Ich werde mich indeß des mir gewordenen Auftrags entledigen, obgleich ich mich Ihres Wohlwollens nicht zu erfreuen habe. Es ist nicht erfreulich, wenn Jemandem Falschheit des Charakters Schuld gegeben wird. Dieser Nachrede will ich mich nicht aussetzen, darum sage ich E. E. unverhohlen, in welchem Verhältniß ich zu Ihnen stehe. Solche Offenheit giebt Bestimmtheit den Entschlüssen, Sicherheit den Berechnungen und Beruhigung dem Gemüth.

Rechnen E. E. übrigens auf jede gerechte und billige Dienstleistung von meiner Seite.

Näheres über die Veranlassung dieses Briefes, wie über die Feindschaft zwischen den beiden Generälen ist nicht bekannt. Doch ist aus einer späteren Zeit Gneisenau's Urtheil über Zietens militärische Befähigung aufbewahrt und möge im Anschluß an diesen Brief schon hier eine Stelle finden.

Bei den großen Manövern des Jahres 1828 fungirte Gneisenau als Schiedsrichter; von den beiden manövrirenden Corps kommandirte das eine General Zieten, das andere General Röder. Nun geschah es, daß an einem Tage der General Zieten, der sich stets bei den vordersten Truppen aufhielt, von seinen Gegnern fast gefangen genommen worden wäre. Er rettete sich nur mit Mühe durch eine Scheune, die ein Bauer ihm schnell öffnete. Dadurch kam er seinen Truppen aus dem Gesicht, es konnten nicht schnell

genug Befehle von ihm eingeholt werden und der Tag ging für das Corps verloren.

In der Umgebung des Feldmarschalls wurde der General wegen dieses Fehlens ziemlich scharf kritisirt, bis Gneisenau selbst sagte: „Der General von Zieten ist doch einer unserer besten Unter-Generäle. Er sieht niemals Schwierigkeiten und führt ohne Anstand aus, was ihm aufgetragen wird. Es giebt zweierlei Generäle; die Einen sehen den Wald vor Bäumen nicht und finden allenthalben Schwierigkeiten, mit ihnen ist nichts zu machen. Die Andern sagen wie die Franzosen: die Sache ist entweder möglich oder nicht. Im ersteren Fall sagen sie „la chose est faite"; im zweiten „la chose se fera". Zu diesen gehört der General Zieten."

An Clausewitz.

Berlin, den 5. Juli 1817.

Für dieses Jahr werde ich nicht nach Carlsbad gehen. Meyer, Stosch, Koreff Rust, diese Aerzte sammt und sonders rathen mir die Wiederholungskur zu gebrauchen, ich will aber nicht in Bädern, außer dem Kreise meiner Familie mich herumtreiben, sondern mit meinen Kindern, und wenn auch einige Jahre weniger leben. Mein Gesundheitszustand ist übrigens leidlich. Ich lebe sehr mäßig, und wenn ich nicht über eine etwas schwache Verdauung, einige schmerzhafte Gelenke und eine gewisse allgemeine Schwäche, die mir das weitere gehen zu Fuße etwas ermüdend macht, zu klagen hätte, so würde ich mich für vollkommen gesund halten.

Nun von uns Patienten auf einen anderen, den Staat nämlich, für welchen Aerzte jedes Gelichters und Systems zusammen getreten sind um Consilium über ihn zu halten. Es steht ganz und garnicht so schlimm mit unserm Haushalt als man hie und da ausgeben möchte, es fehlt nur an Zusammenhang, Einförmigkeit und Einigkeit sowohl der Sachen als der Personen, um eine

nach ſolchen Anſtrengungen, wirklich ſtaunenswerthe Kraft darzuſtellen. Wohinaus die Berathſchlagungen ſich noch wenden werden, iſt nicht voraus zu ſehen; es haben darinnen ſchon ſchöne Talente ſich hervorgethan und die Diskuſſion iſt ſehr unterrichtend. Der Weg iſt das Ziel, könnte man auch hier ſagen, wenn aus dem gegenſeitigen Abmühen widerſprechender Meinungen nicht gediegene Reſultate herauskämen.

Die Richtung der Gemüther nimmt im weſtlichen Europa einen ſonderbar beſchleunigten Gang an. In den Gerichtshöfen in England hat die dortige Regierung eine Niederlage erlitten und einen Sieg kaum mehr zu erwarten. Man darf nun erwarten, daß erneute Unruhen die Folge davon ſein werden; dieſe werden gewiß deren in Frankreich hervorrufen; ebenſo in Spanien, Portugal. Der Oeſterreichiſche Corporalſtock allein hält Neapel und Lombardei in Unterwürfigkeit. Die Hälfte der Völker hat ihre Herrſcher gewechſelt und den neuen noch nicht ſich befreundet. An ſo vielen Orten wandelt man auf vulkaniſcher Erde. Was ſoll aus ſolchem verwünſchten Zuſtand heraus kommen? man nennt ſolchen Entwicklung; iſt es eine Entwicklung zum beſſeren? und wenn ſo, müſſen wir, unſere jetzt lebende Generation, nicht vielleicht die Erſchütterungen der Kriſis ertragen, ohne uns des wiedergekehrten Geſundheitszuſtandes erfreuen zu dürfen. Zwar wir hier in unſerer Monarchie, haben nichts von ſolchen von uns ausgehenden Erſchütterungen zu beſorgen, des bin ich überzeugt, aber wie iſt es möglich in eignem Hauſe ruhig zu verweilen, wenn der Nachbaren Häuſer brennen?

An Clauſewitz.

Berlin, den 6. July 1817.

Meinem vorigen Briefe, mein verehrter Freund, will ich dieſe Nachſchrift noch nachſenden.

Ancillon wird Ihnen freundlich entgegen kommen; ich wünſche, daß Sie ein gleiches thun. Er hat in wichtigen Dingen mit mir

auf einer Bahn sich befunden und solche Gesinnungen nicht gezeigt, als früher ihm zugetraut wurde. Eine Angelegenheit von der höchsten Wichtigkeit — die, deren mein kleines an Ihre Frau Gemahlin durch Ihre Frau Schwiegermutter gerichtetes Blatt erwähnt — hat ihn als Hofmann in eine sehr peinliche Lage gebracht, aber er hat gestimmt so wie ich und zwar mit einer Heftigkeit, worüber man klagte. Ich fürchte übrigens sehr, daß diese Angelegenheit worüber ich in Teplitz lachen zu müssen glaubte, dennoch von betrübten Folgen sein werde.

Den Kronprinzen werden Sie, wenn er guter Laune ist, höchst liebenswürdig finden. Er ist sehr reich ausgestattet an Gemüth, Geist und Edelsinn, muthwillig und manchmal ausgelassen, wie es bei seinem regen Blut nicht anders sein kann, doch immer herzlich und gut, und von einer Reinheit, wovon ich, aus einem verderbten Zeitalter herstammend das Räthsel noch nicht zu lösen vermag.

Im Staatsrath haben sich schöne Talente entwickelt; Humbold glänzt als Dialektiker vor allen; gute Redner sind Beyme, Merckel, Maaßen, Eichhorn, Ferber, Savigny. Es wird alles scharf durchdebattirt, selbst manchmal mit Wortklauberei. Die Juristen machen dem Ganzen so wie einander selbst zu schaffen. Den Rheinprovinzen ist Freiheit des Handels nach der östlichen Monarchie, und zwar mit großer Mehrheit erfochten; dagegen schließt auf der Westseite, zum Schutz ihrer Manufakturen eine Zolllinie sie ein. Freiheit des Handels überhaupt, mit 10% Abgabe auf die Waare, ist als Grundsatz angenommen. — Die Minister waren auch hiermit einverstanden; sonst aber haben sie einen harten Stand. Ich meine, daß sie solchen nicht bestehen werden, obgleich die Hofpartei selbige halten will. Von denen, die ihre Stelle annehmen möchten, könnte ich nur Humbold und Schön nennen. Ersterer strebt sehr danach, besonders nach dem Posten des Herrn v. Bülow, und deswegen hat er diesen etwas unsanft geschüttelt, so daß er etwas wackelig ist. Es scheint aber

doch fast, als ob er nach England wandern müsse, wie er aber in diesem Falle, als Vorfechter des Staatskanzlers ersetzt werden soll, begreife ich nicht recht; nicht jeder mag diese Vorfechterei und nicht jeder ist dafür ausgerüstet.

Gott erhalte Sie mein Freund. Unverbrüchlich der Ihrige

Gneisenau.

Daß ich Ihnen nicht öfter schrieb, liegt darin, daß ich stets den Verdacht hege, als öffne man meine Briefe. Das ist ein unangenehm Ding, man muß soviel unterdrücken, um seinetwillen und um desjenigen Willen an den man schreibt. Aus Schlesien könnte ich, der freieren Muße wegen, Ihnen so manches noch berichten, aber wie es Ihnen zubringen? — die Versicherung meiner Verehrung an Ihre Gemahlin.

Blücher an Gneisenau.

Breslau, den 1. July 1817.

Mein Inig verEhrter Freund.

Sie haben mich durch Ihr güttiges Schreiben angenehm über Rascht und ich bin Ihnen HErtzlich dankbahr, der König hat uns einen abermahligen beweiß seiner zu Fridenheit und seiner gerechtigkeit gegeben. hat der monarch Ihnen vill Schmeichelhaftes gesagt, so hat er es am Rechten man gebracht. Sie sind es, dem das Vaterland der König und ich vill zu verdanken haben, Ihre eintzige Combination, Ihre unerschütterliche beharlichkeit und rastlose Tätigkeit habe ich stets erkant und geEhrt. ia ia mein liber Gneisenau, eine übereinstimmung wie die unsrige, hatte eine Segensreiche vollge und nachamung bei unsern untergebenen, und der gemeine Geist würkte zum allgemeinen besten unverkenbahr.

Aber mein liber Freund die Frohe außsicht zu der ruhigen Zukunft im deutschen Vaterlande, und gantz Europa scheint schon wieder zu Schwinden, die wenige übereinstimmung unter die Cabinette und die nicht — [?] Theorehn mancher Regenten werden alles verderben und die glückliche Zeit verschwinden machen. ich bin zu allt werde eine Fehde, wen sie entstehe, nicht mehr erleben, aber sie mein allter gefehrte und theillnehmer mancher mühseligen und beschwerlichen Stunde, sie müßen noch einmal daran, gott Friste ihnen das Leben und erhallde ihnen zum wohl des vaterlandes und zum Dinst des Königs gesund, das ist der aufrichtigste Wunsch Ihres

wahrhaftigen treuen Freundes
Blücher.

Wann kommen Sie den nach Schlesien, ich habe alle meine Projectirten Reisen uf gegeben und bleibe bis anfang November hier auf's

Land, in Karlsbad bin ich 3 Wochen gewesen, habe da den alten Schwarzenberg recht munter gefunden.

Blücher an Gneisenau.

[Undatirt; wohl aus einem früheren Jahr.]

Da ich die diplomatischen Herren heute bewirthen muß, so rechne ich sehr auf Excellenz, um mich bei dieser sonderbaren Gesellschaft zu unterstützen.

gez. Blücher.

Allerhöchste Cabinetsordre.

Carlsbad, den 13. July 1817.

Der Platz, welchen Sie zur Errichtung des Monuments für die Schlacht an der Katzbach vorgeschlagen haben, hat Meine vollkommenste Approbation. Der Regierungs-Präsident Kieckhöfer zu Liegnitz erhält daher den Befehl, das Monument auf dem bezeichneten Hügel errichten zu lassen; damit aber jede mögliche Verwechselung des Platzes vermieden werde, wünsche Ich, daß Sie selbst, sofern Sie jetzt nach Schlesien zurückkehren, denselben an Ort und Stelle bestimmen und lade Sie zugleich zu der Feierlichkeit ein, die bei der Weihe des Monuments am Jahrestage der Schlacht, den 26sten künftigen Monats, dort gehalten werden wird.

Friedrich Wilhelm.

An Rostitz.

Erdmannsdorf, den 12. August 1817.

Sehr verbunden, mein theurer Graf, muß ich mich Ihnen erachten, daß Sie so schnell mir die verheißenen Schriften übermacht haben. Ich werde mich daraus zu belehren trachten, so wie ich dies schon aus Ihrer mündlichen Unterredung über diesen Gegenstand gethan habe, und allerdings muß ich schon von vorn herein Ihrem Urtheil beipflichten, daß das Heil dieser Waffe weniger von denen die darüber schreiben als von denen die tüchtig damit fechten begründet werden müsse*). Indessen ist es immer nicht überflüssig, in der Muße des Friedens die verschiedenen Meinungen darüber zu hören und einstweilen aus der Spreu die Körner zu sondern. Sie sehen, ich spreche in landwirthschaftlichen

*) Es ist ohne Zweifel von der, nicht gedruckten, Geschichte der Cavallerie die Rede, die wie berichtet wird, Graf Rostitz geschrieben hat.

Gleichnissen, aber ich habe seit zwei Tagen Schmidthals hier und da wird meist über Landwirthschaft gesprochen. Es geht mir da wie den Generalen, die über Cavaleriedienst schreiben und selbst nicht sonderlich reiten, ich spreche da über Landwirthschaft wie Kraut und Rüben, um abermals in einem landwirthschaftlichen Gleichnis zu reden. Aber Schmidhals scheint mir eine Summe von landwirthschaftlichen Kenntnissen und Erfahrungen zu besitzen, wie selten einer, und sein vielfacher Güterhandel hat ihm ein scharfes Urtheil über Guts Verhältnisse erworben, so daß seine Unterhaltung unterrichtend, und sein Rath, dessen ich mich bedienen werde, ersprießlich ist. Gehaben Sie Sich wohl, mein theurer Graf, und rechnen Sie auf die treue Ergebenheit

Ihres

alten Waffengefährten
Gneisenau.

Allerhöchste Cabinetsordre.

Coblenz, den 9. August 1817.

Mein lieber General der Infanterie, Graf von Gneisenau. Sie empfangen hiebei ein Tafelgeräth, das Ich hier für Sie gekauft habe. Es hat seinen besonderen Werth durch die wohlthätige Bestimmung, die es von seinem Besitzer erhielt, und Ich darf daher erwarten, daß Ihnen dieses Geschenk angenehm sein wird. Ich verbleibe mit Achtung Ihr

wohlgeneigter König
Friedrich Wilhelm.

Gröben an Gneisenau.

Breslau, am 25. August 1817.

Die verweigerte Eidesleistung, mit denen damit verbundenen Unruhen verhindern mich leider, Ew. Excellenz bei der Errichtung des Denkmals an der Katzbach, persönlich meine Ehrfurcht zu bezeugen. In diesem Augenblick ist die Stadt Breslau beruhigt, und die Bürger schwören in einzelnen Abtheilungen. Der Vorgang war in aller Kürze folgender.

Am 26. July sollten über 400 Bürger, zum ersten Aufgebot der Landwehr schwören, sie wurden demgemäß auf einem Platz versammelt. Die verspätete Ankunft der Kommissarien, welche den Schwur abnehmen sollten, nahe gelegene Branntweinhäuser, böser Vorsatz durch Nachrichten aus Berlin, als sei der Schwur auch dort verweigert worden, begünstigt, einiger Wortwechsel pp. wurden bald die Ursache von einem allgemeinen

Geschrei, die Eidesleistung wurde verweigert, die Renitenten liefen zum Rathhaus, um einzelne Personen des Kommissariums anzuklagen, als hätten sie die Bürger eine Bande genannt, und theils unter dem Vorwand zuvörderst zu leistender Genugthuung, theils, durch frei ausgesprochene Widersetzlichkeit, sich gegen die Leistung des Eides aufzulegen. Weder dem Generalcommando, noch dem Oberpräsidio, wurde von diesem Vorfall augenblicklich Bericht erstattet. General Hünerbein befand sich zu der Zeit in Rheinerz, und ich hielt es daher für Pflicht, sogleich zum Oberbürgermeister von Kosboth zu gehen, mich über den Vorfall zu unterrichten, und dem General davon Bericht abzustatten. Der Oberpräsident mußte sich gleichfalls den Bericht einfordern, darüber verging eine lange Zeit, und Hünerbein erhielt den ausführlichen, nebst den dahin gehörigen Aktenstücken zuerst am 3. August, von der hiesigen Kommandantur. Die abermalige Eidesleistung war unterdeß von dem braven Oberpräsidenten auf den 6. August angesagt worden, und die Renitenten abermals dazu aufgefordert worden pp. Hünerbein aber, der bis dahin geglaubt hatte, es sei vom zweiten Aufgebot der Landwehr die Rede, und noch immer in Rheinerz sehr unwohl liegen geblieben war, wollte die Eidesleistung bis zu seiner Zurückkunft ausgesetzt wissen, um durch seine persönliche Gegenwart zu entscheiden, die Sache durchzuführen, und jeden Unfug mit Gewalt zu verhindern. Die Bürger waren indessen, wie gesagt, einberufen worden, das Abbestellen mußte einen bösen Eindruck machen und auf schwankende Maaßregeln schließen lassen, ich suchte daher, den General, durch dringende Vorstellungen zu seiner Einwilligung, daß die Sache ohne ihn vorgenommen werden könne, zu bewegen; diese kam jedoch um zwei Stunden zu spät an, die Bürger hatten früh Morgens am 6ten abbestellt werden müssen, und die bösen Folgen blieben nicht aus.

Nach der Zurückkunft des Generals, sollte die Sache am 21sten dieses, abermals vorgenommen werden, allein bis dahin hatte sich die Vorstellung, man könne und wolle nicht Ernst gebrauchen, dieses wäre nur eine erneuerte und in Berlin schon verunglückte Probe festgesetzt; hundertsiebzehn Bürger stellten sich gar nicht, über zweihundert verweigerten gänzlich den Eid zur Stelle, und nur zweiundsechzig schworen, von den übrigen hart bedroht. Bei dieser Gelegenheit soll sich General Kessel matt benommen haben. — Merkel wollte jedoch mit Recht die Sache durchgeführt wissen.

Am Morgen des 23sten 5 Uhr wurden 6 der Haupt-Rädelsführer verhaftet, und nach Neiße abgeführt, niemand sollte weiter, wie natürlich, zum Schwur gezwungen werden, sondern nur des Bürgerrechts in einem Lande verlustig gehen, dessen Grundgesetz er sich nicht unterwerfen wollte. Die Abführung aber der Rädelsführer, die sich gegen Personen, die schon geschworen hatten, mit Thätlichkeiten vergangen hatten, und die verlangte Herausgabe derselben, gab Veranlassung zu dem Auftritt am 23sten.

Ein paar Weiber der Aufgehobenen, mit Besen in der Hand, waren durch die Gassen gelaufen, hatten Aufruhr Freiheit und Gleichheit geschrieen, der Pöbel hatte sich ihnen angeschlossen, Uebelgesinnte hatten das Gerücht verbreitet, als habe sich eine der eben erwähnten Frauen, aus Verzweiflung mit ihren Kindern in die Oder gestürzt, und nunmehr war die ganze Masse vor das Polizei-Büreau gezogen, um die Herausgabe

der Abgeführten zu bewirken. Als nun, wie man sagt, der Polizei-Präsident Streit, ihnen versicherte, er könne nicht dafür, die Regierung habe ihn zu der Maaßregel aufgefordert, so wendete sich die ganze Masse augenblicklich gegen das Regierungsgebäude, brach in die Zimmer des Oberpräsidenten ein, schnitt die seidenen Tapeten von den Wänden, schlug Stühle, Tische und Spiegel entzwei, steckte sich die Taschen voll mit dem Geraubten, gerieth zu gleicher Zeit in die Actenstube der Geistlichkeit, warf die Papiere auf die Straße, woselbst alte Weiber dieselben mit ihren Zähnen zerrißen, und trieb diesen Unfug so lange fort, bis das Schützen-Bataillon unter Keller herbeieilte, und die flüchtende Menge mit Hirschfänger, Stichen und Kolben-Schlägen auseinander trieb. Ein Todter blieb auf dem Platz, mehrere wurden verwundet, geschossen konnte nicht werden, weil keine scharfen Patronen ausgetheilt waren. Die Regierung hatte dem General von Kessel schon Abends zuvor zu Sicherheits-Maaßregeln aufgefordert, dieser hatte aber zwei Bataillons und zwei Schwadronen auf einem zu entlegenen Platze aufgestellt, die daher später ankommen mußten als die Schützen, und einige Reiter, die vorangesprengt waren. —

Die Tumultuanten, etwa 4—500 an der Zahl, waren nun zwar verjagt worden, allein in den übrigen Gassen und besonders auf der Schmiedebrücke, vor dem Polizei-Hause, wogte die Menge auf und nieder. Während dem Geschrei wurden die Laternen entzwei geworfen. So fand ich die Sachen, als ich von Alt-Scheidnig, wo ich wohne, hereingeritten kam. Um ½9 Uhr Morgens war das Regierungsgebäude bestürmt worden, jetzt mochte es ungefähr 10 Uhr Vormittags sein. General Hünerbein war Abends zuvor zum Fürsten Blücher abgefahren, um einem Diner, das er dem Prinzen August schuldig zu sein glaubte, aus dem Wege zu gehen. Die Generale Kessel und La Roche waren zu strengeren Maaßregeln augenblicklich nicht zu bewegen, und wir verabredeten daher mit Merkel, eine Proklamation, die zuerst gedruckt und dann ausgetheilt werden sollte. Nach dieser sollte auf mehr als drei zusammenstehende Menschen geschossen werden pp. In der langen Zeit, daß diese gedruckt wurde, trieben wir an mehreren Orten zu laute Schreier mit der Reiterei auseinander, und ritten einige nieder; scharf gehauen wurde nicht pp. Kessel hatte gleich Anfangs alle seine Streitkräfte vertheilt, nach meiner Disposition wurden sie auf den beiden Hauptmärkten, dem großen Ring und dem Neumarkt versammelt. Die öffentlichen Gebäude blieben besetzt, die Straßenecken beobachtet, die Patrouillen zogen auf und nieder in den Straßen von einer Hauptmasse zur andern, während die 3000 Mann starke Bürgergarde sich versammeln und insbesondere so vertheilt werden sollte, daß sie die Straßenecken sperrte. Da obendrein der Oberpräsident nun um so mehr Willens war, die Bürger von Neuem zum Eidschwur aufzufordern, so schickte ich schnell eine Stafette nach Schweidnitz ab, um 6 disponible Compagnien, auf Wagen noch in der Nacht heranzuziehen, damit sie durch ihre Ankunft den Bürgern einen Beweis gäben, daß man um keinen Preis nachgeben werde, sondern alles dran setzen, um die Sache zu Ende zu führen. Jetzt kam Hünerbein, der von einem Offizier eingeholt worden war, an, sehr vergnügt darüber, daß es Lärmen gäbe. Nachdem er mit dem Oberpräsidenten gesprochen, zog er zu Pferde durch die Stadt — voran einige Schützen, dann er mit seinem Gefolge, alsdann zwei Kanonen mit bren-

nenden Lunten, 50 Schritte dahinter 50 Kuiraſſiers. Ein gewaltiger Platzregen hatte die Menſchen ſchon ohnedies zum Theil auseinander getrieben; wie wir jetzt ankamen, ſtanden nicht viele mehr da, und einige griffen ehrerbietig an die Mütze. Nach einer Stunde kamen wir nach gemachter Runde, ungefähr um 1/2 1 Uhr Nachmittags zu Hauſe; um 1/2 4 Uhr war die Proklamation gedruckt; 6 Trompeter, 12 Trommelſchläger, von einem Adjutant des Generals geführt, zogen mit dieſen durch die Gaſſen. Ein Polizei Offiziant, zu Pferde, las ſie ab pp. Hünerbein kam ſelbſt auf den großen Ring zu der Ableſung, um zu ſehen welchen Eindruck dieſelbe machen würde und den Leuten zuzureden. Davon kam nicht viel heraus, die Leute ſchrieen nach wie vor, wir ritten ruhig fort, um die bekannt gemachte Maaßregel in's Werk zu ſetzen, wenn der Adjutant ſeinen Kreislauf durch die Stadt beſchloſſen haben würde; Nach 5 Uhr Abends konnte dies der Fall ſein, dann ſollte geſchoſſen werden. General Hünerbein, war um dieſe Zeit zu dem ſoeben unter Eskorte angekommenen Prinzen Auguſt geritten, als ich einige Schüſſe fallen hörte. Schnell will ich auf den großen Ring, an der Ohlauer Straßenecke; ein Schützenoffizier hatte nicht weit davon eine große Maſſe, die auf ihn eingeſtürzt war, auseinander getrieben, nun ſtand aber wieder alles voll, und die wenigen Bürgergarden, die ſich zwiſchen 50—60 an der Zahl von 3000 geſtellt hatten, ſchrieen mit ihren Büchſen in der Hand, lauter als die übrige Menge, daß es abſcheulig wäre auf Mitbürger zu ſchießen, und daß ſie das nicht leiden würden, ſondern ſelbſt zu den Waffen greifen. Meine Stimme, die ſie zur Ordnung ermahnte, wurde nicht gehört, da ich allein unter vielen Hunderten ſtand, und ich ſah mich daher genöthigt mir nach einer Schützenpatrouille, welche die Ohlauer Gaſſe heraus kam, Platz zu machen, mit dieſer auf die Menge loszugehen, und ſie mit dem Kommandowort „Feuer" und einigen Schüßen, im Nu auseinander zu jagen; Hiermit war die Empörung zu Ende. Man hat nachher behauptet die Bürgergarden hätten in der Zeit auch auf mich geſchoſſen, davon weiß ich aber nichts.

So lange es noch hell war, ſah man hin und wieder einzelne Menſchen auf den Gaſſen; mit anbrechender Dunkelheit war Breslau wie ausgeſtorben. Die Truppen biwakirten, Patrouillen zogen fleißig durch die Straßen der Stadt und Vorſtädte, auch die Thore wurden bei Zeiten geſchloſſen. Sonntags dauerte die Ruhe fort — Montag wurden die Bürger, welche ſchwören ſollten, in einzelnen Abtheilungen zuſammengerufen, nur einige Ausländer verweigerten den Schwur, die übrigen ſchworen alle. Merkel nahm ſich, bei dieſer Gelegenheit vorzüglich gut, auch über Hünerbein kann ich nicht klagen; von den Uebrigen mag ich nicht gerne reden. Die Regierung war ſchwach, die Direktoren hatten die Köpfe verloren, ein Glück, daß der Oberpräſident ihnen einen geſunden leihen konnte. In Brieg und Ohlau u. ſ. w. iſt die Vereidung ohne Blut abgegangen. — Am Sonntag Morgen kamen die 6 Compagnien aus Schweidnitz an; ihr Einzug verfehlte nicht die gehoffte Wirkung. Wir haben theils auf unſerm Büreau biwakirt, theils ſind wir in der Nacht, zu Pferde unter Fackelſchein auf den Straßen herumgeſtrichen. Meine Selma, die in Scheidnig war, konnte ich erſt am andern Tage, auf einige Minuten heimſuchen und das ſo fort bis zum 26ſten. — Nun werden wir es uns ſchon bequemer machen. Wenn man nicht Mitleiden mit Verirrten haben müßte, ſo wären dieſe Tage allerliebſt geweſen; an komiſchen

Scenen hat es nicht gefehlt: ich hoffe daß der Ernst, mit dem die Sache durchgesetzt worden einen guten Eindruck auf Berlin machen wird.

Euer Excellenz ganz gehorsamster Diener
Carl Gröben.

Geendigt, Breslau am 26. August 1817.

Clausewitz an Gneisenau.

Berlin, den 26. August 1817.

Ich habe Euer Excellenz letztes gütiges Schreiben vom 6. v. M. nicht eher beantworten wollen, bis ich Ihnen etwas von meiner Reise mit dem Kronprinzen sagen konnte, und dies habe ich wieder bis an's Ende dieser Reise aufgeschoben um mich in meinem Urtheil nicht zu übereilen.

Zuvörderst also sage ich Ihnen den lebhaftesten Dank für das gedachte Schreiben und füge selbst die Bemerkung hinzu, daß so angenehm, lehrreich und unterhaltend weitere Nachrichten von dem Staatsrath und den Berliner Verhältnissen mir geworden wären, ich doch gern darauf Verzicht thue, um nicht die unschuldige Veranlassung zu übelwollendem Geschwätz, zu Mißtrauen und Mißbilligung zu werden, weil alle diese Dinge grade bei uns besonders lose sitzen.

Der Kronprinz hat meine Begleitung angenommen und ich habe diese Reise, die über 4 Wochen gedauert hat, mit dem mannigfaltigsten Vergnügen und Interesse mitgemacht, bin Ihnen also den lebhaftesten Dank dafür schuldig. — Was nun mein Urtheil über ihn ist, so fange ich damit an das Ihrige unbedingt zu unterschreiben. Er ist unbeschreiblich liebenswürdig, zum Erstaunen rein und unbefangen, edel in seinem ganzen Wesen, reich an Geist und Verstand. — Zu meiner großen Freude und Beruhigung meines Staatsgewissens habe ich bemerkt, daß zwischen allem Scherz und jugendlicher Ausgelassenheit, neben allem Durst nach Kunst und Naturgenüssen und trotz der anscheinenden Kälte für die Gegenstände schwerer Pflichten und trockner Mühen, doch in ihm ein ernster Geist waltet und mit leisem Tritt wandelt, so daß man die Fortschritte desselben nur von Zeit zu Zeit unvermuthet gewahr wurde. Es giebt Menschen, die immer laut denken und deren Lernen dem Getöse einer klappernden Mühle gleicht. — Des Kronprinzen Geist aber wächst still wie eine Pflanze heran und man wird von der kernigen Frucht überrascht, die sich noch bescheiden zwischen den Blättern verbirgt. Mit dieser Eigenthümlichkeit hängt es zusammen, daß er eine absichtliche Belehrung, eine katechisirende Unterhaltung nicht liebt, wenigstens nicht mit sichtbarer Aufmerksamkeit belohnt; so habe ich mich denn ihrer auch gern enthalten und es scheint, daß seine andern Umgebungen aus einem ähnlichen Gesichtspunkt handeln. Daher kommt es nun freilich auch, daß in den gewöhnlichen Unterredungen bei Tisch, Spaziergängen und während der Reise diejenigen Gegenstände selten berührt worden sind, die den Hauptzweck seiner Reise ausmachen sollten und daß überhaupt das Leben von seiner ernsthaften Seite wenig in Betrachtung gezogen worden ist. Aber einzelne Momente, wo die Zusammensetzung der Gesellschaft und zufällige Veranlassungen solche Gegenstände auf eine leichte und natürliche Art zur Sprache brachten, haben mich überzeugt, daß, wie schon gesagt, seinem Geist diese Dinge nicht fremd geblieben sind, daß still in ihm viel Grund-

sätze und Ansichten fertig liegen, die das Höchste und Wichtigste seines künftigen Berufs betreffen, und daß man also erwarten darf, er werde mit jedem Jahr mehr dieser edlen Früchte still zeitigen. Was ich davon gesehen habe, hatte immer den Character der höchsten Reinheit, Menschenfreundlichkeit und eines hohen Adels der Gesinnung. Wenn ich also von diesen Blüthen auf seine künftige Herrschaft schließen soll, so wird sie ernst, gerecht und liebevoll sein; alles was wir in ruhigen Zeiten brauchen und wünschen. Ob für die Zeiten großer Stürme und Gefahren die Muskelkraft seines Armes sich kräftig genug ausbilden werde um Steuer und Schwerdt mit gleicher Stärke zu führen, scheint mir noch unentschieden. Denke ich an die Großen Kaiser des Mittelalters, die Sachsen und Schwaben, die oft vor ihrem zwanzigsten Jahr sich den Thron erkämpften, Schwerdt und Zepter mit Sicherheit führten, so möchte ich es bezweifeln, weil ich mir jene nicht anders als höchst vertraut mit der practischen Welt denken kann; will ich mir aber auch diese Hoffnung von neuem aufbauen, so erinnere ich mich an die Jugendjahre Friedrich's des Großen.

Von der Reise selbst und dem doppelten Resultat des gegenseitigen Eindrucks, den das Volk und der Prinz auf einander gemacht haben, könnte ich ein weitläufiges Journal schreiben, wenn mir das Talent des Erzählens wie Herrn von Göthe verliehen wäre; so darf ich den Gegenstand nur berühren. Der Prinz hat die Rheinländer überall und ohne Ausnahme entzückt. Sein graziöser Anstand, seine herzliche Freundlichkeit, die Natürlichkeit aller seiner Aeußerungen, die ungeheuchelte Liebe für Kunst und Natur haben alle, auch die schwierigsten, besiegt, und nicht selten den lebhaftesten Enthusiasmus erregt. Er ist allen erschienen wie ein freundlicher Genius, der den Ernst seines Vaters mildert. — Auch war diese Reise ein beständiger Triumphzug. Die rührendste Einfalt ländlicher Huldigung wechselte mit den prächtigsten Festen städtischen Reichthums ab. Zu jenen zähle ich es, wenn auf der Mosel jedes Dorf seine Gesandtschaft junger Burschen und Dirnen in kleinen Nachen absandte, die in ihrer ehrlichen Einfalt mit dem Gesangbuch in der Hand und ein geistliches Lied absingend, sich uns näherten, Blumen, Früchte und den Ehrenwein mit zitternder Stimme überreichten und dann mit frommen Gesang wieder abzogen. — Zu diesen gehört vor allen das Fest der Hafenerleuchtung von Köln, wo zehn der größten Handelsschiffe einen Halbkreis im Rhein bildeten, mit hunderttausenden von Lampen erleuchtet und eine funfzig Fuß hohe Colonia in Deutz majestätisch thronte.

Der Prinz war von allem, was ihn umgab, entzückt, er war es mit kindlicher Empfänglichkeit; aber er war es nicht auf eine kindische Weise wie vor einem Weihnachtstisch. Die Sachen blendeten ihn nicht wie eine große Lichtmasse ein schwaches Auge, sondern er unterschied sehr wohl die einzelnen Züge und Gestalten, die ihm vorübergingen, dem ganzen Eindruck lag ein ernster Gedanke zum Grunde und das Resultat ist der heimliche lebhafte Wünsch hier zu wohnen.

Für seine practische Ausbildung ist die Reise auch von großem Nutzen gewesen. Zwar wohl nicht ganz auf die Weise, wie der Verfasser der Instruction es sich gedacht hat, denn er hat die Minen von Luxemburg und die Magazine von Wesel ungefähr so viel (obgleich nicht so lange) angesehen wie die Schildwachen thun, die davor stehen, aber hauptsächlich durch die Nothwendigkeit über die Hauptgegenstände etwas an den König zu schreiben. Er hat seine Berichte durchaus selbst gemacht und wenn

der Mangel an ernsthafter Unterhaltung an Nachforschen und Ausfragen etwas Gutes gehabt hat, so liegt es darin, daß er nun durchaus nicht das Urtheil anderer, sondern nur seine eigenen Beobachtungen hat aufschreiben können, so wie denn auch seine Umgebungen die Bemerkung gemacht haben, daß er nie mit solchem Ernst gearbeitet hätte, als auf dieser Reise.

Was meine Person betrifft, so habe ich den immer nicht geringen Vortheil gehabt, mich in dem Gedächtniß des künftigen Herrschers zurückgerufen zu sehen. Bei dem sehr kleinen Zirkel seiner bloßen Umgebungen, in welchem wir des Abends uns oft befanden, hat vielleicht meine Gesellschaft den Vortheil gehabt, ein wenig mehr Mannigfaltigkeit und gute Laune hervorzubringen und so darf ich glauben, daß er mir wirklich so freundlich zugethan ist wie sein Abschied zu erkennen gab. Mit seinen Umgebungen habe ich Ursache sehr zufrieden zu sein. Ancillon ist mir freundlich entgegen gekommen und ich habe in dem Augenblick auch ganz unbefangen freundlich zu ihm sein können; Schack, den ich wenig kannte, hat sich mehr mit mir befreundet und Röder ist von jeher mein Freund gewesen.

Grolmann habe ich in Köln begegnet und einen Abend bei ihm zugebracht; Boyen ist bei seiner Rückkehr durch Koblenz einen Abend ganz allein bei mir gewesen. Beide haben mich mit der alten Freundlichkeit aufgenommen. Wir haben über Alles gesprochen, was uns gegenseitig interessirte, aber die streitigen Punkte gegenseitig vermieden. Doch habe ich nicht umhin gekonnt, dem Kriegsminister auf seine Frage über die Stimmung in der Provinz zu sagen, daß, wenn Unzufriedenheiten vorhanden wären, unsere militärischen Einrichtungen meistens den Gegenstand derselben ausmachten. Das arge Marschiren und Einquartiren, wobei in manchen Gegenden die Einwohner sich grade noch wie im Kriege befinden, das Aushebungssystem ohne Loos, das Kaserniren auf Unkosten der Städte u. s. w. — Boyen hat aus Artigkeit damit angefangen zu fragen, welches meine Wünsche in Rücksicht meiner Person wären; ich habe ihm geantwortet, eigentlich keine, denn ich scheue unter den jetzigen Umständen die Linie und habe mich übrigens in meiner Lage über nichts zu beschweren.

Wir erwarten den Staatskanzler in einigen Tagen und werden dann fast das ganze Ministerium hier gehabt haben. Die Meinung verständiger Geschäftsmänner aber ist, daß die Herrn so klug wieder wegreisen als sie gekommen sind, und mir will es auch so erscheinen. Sie scheuen sämmtlich die Sonde zu tief einzusenken und an statt die Leute auszufragen, danken sie dem Himmel, wenn sie ihnen nicht von selbst mehr erzählen als sie wissen wollen.

Die Oberpräsidenten haben ihre Präsidenten und einige Einwohner des Landes zur Berathung über das neue Steuersystem versammelt. Hier in Koblenz haben die letzteren erklärt, sie wären bereit dasjenige zu geben, was man mehr von ihnen forderte, als die bisherigen Steuern trugen, sie müßten aber dafür stimmen ein neues Steuersystem nicht eher einzuführen, bis die Stände darüber zu Rath gezogen werden könnten.

Görres ist noch immer ohne Pension, und der Staatskanzler hat ihm ganz unbestimmt geschrieben, er würde bemüht sein, zur vortheilhaften Bestimmung seiner Verhältnisse mitzuwirken. Man hat also hier von der einen Seite durch den Stegemannschen Brief, der ihm die 10,000 Franks mit allen Rückständen zusichert, ein gewaltiges Mißfallen und Geschrei bei der einen Partei erregt und von der andern niemand befriedigt, sondern nichts als Schrecken und Furcht vor beiden Parteien und Mangel an Grundsätzen gezeigt.

Ich übergebe diesen Brief Scharnhorst, weil mir diese Gelegenheit erwünscht ist, ihn sicher in Euer Excellenz Hände zu liefern.

Benzenberg an Gneisenau.

Brüggen, den 12. September 1817.

Mein General!

Da bin ich wieder in dem stillen Brüggen, nachdem ich 1 Jahr und 2 Monate in Deutschland herumgezogen.

Es ist mir doch ungemein lieb, daß ich einen klaren Blick über das Ganze des Staates gewonnen über seine Mitte und über die Einrichtung seines Triebwerks.

Und wem verdanke ich dieses lehrreiche Jahr anders als Ihnen, mein Graf! Savigny sagte einmal: Es giebt rheinische Vorurtheile, sowie Berliner. Nichts ist einfältiger als das beständige murmuriren über Menschen und Dinge, was nicht durch die Mitte geht und wodurch nichts geändert wird. Menschen, die so eine klare Ansicht vom Leben gewonnen, wie der Onkel in Meisters Lehrjahre, neigen auch nicht dazu hin. Der Onkel meinte, daß man die Menschen wegen dessen, was sie verkehrt machten, nicht hart tadeln dürfe, denn sie seien eigentlich nicht Schuld, sondern die verwickelte Lage, in der sie sich befänden und in der sie sich nicht zu fassen wüßten. So fände man im Durchschnitt weniger üble Wirthe auf dem Lande, wie in den Städten und in kleineren Städten weniger als in größeren. Die Menschen seien zu einer beschränkten Lage geboren. Einfache, wahre, bestimmte Zwecke vermöge er wohl einzusehen und er gewöhne sich die Mittel zu benutzen, so ihm gleich zur Hand sind. Sobald er aber ins Weite komme, wisse er weder, was er wolle noch was er solle, und es sei ganz einerlei, ob er durch die Menge die Gegenstände zerstreut oder aber durch die Höhe und Würde derselben außer sich gesetzt werde.

Selbst über die naive Confusion, in der unser Ministerium in vielen Punkten ist, kann man nicht so bitter böse werden, denn wenn man ihr auf den Grund sieht, so rührt sie nicht aus bösem Willen her, sondern weil sie durch die Menge der Gegenstände so zerstreut werden, daß sie die Höhe und Würde derselben nicht zu übersehen vermögen.

Wie sie es mit der Religion haben und wie sie es mit ihr halten sollen, das möchten sie gerne wissen. Sie haben hier die alten Würden wieder hervorgerufen. Dieses war das Beste, was sie thun konnten. Die Meinung bekommt hiedurch ein Organ, wodurch sie sich auf eine gesetzmäßige Weise äußern kann, und man hört nun nicht mehr die einzelnen Stimmen des A oder des B, wodurch sie in Berlin wie ein Rohr stets hin und her bewegt werden.

Die Grundlage der protestantischen Verfassung ist kernhaft. Jede Gemeine, und hierunter versteht man alle Hausväter, haben die freie Wahl ihres Lehrers. Alle drei Jahre ist Sinode. Jeder Prediger erscheint mit dem Aeltesten seiner Gemeine. Mit völliger Stimmengleichheit wählen nun Prediger und Aeltesten Präses, Assessor und Scriba und dann fangen die Berathungen an.

Vom Ministerio war vorgeschlagen, daß vom Könige Superintendenten auf Lebenszeit sollten ernannt werden. Nicolovius hatte dieses in guter Meinung gethan. Allein die Sinoden haben erklärt: daß dieses gegen die evangelische Gleichheit der Lehrer sei.

Wären die Katholiken einmal so weit, daß ihre Geistlichen solche Synoden hätten und daß die Regierung hierdurch in gesetzlicher Weise nicht die Meinung des Einzelnen sondern des Ganzen hörte!

Der Aufsatz in Nr. 541 des Beobachter Statistik des römischen Priesterreichs, ist von den Geistlichen mit Aufmerksamkeit gelesen worden. Es ist ihnen dadurch klar geworden, daß die Kirche in den Händen der Italienischen Priester ist, die eine Mehrheit von 41 gegen 11 im Cardinalscollegio haben und daß im Grunde die großen Familien Roms eine Oligarchie bilden, wie die in Wien und Hannover.

Der Beobachter wird hier fast in jedem Dorfe gelesen. Das Postamt Crefeld hat 42 Exemplare.

Die Berliner Zeitungen sind einigermaßen mager und den hiesigen ist vom Censor aufgegeben, nichts zu drucken, was Preußen betrifft, als was in den Berliner gestanden, da diese unter specieller Censur des hohen Ministeriums ständen.

Das ist auch nun kein Beweis von ausgezeichneten Geisteskräften sich in dieser publicistischen Zeit mit den Zeitungen à la guerre zu setzen. Besonders am Rheine, wo wir etliche 40 Zeitungen haben; und die Mainzer und Wiesbadener wollen das durchaus nicht thun, was Herr v. K. wünscht. Herrn v. K. zum Censor zu bestellen, das hieß auch das odium auf eine wohlfeile Weise erkaufen.

Daß die Landwehren hier grade in der Erndte 14 Tage zusammengezogen worden, hat keinen guten Eindruck gemacht; und der Haß hat sich gegen General Rödlig gewendet, der ohnehin nicht beliebt ist, ungefähr so wie General Hünerbein. Sie können denken, wie die Nachrichten von dem Breslauer Aufruhr aufgenommen wurden, die nun gleich sehr vergrößert wurden, weil die Zeitungen, wie man glaubte, nichts schreiben dürften. Am Meisten Freude machte es den Bergern, daß General Hünerbein zum Fenster herausgeworfen worden.

Ich glaube nicht, daß der Kriegsminister die jetzige Einrichtung des Heeres auf die Dauer im Frieden wird halten können. Sie ist zu unpopulär und hat die öffentliche Meinung in den Ständen erst ein Organ gefunden, wodurch sie sich in gesetzlicher Weise aussprechen kann, so wird es für das Ministerium schwer werden die Steuerbewilligungen in den Kammern durchzusetzen. Die Völker haben es zu sehr in der Nähe gesehen, worauf alles im Kriege ankommt, und daß zu Ligny und zu Belle-Alliance von allen Kunststücken des Drillplatzes so wenig gebraucht worden, wie von der Lehmannschen Zeichenmethode. Auch in der Grafschaft Mark hat durch dieses Militairwesen im Frieden die Anhänglichkeit an die Regierung sehr abgenommen. Eine Frau, die ich früher als eine entschiedene Preußin gekannt, sagte mir jetzt: „Mein preußisches Herz ist so klein geworden, so klein.“ ———

An Clausewitz.

Erdmannsdorf, den 29. September 1817.

Mein hochverehrter Freund.

Zu meiner Verwunderung vernehme ich seit gestern, daß Scharnhorst einen verhältnißmäßig zur weiten Reise so kurzen

Urlaub genommen und die Zeit nun zu kurz ist, um Verlängerung zu begehren. So muß ich ihn dann ziehen lassen, so gern ich auch gesehen hätte, daß sein mir angenehmer und lehrreicher Umgang mir noch so lange geblieben wäre als ich mich hier noch aufhalten darf.

Ueber seine Verhältnisse zu meiner Tochter hat er noch nicht ein Wort zu mir geredet. Beide sind indessen immer zusammen und ich begünstige solches Zusammensein so viel ich kann, den nächsten 24. April mag Agnes ihre feierliche Entscheidung von sich geben und dann soll auch ein langer Brautstand nicht stattfinden. Die Zuversicht eines guten Gelingens dieser Verbindung habe ich indessen noch nicht gewinnen können. In beider Charakteren sind Elemente zu Besorgnissen enthalten. Agnes ist äußerst empfindlich gegen Verdacht oder Tadel, stolz und unwirthschaftlich; Scharnhorst zu Argwohn geneigt wirthlich und kritisirend. Die ungemeine Anhänglichkeit meiner Tochter an ihn muß hierbei noch einige Bruchstücke von Hoffnung liefern um sich beruhigen zu können. Auf ihn hat sie ihren ersten und einzigen Aufwand von Liebe gemacht, denn sie liebt eigentlich sonst Nichts in der Welt, weder ihre Mutter, noch ihre Geschwister, noch auch mich. Sei indeß auch ihr eheliches Leben durch Zwist manchmal getrübt, oder durch Stürme erschüttert, immer wird sie, das glaube ich gewiß zu sein, eine rechtliche Frau bleiben und schon ihr Stolz wird sie vor Abwegen bewahren.

Bis der Ruf zur Versammlung des Staatsrathes wieder ergeht, werde ich hier verbleiben; dann aber nach Berlin mich verfügen, mit größeren Hoffnungen auf die Nützlichkeit des Staatsrathes, als da er eingesetzt wurde. Ich habe bemerkt, daß viele Personen desselben nur deshalb für das Bessere stimmen, weil die Abstimmung öffentlich geschieht und so sich schämen, einer entgegengesetzten Meinung angehören zu sollen. Auch hier bewährt sich der Nutzen der Oeffentlichkeit.

Mit der Gesundheit des Staatskanzlers soll es bedenklich

sein. Sollte der Tod ihn abrufen, so weiß ich nicht wer ihn ersetzen könnte, denn Herr v. Stein wird wahrscheinlich nicht gerufen werden. Ein Theil verabscheut ihn, ein anderer Theil fürchtet ihn: Keiner will ihn neben oder über sich haben. Vielleicht daß sich dann ein Ministerium bilden würde, wie das von 1808, mehrere Minister mit gleichen Rechten und ohne genanntes Haupt, dann aber würden der Finanzminister*) und der des Innern**) in ihren Stellen bleiben und mit ihnen das Reich der finstern, lichtscheuen Ideen einen vollständigen Sieg gewinnen. Der Kriegsminister, der sich durch seine Stelle fesseln läßt und nicht unabhängig genug denkt, würde trotz seiner Neigung mit mancherlei Winden zu segeln und alle zu benutzen, dennoch nicht lange sich halten können und am Ende unterliegen. Bülow und Schuckmann sind bei Hof sehr gelitten und wie ich vermuthe, mit Knesebeck innig verbunden. Die neue Kriegsverfassung hat ohne dies nicht des Königs Gunst. Er will mehr Linien-Regimenter und Landwehr nur in Zeit der Noth. Dahin stimmen die genannten Herren gleichfalls, dergestalt, daß bereits das ehemalige Kanton-Reglement zur Wieder-Einführung empfohlen worden. Sie sehen wohinaus die Dinge unter solchen Umständen sich richten dürften.

Humbold hat alle seine Kunst in Bewegung gesetzt, um nicht nach London gehen zu dürfen. Er wollte bei der schwankenden Gesundheit des Staatskanzlers im Mittelpunkt bleiben und die Gunst des Augenblicks benutzen um in die vielleicht bald erledigte Stelle sich zu schwingen. Bei der Scheu, die Rechtliche und Unrechtliche vor ihm tragen, war sein Bemühen indeß vergeblich. Ich vermuthe daß der Staatskanzler ihn gern in Berlin behalten hätte, daß aber der König ihn zu entfernen wünschte. Man schickte ihn am Ende fort mit dem Versprechen, ihn nach Jahresfrist wieder abzulösen und er bekam ein Schmerzengeld von

*) Bülow.

**) Schuckmann.

100/M. Thlr., die ihm in einer Domäne angewiesen werden sollten ——. Sein dialektisches Talent hat Aufsehen im Staatsrath erregt, er selbst aber nicht das mindeste Vertrauen. Als Staatskanzler würde er alsbald die große Majorität gegen sich haben und nichts durchsetzen können; als Opponent ist er den Ministern gefährlich, und da er als solcher auftrat, so liegt hierin vielleicht die Veranlassung, daß man auf seiner Sendung nach England bestand, weil man jene von einem gewandten Gegner befreien wollte.

Mit der Verfassung ist es nicht einem Einzigen im Ministerio Ernst. Verheißen will man, hinhalten, selbst täuschen, um Zeit zu gewinnen. Man fühlt wohl, daß die Verständigen und Tüchtigen in der Nation eine gerechte Form verlangen, unter welcher sie beherrscht sein wollen und daß man der unzähligen unausgeführten und halb wieder aufgehobenen Ministerial-Verfügungen endlich überdrüßig ist und eine öffentliche Berathung über Gesetzvorschläge verlangt, allein man hat weder den Muth, solche zuzugestehen noch solche zu verweigern. Zu Ersterem findet man sich nicht ausgerüstet und die Regierung so wie sie jetzt zusammengesetzt ist, könnte einer Opposition nimmermehr Widerstand leisten; zu Letzterem ermangelt man des Muthes. Allerdings ist hie und da jakobinischer Gährungsstoff vorhanden, der, unter begünstigenden Umständen der übrigen Masse sich wohl mittheilen könnte, einer einsichtigen, den Geist erkennenden, und selbigen zu beschwören mit Kraft ausgerüsteten Regierung müßte es indessen nicht schwer fallen, den rechten Mittelweg zu treffen, und den Einen ihr Recht wiederfahren zu lassen, so wie den Anderen Achtung zu gebieten. So wie die Regierung jetzt verfährt mit Zögern, Hinhalten und Täuschen wird sie sicherlich die Mißbilligung aller sich zuziehen. Auf den Staatsrath allein ist hierin noch einige Hoffnung zu setzen, wenn anders man diese wichtige Angelegenheit nicht seinem Einfluß entzieht.

Unter solchen Umständen wird die Vermählung des Königs

mit der Gräfin Dillon eine doppelt üble Wirkung thun. Vieles ist geschehen um diese unselige Verbindung zu hintertreiben. Die Prinzessin Louise hat sich recht standhaft dabei benommen. Schön und ich, dazu aufgefordert, haben jeder ein verneinendes Votum gegeben. Selbst Ancillon hat mündlich und schriftlich dagegen gestritten. Royer hat ein in starken Ausdrücken verfaßtes Schreiben an den Vater der Gräfin erlassen. Alles vergebens! Wie ich jetzt vernehme, ist die Heirath vollzogen. Die Gräfin soll den König leidenschaftlich lieben; sie hat ein großes Vermögen, man sagt 500,000 Thlr. Der König leidet an Unterleibsbeschwerden und an einer Entwicklung einer trüben Hypochondrie. Er glaubte, eines herzlichen weiblichen Umganges nicht mehr entbehren zu können, hatte früher schon andere Versuche zu ähnlichen Verbindungen gemacht, die nicht ausgeführt wurden, ward endlich die Neigung der Gräfin Dillon gewahr und konnte nun nicht länger widerstehen. Als ich im vorigen Jahre das Entstehen dieser Leidenschaft gewahr ward und solche für eine Liebelei hielt, ahndete ich wohl nicht die wichtigen Folgen, die hieraus entstehen können.

Daß mein Urtheil über den Kronprinzen durch das Ihrige bestätigt worden, freut mich sehr. Dieser Prinz ist eine seltne Erscheinung auf dem Throne. Es läßt sich nicht berechnen, welche Begebenheiten durch die Einwirkung einer solchen Persönlichkeit sich gestalten mögen und es ist immer erfreulich für eine Nation solchen Hoffnungen sich hingeben zu dürfen. Bereits jetzt hat der Kronprinz so sehr versöhnend auf die neuen Erwerbungen eingewirkt.

In diesem Augenblick lese ich in den Berliner Zeitungen, daß der General von Boguslawski verschieden ist. Der Gedanke steigt in mir auf, ob wir diese Gelegenheit nicht benutzen könnten, um Sie wieder für Berlin zu gewinnen, aber ich besorge daß Ihnen die Stelle*) nicht anstehen möchte und scheue mich, Sie der Rheinprovinz zu entziehen. Was ist hierbei zu thun? Könnte ich nicht auf jeden Fall Schritte für diesen Zweck thun? es bliebe Ihnen

*) Als Director der Allgemeinen Kriegsschule (Kriegs-Akademie).

ja doch die Freiheit auszuschlagen oder anzunehmen, was Ihnen dünkte. Guter Rath kommt über Nacht. Morgen werde ich einen Beschluß fassen. Diese Worte sollen Ihnen nur dazu dienen, Ihrerseits Ihren Entschluß zu nehmen, wenn ich, ohne Ihre vorläufige Genehmigung, Schritte mache, die günstigen Erfolg hätten. Daß ich hierbei nur den Nutzen für die Erziehungs- und Unterrichtsanstalten und die Annehmlichkeiten meines eigenen Lebens im Auge habe und nicht hinreichend die Ihnen persönlichen Zwecke brachte, fühle ich wohl und will deswegen nicht gescholten sein, denn nebst bei der Möglichkeit des Mißlingens meines Entwurfs, und dem beinah gewissen zu späten Eintreffen meiner Bewerbung bleibt Ihnen immer noch das Recht des Ablehnens. Daß Ihnen das Recht vorbehalten werden müßte, im Falle eines Krieges wieder mitzuziehen versteht sich.

Ihre Anwesenheit in Berlin könnte in so manchem anderen Betracht viel Gutes stiften, da durch Ihre klare Ansicht der Dinge und Ihre scharfe Dialektick so manche Hauptgrundsätze unseres Kriegsgebäudes wieder in Erinnerung gebracht werden und siegreich verfochten werden würden. Boyen ficht mit schwachen Waffen, was nicht mit List zu erstreben ist, wird ihm durch Festigkeit nicht gelingen. Grolman hat oft starre Ansichten, die er ebenso starrsinnig versicht. An Letzterem werde ich oft irre, sogar wird mir manchmal unheimlich zu Muthe in seiner Gesellschaft. Nie spricht er gut von den Menschen, immer weiß er das schlechteste von ihnen zu erzählen; er ist die Menschgewordene Aergerkronik seiner Zeitgenossen. Es thut mir oft weh, wie ein Mann von solchen Talenten und solcher moralischen Tüchtigkeit ein solches Geschäft mit so viel Liebe treiben kann. In Betreff der politischen Grundsätze werden wir wahrscheinlich entschiedene Gegner werden, denn er ist in den krassesten Grundsätzen des Jacobinismus befangen, und würde solchen alles blutig aufopfern, der ich hingegen zu milden und gerechten Ideen der Freiheit mich neige und bereit bin, alles niedertreten zu helfen, was von Demokratismus in widerrechtlicher

Gestalt sich erheben wollte. — Nun muß ich schließen und manches möchte ich Ihnen noch in meiner breiten Geschwätzigkeit erzählen, aber ich habe diesen Brief zu spät angefangen, da ich Scharnhorsts Abreise nicht so nahe vermuthete. Leben Sie demnach wohl und beehren Sie mich ferner mit Ihrem Wohlwollen und Vertrauen. Es bleibt Ihnen meine innigste Ergebenheit zugesichert.

Gneisenau.

Ueber die in dem obigen Brief als Thatsache angenommene Vermählung des Königs mit der Gräfin Dillon macht Gneisenau schon in einem Brief aus Teplitz eine Andeutung. Er schildert darin die Gräfin folgendermaßen: „Mlle. Dillon ist eine Person von mittlerer Größe, mittlerer Dicke, von einer sehr weißen Haut, blasser Gesichtsfarbe, großen, sehr großen, übergroßen blauen Augen, einer gradlinigten, keck in die Welt hineinstehenden Nase, wohlgebildetem Mund, blonder Komplexion, in der guten Gesellschaft gebildet und von angenehmen, anspruchslosen Umgangsformen; der Vater ist ein in Frankreich erzogener Irländer, die Mutter eine Französin aus den westindischen Inseln und Muhme der Kaiserin Josephine*)."

---

*) In den Memoiren Schöns (Band III, p. 60) wird die Angelegenheit folgendermaßen dargestellt: „Während meiner Anwesenheit in Berlin im Jahre 1817 forderte mich nach einer Staatsraths-Sitzung der Statthalter von Posen, Fürst Radziwill, auf, Nachmittags zu einer bestimmten Stunde zu seiner Gemahlin, der Prinzessin Luise, zu kommen. Als ich mich zur gesetzten Zeit einstellte, wurde ich in ein entlegenes Zimmer des Palais geführt, in welches die Prinzessin bald darauf eintrat. Sie sagte mir, sie habe einen Auftrag vom Könige für mich. Nach einer so glücklichen Ehe, welche er mit der verstorbenen Königin geführt habe, wäre ihm sein einzelnes Leben zur Last. Um Seiner Ruhe willen habe er die Absicht sich wieder zu verheirathen, aber das Bild der verstorbenen Königin auf dem Throne solle dadurch ungeschwächt bleiben. Er wolle eine Ehe zur linken Hand mit der Tochter eines französischen Grafen, der den Bourbons immer treu geblieben sei und jetzt französischer Gesandter in Dresden wäre, eingehen. Sie würde abgesondert von der Königlichen Familie allein für den König leben. Sie sei zwar katholisch, aber ihre Confession würde

Clausewitz an Gneisenau.

Coblenz, den 26. September 1817.

Obgleich ich Euer Excellenz erst vor einigen Wochen mit einem langen Briefe heimgesucht habe, so hoffe ich doch auch für diesen eine gütige Aufnahme, da Sie auf dem Lande meinen Schreibereien wohl eher einen müßigen Augenblick widmen können.

Daß der Staatskanzler nicht hier gewesen ist, wissen Eure Excellenz aus Zeitungen und andern Nachrichten, daß der König über Achen, Köln und Düsseldorf nach Münster das Land fast nur durchflogen hat, und namentlich in Köln nur eine Nacht und einen halben Tag geblieben ist, ist vielleicht nicht bis Schlesien gedrungen sowie die Zeitungen natürlich auch nichts von dem Eindruck enthalten können den dies, besonders in Köln gemacht hat. So wenig vortheilhaft dieser Eindruck indessen auch ist, so wird er sich doch verlieren, da dergleichen Erscheinungen gewöhnlich bald materielleren und wichtigeren Platz machen müssen. So giebt es denn auch hier hundert Gegenstände, welche die Aufmerksamkeit stärker und anhaltender auf sich ziehen. Die Wünsche, welche die Städte Trier, Köln und Düsseldorf dem Könige mündlich haben vortragen lassen, finden sich in den Zeitungen. Es erinnert an das Erscheinen der deutschen Kaiser in den italienischen Städten im Mittelalter. Die Idee ist nicht zu tadeln, da es die kürzeste Art ist, wie der Monarch die Wünsche seiner Unterthanen kennen lernen kann, doch ist zu wünschen daß diese Städte sich nicht zu sehr in den Standpunkt der Lombardischen versetzen, und eine Kluft zwischen sich und dem preußischen Thron annehmen möchten, die sich mit der uns nothwendigen Einheit nicht verträgt.

---

keinen Einfluß auf den König haben. Der König habe zwei Männer ausgesucht, deren Meinung Er darüber haben wolle, ob Er die Ehe, ohne daß auch nur entfernt ein Nachtheil für das Land daraus erfolgen dürfe, eingehen könne. Diese Männer wären Gneisenau in Bezug auf die bewaffnete Macht und ich in Beziehung auf's Volk.

Die Prinzessin schildert die Gräfin als sehr gebildet, schön und liebenswürdig im höchsten Grade. Sie hatte sie vor wenigen Tagen in Potsdam wohin deren Vater mit ihr aus Dresden gekommen war, gesehen. Alles was die Prinzessin aus den Briefen der Gräfin mittheilte, zeigte einen edlen Charakter, feine Bildung und hohe Liebenswürdigkeit, und daß von beiden Seiten die reinste Neigung hier vorwaltete. Die Prinzessin sagte, der König habe die Gräfin in Paris kennen gelernt und dadurch daß sie bei ihrer Neigung tiefe Ehrfurcht zugleich dem Könige geäußert habe, wäre das schöne wechselseitige Verhältniß entstanden. Die Prinzessin sagte mir, ich möge die Sache und mich prüfen und für den König ihr meine schriftliche Antwort schicken, ich erlaubte mir nur die Frage, weshalb der König nicht den Staatskanzler, als Seinen nächsten Rathgeber, bei dieser Sache zu Rathe ziehe und die Prinzessin erwiderte mir: Eben die Frage habe sie auch an den König gerichtet und darauf von ihm die Antwort erhalten: Den Staatskanzler hielte er bei dessen Privat-Lebensweise in dieser Sache für zu leicht, dieser würde ihm gleich beistimmen, der König wolle,

In diesem Sommer, fürchte ich, ist wenig geschehen um die Provinzen zu gewinnen. Im Frühjahr waren alle Menschen mit dem nicht angekommenen Ostsee-Korn beschäftigt; die Regierung selbst fühlt, wie sehr sie in diesem Punkt getadelt zu werden verdient und die eingeleitete Untersuchung scheint sich ihrem Ende zu nahen, ohne irgend ein Resultat zu geben. Die Landwehren sind mitten in der Erndte zusammengezogen und außer dem Druck, der dadurch faktisch entstanden ist, ist auch der Grundsatz erschüttert worden, worauf sie sich hauptsächlich stützt, daß bei ihrer Zusammenziehung immer das Interesse des Landes berücksichtigt werden sollte. — Der Wechsel der Regimenter in Frankreich und am Rhein, an sich beschwerlich genug, für die hiesigen Gegenden, ist so ungeschickt eingeleitet, daß vier Regimenter hier auf dem flachen Lande 14 Tage bis 4 Wochen haben kantoniren und auf Kosten des Bauern leben müssen. Der Service, welchen der Staat übernommen hat, wird so unregelmäßig gezahlt, daß die Officiere, nachdem die Städte die beträchtlichsten Opfer für diesen Gegenstand gemacht haben, den Bürgern von neuem in die Häuser gelegt werden. Die Forderungen, welche die vornehmen Officiere machen, sind so unbillig, daß sie die Sätze des Service-Reglements zuweilen um das Doppelte überschreiten. Die Stadt Koblenz bezahlt für die Wohnung eines Generals, dessen Service 300 Thaler ist, 750 Thaler. Auch hierin ist es mehr noch der Widerspruch gegen das Gesetz als die Sache selbst, was Mißfallen erregt. — Das Rekruttrungs-Reglement, welches jetzt erschienen ist, wird gewiß allgemein gemißbilligt werden. Denn erstlich dauert die Verpflichtung zum stehenden Heere bis zum 25ten Jahr, obgleich die einfachste Berechnung

---

abgesehen von Seinem Glück, die Folgen für das Land von Männern, denen Er hierin vertraue, erwogen haben. Bald darauf traf ich Gneisenau. Wir verstanden uns, als wir uns sahen und waren einig, unsere Meinungen erst zu vergleichen, nachdem sie in den Händen des Königs wären.

Die Sache machte mir einen inneren Kampf. Von der einen Seite stand mir das Glück meines Königs, dem ich das höchste glückliche Verhältniß aus vollem Herzen wünschte, von der anderen Seite die gewaltige Aufregung des Volkes gegen Alles, was Franzose war. Die Gährung im Volke, welche durch Handlungen, nicht durch Worte veranlaßt war, die Besorgniß, welche im alten Lande nothwendig daraus entstehen mußte, daß eine Katholikin die Frau unseres Königs wäre. — Alles dies kreuzte sich in meinem Kopf und meinem Herzen, aber summa summarum konnte ich nur von dieser Ehe abrathen, meine erste Erklärung, meinte die Prinzessin, würde der König nicht bestimmt genug finden, ich möchte daher mit meiner ganzen Ueberzeugung und meinem ganzen Charakter vortreten. Das that ich, und als unsere beiderseitigen Erklärungen in den Händen des Königs waren, verglichen wir sie mit einander und Gneisenau hatte die seinige gleich der meinigen abgegeben, nur daß er, da ihm der Charakter des Volkes in Beziehung auf Treue nicht so bekannt sein konnte, als es bei mir der Fall war, besorgt war, die unglücklichsten Folgen für den König würden sofort eintreten, statt daß sie meiner Ueberzeugung nach nur als Folge des Schrittes nach und nach sich zeigen müßten."

zeigt, daß man nur ein Drittheil der 20jährigen Mannschaft braucht. Man läßt also die Leute 5 Jahr hindurch in Ungewißheit über ihr Schicksal und in den Händen der Willkür der Kreiscommissionen. Für den Krieg könnte man sich diese ausgedehnte Verpflichtung vorbehalten, wozu sie aber im Frieden stattfinden soll, sehe ich nicht ein. Anstatt eine Fontanelle zu legen, hat sich der Arzt vergriffen und ein allgemeines Zugpflaster aufgelegt, was nicht mehr Kräfte an sich zieht, als jene, aber einen allgemeinen Reiz, ein beständiges Jucken und Brennen verursacht. Zweitens werden durch die große Masse von Individuen, die man den Aushebungscommissionen zur Disposition läßt, diese veranlaßt, die durch das Gesetz selbst beschränkten Exemtionen immer wieder von neuem willkürlich auszudehnen. Drittens ist die Bestimmung, daß unter den 20jährigen zuerst die ältesten ausgehoben werden sollen und die jüngeren also frei bleiben. Abgesehen von der unphilosophischen Grundlosigkeit dieser Bestimmung hat sie noch den Nachtheil, daß nun jeder ungefähr berechnen kann, ob er Soldat werden müsse oder nicht, je nachdem er früh oder spät im Jahr geboren ist, welches Neid, Mißgunst und Reibungen unter den Leuten erzeugt. Von der dunkeln Fassung des Regulativs selbst, von seinen Lücken u. s. w., die schon mancherlei Fragen und Zweifel veranlaßt haben, will ich gar nichts sagen.

Der Vorfall in Breslau, dächte ich, sollte uns darauf aufmerksam machen, daß wir mit den Landwehren und den Aushebungsangelegenheiten sehr vorsichtig gehen müßten. Die beste Sache verliert ihr gutes Ansehen, wenn sie einmal eine laute und bestimmte Opposition bekommen hat, und die wird sich doch leichter und schneller bilden, nachdem dies böse Beispiel gegeben ist. Daß jemand bis in sein 32stes Jahr von der Willkür eines Landwehrmajors und Landraths abhängig gemacht wird, ist meiner Meinung nach eine ungeheure Last, die sich erst nach Jahren fühlbar machen wird, die mit der Zeit wächst anstatt durch Gewohnheit abzunehmen. Hier haben die Behörden immer nur das sogenannte Beste des Dienstes vor Augen, sie treiben und drängen das Geschäft zum Ziel und freuen sich, wenn sie hin und wieder eine von den mit Weisheit gesteckten Grenzen still überschreiten können. Dieser falsche Eifer erzeugt nachtheilige Wirkungen, die im Einzelnen nicht bemerkbar sind, sich aber nach und nach summiren. Wenn die Ministerien dies durch die Finger sehen und nicht den Geist der strengsten Gesetzmäßigkeit zur Pflicht machen, so werden sie ehe sie es sich vermuthen, ihre Einrichtungen untergraben finden. —

Ich fühle, daß ich Euer Excellenz um Verzeihung bitten muß, wenn ich diesen Gegenstand hier noch einmal so weitläufig berichtet habe. — Gewiß ist in mir nicht der Geist des Tadelns und der Splitterrichterei, der jetzt so häufig in der Welt ist und das Regieren so schwer macht. Was ich früher und jetzt über diesen Gegenstand gesagt habe, hat sich mir im Lauf des Geschäftes factisch aufgedrungen und ich habe mir die Wiederholung hauptsächlich nur erlaubt um Sie zu überzeugen, daß diese Ueberzeugung nicht die Wirkung einer augenblicklichen Ansicht ist, sondern fortwährend in mir wächst. Vielleicht kommt der Gegenstand früher oder später zur Berathung des Staatsraths und wenn dann Euer Excellenz meine Briefe als eine der einzelnen Stimmen ansehen, aus welchen sich die Erfahrung bildet, so haben sie ihren Zweck erreicht.

Herr von Humboldt ist vor acht Tagen hier durch nach England.

Als ich zu ihm sagte: „nun Euer Excellenz wollen jetzt doch nach England abreisen", antwortet er mir: nein, mein Lieber, ich will nicht, man ßikt*) mich dahin.

Jedermann ist hier in Erwartung über des Staatskanzlers Gesundheit und über die Folgen, die sein plötzliches Schwächerwerden in der Administration haben könnte; jedermann zerbricht sich schon jetzt den Kopf über den Nachfolger. — Ob in einem solchen Fall der König gar nicht an Herrn von Stein denken sollte?

Dieser ist seit einigen Monaten in Westphalen, wo er sich sein Kappenberg einrichtet. Er hatte kurz vor seiner Abreise einen schlagartigen Schwindel-Anfall gehabt, der uns sehr besorgt machte und wirklich die Folge zurückgelassen hat, daß er auf das linke Auge nicht mehr ordentlich sieht. Wir würden darüber besorgter sein, wenn er sich nicht übrigens jetzt wohler befände als sonst, so daß er mir sogar den Auftrag gegeben hat, ihm ein Reitpferd auszusuchen. Er wird jetzt in Nassau zurückerwartet. Bei der hiesigen Regierung entstehen große Spaltungen. Herr von Ingersleben und Herr von Schmitz-Grollenburg haben sich gänzlich entzweit und ich fürchte, die Folge wird sein, daß der letztere versetzt wird. — Von der andern Seite ist zwischen dem Herrn v. Hake und der Kölnischen Regierung eine große Entzweiung entstanden, die bis vor den König gebracht worden ist. — Der General Hake klagt die Regierung in allen Militairangelegenheiten einer großen Nachlässigkeit an; — obwohl nun der Graf Solms als Oberpräsident die speciellen Geschäfte der Regierung nicht zu vertreten hat, so ist es mir doch unangenehm, daß grade seine eigene Regierung so erscheint. Uebrigens habe ich gefunden, daß die Einwohner grade in Köln mit der Regierung ungleich zufriedener sind als hier.

Wie ich höre, hat Herr von Ingersleben Euer Excellenz geschrieben, um anzufragen, wohin Sie das Tischservice gesendet haben wollen, welches der König, indem er es dem hiesigen Hülfsverein abkaufte, Euer Excellenz als Andenken von ihm geschenkt hat, und erwartet nun die Antwort. Ist sein Schreiben Euer Excellenz vielleicht nicht zugekommen?

Niebuhr an Gneisenau.

Rom, den 28. Mai 1817.

Es ist mit jeder tiefen und durchdringenden Verehrung, wie die welche ich für Ew. Excellenz empfinde, nicht nur ein demüthiges Gefühl im Verhältniß zu ihrem Gegenstande, sondern zugleich eine Scheu und Furcht verbunden in irgend einem Schritt Unbescheidenheit, wenn auch nur scheinbar, zu zeigen, und so das Wohlwollen, oder die Ansprüche auf Wohlwollen einzubüßen, worauf man, wie auf ein Kleinod, Werth legt. Sie aber, edler und großer Feldherr, haben mir Gesinnungen von Vertrauen und Freundschaft gezeigt; und eine Aeußerung meines Freundes Savigny versichert mich, daß die Zeit und meine, durch bittere Schicksale verursachte Unthätigkeit diese Gesinnungen nicht ausgelöscht haben; also daß ich schon gestärkt bin diese zurückhaltenden Gefühle zu überwinden, und unbesorgt Sie wegen einer Sache anzutreten die mir unbeschreiblich am Herzen liegt. Unbeherzigt werden Sie sie nicht lassen, weil es eine würdige und große Sache ist: und als Ihnen fremd werden Sie sie auch

*) W. v Humboldt hatte diese eigenthümliche Aussprache.

nicht abweisen; denn Sie werden es mir und allen Ihren Freunden und Verehrern nicht ableugnen, daß die Hoffnung aller Freunde des Guten für alles Gute und Schöne sich zu Ihnen wendet, und auf dem Gedanken an Sie ruht: daß Ihnen daher nichts fremd sein kann was diesen Adel an sich trägt, und daß der Feldherr berufen ist im Frieden alle Zweige der Menschlichkeit und Bürgerlichkeit zu pflegen.

Daher wende ich mich an Sie um für unsere verwaisten und verlassenen Künstler, und für die Kunst selbst die in ihnen lebt, und durch sie unserm deutschen Vaterlande in reicher Fülle und Herrlichkeit wiedergegeben werden kann, einen starken, und eifrigen, und glücklichen Vertreter zu gewinnen: und so unserer Zeit den Besitz eines wahren Guts, ein gutes Gewissen in sich und gegen die Nachwelt, zu erwerben; dagegen sie von Versündigung und von Schmach zu befreien. Um so lieber aber wende ich mich an Sie weil Ihre Gesinnungen für Schinkel, und Kenntniß von den Kunstwerken an denen Sie Freude haben, mir Bürge sind daß ich Ihnen einen willkommenen und günstig angesehenen Clienten zuführe.

Es ist Ihnen gewiß nicht unbekannt und unbemerkt geblieben daß die Malerei unter unserer Nation in mehreren sehr bedeutenden Künstlern, nach einem Schlaf von Jahrhunderten und nutzlosen und verkehrten Quälereien der Bestrebungen sie durch Akademieen und dgl. lebendig zu machen, erwacht ist. Die Werke welche man jetzt entstehen sieht, und die Künstler aus deren Pinsel sie entstehen, sind etwas durchaus anderes als die Producte jener schlaftrunkenen Zeit, und, wenigstens der Regel nach, ihre Urheber. Mit welchem letzten Ausspruch ich mir aber keine Feinde machen möchte, und ihn daher Ihrer Verschwiegenheit empfehle. Zwei vorzügliche Geister zuerst Karstens und Schick, haben sich von der alten Befangenheit losgemacht, und sich auf den Standpunkt der alten Meister gestellt, und von da mit ihrem Sinn und mit ihren Augen die Kunst geübt. Es ist durch sie dasselbe geschehen was von den Herstellern und Meistern unserer Litteratur im verflossenen Jahrhundert, und es ist nur eine andere, aber der Natur nach gleichartige Entwickelung unsers deutschen Genius: auch vor ihnen gab es für die schöne Rede vortrefflich geborene Geister; aber es mußte die Fülle der Zeit kommen, damit sie sich von todten Formen losmachten, und den Kreis überschritten worin oft auf Jahrhunderte der freie Geist gezaubert steht und sich an seiner Grenze aufreibt. Solche Männer wirken viel durch ihre That und ihre Werke; aber in mancher Hinsicht sind sie auch nur Erstgeborne einer für eine neue Regsamkeit erwachten Zeit.

Karstens und Schick starben in einer durch Versäumniß und Noth geknickten Blüthe. Diese Versäumniß würde sich das Zeitalter schwer vorzuwerfen haben, wenn ihm in seiner langen Noth die Unempfindlichkeit nicht eher als unter anderen Umständen zu verzeihen wäre. Ueberdies ist es für den deutschen Künstler ein schlimmer Nachtheil daß er hier blüht, und seinen Landsleuten daheim aus den Augen gerückt ist. Schick ward, man kann sagen allein, von Herrn und Frau v. Humboldt erkannt und unterstützt.

Ueber die Erwartungen welche wir von der frischauflebenden Kunst hegen müssen, so wie über die traurigen Aussichten für ihre Pfleger, wenn die Sachen sich selbst überlassen bleiben ohne daß wohlgesinnte und eifrige Freunde des Vaterlands und des Schönen und Guten sich zusammenthun

und dazu thun, habe ich mich in der Anlage*) erklärt, und will dies nicht wiederholen, sondern nur einiges hinzufügen und erläutern.

Es versteht sich von selbst daß das Lob der jetzt hier versammelten Künstler nichts weniger als die ganze Schaar welche diesen Namen trägt gilt, auch nicht manchen unter ihnen welcher sonst wohl in einer oder der andern Hinsicht ganz löblich arbeitet; sondern die mit denen auf gleiche Weise eine neue Epoche in unserer Kunst anhebt und einen bestimmten Character annimmt wie mit den schon oben angeführten entscheidenden Geistern in unserer Litteratur im verflossenen Jahrhundert. Wenn also das Vaterland den Schatz welchen es an ihnen besitzt würdigt und sich anzueignen geneigt, wie verpflichtet ist, so muß hierin sorgfältig unterschieden werden, und die Auszeichnung auf die Gefahr von der sinkenden, und daher zu allen möglichen Intriguen geneigten Partei, angegriffen und angefeindet zu werden, den wahrhaft lebendigen ertheilt werden, die auch in jeder Hinsicht die ohne allen Vergleich edleren und vorzüglicheren Menschen sind. Eine intriguirende Faction hat sich hier schon gegen die ächten Künstler, unter den Zunftgenossen selbst, gebildet, welche die nämliche Redlichkeit und die nämliche Wahrhaftigkeit zeigt, wie eine gewisse politische Partei in Deutschland, und z. B. der Berl. Correspondent der allg. Zeitung. Auch die Malerei hat ihre Merkel (ich meine den freimüthigen Garlieb Merkel) ihre Schmalz, Saul Ascher und K.—

Cornelius, der, meiner Ueberzeugung nach, an Poesie, Reichthum der Phantasie, Vollkommenheit der Kunst doch wohl den ersten Rang einnimmt, ist in Deutschland, und gewiß auch Ihnen, durch mehrere vortreffliche Zeichnungen — durch die Blätter aus den Nibelungen — und vielleicht auch durch die zum Faust (wenn sie nämlich schon in den Buchhandel gekommen sind) — bekannt. Hier hat sich für ihn durch die Frescogemälde, welche auszuführen sich Gelegenheit gefunden, so wie für seine Arbeitsgenossen, Overbeck, Wilhelm Schadow und Ph. Veit ein vortreffliches, und seit sehr langer Zeit geschlossenes Feld der Kunstthätigkeit geöffnet. Ich freue mich sehr daß der Carton seines zweiten Gemäldes nach Berlin kommt, da der Minister v. Schuckmann die Güte gehabt meinen Vorschlag darüber sehr wohlwollend aufzunehmen. Die Fortschritte welche er in diesem zweiten Gemälde gemacht sind sehr glänzend; und wie vortheilhaft man auch schon von ihm in Deutschland denken mag, so kennt man ihn doch nur sehr unvollkommen. Was er und seine Freunde am sehnlichsten wünschen, und was auch ich für sie und für die Sache am meisten wünsche, wäre der Auftrag große Arbeiten in Fresco im Vaterlande auszuführen. Ich weiß aber wohl daß man dazu nicht auf einmal gelangen kann.

Außer Cornelius nenne ich Ihnen in alphabetischer Ordnung als sehr vorzügliche Künstler und Männer in verschiedener Art — die nicht näher bezeichneten sind Maler — Eberhard aus Vorarlberg, Bildhauer und Zeichner; Fohr, aus Oberwestphalen; Gau, aus Cöln, Architekt; Koch, aus Tyrol; Moseler aus Coblenz; Overbeck aus Lübeck; Rebniz aus Holstein; Rohden aus Hessen; Rambaud aus Trier; Rittig aus Coblenz; Rudolph Schadow, Bildhauer; Wilhelm Schadow; Schaller aus Wien, Bildhauer; Suser aus Wien; Philipp Veit aus Berlin.

*) Dieselbe ist betitelt „Einladung zur Stiftung einer Gesellschaft für deutsche Malerey" und soll baldmöglichst an einem anderen Orte veröffentlicht werden.

Wenn Sie die Anlage lesen, die an Sie gesandt wird, so ersehen und errathen Sie daß meine dringende Bitte ist daß Sie sich zu Berlin an die Spitze einer solchen Gesellschaft stellen, und für deren Bildung und Erfolg eifrig bemühen wollen. Ihr Platz ist an der Spitze von allem Bedeutenden und Heilsamen; und wer kann sich Ihnen zu folgen weigern? So wird man sich doch nicht von dem letzten Soldaten beschämen lassen wollen. Uebrigens sind einige der vorzüglichsten unserer jungen Künstler, Rheinländer, und als solche dem Schutz des schmerzlich entbehrten und lebhaft geliebten Generals Gneisenau besonders empfohlen. — Ich bitte Sie angelegentlich die Sache gütig in Ihre Hand zu nehmen und sich mit Ihrer ganzen Autorität dafür zu verwenden. Ich hoffe mich nicht zu täuschen daß sie nicht Wenigen willkommen sein wird. Zwar unserem Kronprinzen fehlen Mittel die seinem Verlangen und seiner Theilnahme entsprächen. Aber auf die fördernde und bedeutend unterstützende Theilnahme der Prinzessin Wilhelm rechne ich. Ich rechne auch auf die Kunstliebe des Staatskanzlers wie auf seine Gunst für alles was unserm Staat Ehre bringt: ganz vorzüglich aber auf seine Deferenz für Sie. Vielleicht könnten Sie ihn vermögen außer seinem eigenen Beitrage, eine Unterstützung aus der Staatscasse zu bewilligen. Uebrigens bitte ich Sie für eine solche Verbindung Niemanden zu schlecht zu halten von dem sich Beiträge erlangen lassen, sondern auch unseren Parvenu's aller Art und Stände, den Juden u. s. w. auf allen zweckmäßigen Wegen beizukommen zu suchen. Freilich muß man sich nicht zuerst an sie wenden. Findet mein Aufsatz Ihren Beifall wie er ist, so ließen Sie ihn vielleicht als Aufforderung abdrucken: und dabei anzeigen daß Sie Unterzeichnungen annähmen, wofür aber freilich auch durch verschiedenartige Leute geworben werden muß. Sie würden wohl die Güte haben mit Savigny über die Sache zu reden.

Vielleicht wäre es der Prinzessin Wilhelm nicht unangenehm bei der Vereinigung öffentlich bedeutend aufzutreten, und zugleich für die Sache förderlich.

Der Betrag der Subscriptionen kann nicht zu hoch gebracht werden: je lebhafter der erste Schwung desto schöner und erfolgreicher.

Es scheint mir auch politisch nicht von geringer Wichtigkeit daß Preußens Hauptstadt in einer solchen, leicht als Nationalangelegenheit anzuerkennenden Sache, vorangehe. Es ist etwas glänzendes worüber sich nicht schweigen läßt, und welche selbst die tückischeste Bosheit nicht verdrehen kann.

Die Ausführung hängt aber ganz von der Form und Leitung ab. Irrte diese in einen unrechten Weg, so müßte etwas verpfuschtes herauskommen. Die vorgeschlagene Form der Einsetzung der Direction zu Berlin scheint eine ziemliche Sicherheit zu geben, daß dies, insofern es von der abhängt, nicht geschehe. Nun aber, — da die Künstler von denen sich Heil erwarten läßt ohne Ausnahme hier sind — kommt es darauf an wie über die Annahme ihrer Arbeiten entschieden wird. Ich hoffe die Aufträge der Gesellschaft wenn sie sich bildet, als ihr Bevollmächtigter, zu erhalten: aber die Annahme und Auswahl muß von Kunstverständigen geschehen. Diese müssen entweder gar nicht in dem Falle sein zu concurriren, oder in solchem austreten. Man könnte keinen besseren finden als Plattner (:der kein glücklicher Maler ist, aber seinen kritischen und kunstrichterlichen Beruf durch die Notiz über Schick im deutschen Museum 1813 dargethan hat:) und Eberhard und Schaller, beide Bildhauer und vortreffliche Zeichner und Kenner aber nicht Maler; also ohne Rivalität.

Vielleicht würden Andre Andre vorschlagen: wodurch Alles verdorben werden könnte. Diesem Ausschuß, verbunden mit mir als Repräsentanten der Gesellschaft müßte sie nicht nur die Annahme der Werke, sondern auch die Bestimmung der Preise zu überlassen das Vertrauen haben; denn weder das Eine noch das Andere kann in der Entfernung von 250 Meilen geschehen. Vorläufige Berichte und Vorschläge werden dadurch nicht ausgeschlossen. Aber ich sehe aus Proben daß man dort so wenig einen Begriff von den Preisen hat bei denen ein gewissenhaft arbeitender Künstler bestehen kann, wie überhaupt von der Kostbarkeit des Lebensunterhalts zu Rom, welchen man nach längst verschollenen Verhältnissen beurtheilt: und hierauf ist es gut bei Zeiten aufmerksam zu sein.

Ich bitte Sie, wenn Sie die Sache gütig aufnehmen für mich eine Subscription auf jährlich 100 Rthlr. in Gold bestimmt und für den Legationssecretair für 25 Rthlr. dto. einzugehen. Vorläufig kann ich mich nicht zu mehr verpflichten, weil ich weit mehr für mich selbst auf die Kunst und Künstler verwende, und die Theuerung hier unsinnig ist, und ich die Agenzie nicht benutzen will. Es ist eine gehässige und unwürdige Erpressung von armen Privatpersonen, und ich wünschte daß Preußens katholische Unterthanen sich wenigstens so weit es von mir abhängt vorzüglich gut behandelt fühlen mögen.

Mittheilungen des Plans ergehen an andere deutsche Städte, nicht ohne Hoffnung einiges Erfolgs.

Von mir und meiner Lage schreibe ich Ihnen nichts. Da man mir gar keine Instructionen zu Unterhandlungen und Geschäften sendet, so bin ich verächtlich unnütz: jeder Officiant der Dataria kann diese Geschäfte ausführen. Es gehört auch wohl dazu damit ein Exil vollkommen sei daß man darin ganz unthätig sein muß, und so um so eher vergessen wird. Gelänge es mir nur den Künstlern zu helfen, so wüßte ich warum Gott sonst so grausam gewesen ist mich nicht vor zwei Jahren von der Erde zu nehmen. — Ich empfehle meinen Cornelius dem Staatskanzler noch besonders zu einer Aushülfe aus großer Noth: o nehmen Sie sich auch dieser Supplik an! Es ist nicht gleichgültig, daß die Regierung sich liebend und achtungsvoll gegen die Vorzüglichen unter den neuen Unterthanen zeige. Es kann damit viel ausgerichtet werden. Wir stehen schmählich gleichgültig für unsere Künstler da. Zwar nicht mehr als die Oesterreicher: — aber wenn man sich erst mit denen vergleichen muß! Franzosen und Spanier beschämen uns tief.

Richten Sie, innig verehrter General meinen Schritt wenigstens nicht unfreundlich: erhalten Sie mir Ihr Wohlwollen, und genehmigen Sie meine tiefe und unvergängliche Ehrerbietung und Ergebenheit

Niebuhr.

An Niebuhr.

Erdmannsdorf bei Hirschberg, den 15. October 1817.

Hochgeehrter Herr Geheimer Staatsrath!

Ein Schreiben aus hochklassischer Erde, von einem weltkundigen Gelehrten, und zugleich von einem hochverehrten Mann ist

eine freudige Erscheinung. Sie könnten mich des Undanks gegen die Gewährung eines solchen Genusses beschuldigen, indem ich es bis jezt verschob zu antworten; da ich indes bis zu diesem Augenblick noch nicht ein Ergebnis des von Ihnen mir gewordenen Auftrags melden kann, so werde ich vor Ihnen gerechtfertigt erscheinen. Länger aber darf ich nicht zögern, ein Zeichen des Lebens von mir zu geben, damit Sie nicht unnöthiger Weise vermeinen durch Ihr Wohlwollen einen Undankbaren gemacht zu haben. Ich will wenigstens melden, was ich von der Möglichkeit der Ausführung Ihres Auftrags halte.

Alsbald bei Lesung Ihres Briefes und dessen Beilage sind mir Zweifel aufgestiegen, ob ein solches Unternehmen, als Sie Sich gedacht, in Berlin wohl ausführbar seyn und ob Ihre Idee daselbst einen fruchtbaren Boden finden könne? und wenn ich mir den Zustand der Gesellschaft daselbst, deren Zwecke und Treiben schilderte, so mußte ich mir verneinend antworten. Meinen Ansichten indes nicht genug vertrauend, [beschloß ich?] mit Savigny und Schinkel Rath zu halten und meine eigne Ueberzeugung erst zu prüfen. Dies ist geschehen, und beide stimmten der meinigen bei.

Berlin nämlich ist eine neue Stadt. Alte Erinnerungen herrschen in ihr nicht; sie muß sich an das Neue halten. Bildungen der Vergangenheit sind da nicht; sie muß sich an Schöpfungen für die Zukunft erfreuen. In einer solchen Stadt — und nach ihr bildet sich der Geschmack des jungen Staates — hat die Malerei nur wenige Freunde. Achen allein besizt mehr gute Gemälde als in Berlin der Hof und die Stadt zusammen.

In Berlin lebt ferner nicht der begüterte Adel der Provinz, sondern dieser haust auf seinen Landsitzen, die er mit Tapeten oder schlechter Wandmalerei nothdürftig schmückt. Wohnte er in der Hauptstadt, so würde er schon aus Eitelkeit etwas für die Künste thun. Dann sind in Berlin nur wenige reiche Leute, die Vornehmeren derselben gehören der Beamten-Welt an und diese können

nur mit Anſtrengung ihren Hausſtand aufrechterhalten, um mit ihm auf der Höhe der dortigen Lebensweiſe zu bleiben.

Ueberdies hat ſich dort ein verderblicher, der Nachwelt nicht frommender Luxus im Eſſen eingefunden, der Zeit- und Geldraubend und Geiſttödtend zugleich iſt. Mahlzeiten und Mahlzeiten, und in dieſen eine Menge koſtbarer Gerichte jagen ſich. Die Eßluſt hat ſich aller Stände bemächtiget. Wir werden bald unſere Lorbern ver—ſchmauſt haben, und die Erinnerung daran. Mir iſt dieſes ewige Eſſen empörend geweſen. Junge Leute, die ſonſt nur, und manchesmal zuviel tranken, trinken jezt weniger, aber koſtbarer, dafür aber eſſen ſie um ſo mehr und zwar vom theuerſten.

Wenn demnach ein wohlhabender Mann aus dem reicheren Mittelſtand oder ein vornehmer Staatsbeamter, der aber nicht mit großen Glücksgütern ausgeſtattet iſt, auf der Höhe der Berliner Lebensart ſich halten, eine Anzahl Mahlzeiten das Jahr über geben und Frau und Tochter mit Spitzen und morgenländiſchen Shawls ausſtatten, überdies auf koſtbares Hausgeräthe — denn auch dies gehört in Berlin zur Vervollſtändigung des Anſtandes — anſehnliche Summen verwenden muß, ſo gehört die ſorgſamſte Sparſamkeit dazu, um nur Schuldenfrei das Jahr zu beendigen und Nichts bleibt übrig für die Künſte.

Auch iſt der Sinn dafür nur wenig ausgebildet. Am meiſten noch unter unſern Prinzen, vor allem beim Kronprinzen, aber dieſe Herren ſelbſt müſſen, bei ihrem geringen Einkommen, ſehr ſtreng haushalten, um nur manchmal ein Landſchaftsgemählde von 30—40 Frd'or kaufen zu können. Der Kronprinz allein hat eine Sammlung von etwa 20 Stück Schildereien, die es anzuſehen verlohnt. Er würde beſſeres haben, wenn ihm nicht Geld mangelte.

Frauenholz aus Nürnberg iſt lezten Sommer mit einer Anzahl vortrefflicher Schildereien und vielen Kupferſtichen in Berlin geweſen, vermeinend, bei der ſiegreichen Nation einen guten Markt zufinden; er iſt Nichts losgeworden.

So ist der Zustand des Sinnes für Kunst in Berlin, das werden Ihnen Alle bezeugen, die ihre Aufmerksamkeit hierauf gerichtet haben. Schinkel selbst der doch gewis den Stand desselben zu beobachten Gelegenheit hat, pflichtet mir bei. Wenige Tage vor meiner Abreise von Berlin, war er, nach einer langen Abwesenheit, nach der Hauptstadt zurückgekommen und sofort habe ich mit ihm über Ihren Entwurf berathschlagt. Er verhieß mir, während meiner Abwesenheit dafür thätig seyn zu wollen, damit wir, nach meiner Zurückkunft zu einem Versuch der Ausführung schreiten möchten. Durch die Verzögerung der WiederEröffnung des Staatsrathes verschiebt sich auch meine Rückkehr nach Berlin, ich wollte es daher nicht länger anstehnlassen Ihnen zu melden, welcher der Stand der Angelegenheiten sei, wobei ich Sie denn bitte, biß zu meinem weiteren Bericht sich zu gedulden.

Ich habe nun in diesem Briefe soviel über Kunst geschrieben, als ob ich ein Kunstkenner sei; aber so wenig von solchem göttlichen Sinn wohnt mir inne, daß ich durchaus unfähig bin, ein gutes Gemählde von einem schlechten zu unterscheiden. Nur die Zeichnung und Perspektive sowie die Architektur vermag ich einigermaaßen zu beurtheilen, und nur Landschaftsgemählde sprechen mein Gefühl an. Ich besitze 6 derselben von Schinkel und dies ist mein ganzer Reichthum. Wenn ich daher in den Ruf der Kunstkennerei gekommen seyn sollte, so muß ich Einspruch dagegen thun. Gallerien habe ich manchmal besucht, Tausende von Gemählden gesehen, wenig davon ist mir im Gedächtnis geblieben, von der Kunst und Art fast Nichts. Darum kaufe ich nicht alte Gemählde, damit ich nicht Fehlgriffe mache, auch bin ich nicht reich genug dazu; aber wohl will ich neue Künstler unterstützen, wenn ich mit dem Bau meines Hauses und meiner Wirthschaftsgebäude fertig seyn und meine durch lange Abwesenheit und Betrug verworrenen Angelegenheiten geordnet haben werde.

Von der Art der Wirksamkeit unseres Staatsrathes sind Sie wohl auf anderen Wegen unterrichtet. Es haben einige Talente

darinn sich offenbart. Humbold hat durch ein treues Gedächtnis und eine scharfe Dialektik geglänzt aber übrigens Vertrauen sich nicht erworben. So sehr er sich dagegen sträubte dennoch mußte er aus dem Mittelpunkt sich entfernen. Seine Sendung nach London sieht er selbst für eine Verbannung an. Die Gelegenheit, des Lehnsessels des Fürsten Hardenberg sich zu bemächtigen, wenn dieser ihn verlassen sollte, kann er nun von fernher nicht so bequem erspähen. Ungeduldig berechnete er, wie lange dieser noch leben könne; die Wiedergenesung desselben, und seine, des Humbold, Entfernung aus der Hauptstadt stören nun gewaltig seine Berechnungen. Dieser Weltmensch vermeinte die Menschen nur allein mit Verstand und List regieren zu können. Sicherlich würde er eine sehr gediegene Opposition gegen sich haben, gelänge es ihm, der Nachfolger des Staats-Kanzlers zu werden. Der Staatsrath, an Erschaffungsmitteln arm, kann indessen durch sein Veto sehr bedeutend werden und ein Minister wird fortan wenig ausrichten, wenn er nicht das Vertrauen dieser Versammlung sich erwerben kann. Darum würde Herr v. Humboldt an ihm scheitern.

Sie, Hochverehrter, sitzen dort am Stamm der Hierarchie, die in dem italischen Boden so tiefe Wurzeln geschlagen hat, und von da aus können Sie alle Bewegungen beobachten und beurtheilen, die diesem verdorrenden Baum Leben nehmen oder geben sollen. Mir scheint es, als ob die Reformation in stetiger fernerer Entwickelung sei und das italiänische Priesterreich dagegen nicht ausdauern könne; daß, statt im steten Kampf sich abzumühen, es besser sei, die Entwickelung zu beschleunigen, die katholische Kirche vom römischen Priesterthum zu trennen, und sie der jedem Lande gemäßen Entwicklung zu überlassen. Die Cardinals Maximen wirken doch nur verfinsternd ein; später muß man dennoch alles Sträubens ungeachtet die Vernunft in ihr Recht sich einsetzen lassen; es ist demnach besser, daß man dazu helfe. Möge die deutsche katholische Kirche zuerst dieses Vortheils genießen. — An Ihren ehelichen und Vaterfreuden haben wir, Ihre Freunde, herz-

lich Theil genommen. Mögen wir Sie bald wiederſehen. Die unverbrüchlichſte Ergebenheit hat Ihnen gewidmet

Ihr alter [?]
Gneiſenau.

An Hardenberg.

[18. October 1817.]

Wie ſehr haben mich die Züge Ihrer Hand erfreut, mein verehrter Fürſt, die mir ſagten, daß Sie wiederhergeſtellt ſind, und das Zeugniß Ihres Arztes dazu! Das war ein harter Sturm, der Ew. Durchlaucht Freunde mit traurigen Beſorgniſſen erfüllt hat. Nun Gottlob iſt er vorüber und wir wollen uns noch lange Ihrer wiedergefundenen Kräfte freuen, ſo wie Ihrer vortrefflichen Konſtitution, die ſelbſtthätig ſich erneut. Hüten Sie ſich nur vor Aergernis und ſchweben Sie, ſelbſt unberührt, über Zwiſt und Hader.

Den Fuß ſtets im Steigbügel, erwarte ich die möglichen Befehle zur Abreiſe. Meine Landwirthſchaft wird nächſtens in Gang kommen in mannichfach veränderter Geſtalt und meine Bauten neigen ſich zu Ende. An einfache Gartenanlagen wird dieſen Herbſt Hand gelegt. Einige Bäume, große Raſenflächen, Blumenſtauden, ein Bach und einige Teiche, das iſt Alles, aber das Ganze wird einen lieblichen Eindruck machen, und zwar auf einem der ſchönſten Räume der Erde. Soll ich früher als offiziell gerufen kommen, ſo erwarte ich nur Ew. Durchlaucht Wink.

Ein amtliches Schreiben von Ew. Durchlaucht will von mir wiſſen, welchen Sinnſpruch für mein neues Wappen ich begehre? Sie, mein hochverehrter Fürſt, ſind ein ſo geſchmackvoller Richter, in dieſen ſowie in andern Dingen, daß ich einige ſolche Sinnſprüche die meiner Gemüthsart anſprechen, Ihrem Urtheil unterwerfen will.

1. nec aspera terrent.
2. nil desperandum.
3. Suaviter et fortiter.

4. fortiter, fideliter, feliciter.
5. firmior quo paratior.
6. depressus extollar.
7. spero infestis, metuo secundis.
8. flecti non frangi.

Das Erste würde meine Wahl gewesen seyn, wenn ich nicht durch Ihre bessere geleitet würde. Daß ich gewünscht hatte, königlicher mir angebotener Erlaubnis zufolge, meinem Wappen noch etwas über die Vertheidigung von Colberg angefügt zu sehen, will ich zum Ueberfluß hier wiederholen. Es könnte dies durch zwei Thürme zwischen denen ein Thor in dem horizontal zu theilenden Familien-Wappen angedeutet werden. Auch hatte ich um zwei männliche Wappenhalter, woraus ich einen Landwehrmann und einen freiwilligen Jäger zu machen gedenke, gebeten. Gewöhnlich wählen die Familien solche eigenmächtig, was nicht seyn sollte, denn jedes Hinzugefügte eines Wappens sollte nur von Königlicher Gnade ertheilt werden und man könnte hieraus ein neues Mittel zu Belohnungen ziehen, so gut als aus der Erfindung der Orden.

Gott erhalte Sie, hochverehrter Fürst, in Fülle der Gesundheit und bleiben Sie mir mit Wohlwollen zugethan.

Erdmannsdorf, **den 18. October,** herbeigeführt
durch Ihre Staatskunst, 1817.

Gr. N. v. Gneisenau.

Görres darbt noch immer. Ew. Durchlaucht Zusage, die ihn von der Auswanderung abhielt, ist noch nicht in Erfüllung gegangen; dies macht am Rhein, wo man auf den eingebornen Mann sehr stolz ist, unangenehmes Gerede.

Erst im folgenden Jahr wurde nach mehrfachen Verhandlungen, wobei Gneisenau selbst etwas andere Vorschläge machte, als in dem obigen Brief, das neue Wappen endgültig festgestellt. Die

officielle Beschreibung lautet folgendermaßen: „Nemlich in einem gevierten Wappenschilde mit einem Mittelschilde.

Das Mittelschild enthält das Wappen der Familie Neidhardt von Gneisenau, welches im silbernen Felde drei graue Felsenspitzen hat, auf deren mittlerer Spitze drei grüne Kleeblätter hervorwachsen, auch ist dieses Mittelschild von einem rothen Rande umgeben, auf welchem unten mit goldenen Buchstaben steht: Colberg.

Im ersten und vierten silbernen Felde ist der Königlich Preußische schwarze Adler mit Königlicher Krone gekrönt, und mit goldenen Kleestengeln auf den Flügeln, und im zweiten und dritten goldnen Felde ist ein aufrechtstehendes Schwert mit goldenem Griff und von einem aus zwei Zweigen bestehenden Lorbeerkranz umgeben.

Ueber der das Wappenschild bedeckenden Grafenkrone ruhen drei blau angelaufene mit gräflicher Krone gekrönte, und mit goldnen Kleinoden gezierte Turnierhelme.

Auf dem Helm in der Mitte, mit grünen und silbernen Helmdecken, sind zwei schwarze Adlerflügel zusammenstehend, auf deren vorderem ein goldenes Kleeblatt ist. Auf dem Helm zur Rechten, mit schwarzen und silbernen Helmdecken, ist der Königlich Preußische schwarze Adler, und auf dem Helm zur Linken, mit grünen und goldenen Helmdecken, das Schwert, von dem grünen Lorbeerkranz umgeben. Schildhalter des Wappens sind: auf der rechten Seite der Königlich Preußische schwarze Adler und auf der linken Seite der Herzoglich Pommersche rothe Greif, welche auf einem Fußgestell von grauem Marmor stehen. Unter dem Wappenschilde steht auf einem fliegenden rothen Bande die Inschrift in goldenen Buchstaben: fortiter, fideliter, feliciter."

Ganz in derselben Weise wie das Gneisenau'sche, wurden auch die Wappen der gleichzeitig mit ihm in den Grafenstand erhobenen Generale bestimmt: ein vierfach getheilter Schild, mit dem Adler und dem Schwert und das Familienwappen in der Mitte. Eigenthümlicher Weise hat auf dem Denkmal Gneisenau's in Berlin

das Mittelschild statt der drei grauen Felsspitzen (oder drei Hügel, wie es auch beschrieben wird) drei Thürme.

An Gruner.

Erdmannsdorf, den 22. October 1817.

Entschuldigend muß ich vor Ihnen auftreten; verehrter Freund, daß ich so spät erst Ihre beiden verehrlichen Schreiben beantworte. Aber wie war es möglich, daß ich in Berlin zur Bezwingung meines Privatbriefwechsels hätte kommen können, vor Festen, Mahlzeiten, Versammlungen und Geschäften! Seitdem Sie Berlin verlassen haben, ist ein Geistverderbender Schmausluxus dort aufgekommen, der zur Verzweiflung bringt, denn weder Körper noch Geist vermag ihm zu widerstehen. Wenn man auch die Hälfte der Einladungen auszuschlagen den Muth hat, so muß man dennoch unter die andere Hälfte sich beugen und man leidet unter den Schrecknissen der Verdauung, während man etwas Geistigeres treiben könnte. Zwischen geistlose Nachbarn eingepfercht ißt man stets mehr als man sollte und büßt hinterher dafür.

Nach meinem Landsitz zurückgekehrt erwartete ich mehr Muße zu finden, aber da waren der Besuche von Jugendbekannten und Bittstellern, die mich als ihr Werkzeug gebrauchen wollten, so viele, daß ich mich wieder um meine Zeit gebracht sah, und davon meinem Bau und der Wiederherstellung meiner Landwirthschaft nur so viel widmen konnte, als ich beim Spazierengehn und in kurzen Gängen erübrigte. Glücklicher Weise waren unter diesen Besuchern manche liebe Freunde und so war ich hinlänglich entschädigt.

Jetzt bei eingetretener Herbstwitterung sind der Besucher weniger und nun will ich es nicht länger verschieben, ein Zeichen des Lebens von mir zu geben.

Ich will es Ihnen nur frei heraussagen, daß ich jetzt doppelt unzufrieden bin, daß Sie einen diplomatischen Posten gewählt

*) Als preußischer Gesandter in Bern.

haben. Bei der Einsetzung des Staatsrathes konnten Sie ersprießliche Dienste leisten und Ihre Talente könnten da in einem angemessenen Spielraum glänzen. Nun ich von Ihnen selbst erfahre, daß Sie mit Ihrer diplomatischen Stellung unzufrieden sind, muß ich es dreimal tadeln, daß Sie solche gewählt. So viel man von einer sorgsamen Auswahl für den Staatsrath geredet hat und von den darin versammelten Talenten, so ist doch des Sauerteigs noch zu viel darin und ein solcher Mann wie Sie wäre uns Anderen gegen die Lichtscheuen ein willkommener Mitkämpfer gewesen, denn nicht Jedem ist das Talent der Rede so gegeben wie Ihnen und dies ist in einer solchen Versammlung eine treffliche Mitgift.

Einige Talente haben sich aufgethan; besonders hat Humbold geglänzt durch Treue des Gedächtnisses in Aufbewahrung des Ganges der Diskussionen und durch eine scharfe Dialektik. Die Bewunderung konnte man ihm nicht versagen aber wohl das Vertrauen und es hat dabei sich offenbart, daß, wäre er Staatskanzler, er stets in der Minorität mit seinen Vorschlägen bleiben würde. Niemand liebt ihn, selbst nicht diejenigen, die an ihn sich halten. Er hatte wohl den Ehrgeiz, in die obere Administration einzutreten und Andere zu verdrängen; dies ist ihm nicht gelungen. So sehr er sich dagegen sträubte, dennoch mußte er den ihm so wichtigen Mittelpunkt verlassen und über den Canal wandern, was ihm schmerzlich war, denn er strebt nach nicht Wenigerem als in des Staatskanzlers Stelle zu treten und bereits früher hat er und sein Bruder öffentlich berechnet, wie lange das Leben des Fürsten Hardenberg noch vorhalten könne; was hiebei Sie in Verwunderung setzen wird ist die Aeußerung des Fürsten, daß er, was man auch gegen H. vorbringen könne, dennoch Niemanden kenne, der seinen Posten so gut ausfüllen werde, als Humboldt.

Vor seinem Exil nach England hat H. noch ein Schmerzengeld sich zahlen lassen, und eine Donation begehrt, die ihm auch zu Theil geworden. Ohngeachtet er ihrer nicht bedürftig ist, denn

seine Frau besitzt ein Einkommen von einigen und vierzigtausend Thalern, er selbst hat, nach dem Zeugniß des G. L. R. Jordan an diplomatischen Geschenken an 150,000 Thlr. erhalten und seit dem Jahre 1813 seine volle Wiener Besoldung von 24000 Thlr. genossen während er seine dürren Beine unter des Staatskanzlers Tisch steckte und diese ganze Zeit über kaum einigemal zu Essen gab. Sehen Sie, wie man Geld aus Zumuthungen prägen kann.

Der Staatsrath hat übrigens mehr geleistet, als ich erwartet; er wird in seiner Majorität fast stets für das Rechte stimmen und nur unter besonderen Verhältnissen davon abweichen. Die zu große Zahl seiner Mitglieder macht ihn etwas unbehülflich für die Zwecke der Regierung.

Der Zwiespalt unter den Ministern ist wohl zu Ihrer Kenntniß gekommen. Das Gefecht fing an, nachtheilig für den Kriegsminister, die Landwehr und das neue Militairsystem sich zu wenden, als er dennoch endlich seinen Grund behauptete. Der Finanzminister hatte sich durch den General Lingelsheim einen Entwurf unseres ehemaligen Militair-Systems verfertigen lassen, nach welchem die zeitherige Armee-Verfassung umgeschaffen werden sollte. Einen größern Triumph konnte wohl die Letztere nicht erleben, denn nach Jahresfrist hätte man eilen müssen, sie wieder in das Leben zu rufen.

Von der Verfassung spricht in den großen Städten Jedermann; nur wenige wissen was sie meinen. In der Provinz ist wenig die Rede davon; was man da wünscht ist lediglich die Befreiung von der Furcht vor neuen Abgaben. Jacobiner-Stimmen lassen sich hie und da vernehmen, doch meist nur in der Hauptstadt; stille Wünsche nach einer Revolution, wenn man dabei an Ansehen, Macht und Reichthum gewönne, mögen wohl in mancher Brust wohnen und könnten wohl durch Ereignisse laut werden, wenn die Regierung der Weisheit ermangelte, zu geben, was der Zeit gebührt, und mit Kraft zu verweigern, was unangemessen gefordert würde.

Sie ſagen: verliert doch ſelbſt ein des Himmels Kundiger die Bahn und verrechnet ſich oft in dem Gange politiſcher Entwicklungen, wenn er unter die Tagesredner niederſteigt. Wenn Sie hiemit Benzenberg meinen, ſo muß ich wohl Ihnen beipflichten. Oft habe ich mich mit ihm über ſeine Irrthümer geſtritten, wenn er deren vorbrachte. Allein er lachte, angethan mit einer polemiſchen Haut, dazu und meinte: man müſſe manchmal ſo etwas hinſchreiben, damit man die Leute reden mache und die Wahrheit dadurch ermittelt würde. Er iſt übrigens ein Mann von großen Talenten und gründlichen und mannigfachen Kenntniſſen und oft habe ich mir die Frage gethan, warum Sie ihm nicht eine Anſtellung am Rhein gegeben? Ich meine, daß Sie ganz beſondere Urſachen haben mußten, wenn Sie einen Mann wie ihn unbeachtet ließen.

Wie ich vermuthe, wird allerdings mein Briefwechſel noch immer bewacht. Das iſt nun eine üble Gewohnheit unſerer Kontinental-Regierungen, daß ſie wiſſen wollen, wie man über Perſonen und Dinge denkt. Dazu bedürfte es nun, bei meinem Character, nicht des Unterſuchens meiner Briefe, denn man kann ſolches von mir in lauter Rede vernehmen, wenn die Herren aber vermeinen darin ein Mehreres zu finden, ſo mögen ſie immerhin mitleſen und ich will mir deshalb keinen Zwang anthun. Wenn dieſe Herren nur ſo redlich ſind, nicht bloß eine einzelne Phraſe auszuheben und ſie nach ihrer Weiſe zu deuten, ſo mögen ſie fortan ihr Weſen treiben.

Nun noch eine Bitte! Sie wollen mir die Gunſt Ihres ferneren Briefwechſels nicht verſagen und ich verheiße Ihnen dagegen, ein pünktlicher Korreſpondent zu ſein. Ihrer Gemahlin bitte ich meine Huldigungen zu überbringen; Sie aber wollen ferner mit Wohlwollen meiner eingedenk ſein. Mit verehrungsvoller Anhänglichkeit

Ihr

Freund u. D.

Gneiſenau.

Ihre Ansicht der Dinge in Frankreich theile ich. Wenn die Monarchen noch zusammenkommen um über die Zurückziehung der europäischen Armee zu berathschlagen, und sie nehmen diesen verderblichen Beschluß, so setze ich alsbald mein Feldgepäck in Stand, denn die Soldaten Napoleons werden nicht zögern, die Dinge so zu gestalten, daß ein neuer Feldzug, — und gebe der Himmel nicht mehre — nöthig wird.

Clausewitz an Gneisenau.

Koblenz, den 28. October 1817.

Sehr bin ich mit Euer Excellenz in der politischen Ansicht einverstanden. Was der dritte Stand zu erringen hatte, wird er jetzt bei uns so ziemlich besitzen; Gleichheit der Rechte und Lasten. Wenn es nun Verfechter dieses Standes giebt, die auf eine vollkommene politische Vermischung der Stände, auf völliges Ausebenen aller Ungleichheiten hinarbeiten, so fällt mir dagegen die Vorstellungs-Art des Herrn v. Haller in seiner Restauration der Staatswissenschaften ein, die mich mehr als irgend eine durch ihre Wahrheit getroffen hat, daß die menschliche Gesellschaft nur in der Ungleichheit ihrer Glieder bestehen könne, daß diese ein ebenso wesentlicher Theil ihrer Beschaffenheit sei, wie es den Pflanzen die ihnen eigenthümliche Structur ist. Ich finde im preußischen Staat schon jetzt eine nur allzugroße Gleichheit, d. h. eine Ungleichheit, die sich nicht in einer festen symmetrischen Gestalt nach einfachen Gesetzen conformirt hat, sondern die nur in den ewig wachsenden Glücksgütern der Einzelnen besteht und darum für das Volk nicht weniger Ungleichheit ist. Schon jetzt steht der Thron ganz isolirt, nicht wie eine wohlgebaute Pyramide, sondern wie eine Vogelstange unter der großen Fläche des Volks und wird von keinen andern Stützen gehalten als den seiner Beamten und Officiere, deren vorübergehendes Interesse, deren immer wachsende Mode-Ansichten und Bestrebungen nicht geeignet sind — — (Rest des Briefes fehlt.)

Clausewitz an Gneisenau.

Koblenz, den 12. November 1817.

Die Adresse, welche hier umläuft und der ich in meinem letzten Schreiben gedachte, war Anfangs blos für Koblenz bestimmt und bei einem Diner am 18. October im Kasino von Görres in Vorschlag gebracht. Sie enthält die Gegenstände welche auch die andern Städte Seiner Majestät als ihre lebhaftesten Wünsche vorgetragen haben. Da man nun hier mit den Unterschriften einen so guten Erfolg gehabt hat, daß, wie man sagt, 500 Einwohner sich unterzeichnet haben, so ist man weiter gegangen und läßt sie jetzt auch in der Provinz umlaufen. Sie ist nur denjenigen Beamten vorgelegt worden, die aus der hiesigen Provinz gebürtig sind und von diesen haben unter andern, der Präsident Meusebach und der Schulrath Schulz unterzeichnet, Herr von Schmitz-

Grollenburg aber nicht. — Herr von Ingersleben, der jetzt erst die Sache erfahren hat, ist betroffen darüber und hat namentlich den Königlichen Beamten, die mit unterzeichnet haben, diesen Schritt sehr übel genommen.

Nachdem ich mir diese bei uns neue Erscheinung reiflich überlegt habe, glaube ich mich dagegen erklären zu müssen.

Ich frage, sind die Unterzeichneten Delegirte des Volks? Wo sind ihre Vollmachten? — Nein, sie sind so wenig delegirt als ich es bin, sie sind Theile des Volks also das Volk selbst. Niemals aber darf nach meiner Ueberzeugung das Volk unmittelbar vor den Thron hintreten, sondern seine Stimme soll ihn erreichen durch das Mittel der Presse oder durch Repräsentanten. Eine unmittelbare Berührung zwischen Volk und Thron ist demokratischer, gefährlicher Natur und in diesem Sinne ist der Haufe der am 10. August vor den Tuilerien sich versammelte, nicht verschieden von den Unterzeichnern einer Volksadresse. Die Berechtigung ist dieselbe.

Daß die Unterschriften nur die Namen achtbarer Männer enthalten, ist keine genügende Sicherheit, denn theils ist jede selbstgesetzte willkürliche Grenze keine Schranke, theils enthalten selbst diese Unterschriften gewiß schon eine Menge von Leuten, die nicht vorzugsweise berechtigt sein können, die Stimmen für eine Verfassung abzugeben. In diesem Sinne war die konstituirende Nationalversammlung von 1790 auch aus lauter achtbaren Männern zusammengesetzt.

Ferner. Ein Zustand höherer Gesetzmäßigkeit sollte, so lange es irgend ein anderes Mittel giebt, nicht durch eine auf kein Gesetz, auf kein Recht, auf keinen Gebrauch gegründete also im eigentlichen Sinn revolutionäre Einschreitung angefangen werden, die blos das Werk individueller Willkür ist. Beifallswürdiger muß es erscheinen, wenn aus den noch so vielfältig vorhandenen Wurzelverzweigungen ehemaliger ständischer Rechte die neue Anlage hervorgeht. Findet sich dabei, daß einzelne Volksklassen und einzelne Provinzen, wie ein Theil der Rheinischen darin nicht gehörig mit verpflochten sind, so können in ihnen Korporationen gebildet werden, um sie auf eine organische Art mit dem Ganzen in Verbindung zu bringen. — So, glaube ich, muß es sein vom ersten bis zum letzten Schritt, und jeder andere Kanal, der gegeben wird, um die Volksstimmen zum Thron zu leiten, den Volkswillen in Conflict mit dem der Regierung zu bringen, wie Volksadressen und Volksgesellschaften sind, scheint mir, deorganisirendes Eitergeschwür.

Ueber den Inhalt der Adresse kann ich nichts sagen, da ich sie nicht gelesen habe, aber es läßt sich erwarten, daß sie klug und untadelhaft abgefaßt und nur auf das gute abgerichtet ist. Aber mir ist der Inhalt sehr wenig, denn es ist nicht allein sehr leicht einen Grundsatz nach dem andern zu verändern und zu vertauschen, sondern es ist sogar das Gegentheil sehr schwer. Auch diese Lehre ist uns in der französischen Revolution zur Genüge geworden und wir haben eine Schaar mehrerer hundert der besseren Menschen nach und nach zu den greuelvollsten Frevelthaten fortreißen sehen. — Verzeihen Euer Excellenz diese lange Abhandlung.

Die bekannte Adresse ist endlich abgegeben. Die kleine Schrift, welche ihr Urheber darauf hat folgen lassen und die er Euer Excellenz gewiß zugesandt hat, wird Sie ausführlicher über die ganze Angelegenheit unterrichten als ich es thun könnte. Sie wird mein früheres Urtheil über diese Sache rechtfertigen und wenn ich nicht sehr irre, so liegt dies

Urtheil in dem Herzen sowohl des Staatskanzlers als aller mäßig denkenden tief verborgen. Es in seinem ganzen Umfang auszusprechen, halte ich, da die Sache einmal geschehen ist, nicht für gut, und es bleibt nichts übrig als das Beste aus der Sache zu ziehen, übrigens aber darauf zu denken, daß man sich der Geister und vorzüglich des einen Geistes hinreichend bemächtige um sie künftig mehr in seiner Gewalt zu behalten und nicht immer weiter geführt zu werden. —

Hardenberg an Gneisenau.

Berlin, den 11. November 1817.

Liebster verehrter Freund!

Ich bin bisher durch eine Menge Geschäfte verhindert worden Ihr freundschaftliches Schreiben vom 18. October zu beantworten, entledige mich aber jetzt dieser angenehmen Pflicht und melde Ihnen, daß meine Gesundheit, an der Sie so liebevoll Antheil nehmen, Gottlob fortdauernd die beste ist und daß ich im Begriff bin in die Rheinprovinzen abzugehen. Es ist mir sehr daran gelegen, mein zweimal gethanes und durch Hindernisse zunicht gemachtes Versprechen so schnell als möglich zu lösen und der König, dem diese Provinzen und der dort herrschende Geist, gefallen haben, wünscht auch, daß ich ihnen eine Zeit lang meine Gegenwart widme. Ich reise grade nach Coblenz, werde dann aber vermuthlich meinen Aufenthalt in Godesberg nehmen und von da aus Excursionen nach allen Richtungen machen.

Das Plenum des Staatsraths wird erst zusammenkommen können, wenn die Sectionen ihre Arbeiten werden vertreten können und wenn der Finanz-Minister mit den Vorbereitungen zu den neuen Gesetzen fertig sein wird. Unterdessen können Sie, wenn Sie wollen, auf Ihrem schönen Landsitz ruhig bleiben, wenn Sie nur dafür sorgen, daß ein Freund Sie benachrichtigt, wenn es Zeit sein wird hier zu erscheinen. So lange ich abwesend sein werde, hat der König den Minister Altenstein zu meinem Stellvertreter ernannt. Die Veränderungen in den Ministerial-Behörden kennen Sie durch die Gesetzsammlung und die öffentlichen Blätter. Sie sind die Folgen der Verhandlungen der vorigen Staatsraths-Sitzungen und werden wenigstens der Willkühr und manchem Uebel ein Ziel setzen.

Wegen Ihres Wappens werde ich Ihre Wünsche zu erfüllen suchen. Herr von Raumer geht den Schneckengang. Wie steht denn Ihre Dotations-Angelegenheit? Haben Sie Sich etwas in Schlesien ausersehen? Da Sie vermuthlich auf den Ankauf von Engers nicht mehr reflectiren, so erbitte ich mir die Acten, die Sie, glaube ich, noch bei sich haben, zurück, falls Sie aber noch Rücksicht darauf nehmen, Nachricht.

Görres werde ich nicht vergessen.

Ich umarme Sie mit den bekannten herzlichen Gesinnungen.

Hardenberg.

An Hardenberg.

Erdmannsdorf, den 25. November 1817.

Ew. Durchlaucht verehrtes Schreiben vom 11. November ist mir spät erst zugekommen, da ich in meiner Dotations-Angelegen-

heit in Breslau abwesend war und man unterlassen hatte, die unterdessen an mich eingegangenen Briefe mir nachzusenden.

Der Geist, der in Ihrem Schreiben, mein hochverehrter Fürst, weht, ist ein mir wohlwollender und mir wohlthuender. Soll ich noch viel von meiner Dankbarkeit reden? Sie kennen mein Gemüth. Ich war Ihnen ergeben, als ich noch nicht den Fuß über Ihre Schwelle gesetzt hatte, und noch kein Beweis Ihres Wohlwollens mir geworden war. Und seitdem?

Möge die Reise an den Rhein Ew. Durchlaucht Gesundheit ersprieslich und in ihren Folgen erfreulich seyn. Vieles was verdorben worden, werden Ew. Durchlaucht wieder herstellen, wenn gleich nicht alles, da es leichter ist zu zerstören als wieder aufzurichten. Der ehemalige provisorische Zustand, obgleich das Beiwort etwas verdächtig geworden, war dem Geist der dortigen Provinzen angemessener, als unser kollegialischer, dessen Vortheile erst nach Dezennien, und zwar nur im Geiste erkannt werden können. Das Vertrauen nun es verscherzt ist, ist schwer wieder zu gewinnen und man kann dabei sich nicht verhehlen, daß es ebensowohl rheinische Vorurtheile giebt als märkische.

Wenn es Ew. Durchlaucht daran gelegen seyn muß, über die Stimmung, den Geist und die Art der Rheinprovinzen die Meinung scharf beobachtender und unpartheischer Männer zu vernehmen, so muß ich Ihnen rathen, bei Ihrer Ankunft am Rhein sofort den Obristen von Clausewitz zu sich zu berufen. Es ist dies einer der allerscharfsinnigsten Beobachter. Ueber dessen politische Gesinnung mögen Ew. Durchlaucht selbst aus beifolgendem Briefe urtheilen, den ich heute von ihm erhalten habe und aus dem Auszuge eines früher geschriebenen. Wegen seiner ungemeinen Talente verdiente der Mann im Mittelpunkt der Monarchie und im Staatsrath zu sitzen. Wenn meine Kräfte mir nicht mehr gestatten eine der ersteren Stellen der Armee zu verwalten, so würde ich unbedenklich unter ihm dienen, so groß ist meine Meinung von ihm, und mein Vertrauen in ihn. Sollte beschlossen werden, die Rhein-

provinzen unter einem Generalgouverneur von hohem Range zu stellen, so wüßte ich Niemanden, der geeigneter wäre, die Stelle eines Chef des Generalstabes, und zwar für beide, die Militair- und die Civilpartie zu übernehmen, als gerade Clausewitz, und Ew. Durchlaucht würde eine solche Wahl nicht gereuen. Man lasse durch seine anscheinende Kälte sich nicht abschrecken, sein Herz ist warm und edel, sein Geist mit tiefen Kenntnissen geschmückt. In seine Geschäfte bringt er Ordnung und Klarheit, und die Untergebenen behandelt er mit Milde, Ernst und Festigkeit zugleich. Was Ew. Durchlaucht zur Erhebung dieses Mannes thun können, thun Sie für des Königs Dienst und das Wohl des Staates und Früchte soll eine solche Wahl wohl tragen, dafür verbürge ich mich.

Morgen sende ich von hier meine Pferde voraus und wenige Tage später folge ich selbst nach Berlin nach. Wenn demnach unvorhergesehene Hindernisse Ew. Durchlaucht Abreise etwas verzögert hätten, so könnte mir wohl noch die Freude werden, Sie in Berlin zu umarmen.

Meine Dotations-Angelegenheit ist in Breslau zwischen dem Beauftragten des Ober-Präsidenten Merkel und mir abgeschlossen worden, liegt nun zum Bericht an Ew. Durchlaucht vor, und erwartet dann Ihre und die allerhöchste Genehmigung. Die Akten wegen Engers werde ich mitbringen.

Ew. Durchlaucht wollen meine herzlichen Wünsche für die Wiederbefestigung Ihrer Gesundheit und für Ihre Zufriedenheit genehmigen. Gott erhalte Sie.

Gr. N. v. Gneisenau.

Ich habe vorgezogen den ganzen Brief des Obristen von Clausewitz Ew. Durchlaucht mitzutheilen; ich weiß ja, wem ich ihn anvertraue. Zur Verständigung muß ich noch hinzufügen, daß ich dem Kriegsminister den Oberst v. Clausewitz zum Nachfolger des Gen. Boguslawski jedoch mit einem größeren Wirkungskreise vorgeschlagen habe.

An Prinzessin Louise, Fürstin Radziwill.

Berlin, den 14. Dezember 1817.

Die Gemüther vieler Menschen hier sind ganz sonderbar gegeneinander gereizt und verbittert. Zwei Partheien stehen einander gegenüber und schuldigen sich gegenseitig an. Beide sind im Unrecht, wie mir dünkt. Von den einen wird zu Vieles und zu Unziemliches begehrt, von den Andern möchte gern Nichts gewährt werden. Diese träumen von Revolution, geheimen Gesellschaften, und Verschwörungen; Jene machen heimtückische Angriffe. Unter diesen befinden sich sicherlich ehrgeizige Jakobiner; unter jenen sind Menschen, die sich durch Anhänglichkeit an Franzosenthum beschmutzt haben, und jetzt gern vorspiegeln möchten, daß sie zu solcher Gesinnung nur aus Ergebenheit gegen den Thron sich bekannt haben. In der Mitte zwischen beiden steht eine verständige Parthei, die die Umtriebe der Jakobiner oder die Leidenschaftlichkeit der eine Verfassung mit Ungestüm Begehrenden, sowie die geheimen Verfolgungen derer, die stets und überall Verschwörungen wittern und durch ihre Einflüsterungen Argwohn erregen und Zwietracht aussäen, gleichmäßig verdammen, dafür aber von den beiden streitenden Parteien auch gleichmäßig angefeindet werden.

Die Wartburger Begebenheit hat des Redens in der Hauptstadt — und auf diese allein beschränkt sich der Zungenkrieg — abermals sehr viel gemacht. Der Fürst Hardenberg und Graf Zichy sollen dem Großherzog von Weymar einen Verweis über sein Benehmen dabei ertheilen. Ich hoffe, daß beide Herren dabei diplomatisch sich nehmen und dem Großherzog ihre Botschaft nicht etwa Nachmittags kund thun werden, sonst er etwa derb antworten möchte.

Bonaparte ist endlich wirklich bedenklich krank. Der General Lowe hat für nöthig erachtet den Kommissarien der fremden Mächte ein Bulletin über seinen Zustand zur Mittheilung an die Höfe zu übergeben. Er ist von der Wassersucht und dem Schaarbock zugleich überfallen; die Beine sind ihm sehr geschwollen und das

Zahnfleisch blutet ihm stets. Auf diese Weise scheint uns die Vorsehung von einer großen Besorgniß befreien zu wollen; dafür aber scheint der alte König Ludwig seine Rolle auf dem europäischen Kontinent übernehmen zu wollen, indem er sich rüstet, Bonapartische Officiere anstellt und sein Heer vergrößert in demselben Augenblick als die französische Regierung erklärt, daß sie, aus Mangel an Geld die Forderungen der Preußischen Unterthanen nicht befriedigen könne. Das ist ganz das alte französische Verfahren seit Ludwig dem 13. bis auf die neuere Zeit.

Clausewitz an Gneisenau.

Koblenz, den 11. Dezember 1817.

Euer Excellenz gütiges Schreiben vom 25. v. Monats habe ich das Vergnügen gehabt zu erhalten. Ich danke Eure Excellenz für Ihre fortwährende gütige Gesinnung und die mir so schmeichelhaften Absichten, welche Sie mit mir haben. — Die Schwierigkeit einer Anstellung mit erweiterter Wirksamkeit in der Kriegsschule fühle ich selbst sehr wohl. Rühle hat hier offenbar ältere und vielleicht auch größere Rechte als ich. Er ist Studiendirector und müßte diese Stelle verlieren, was doch ungerecht wäre, wenn er selbst nicht eine andere Anstellung wünscht. — Ich füge mich in Alles, nur nicht in einem allzulangen Verbleiben in meiner jetzigen Stelle. — Meine Ansichten sind von denen des General Hake sehr verschieden, es wird ihm also nie möglich werden, mir sein ganzes Vertrauen zu schenken, und wenn er gleich sieht, daß ich in seine Ideen sehr schnell eingehe und sie auch ganz gut treffe, so wird er doch auch bemerken, daß sie nie die meinigen werden. Daher kommt es denn auch, daß er manche Dinge lieber mit dem General Müffling bespricht und sich später blos meiner Feder bedient um sie in Gang zu setzen, was mich übrigens nur grade so viel kränkt um es bei meiner geringen Verstellungsgabe doch vollkommen verbergen zu können. Ein Generalcommando ist kein Collegium, ein Chef des Generalstabs kein Regierungsdirector, also habe ich keine Ursache mich mit meinen Meinungen aufzudrängen und lasse andere gern gewähren. — Noch weniger wie des General Hake Ansichten ist seine Art die Sachen zu thun, die meinige und es fällt mir sehr schwer die vielen kleinen Quälereien zu ertragen, die zwar mich nicht aber doch meine Gehülfen treffen. Täglich muß einer seiner Officiere den Dienst bei ihm übernehmen, und dieser soll eigentlich nach den Statuten unserer Geschäftseinrichtung von Morgens 9 Uhr bis Abends 6 Uhr in seinem Büreau sein. Nicht die kleinste Vergessenheit in der vielfachen Schmiererei wird gütig nachgesehen. Dabei ist eine beständige Furcht wach sich nicht genug geachtet und geehrt zu sehen; von geselligem Umgang, freimüthiger Unterhaltung, geistvollen Gesprächen keine Spur. Mich selbst trifft das Loos, daß ich ihm wie der Schatten seines Geistes alles nachthun muß. Er liest jede Silbe, die an ihn geschrieben wird — ich desgleichen — jede Silbe, die von ihm geschrieben wird, ich desgleichen.

haben. Bei der Einsetzung des Staatsrathes konnten Sie ersprießliche Dienste leisten und Ihre Talente könnten da in einem angemessenen Spielraum glänzen. Nun ich von Ihnen selbst erfahre, daß Sie mit Ihrer diplomatischen Stellung unzufrieden sind, muß ich es dreimal tadeln, daß Sie solche gewählt. So viel man von einer sorgsamen Auswahl für den Staatsrath geredet hat und von den darin versammelten Talenten, so ist doch des Sauerteigs noch zu viel darin und ein solcher Mann wie Sie wäre uns Anderen gegen die Lichtscheuen ein willkommener Mitkämpfer gewesen, denn nicht Jedem ist das Talent der Rede so gegeben wie Ihnen und dies ist in einer solchen Versammlung eine treffliche Mitgift.

Einige Talente haben sich aufgethan; besonders hat Humbold geglänzt durch Treue des Gedächtnisses in Aufbewahrung des Ganges der Diskussionen und durch eine scharfe Dialektik. Die Bewunderung konnte man ihm nicht versagen aber wohl das Vertrauen und es hat dabei sich offenbart, daß, wäre er Staatskanzler, er stets in der Minorität mit seinen Vorschlägen bleiben würde. Niemand liebt ihn, selbst nicht diejenigen, die an ihn sich halten. Er hatte wohl den Ehrgeiz, in die obere Administration einzutreten und Andere zu verdrängen; dies ist ihm nicht gelungen. So sehr er sich dagegen sträubte, dennoch mußte er den ihm so wichtigen Mittelpunkt verlassen und über den Canal wandern, was ihm schmerzlich war, denn er strebt nach nicht Wenigerem als in des Staatskanzlers Stelle zu treten und bereits früher hat er und sein Bruder öffentlich berechnet, wie lange das Leben des Fürsten Hardenberg noch vorhalten könne; was hiebei Sie in Verwunderung setzen wird ist die Aeußerung des Fürsten, daß er, was man auch gegen H. vorbringen könne, dennoch Niemanden kenne, der seinen Posten so gut ausfüllen werde, als Humboldt.

Vor seinem Exil nach England hat H. noch ein Schmerzengeld sich zahlen lassen, und eine Donation begehrt, die ihm auch zu Theil geworden. Ohngeachtet er ihrer nicht bedürftig ist, denn

seine Frau besitzt ein Einkommen von einigen und vierzigtausend Thalern, er selbst hat, nach dem Zeugniß des G. L. R. Jordan an diplomatischen Geschenken an 150,000 Thlr. erhalten und seit dem Jahre 1813 seine volle Wiener Besoldung von 24000 Thlr. genossen während er seine dürren Beine unter des Staatskanzlers Tisch steckte und diese ganze Zeit über kaum einigemal zu Essen gab. Sehen Sie, wie man Geld aus Zumuthungen prägen kann.

Der Staatsrath hat übrigens mehr geleistet, als ich erwartet; er wird in seiner Majorität fast stets für das Rechte stimmen und nur unter besonderen Verhältnissen davon abweichen. Die zu große Zahl seiner Mitglieder macht ihn etwas unbehülflich für die Zwecke der Regierung.

Der Zwiespalt unter den Ministern ist wohl zu Ihrer Kenntniß gekommen. Das Gefecht fing an, nachtheilig für den Kriegsminister, die Landwehr und das neue Militairsystem sich zu wenden, als er dennoch endlich seinen Grund behauptete. Der Finanzminister hatte sich durch den General Lingelsheim einen Entwurf unseres ehemaligen Militair-Systems verfertigen lassen, nach welchem die zeitherige Armee-Verfassung umgeschaffen werden sollte. Einen größern Triumph konnte wohl die Letztere nicht erleben, denn nach Jahresfrist hätte man eilen müssen, sie wieder in das Leben zu rufen.

Von der Verfassung spricht in den großen Städten Jedermann; nur wenige wissen was sie meinen. In der Provinz ist wenig die Rede davon; was man da wünscht ist lediglich die Befreiung von der Furcht vor neuen Abgaben. Jacobiner-Stimmen lassen sich hie und da vernehmen, doch meist nur in der Hauptstadt; stille Wünsche nach einer Revolution, wenn man dabei an Ansehen, Macht und Reichthum gewönne, mögen wohl in mancher Brust wohnen und könnten wohl durch Ereignisse laut werden, wenn die Regierung der Weisheit ermangelte, zu geben, was der Zeit gebührt, und mit Kraft zu verweigern, was unangemessen gefordert würde.

Sie ſagen: verliert doch ſelbſt ein des Himmels Kundiger die Bahn und verrechnet ſich oft in dem Gange politiſcher Entwicklungen, wenn er unter die Tagesredner niederſteigt. Wenn Sie hiemit Benzenberg meinen, ſo muß ich wohl Ihnen beipflichten. Oft habe ich mich mit ihm über ſeine Irrthümer geſtritten, wenn er deren vorbrachte. Allein er lachte, angethan mit einer polemiſchen Haut, dazu und meinte: man müſſe manchmal ſo etwas hinſchreiben, damit man die Leute reden mache und die Wahrheit dadurch ermittelt würde. Er iſt übrigens ein Mann von großen Talenten und gründlichen und mannigfachen Kenntniſſen und oft habe ich mir die Frage gethan, warum Sie ihm nicht eine Anſtellung am Rhein gegeben? Ich meine, daß Sie ganz beſondere Urſachen haben mußten, wenn Sie einen Mann wie ihn unbeachtet ließen.

Wie ich vermuthe, wird allerdings mein Briefwechſel noch immer bewacht. Das iſt nun eine üble Gewohnheit unſerer Kontinental-Regierungen, daß ſie wiſſen wollen, wie man über Perſonen und Dinge denkt. Dazu bedürfte es nun, bei meinem Character, nicht des Unterſuchens meiner Briefe, denn man kann ſolches von mir in lauter Rede vernehmen, wenn die Herren aber vermeinen darin ein Mehreres zu finden, ſo mögen ſie immerhin mitleſen und ich will mir deshalb keinen Zwang anthun. Wenn dieſe Herren nur ſo redlich ſind, nicht bloß eine einzelne Phraſe auszuheben und ſie nach ihrer Weiſe zu deuten, ſo mögen ſie fortan ihr Weſen treiben.

Nun noch eine Bitte! Sie wollen mir die Gunſt Ihres ferneren Briefwechſels nicht verſagen und ich verheiße Ihnen dagegen, ein pünktlicher Korreſpondent zu ſein. Ihrer Gemahlin bitte ich meine Huldigungen zu überbringen; Sie aber wollen ferner mit Wohlwollen meiner eingedenk ſein. Mit verehrungsvoller Anhänglichkeit

Ihr

Freund u. D.

Gneiſenau.

Ihre Ansicht der Dinge in Frankreich theile ich. Wenn die Monarchen noch zusammenkommen um über die Zurückziehung der europäischen Armee zu berathschlagen, und sie nehmen diesen verderblichen Beschluß, so setze ich alsbald mein Feldgepäck in Stand, denn die Soldaten Napoleons werden nicht zögern, die Dinge so zu gestalten, daß ein neuer Feldzug, — und gebe der Himmel nicht mehre — nöthig wird.

Clausewitz an Gneisenau.

Koblenz, den 28. October 1817.

Sehr bin ich mit Euer Excellenz in der politischen Ansicht einverstanden. Was der dritte Stand zu erringen hatte, wird er jetzt bei uns so ziemlich besitzen; Gleichheit der Rechte und Lasten. Wenn es nun Verfechter dieses Standes giebt, die auf eine vollkommene politische Vermischung der Stände, auf völliges Ausebenen aller Ungleichheiten hinarbeiten, so fällt mir dagegen die Vorstellungs-Art des Herrn v. Haller in seiner Restauration der Staatswissenschaften ein, die mich mehr als irgend eine durch ihre Wahrheit getroffen hat, daß die menschliche Gesellschaft nur in der Ungleichheit ihrer Glieder bestehen könne, daß diese ein ebenso wesentlicher Theil ihrer Beschaffenheit sei, wie es den Pflanzen die ihnen eigenthümliche Structur ist. Ich finde im preußischen Staat schon jetzt eine nur allzugroße Gleichheit, d. h. eine Ungleichheit, die sich nicht in einer festen symmetrischen Gestalt nach einfachen Gesetzen conformirt hat, sondern die nur in den ewig wachsenden Glücksgütern der Einzelnen besteht und darum für das Volk nicht weniger Ungleichheit ist. Schon jetzt steht der Thron ganz isolirt, nicht wie eine wohlgebaute Pyramide, sondern wie eine Vogelstange unter der großen Fläche des Volks und wird von keinen andern Stützen gehalten als den seiner Beamten und Officiere, deren vorübergehendes Interesse, deren immer wachsende Mode-Ansichten und Bestrebungen nicht geeignet sind — — (Rest des Briefes fehlt.)

Clausewitz an Gneisenau.

Koblenz, den 12. November 1817.

Die Adresse, welche hier umläuft und der ich in meinem letzten Schreiben gedachte, war Anfangs blos für Koblenz bestimmt und bei einem Diner am 18. October im Kasino von Görres in Vorschlag gebracht. Sie enthält die Gegenstände welche auch die andern Städte Seiner Majestät als ihre lebhaftesten Wünsche vorgetragen haben. Da man nun hier mit den Unterschriften einen so guten Erfolg gehabt hat, daß, wie man sagt, 500 Einwohner sich unterzeichnet haben, so ist man weiter gegangen und läßt sie jetzt auch in der Provinz umlaufen. Sie ist nur denjenigen Beamten vorgelegt worden, die aus der hiesigen Provinz gebürtig sind und von diesen haben unter andern, der Präsident Meusebach und der Schulrath Schulz unterzeichnet, Herr von Schmitz-

Grollenburg aber nicht. — Herr von Ingersleben, der jetzt erst die Sache erfahren hat, ist betroffen darüber und hat namentlich den Königlichen Beamten, die mit unterzeichnet haben, diesen Schritt sehr übel genommen.

Nachdem ich mir diese bei uns neue Erscheinung reiflich überlegt habe, glaube ich mich dagegen erklären zu müssen.

Ich frage, sind die Unterzeichneten Delegirte des Volks? Wo sind ihre Vollmachten? — Nein, sie sind so wenig delegirt als ich es bin, sie sind Theile des Volks also das Volk selbst. Niemals aber darf nach meiner Ueberzeugung das Volk unmittelbar vor den Thron hintreten, sondern seine Stimme soll ihn erreichen durch das Mittel der Presse oder durch Repräsentanten. Eine unmittelbare Berührung zwischen Volk und Thron ist demokratischer, gefährlicher Natur und in diesem Sinne ist der Haufe der am 10. August vor den Tuilerien sich versammelte, nicht verschieden von den Unterzeichnern einer Volksadresse. Die Berechtigung ist dieselbe.

Daß die Unterschriften nur die Namen achtbarer Männer enthalten, ist keine genügende Sicherheit, denn theils ist jede selbstgesetzte willkürliche Grenze keine Schranke, theils enthalten selbst diese Unterschriften gewiß schon eine Menge von Leuten, die nicht vorzugsweise berechtigt sein können, die Stimmen für eine Verfassung abzugeben. In diesem Sinne war die konstituirende Nationalversammlung von 1790 auch aus lauter achtbaren Männern zusammengesetzt.

Ferner. Ein Zustand höherer Gesetzmäßigkeit sollte, so lange es irgend ein anderes Mittel giebt, nicht durch eine auf kein Gesetz, auf kein Recht, auf keinen Gebrauch gegründete also im eigentlichen Sinn revolutionäre Einschreitung angefangen werden, die blos das Werk individueller Willkür ist. Beifallswürdiger muß es erscheinen, wenn aus den noch so vielfältig vorhandenen Wurzelverzweigungen ehemaliger ständischer Rechte die neue Anlage hervorgeht. Findet sich dabei, daß einzelne Volksklassen und einzelne Provinzen, wie ein Theil der Rheinischen darin nicht gehörig mit verpflochten sind, so können in ihnen Korporationen gebildet werden, um sie auf eine organische Art mit dem Ganzen in Verbindung zu bringen. — So, glaube ich, muß es sein vom ersten bis zum letzten Schritt, und jeder andere Kanal, der gegeben wird, um die Volksstimmen zum Thron zu leiten, den Volkswillen in Conflict mit dem der Regierung zu bringen, wie Volksadressen und Volksgesellschaften sind, scheint mir, deorganisirendes Eitergeschwür.

Ueber den Inhalt der Adresse kann ich nichts sagen, da ich sie nicht gelesen habe, aber es läßt sich erwarten, daß sie klug und untadelhaft abgefaßt und nur auf das gute abgerichtet ist. Aber mir ist der Inhalt sehr wenig, denn es ist nicht allein sehr leicht einen Grundsatz nach dem andern zu verändern und zu vertauschen, sondern es ist sogar das Gegentheil sehr schwer. Auch diese Lehre ist uns in der französischen Revolution zur Genüge geworden und wir haben eine Schaar mehrerer hundert der besseren Menschen nach und nach zu den greuelvollsten Freveltaten fortreißen sehen. — Verzeihen Euer Excellenz diese lange Abhandlung.

Die bekannte Adresse ist endlich abgegeben. Die kleine Schrift, welche ihr Urheber darauf hat folgen lassen und die er Euer Excellenz gewiß zugesandt hat, wird Sie ausführlicher über die ganze Angelegenheit unterrichten als ich es thun könnte. Sie wird mein früheres Urtheil über diese Sache rechtfertigen und wenn ich nicht sehr irre, so liegt dies

Urtheil in dem Herzen sowohl des Staatskanzlers als aller mäßig denkenden tief verborgen. Es in seinem ganzen Umfang auszusprechen, halte ich, da die Sache einmal geschehen ist, nicht für gut, und es bleibt nichts übrig als das Beste aus der Sache zu ziehen, übrigens aber darauf zu denken, daß man sich der Geister und vorzüglich des einen Geistes hinreichend bemächtige um sie künftig mehr in seiner Gewalt zu behalten und nicht immer weiter geführt zu werden. —

Hardenberg an Gneisenau.

Berlin, den 11. November 1817.

Liebster verehrter Freund!

Ich bin bisher durch eine Menge Geschäfte verhindert worden Ihr freundschaftliches Schreiben vom 18. October zu beantworten, entledige mich aber jetzt dieser angenehmen Pflicht und melde Ihnen, daß meine Gesundheit, an der Sie so liebevoll Antheil nehmen, Gottlob fortdauernd die beste ist und daß ich im Begriff bin in die Rheinprovinzen abzugehen. Es ist mir sehr daran gelegen, mein zweimal gethanes und durch Hindernisse zunicht gemachtes Versprechen so schnell als möglich zu lösen und der König, dem diese Provinzen und der dort herrschende Geist, gefallen haben, wünscht auch, daß ich ihnen eine Zeit lang meine Gegenwart widme. Ich reise grade nach Coblenz, werde dann aber vermuthlich meinen Aufenthalt in Godesberg nehmen und von da aus Excursionen nach allen Richtungen machen.

Das Plenum des Staatsraths wird erst zusammenkommen können, wenn die Sectionen ihre Arbeiten werden vertreten können und wenn der Finanz-Minister mit den Vorbereitungen zu den neuen Gesetzen fertig sein wird. Unterdessen können Sie, wenn Sie wollen, auf Ihrem schönen Landsitz ruhig bleiben, wenn Sie nur dafür sorgen, daß ein Freund Sie benachrichtigt, wenn es Zeit sein wird hier zu erscheinen. So lange ich abwesend sein werde, hat der König den Minister Altenstein zu meinem Stellvertreter ernannt. Die Veränderungen in den Ministerial-Behörden kennen Sie durch die Gesetzsammlung und die öffentlichen Blätter. Sie sind die Folgen der Verhandlungen der vorigen Staatsraths-Sitzungen und werden wenigstens der Willkühr und manchem Uebel ein Ziel setzen.

Wegen Ihres Wappens werde ich Ihre Wünsche zu erfüllen suchen. Herr von Raumer geht den Schneckengang. Wie steht denn Ihre Dotations-Angelegenheit? Haben Sie Sich etwas in Schlesien ausersehen? Da Sie vermuthlich auf den Ankauf von Engers nicht mehr reflectiren, so erbitte ich mir die Acten, die Sie, glaube ich, noch bei sich haben, zurück, falls Sie aber noch Rücksicht darauf nehmen, Nachricht.

Görres werde ich nicht vergessen.

Ich umarme Sie mit den bekannten herzlichen Gesinnungen.

Hardenberg.

An Hardenberg.

Erdmannsdorf, den 25. November 1817.

Ew. Durchlaucht verehrtes Schreiben vom 11. November ist mir spät erst zugekommen, da ich in meiner Dotations-Angelegen-

heit in Breslau abwesend war und man unterlassen hatte, die unterdessen an mich eingegangenen Briefe mir nachzusenden.

Der Geist, der in Ihrem Schreiben, mein hochverehrter Fürst, weht, ist ein mir wohlwollender und mir wohlthuender. Soll ich noch viel von meiner Dankbarkeit reden? Sie kennen mein Gemüth. Ich war Ihnen ergeben, als ich noch nicht den Fuß über Ihre Schwelle gesetzt hatte, und noch kein Beweis Ihres Wohlwollens mir geworden war. Und seitdem?

Möge die Reise an den Rhein Ew. Durchlaucht Gesundheit ersprieslich und in ihren Folgen erfreulich seyn. Vieles was verdorben worden, werden Ew. Durchlaucht wieder herstellen, wenn gleich nicht alles, da es leichter ist zu zerstören als wieder aufzurichten. Der ehemalige provisorische Zustand, obgleich das Beiwort etwas verdächtig geworden, war dem Geist der dortigen Provinzen angemessener, als unser kollegialischer, dessen Vortheile erst nach Dezennien, und zwar nur im Geiste erkannt werden können. Das Vertrauen nun es verscherzt ist, ist schwer wieder zu gewinnen und man kann dabei sich nicht verhehlen, daß es ebensowohl rheinische Vorurtheile giebt als märkische.

Wenn es Ew. Durchlaucht daran gelegen seyn muß, über die Stimmung, den Geist und die Art der Rheinprovinzen die Meinung scharf beobachtender und unpartheischer Männer zu vernehmen, so muß ich Ihnen rathen, bei Ihrer Ankunft am Rhein sofort den Obristen von Clausewitz zu sich zu berufen. Es ist dies einer der allerscharfsinnigsten Beobachter. Ueber dessen politische Gesinnung mögen Ew. Durchlaucht selbst aus beifolgendem Briefe urtheilen, den ich heute von ihm erhalten habe und aus dem Auszuge eines früher geschriebenen. Wegen seiner ungemeinen Talente verdiente der Mann im Mittelpunkt der Monarchie und im Staatsrath zu sitzen. Wenn meine Kräfte mir nicht mehr gestatten eine der ersteren Stellen der Armee zu verwalten, so würde ich unbedenklich unter ihm dienen, so groß ist meine Meinung von ihm, und mein Vertrauen in ihn. Sollte beschlossen werden, die Rhein-

provinzen unter einem Generalgouverneur von hohem Range zu stellen, so wüßte ich Niemanden, der geeigneter wäre, die Stelle eines Chef des Generalstabes, und zwar für beide, die Militair- und die Civilpartie zu übernehmen, als gerade Clausewitz, und Ew. Durchlaucht würde eine solche Wahl nicht gereuen. Man lasse durch seine anscheinende Kälte sich nicht abschrecken, sein Herz ist warm und edel, sein Geist mit tiefen Kenntnissen geschmückt. In seine Geschäfte bringt er Ordnung und Klarheit, und die Untergebenen behandelt er mit Milde, Ernst und Festigkeit zugleich. Was Ew. Durchlaucht zur Erhebung dieses Mannes thun können, thun Sie für des Königs Dienst und das Wohl des Staates und Früchte soll eine solche Wahl wohl tragen, dafür verbürge ich mich.

Morgen sende ich von hier meine Pferde voraus und wenige Tage später folge ich selbst nach Berlin nach. Wenn demnach unvorhergesehene Hindernisse Ew. Durchlaucht Abreise etwas verzögert hätten, so könnte mir wohl noch die Freude werden, Sie in Berlin zu umarmen.

Meine Dotations-Angelegenheit ist in Breslau zwischen dem Beauftragten des Ober-Präsidenten Merkel und mir abgeschlossen worden, liegt nun zum Bericht an Ew. Durchlaucht vor, und erwartet dann Ihre und die allerhöchste Genehmigung. Die Akten wegen Engers werde ich mitbringen.

Ew. Durchlaucht wollen meine herzlichen Wünsche für die Wiederbefestigung Ihrer Gesundheit und für Ihre Zufriedenheit genehmigen. Gott erhalte Sie.

Gr. N. v. Gneisenau.

Ich habe vorgezogen den ganzen Brief des Obristen von Clausewitz Ew. Durchlaucht mitzutheilen; ich weiß ja, wem ich ihn anvertraue. Zur Verständigung muß ich noch hinzufügen, daß ich dem Kriegsminister den Oberst v. Clausewitz zum Nachfolger des Gen. Boguslawski jedoch mit einem größeren Wirkungskreise vorgeschlagen habe.

An Prinzessin Louise, Fürstin Radziwill.

Berlin, den 14. Dezember 1817.

Die Gemüther vieler Menschen hier sind ganz sonderbar gegeneinander gereizt und verbittert. Zwei Partheien stehen einander gegenüber und schuldigen sich gegenseitig an. Beide sind im Unrecht, wie mir dünkt. Von den einen wird zu Vieles und zu Unziemliches begehrt, von den Andern möchte gern Nichts gewährt werden. Diese träumen von Revolution, geheimen Gesellschaften, und Verschwörungen; Jene machen heimtückische Angriffe. Unter diesen befinden sich sicherlich ehrgeizige Jakobiner; unter jenen sind Menschen, die sich durch Anhänglichkeit an Franzosenthum beschmutzt haben, und jetzt gern vorspiegeln möchten, daß sie zu solcher Gesinnung nur aus Ergebenheit gegen den Thron sich bekannt haben. In der Mitte zwischen beiden steht eine verständige Parthei, die die Umtriebe der Jakobiner oder die Leidenschaftlichkeit der eine Verfassung mit Ungestüm Begehrenden, sowie die geheimen Verfolgungen derer, die stets und überall Verschwörungen wittern und durch ihre Einflüsterungen Argwohn erregen und Zwietracht aussäen, gleichmäßig verdammen, dafür aber von den beiden streitenden Parteien auch gleichmäßig angefeindet werden.

Die Wartburger Begebenheit hat des Redens in der Hauptstadt — und auf diese allein beschränkt sich der Zungenkrieg — abermals sehr viel gemacht. Der Fürst Hardenberg und Graf Zichy sollen dem Großherzog von Weymar einen Verweis über sein Benehmen dabei ertheilen. Ich hoffe, daß beide Herren dabei diplomatisch sich nehmen und dem Großherzog ihre Botschaft nicht etwa Nachmittags kund thun werden, sonst er etwa derb antworten möchte.

Bonaparte ist endlich wirklich bedenklich krank. Der General Lowe hat für nöthig erachtet den Kommissarien der fremden Mächte ein Bulletin über seinen Zustand zur Mittheilung an die Höfe zu übergeben. Er ist von der Wassersucht und dem Schaarbock zugleich überfallen; die Beine sind ihm sehr geschwollen und das

Zahnfleisch blutet ihm stets. Auf diese Weise scheint uns die Vorsehung von einer großen Besorgniß befreien zu wollen; dafür aber scheint der alte König Ludwig seine Rolle auf dem europäischen Kontinent übernehmen zu wollen, indem er sich rüstet, Bonapartische Officiere anstellt und sein Heer vergrößert in demselben Augenblick als die französische Regierung erklärt, daß sie, aus Mangel an Geld die Forderungen der Preußischen Unterthanen nicht befriedigen könne. Das ist ganz das alte französische Verfahren seit Ludwig dem 13. bis auf die neuere Zeit.

Clausewitz an Gneisenau.

Koblenz, den 11. Dezember 1817.

Euer Excellenz gütiges Schreiben vom 25. v. Monats habe ich das Vergnügen gehabt zu erhalten. Ich danke Eure Excellenz für Ihre fortwährende gütige Gesinnung und die mir so schmeichelhaften Absichten, welche Sie mit mir haben. — Die Schwierigkeit einer Anstellung mit erweiterter Wirksamkeit in der Kriegsschule fühle ich selbst sehr wohl. Rühle hat hier offenbar ältere und vielleicht auch größere Rechte als ich. Er ist Studiendirector und müßte diese Stelle verlieren, was doch ungerecht wäre, wenn er selbst nicht eine andere Anstellung wünscht. — Ich füge mich in Alles, nur nicht in einem allzulangen Verbleiben in meiner jetzigen Stelle. — Meine Ansichten sind von denen des General Hake sehr verschieden, es wird ihm also nie möglich werden, mir sein ganzes Vertrauen zu schenken, und wenn er gleich sieht, daß ich in seine Ideen sehr schnell eingehe und sie auch ganz gut treffe, so wird er doch auch bemerken, daß sie nie die meinigen werden. Daher kommt es denn auch, daß er manche Dinge lieber mit dem General Müffling bespricht und sich später blos meiner Feder bedient um sie in Gang zu setzen, was mich übrigens nur grade so viel kränkt um es bei meiner geringen Verstellungsgabe doch vollkommen verbergen zu können. Ein Generalcommando ist kein Collegium, ein Chef des Generalstabs kein Regierungsdirector, also habe ich keine Ursache mich mit meinen Meinungen aufzudrängen und lasse andere gern gewähren. — Noch weniger wie des General Hake Ansichten ist seine Art die Sachen zu thun, die meinige und es fällt mir sehr schwer die vielen kleinen Quälereien zu ertragen, die zwar mich nicht aber doch meine Gehülfen treffen. Täglich muß einer seiner Officiere den Dienst bei ihm übernehmen, und dieser soll eigentlich nach den Statuten unserer Geschäftseinrichtung von Morgens 9 Uhr bis Abends 6 Uhr in seinem Büreau sein. Nicht die kleinste Vergessenheit in der vielfachen Schmiererei wird gütig nachgesehen. Dabei ist eine beständige Furcht wach sich nicht genug geachtet und geehrt zu sehen; von geselligem Umgang, freimüthiger Unterhaltung, geistvollen Gesprächen keine Spur. Mich selbst trifft das Loos, daß ich ihm wie der Schatten seines Geistes alles nachthun muß. Er liest jede Silbe, die an ihn geschrieben wird — ich desgleichen — jede Silbe, die von ihm geschrieben wird, ich desgleichen.

Für Alles muß ich subsidiarisch einstehen und haften. Da nun keine einzige Bestimmung von mir ausgeht, so muß ich, wie ein abgerichteter Pudel, auf alle Bewegungen seines Geistes Acht haben, jede dieser Bewegungen auch die kleinste (und er hat deren sehr kleine) muß mein Verstand mitmachen, damit — wenn ein großer oder kleiner Fehler durchschlüpft, — ich dafür angesehen werden kann. — Doch genug von diesem häuslichen Jammer.

Ich benutze diese sichere Gelegenheit um Euer Excellenz in einigen flüchtig aufgesetzten Zeilen meine Meinung über Görres mitzutheilen, weil ich fürchte, daß man ihn gar zu lange außer Acht lassen wird. Mein Umgang mit ihm ist ungefähr immer derselbe geblieben, wir bringen zu Zeiten einen Abend bei ihm zu und er mit seiner Familie bei uns. Ich kann daher nicht sagen, daß ich ihn völlig genau kenne und will meine Meinung nicht für die Früchte eines vertrauten Umgangs und sehr sorgfältiger Beobachtung geben. Ich kann nur sagen, er ist mir, wie ich ihn hier geschildert, erschienen.

Beilage.

Ueber Görres.

Er ist durchaus nicht mit den gewöhnlichen Schreiern der hiesigen Provinz zu verwechseln und weit entfernt von dem Franzosenthum, was vielen dieser Schreier und andern, die still sind, in hundertfältigen Nüancen anklebt. Er will das Gute seiner Ueberzeugung mit völlig reinen Absichten; er ist nicht unbillig in seinem Urtheil, obgleich ohne Rückhalt derb und laut; er ist rechtschaffen und edeldenkend. Alles dies sind Eigenschaften, die ihm das Wohlwollen der Regierung sichern müßten, aber sie reichen nicht hin um ihn ungefährlich zu machen, denn es wäre kindisch nicht zu wissen, daß in Zeiten politischer Parteiungen sich auf beiden Seiten viele der Rechtschaffensten und Edelsten befinden können. Die Kehrseite, die sich sehr wohl mit dem obigen Bilde verträgt, ist das, was die Aufmerksamkeit der Regierung auf ihn richten und zu einer vorsichtigen Behandlung seiner auffordern muß.

Er ist in seinen politischen Grundsätzen mehr Demokrat als sich mit einer großen Monarchie verträgt. Er gehört zu denen, die im Volke nur einen verfolgten, mißhandelten, gutmüthigen und rechtlichen Menschen sehen, und die nicht einsehen wollen, daß Volk und Regierung einerlei Fehler an sich tragen, weil sie aus einerlei Stoff gemacht sind, und deren Fehler sich blos nach ihrer politischen Stellung modificiren und sich nur durch Gleichgewicht der Macht gegenseitig im Zaum halten. Er ist daher nicht revolutionsscheu. Sein umfassender Geist hält eine politische Bewegung nicht für unmöglich, worin am Ende das Volk, wenn die Regierungen nach seiner Meinung die Geduld desselben erschöpfen, seine Rechte mit lauter Stimme fordere, und ich glaube, er würde sich dann entschieden für dasselbe erklären. Um dies mit Erfolg und mit Folge thun um sich in dem Mittelpunkt dieser Bewegung stellen zu können, bereitet er sich in der Provinz einen noch größeren Anhang als er schon hatte. Er thut dies durch Werke wie früher durch Schreiben und zeigt dadurch dem Volke, daß er kein bloßer Theoretiker, sondern ein practisch tüchtiger Mann ist, der Etwas in's Werk zu richten weiß. In dem Hülfsverein hat er sich ein sehr wirksames Mittel der Art geschaffen. Die

übrigen Namen dieses Vereins stehen schon jetzt wie bloße Hülfslaute da, die man nicht hören lassen kann; er ist der einzige Selbstlauter in dem Munde des Volks. Ich müßte mich sehr irren oder diese politische Absicht hat mitgewirkt ihm die Idee zu dieser populären Maaßregel zu geben und sie ist vollkommen gelungen. Ein zweites großes Mittel der Art, ist die von ihm ausgegangene und abgefaßte Adresse an den König, die nicht allein in Koblenz, sondern in der ganzen Moselprovinz reichliche Unterschriften gefunden hat. — Daß er unter jenen Umständen bei seinem kräftigen und leidenschaftlichen Character und seiner persönlichen Tüchtigkeit viel leisten und also sehr gefährlich werden könnte, brauche ich nicht zu sagen.

Was in einer solchen Zeit die allgemeinen Umstände herbeiführen würden, seine entschiedene Opposition könnte früher schon herbeigeführt werden, wenn man fortführe ihn zu vergessen, oder, wie bisher geschehen, mißtrauisch hinzuhalten. Sein leidenschaftlicher Character könnte ihn endlich bewegen sich ganz auf die Seite der Schreier zu stellen und so die Unzufriedenheit und den lauten Widerstand hervorzurufen.

Hiernach scheint es mir, daß die Regierung ihn als eines der bedeutendsten Gewichte ansehen müsse, wodurch die hiesige Provinz in Bewegung oder in Ruhe gesetzt werden kann. Sie muß also suchen ihn auf rechtliche Art ganz zu gewinnen, d. h. sie muß ihn in ihr Interesse verflechten. Eine bedeutende Anstellung und Wirksamkeit ist das einzige Mittel. Ein politischer Lehrstuhl auf der hiesigen Universität, wie die Absicht bisher gewesen sein soll, entspricht dem offenbar nicht. Am Besten wäre eine Anstellung in Berlin in einem der Ministerien gewesen, da er aber den Rhein vielleicht nicht wird verlassen wollen, so würde eine Stelle in einem Consistorio oder bei den Oberpräsidien am passendsten sein. — Ich brauche nicht auseinanderzusetzen, in wie viel Beziehungen ihn dies unfähig machen muß, die politische Stelle, zu der er sich so klug und vielumfassend vorbereitet zu vollenden und will nur die eine anführen, daß er selbst mehr, wie ihm bis jetzt geschehen ist, kennen lernen wird, wie schwer es ist die Forderungen der Opposition zu befriedigen.

An Gibsone.

Berlin, den 19. Dezember 1817.

Mein edler Freund.

Die Abreise des Grafen Voß will ich schnell benutzen, um Ihnen meine Begrüßungen nach Ihrem baltischen Meere zuzusenden, dessen Gestade Sie angeschmiedet scheinen, da Sie im Winter ebensowenig als im Sommer davon sich entfernen wollen. Graf Voß hat mir die Hoffnung abgesprochen, Sie hier zu sehen, und was dabei das unerklärbarste ist, so versichert er mich ganz bestimmt, daß die Liebe keinen Antheil daran habe. Ich war fest überzeugt Sie seien in angenehmen Banden befangen.

Die Vorarbeiten des Staatsrathes haben mich wieder hierher geführt. Wäre diese Veranlassung nicht, so wäre ich ebenfalls daheim geblieben, aber solch daheim bleiben wäre bei mir motivirt, denn ich habe legitime Kinder, mit denen ich ganz angenehm lebe. Meine Ankunft in der Hauptstadt traf in keinen erfreulichen Zeitpunkt. Die Wartburger Begebenheit hat die Gemüther sonderbar gegen einander aufgeregt. Die Partei der Obskuranten, der krassen Aristokraten, der ehemals Bonapartisch Gesinnten, hat durch ihre Einflüsterungen den König argwöhnisch gemacht. Alles, selbst das Gleichgültigste, wird in ein verdächtiges Licht gestellt; die heilsamsten Institutionen, z. B. die Landwehr, als Insurrektions-Mittel verschrien; der Ausbruch einer Revolution als ganz nahe drohend geschildert. Auf der anderen Seite sind allerdings jakobinische Umtriebe hier und da. Diese Horde begeifert und verlästert Alles, was nicht eben solche ungemessene Forderungen macht und gern möchte sie umstürzen, was ihren Ansprüchen im Wege steht. Die gemäßigten werden von beiden Seiten angefeindet, von jenen für Republikaner gehalten, von diesen für Despotenknechte. So ist dies eine Zeit der Verblendung und feindlicher Umtriebe, die verhindern, daß die Wahrheit vom größeren Haufen erkannt werde und daß das Gute alsbald geschehe. So haben Carlstadt und Thomas Münzer die Ausbreitung der Reformation verhindert, die sie durch Uebertreibungen noch mehr verbreiten wollten. Ich verdenke es dem König und seinen näheren Räthen keineswegs, wenn sie mit dem Fortschreiten im Verfassungsgeschäft zögern und der Zukunft wegen besorgt sind, denn ist die Bande der Jakobiner einmal losgekettet, so gehört viel Härte dazu, um sie in Schranken zu halten, und Härte ist, wie Sie wissen, nicht in der Gewalt unserer Regierung, selbst da, wo sie nöthig wäre.

Ihr Herr Bruder hat mich auf einen Augenblick in Schlesien besucht, und ist Zeuge gewesen der Verwirrung worin sich mein halbausgebautes Haus befindet. Noch bin ich nicht damit zu Stande, wenn aber solches vollendet ist, dann sollten Sie mich

doch in meinem schönen Thal besuchen, wenn anders nicht die Franzosen es anders gebieten und mich von daheim abrufen. Der alte König Ludwig ist wirklich thöricht oder schwach genug, zu glauben, daß ihm oder seinem Hause eine kriegerische Stellung Frankreichs nützlich sein könne und willigt daher in eine Vermehrung seiner Armee, nicht bedenkend, daß, wenn auch bei einem möglichen Krieg seine Soldaten Erfolge erfechten möchten, sie diese Erfolge gerade dazu anwenden würden, um sein Haus vom Thron abermals zu stürzen. Was sie im Traktat von 1815 zugesagt, wollen diese Menschen nun nicht halten und möchten gern die Forderungen unserer Unterthanen mit einer Kleinigkeit abfinden, vielleicht gar nur mit dem Versprechen dieser Kleinigkeit. Ich hoffe, daß man den Rechten unserer Unterthanen Nichts vergeben wird.

Ihre Minister haben mit geringen Talenten aber großer Festigkeit das Ungewitter beschworen, das über ihrem Haupt schwebte. So viel wirksamer ist in den großen Weltbegebenheiten Charakterstärke als Klugheit. England scheint mir nun auf lange beruhigt.

Erfreuen Sie mich wieder mit einer Antwort und rechnen Sie stets auf die Unverbrüchlichkeit meiner Gesinnungen der treuen hochachtungsvollen Ergebenheit die ich Ihnen gewidmet habe. Freund Schön wollen Sie meine herzlichen Begrüßungen überbringen

Ihr

treuer Freund
Gneisenau.

Clausewitz an Gneisenau.

Koblenz, den 14. Dezember 1817.

Heut habe ich eine sehr traurige Veranlassung Euer Excellenz zu schreiben. Unser liebenswürdiger Freund Schenkendorf ist nicht mehr. Er ist am 11ten Abends von einem Nervenschlag gerührt plötzlich unter den Händen der Seinigen verschieden. Ein heftiges nervenuses Kopfweh, an dem er und die Seinigen wie ein altes Uebel gewöhnt waren, hatte ihn

seit einigen Wochen anhaltend befallen und ihm in den letzten Tagen sogar wenig erlaubt das Bett zu verlassen; indessen dachte Niemand an eine Lebensgefahr, namentlich sein Arzt der Doctor Settegas nicht; auch war er abwechselnd noch so wohl, daß er am 10ten noch ausfahren konnte. Am 12ten Abends in einem gewöhnlichen Anfall der damit verbundenen Brustkrämpfe schloß er plötzlich die Augen, sodaß seine Stieftochter glaubte, es sei eine Ohnmacht, der Arzt wurde geholt und sein Erschrecken zeigte den Umstehenden erst, daß der Kranke aufgehört hatte zu leben. Die Frau und Stieftochter sind untröstlich, wie Euer Excellenz sich denken können und wir andern alle, die ihn lieb hatten und Theil an seinem Schicksal nahmen, empfinden die besondere Bitterkeit dieses harten Schlages, wenn wir daran denken, mit welchen Mühseeligkeiten der arme Schenkendorf von seiner Jugend an zu kämpfen hatte und daß ihn der Todesstrahl in dem Augenblicke niederwirft, wo er diese überwunden, eine wünschenswerthe Existenz erreicht, sich mit angenehmen Verhältnissen umgeben hatte, wie sein liebenswürdiges Wesen sie verdiente. — Wie groß die Theilnahme aller ist, brauche ich Euer Excellenz nicht zu sagen, aber ich kann nicht unbemerkt lassen, wie liebenswürdig Scharnhorst sich dabei gezeigt, wie treu und sorgsam er den Hinterbliebenen seinen ganzen Beistand gewidmet hat.

An Clausewitz.

Berlin, den 23. December 1817.

Wo soll ich anfangen! mein edler Freund! des Stoffs worüber ich mit Ihnen und Ihrer Gemahlin reden möchte, ist soviel, daß ich ihn nicht in fliegender Rede bezwingen könnte. Vielweniger in, wenn auch den flüchtigsten Zügen der Feder, der Anfang muß indeß doch mit dem Anfang gemacht werden, und ich werde demnach die Gegenstände, wie sie durch mein graues Haupt in Verworrenheit eilen, auf das Papier werfen und zwar für Sie beide Eheleute. Mag dann jeder das Seinige, oder was jedes als das seinige in Anspruch nehmen will, sich herausnehmen, es prüfen, dann billigen oder widerlegen.

Meine Entwürfe mit Ihnen sind in Verwirrung gerathen. Der König war auf den desfallsigen Vorschlag eingegangen. Da Sie aber Boyen geschrieben hatten, Sie zögen vor, am Rhein zu bleiben und zwar in Ihrem jetzigen Verhältniß, so glaubte er dies dem König eröffnen zu müssen. Dieser nahm nun Ihren Wunsch als eine Ablehnung des hiesigen Postens an und äußerte: „bald hat man die Leute nicht, die zu einem Posten sich schicken, und

wenn sie sich dazu schicken, so machen sie jetzt immer ihre Bedingungen." Der Antrag läßt sich nun zwar auf einem von mir vorgeschlagenen Weg wieder aufnehmen und mit Erfolg durchführen, nun bin ich aber zweifelhaft, in welcher Art ich für Sie wirken soll. Boyen sagte mir noch heute, er müsse annehmen, Sie gingen ungern hierher, denn so behaupteten die Gräfin Münster und ihre Schwester Caroline. Was nun zu thun! Ich bin mir freilich bewußt, halb egoistisch zu handeln, wenn ich um Ihre Anstellung werbe, aber ich wirke doch auch günstig für den Staat, wenn ich sie erhalte, Ihnen einen nützlichen fast selbstständigen Wirkungskreis verschaffe und zugleich eine Brücke bauen helfe, worüber Sie auf ein vortheilhafteres Ufer übergehen können, aber ich will von nun an doch nichts weiter unternehmen, bis ich nicht Ihre Genehmigung erhalten habe. Unter 3 Wochen kann ich nun keine Antwort von Ihnen erhalten und so lange muß die Angelegenheit ruhen. Auch will ich Ihnen nicht verhehlen, daß die Stelle nicht einträglich ist und Ihnen nur den Gehalt Ihres Ranges abwirft, welchen Umstand Sie denn auch beachten mögen, und worüber ich früher in Irrthum war.

Mama ist sehr böse, wegen Frau von Jasmund, Gräfin Voß, Gräfin Münster, Fräulein Caroline; sie meint, Maria lasse sich stets täuschen, halte die Menschen stets für besser als sie sind, setze dadurch ihren Ruf aufs Spiel. So oft mir es indessen begegnet, Mama widersprechen zu müssen — was sie mir nicht übel nimmt — so will ich doch hierin ihr Urtheil zur Hälfte unterschreiben. Sie war gestern ganz außer sich über eine Indiskretion, die der schwazhafte Jasmund in ihrer Gesellschaft gemacht hatte und ließ mich dringend zu sich holen, wo sie dann blitzte und donnerte. Ich milderte so viel ich konnte und rechtfertigte Frau v. A., allein ich konnte nur wenig gewinnen. Zwei Dinge hatten sie zu sehr empört, die erwähnte Indiskretion und dann daß Frau von Jasmund einen Brief von Maria erhalten und ihn herumgezeigt. Wahr ist es, daß Frau von Jasmund hier eben nicht

im Geruch der Heiligkeit steht und die Frauen Nichts von ihr wissen wollen. Ich hatte es ihr wohl bereits in Coblenz abgerathen, nicht nach Berlin zu gehen, obgleich ich ihr meine Gründe verhehlte. Hier hatte man gesagt: ich sei in sie verliebt gewesen! das einfältige Gerücht hat mich indessen doch verhindert, sie mehr als einmal zu besuchen. Sie lebt sehr einsam.

Vom österreichschen Grafen Brühl habe ich ungemein gutes durch den Graf Walmoden vernommen, der zwei Nächte bei mir in Erdmannsdorf gewesen ist, und von ihm mit Wärme spricht was bei Walmoden viel ist. Das hat Mama viel Freude gemacht. Walmoden sagt, er wäre sicherlich schon Oberst in der österreichischen Armee, wenn er nicht zu stolz wäre, bei den Generalen sich sehen zu lassen.

Hier ist ein unangenehmes Treiben. Das Fordern einer Constitution nimmt sehr überhand und darunter mischt sich auch Jacobinischer Sauerteig. Den König hat man sehr mißtrauisch gemacht und man giebt dies dem Herzog Carl, Ancillon, General Dierike, Fürst Wittgenstein, Herrn von Kamtz ꝛc. Schuld. Die angefangene und niedergeschlagene Untersuchung der Wartburger Geschichte hat die Gemüther aufs neue bewegt. Sicherlich ist auf beiden Seiten Unrecht und die Wahrheit wohnt mitten inne. Wie früher so gewiß auch jetzt, hat man mich in solch Gerede verflochten, denn obgleich der König mich sehr freundlich empfing, so hat er mich doch noch nicht an seine Tafel gezogen, während er andere eingeladen hat. Ich verhalte mich dabei wie ich früher gethan, lasse schwatzen, und überlasse der Zeit mich zu rechtfertigen, gehe dabei wenig in Gesellschaft, lebe einsam zu Hause und lehne die Einladungen ab. Es ist indeß ein eigenes Schicksal, daß ich, der ich die französische Revolution in allen ihren Phasen gehaßt habe, für einen Revolutionär gelten soll!

So viele Menschen wollen nun in die alte Staats- und Armee-Verfassung zurück. Von den genannten Herren ist dies kein Wunder; aber auch Beyme meint, es sei kein ander Heil.

Sogar die Abtheilung in 3 will er wieder nach Analogie der 3 Kabinetsräthe, das für das Kriegsweſen, das für das Innere und das für die auswärtigen Verhältniſſe. Mehrere Regimenter ſollen geſchaffen und die Landwehr dabei als Beurlaubte angeſtellt werden*). Letztere ſei ein Werkzeug zur Revolution. Sogar die hieſigen fremden Geſandten deklamiren gegen dieſe Inſtitution, und darin treiben ſie ihr Handwerk, denn die benachbarten Mächte würden es recht gern ſehen, wenn wir dieſe Heil-Anſtalt eingehen ließen; ſie allein kann uns retten und gerade jetzt muß ſie uns dazu dienen, Achtung zu gebieten, denn nur durch ſie mögen wir das Gewitter beſchwören, das ſich zu bilden droht. Frankreich macht ernſthafte Anſtalten, führt in ſeiner Hauptſtadt eine drohende, und durch ſeine Geſandten hier eine mildernde Sprache. Es handelt ſich um die Forderungen unſerer Unterthanen über die wir rechtsgemäß eigentlich nicht unterhandeln können. Dieſe Forderungen ſollten ſchon nach den Worten des erſten Pariſer Friedens getilgt werden, gehen demnach den Kontributionen noch vor. Da indeſſen ihre Berechnung ſich verzögerte, ſo nahm man die Kontribution zuerſt und verſparte die Reklamationen bis zum zweiten Moment. Will nun Rußland und Frankreich, daß dieſem von ſeinen Zahlungen etwas erlaſſen werde, ſo muß ſolches an den Kontributionen, aber nicht an den Reklamationen abgehen, und von dieſem Geſichtspunkt werden wir hoffe ich ausgehen, denn er iſt der einzig gerechte, aber es ſcheint, als ob das franzöſiſche Volk kriegsluſtig und der alte König Ludwig ſchwachſinnig genug ſei,

*) Zum Verſtändniß ſei bemerkt, daß mit dieſer Aenderung ipso facto eine ſehr erhebliche Reduction der numeriſchen Stärke der Armee verbunden geweſen wäre. Denn da die Armee noch ſo ſehr reich an Berufsſoldaten (Capitulanten) war, ſo war die jährliche Rekruten-Einſtellung verhältnißmäßig geringer (der Kriegsminiſter Hake berechnete ſpäter, daß jeder Kapitulant im Laufe ſeiner ganzen Dienſtzeit die Einſtellung von 8 Mann verhindere); in die Landwehr wurden aber auch nur oberflächlich ausgebildete Leute eingeſtellt, dieſe Kategorie wäre mit der beabſichtigten Aenderung ganz weggefallen, damit die allgemeine Wehrpflicht beſeitigt geweſen und ſelbſt die ausgebildeten Reſerviſten hätten in den Cadres des ſtehenden Heeres nur zum Theil Platz gefunden.

seinen Ministerien nachzugeben, und da möchten wir auf's neue die Flammen des Kriegs ausbrechen sehen. Ich hoffe noch, daß der Kaiser Alexander, der den Widerstand durch Beifall ermuntert, sich noch besinnen wird, wenn er besorgen muß, daß er die den Damm überfließenden Gewässer nicht mehr gewältigen könne.

Wenn Ihnen Jemand von dem schlechten Zustand unserer Finanzen erzählt, so widersprechen Sie nur. Ich habe Gelegenheit gehabt, in den Staatshaushalt zu blicken und gefunden, daß solcher mit dem günstigsten Erfolg fortgestellt werden kann, wenn nur Ordnung eingeführt wird. Schon vom Jahre 1819 an können wir, wenn nicht Krieg ist, anfangen, beinahe drei Millionen in den Schatz zu legen, wenn auch Einnahme und Ausgabe so bleiben, wie sie jetzt sind, und jene nicht vermehrt, diese nicht vermindert würde, und die Rheinprovinzen ferner nichts einbringen sollten. Beschränkt man aber die Ausgaben, besonders in der Civilpartie, setzt noch einige Auflagen fest und läßt die Rheinischen Länder sich selbst verwalten und eine reine Einnahme an die Regierung abliefern, so mögen wir noch mehr sammeln und überdies noch Festungen anlegen. Es ist unglaublich, wie ergiebig die Staatsquellen sind. Alle die letzten Jahre hin, sind die indirekten Abgaben im Steigen gewesen. Die Ursachen solches Wohlstandes sind in der geographischen Lage des Staates aufzusuchen. Wir beherrschen viele Ströme mit ihren Mündungen oder nahe an denselben. Das sind die Goldadern des Staates. Oesterreich wird einen großen Theil seiner Länder nie zu solchem Geldwohlstand heben können.

Der Luxus in den Hauptstädten nimmt indessen sehr zu und zwar darunter ein Luxus von unerfreulicher Art, nämlich der der Tafel, Mahlzeiten auf Mahlzeiten jagen sich in der oberen und noch mehr in der Mittelklasse. Ich halte mich fern davon und mein Kammerdiener hat Befehl, jede Einladung von Privatpersonen sofort abzusagen. Dabei spreche ich stets gegen diesen der Nachwelt nicht frommenden Luxus, von welchem Nichts übrig bleibt.

Jeder andere ist dem Staate ersprießlicher. Der in den Künsten bildet Künstler und äußert sein Einfluß auf die Form einheimischer Stoffe, der in Gebäuden beschäftigt eine große Anzahl von Menschen und stellt etwas durch viele Geschlechter dauerndes dar; der in Pferden hebt die Pferdezucht und den Activ-Pferdehandel; selbst der in Kleidern beschäftigt viele Hände; aber der der Tafel ist so ganz todter Natur und selbst tödtend den Geist und die Unterhaltung. An großen Tafeln ist die Unterhaltung nicht allgemein und selten geistreich oder offen. Aus langer Weile essen die Menschen mehr als sie sollen; sitzen dann in den Qualen der Verdauung und sind für den Rest des Abends abgestumpft. Geschäfte und Fortbildung des Geistes leiden gleich sehr darunter. Eine unangenehme Erscheinung ist, daß diese Verzehrungsluft bis in die Klasse der Subaltern-Officiere heruntergestiegen ist. Die Wohlhabenden derselben verthun ihr Einkommen auf diese Weise und Dallach hat gegen 30,000 Thlr. an solchen Verzehrungsschulden in seinem Buch stehen und muß deswegen solches zumachen, weil er täglich mehr ausgiebt als einnimmt und die Buchschulden sich nicht mindern wollen, sondern täglich steigen.

Zu Herrn v. Steins Wieder-Einführung in das Ministerium ist nicht die geringste Wahrscheinlichkeit vorhanden. Die Ungleichheit seines Characters, sein Mangel an Menschenkenntniß, die Härte seiner Formen und Ausdrücke, seine zum Theil üblen Wahlen, haben die Besseren ebenso sehr von ihm entfernt, als seine rechtschaffene Gesinnung die schlechteren abschreckt.

Für Görres, obgleich ich mit seinem Adressenbetrieb nicht zufrieden bin, habe ich hier zu wirken gestrebt und neue Zusicherungen erhalten. Wolle der Himmel, daß solche sich verwirklichen.

Boyen habe ich den Wunsch nach einer Landwehr-Inspection mitgetheilt. Sind Sie wieder anderen Sinnes geworden, so müssen Sie sich erklären, sonst könnte leicht etwas gegen Ihre Neigung geschehen. — Der Tod des so früh hingeschiedenen

Schenkendorf betrübt mich sehr. — Indem ich für die freundlichen und wirklich in dem Grade mir nicht gebührenden Ausdrücke bei Gelegenheit der Glückwünsche zu meinem Geburtstage meine dankbare Anerkennung niederschreibe, bitte ich Sie beide, die Huldigungen der Verehrung und Freundschaft, die ich Ihnen gewidmet habe, wohlwollend zu empfangen.

G.

An Clausewitz.

Berlin, den 3. Januar 1818.

Mein verehrter Freund!

Zwischen dem Frühstück und unserer heutigen Einzugsfeierlichkeit bleibt mir eine Spanne Zeit, die ich nicht besser benutzen kann, als daß ich sie dazu verwende, um Ihnen und Ihrer Gemahlin zu diesem Jahreswechsel meine alte treue Anhänglichkeit zuzusichern und mir die Fortdauer Ihres mich so beglückenden Wohlwollens zu erbitten.

Die hiesige Bürgerschaft hat wie man sagt, es abgelehnt, das neuvermählte Paar zu empfangen, unter dem Vorwand, daß die alten Zünfte nicht mehr bestehen und die Lasten der Militaireinquartierung so groß wären. Darum ist nun auch, wie es heißt, das 1. Garde Regiment aus Potsdam nicht hieher gezogen worden.

Unter der hiesigen Bürgerschaft soll wirklich eine starke Unzufriedenheit herrschen, aus mancherlei Lasten und der Theurung herrührend. Dazu kommen nun noch manche Jakobinische Umtriebe, die die Weisheit der Regierung in Anspruch nehmen, die übrigens nicht groß ist. Man scheut sich vor allen etwas tiefer eingreifenden Maßregeln, will aus der gewohnten Bahn nicht heraus, und nur Palliativ-Mittel werden hier und da angewandt. So hat man sich seit Jahren über die Kasernen-Einrichtung gestritten und erst Eine davon ist in Stand gesetzt. Und ohne solche Einrichtung für die Truppen wird man das Mißvergnügen

ſtets ſteigern. So ward ein hieſiger Bürger an Einem Tage auf folgende Weiſe in Anſpruch genommen.

Er ſollte als Landwehrmann in eine von der ſeinigen entfernte Wohnung ſich einquartieren laſſen; als Bürgergardiſt auf die Wache ziehen, daheim ſeine Einquartierung bewirthen, und ſeine Pferde der Landwehr-Cavallerie ſtellen. Wenn er unmuthig wurde, ſo iſt es ihm nicht zu verdenken.

Das Verhältniß des Kronprinzen zum König ſoll anfangen ſich zu trüben, gewiß ohne des erſteren Schuld, der kein Arg dabei hat, aber es regt ſich eine kleine Eiferſucht bei Letzterem und Leute, die ſich wichtig und unentbehrlich machen wollen, mögen Argwohn einflüſtern. Man hat darüber bereits in Schleſien einfältige Geſchichten erzählt von verrätheriſchen Entwürfen, und auch mich dabei genannt, gerade wie im Jahr 1809. Es mögen hier ſo ziemlich dieſelben Menſchen im Spiel ſein wie damals; mit denſelben Abſichten, bedienen ſie ſich derſelben Waffen. Obgleich der König mich freundlich empfangen hat, ſo bin ich doch bis heute, wo man mich nicht füglich weglaſſen konnte, noch nicht bei Hof eingeladen worden, woraus ich allenfalls den Schluß ziehen könnte, daß man ganz glücklich in Verläumdung meiner geweſen iſt, doch bin ich weiter nicht unruhig darüber.

An Clauſewitz.

Berlin, den 9. Januar 1818.

— — Wir haben letzte Nacht ein wirklich recht glänzendes Feſt gehabt. Dritthalbtauſend Menſchen waren in den vielen Räumen vom Ritterſaal bis zum weißen Saal verſammelt. So viele geputzte Frauen und darunter viel ſchöne. Die Quadrille war gut angeordnet; die Kleidertrachten richtig und prachtvoll; die Bewirthung reichlich und ſchnell bereit. Die großen Feſte des Wiener Hofes zur Kongreßzeit ſollen damit nicht zu vergleichen ſein. Ihrer verehrten Gemahlin ſende ich hiebei den geiſtigen Küchenzettel des Feſtes nebſt meinen Huldigungen.

In flüchtiger Eile, aber doch mit Beständigkeit und unter Grüßen an unsere Freunde

Ihr

treuergebener
Gneisenau.

An Gibsone.

Berlin, den 23. Januar 1818.

Mein verehrter Freund.

Ehe ich gegen die von Ihnen und Freund Schön gegen mich angebrachter Anschuldigungen*) mich zu rechtfertigen unternehme, muß ich vorher genau die Worte kennen, welche Ihnen beiden ein so großes Aergerniß gegeben, denn jeder ist doch der Ausleger seiner Worte. Ich bitte Sie daher, diejenigen Stellen, welche meine angeblichen Irrthümer enthalten, mir wieder abzuschreiben, damit ich sie mit Ihren beiderseitigen Briefen vergleichen und meine Vertheidigung führen kann; sie soll mir nicht schwer werden, hoffe ich.

Bei allem dem Konstitutions-Gerede ist es indessen auffallend, daß ich, so sehr ich auch darnach strebte, noch keiner Konstitution für den Preußischen Staat ansichtig geworden bin, denn gerade das ist die schwerste Aufgabe. Ich mache mich anheischig, eine Konstitution binnen einer Nacht zu entwerfen; denn ich sehe dann die verschiedenen Konstitutionen, die seit 25 Jahren erschienen sind, durch und hebe das mir scheinbar Beste davon heraus. Bonaparte war hierin ein Meister, denn er brachte stets die nämliche Sache unter den verschiedenen aber den Ländern geläufigen und wohlgefälligen Benennungen vor. Aber mit einer solchen Konstitution ist es bei uns nicht gethan. Wir können nicht allein auf-

*) Gibsone hatte in einem sehr ausführlichen, aber nichts besonderes enthaltenden Brief polemisirt gegen die in Gneisenaus Brief vom 19. December 1817 aufgestellte Ansicht, daß der Moment nicht günstig sei zur Einführung einer Verfassung.

bauen, wir müssen auch zerstören, und hierüber muß die Weisheit der Erfahrung gehört werden.

Nichts sich abtrotzen lassen, weder durch Tumult, noch durch hämische, verunglimpfende Schriften, das bleibt mein Grundsatz, wie er es stets gewesen. Läßt man sich hier durch Schwäche verleiten, so begiebt man sich auf eine steile Fläche im schnellen und immer schnelleren Lauf hinab und man stürzt endlich in den Abgrund.

Sonderbar daß ich Ihnen beiden als ein Gegner der liberalen Meinung erscheine, während die geheime Polizei hier und die französisch gesinnte Horde es dahin gebracht hat, mich als einen Jakobiner betrachten zu lassen, deren Verfahren ich stets verabscheut habe!

Auf Ihre Hierherkunft freue ich mich schon. In meinem Hause ist eine Wohnung nicht vorhanden, aber in der Nähe, z. B. in der Stadt Rom, finden Sie wohl ein Unterkommen. Ich selbst habe nur 3 Stuben und 1 Winkel, eine derselben ist die Arbeitsstube meines geh. Sekretairs für den Staatsrath, die andere von 4 Fenstern nicht verwahrt und nicht zu erheitzen, sonst ganz gut für langweilige Besucher, die sich bald wieder fortmachen. Die dritte ist meine Schlaf- und Arbeitsstube; die vierte hat keinen Ofen und enthält Bücher, Charten und Schriften. Außerdem würde es mir viel Freude machen, Sie aufzunehmen.

Bewahren Sie mir Ihr altes Wohlwollen. Sie wollen unsern Freund Schön herzlich grüßen.

Gneisenau.

Benzenberg an Gneisenau.

Brüggen bei Crefeld, 30. Januar 1818.

Ich habe den Plan zu einer Zeitung gemacht, die auf Actien herausgegeben würde, jede von 100 Thalern. Eine constitutionelle Zeitung sowie der Beobachter kann nicht mehr als 700—1000 Exemplare Absatz haben. Die meisten Menschen reichen mit dem Wochenblättchen und der Berliner aus, und da überall Ressourcen, Harmonien, Caffeehäuser sind, wo sie gehalten wird, so lesen sie zwar viele, allein nur wenige halten sie. Cotta

hat beim Beobachter 22000 Mark zugesetzt und den 31. December 1816 hatte er erst 384 Exemplare Postversendung. Eine solche Zeitung auf Aktien müßte ambulant sein, einen ambulanten Redakteur und eine ambulante Druckerei haben, damit sie ohne Schwierigkeit, wenn sie in einem der 38 Staaten Deutschlands verboten oder unter Censur gestellt würde, in einen anderen ziehen kann. Geht es nirgends mehr, so kauft man die Mühle zu Molbek 1½ Stunden von hier, wo die Mühle preußisch und das Wohnhaus holländisch ist und einer völligen Preßfreiheit genießt. So hatten die Constitutionellen in Paris den Censeur auf Aktien gestiftet. Comte und Dunnoyer waren nur die Herausgeber, aber nicht die Besitzer; und es verschlug ihnen wenig, wenn ein Band von der Policei weggenommen wurde. Jährlich hielten die Aktionärs eine Versammlung, ebenso wie die Aktionärs von der Messagerie générale wählten Direktoren und beschlossen, wie es weiter mit dem Censeur sollte gehalten werden. Hierin lag auch der Grund, warum Fouché und Decazes die Herren Comte und Dunnoyer zu gewinnen suchten, da sie die Häupter des ganzen Vereins waren und es durch die Gesetze nicht verboten, eine Zeitschrift auf Aktien herauszugeben. Der Banquier Aders von Elberfeld, das Haupt der Elberfelder Kornhansa, war einige Tage bei mir auf Brüggen. Dieser war der Meinung, daß solches wohl zu machen und das Geld sei das wenigste. Indem man seine Handelsfreunde dafür interessire, so wären die Aktien leicht zusammengebracht; und ob Gewinn oder Verlust, man habe dann doch die Freude eine unabhängige Zeitung zu besitzen. Was ich an der Sache scheue, das ist grade das Verwegene, was darin liegt, das sich Setzen auf seine eigene Hand. Die Minister haben ohnehin mehr Furcht als billig und so etwas erscheint ihnen dann grade wie ein neuer Tugendverein.

Auch fürchte ich, daß man die allgemein herrschende Verwirrung hierdurch noch vermehrt. Denn früher oder später kann so etwas ein Jakobinerklub werden. Die Dinge sind im Zuge. Ich habe jetzt noch einmal das Leben von Necker gelesen (im 2ten Heft der Zeitgenossen von Schlegel beschrieben) und da ist es mir klar geworden, daß bei uns der Anfang gemacht ist. Besonders durch die Anleihe von 18 Millionen Thalern in England mitten im Frieden und durch Juden. Dieses und dann die lästigen Bedingungen, wobei Seele und Seeligkeit verschrieben werden mußten, haben die Verwirrung der Bülowschen Finanzverwaltung ebenso blos gegeben, wie damals die des Herrn von Calonne in Frankreich. Kommen die Dinge in einen so starken Zug, daß sie später nicht mehr zu halten sind und daß die Verwirrung nicht mehr zu vermeiden, so ist es eine große Beruhigung, daß man nichts dazu beigetragen und man kann um so unbefangener in seinem Wirken sein.

den 31. Januar.

Was mir nicht gefällt, das ist das Umsichgreifen des Jakobinismus, nicht unter der Jugend sondern unter den älteren und verständigeren Menschen. Ich sehe dieses an den Aeußerungen von Männern wie Aders, wie der alte Caspar Harkorten und anderen. Diese machen keine Revolution, da sie durch einen großen Besitz an die gegenwärtige Ordnung der Dinge gebunden sind. Allein man sieht, wie das zögernde Halten der Versprechungen auf die Gemüther wirkt, die damals nicht zögernd den Fürsten geholfen. Dann — und das ist die ernstere Seite — sieht

man, daß die Gebildeteren eine unrichtige Ansicht von der Lage des Staates haben. Sie sehen nicht ein daß alle Gefahr nur von unten droht, daß jede Bewegung nur in sofern gefährlich wird, wenn Blut in ihr durch Urtheil und Recht vergossen wird und daß wir dieses vom ruhig bestehenden alten vererbten Besitze nie zu befürchten haben, wohl aber vom Werdenden, dessen Besitz stets zweifelhaft und das daher immer geneigt sich mehr um den Erfolg zu kümmern als ums Recht. Ich sehe das als einen Hauptpunkt in der gegenwärtigen Lage der Dinge an, daß alles, was geschieht freiwillig geschehe und in einem Augenblicke, wo die Umstände noch nicht dazu drängen.

Vom Bestehenden muß alles ausgehen, so wie seit Jahrhunderten es von ihm ausgegangen, und das königliche Element ist unstreitig das freundlichste und wohlwollendste von den Dingen, die den Staat bilden. Dieses sagte neulich Herr von Cölln im Beobachter. Es war eine große Wahrheit, die aus einem so schlechten und gesinnungslosen Munde kam.

Es sind 18000 adelige Personen im Staate.

2 Millionen 500000 wohnen als Bürger in Städten

7 Millionen 500000 wohnen als Bauern auf dem Lande.

Das königliche Element ist immer auf der Seite der letzteren gewesen, also auf der Seite der großen Mehrheit der Nation. Daher glaube und fürchte ich auch nicht, daß das königliche Element in die Minorität kommen kann, wenn ein talentvolles Ministerium vorhanden, das alle Faktionen niederhält, und das das königliche Element so zu stellen weiß, daß es immer an der Spitze der Bewegung der Nation steht.

Was ich aber fürchte ist das: daß wenn der Kanzler einmal abtritt, ein Ministerium ihm folgt, wie das des Erzbischoff's von Sens, das von Anfang nichts thun will, als alles beim alten lassen und nachher, wenn die Umstände drängen den Muth verliert und mehr verspricht als das folgende halten kann. ——

So viel ich sehe, hat die Regierung keine Partei im Lande. So wie man sonst sagte: der Franzos — so sagt man jetzt, der Preuß ist im Lande. Doch hält sich das Volk noch nicht von dem hereinbrechenden Preußenthum unterjocht; so lang es die Geschworenen-Gerichte behält und die Oeffentlichkeit der Gerichtshöfe.

Von Godesberg war ich (im October) 8 Tage in Coblenz. Ich habe blos Görres gesehen. Alle Verhältnisse waren verschoben, da ihnen jede Art von Mittelpunkt fehlte. Die Coblenzer hatten sich vom Preußenthum rein separirt und im Cassino auf ihre eigene Hand gesetzt.

An Hardenberg.

Berlin, den 5. Februar 1818.

Ew. Durchlaucht habe ich die Ehre, das was ich über Engers und Romersdorf in Händen habe, ehrerbietigst zu übersenden.

Die Angelegenheit wegen der Reklamationen wird nun, wie ich aus den Zeitungen entnehme, immer dringender.

Das Publikum ist über den Zusammenhang derselben sehr

im Dunkeln. Frankreich hat sie auf eine Preußen sehr nachtheilige Weise dargestellt, und Andern ist eben nicht daran gelegen, die darüber umgehenden Irrthümer aufzuklären. So hat der englische General Sir Robert Wilson in seinem neuesten Werk erzählt, Preußen verlange von Frankreich four hundred millions of Dollars from France, as an indemnification for expences during the revolutionary war. Ein Dollar ist in England 5 englische Schillinge oder eine Krone.

Aber auch selbst bei uns ist man darüber sehr in Unwissenheit des Bestandes und der Natur unserer Forderungen. Ich meine daher, es müste eine gute Wirkung thun, wenn das Verzeichnis der Forderungen unserer Unterthanen in die öffentlichen Blätter gerückt würde. Die Note, die Ew. Durchlaucht früher über dieselbe Angelegenheit haben offenkundig machen lassen, hat bereits bei den Unbefangenen einen guten Eindruck gemacht, und eine solche Lautbarwerdung der Gerechtigkeit unserer Ansprüche würde jenen Eindruck verstärken und die uns Uebelwollenden widerlegen. In solchen Dingen kommt es, wie Ew. Durchlaucht durch die Kundmachung jener Note so klar gefühlt haben, so ungemein viel auf die Richtung der öffentlichen Meinung an.

Ueber die Anleihe ist jetzt viel Redens; fast Niemand aber kennt davon das Nähere oder die eigentlichen Bedingungen derselben. Nur so viel fängt an zuverlautbaren, daß Barandon [?] eigenmächtig von den ihm gemachten allgemeinen Bedingungen abgewichen ist. Man hält im Allgemeinen die Bedingungen für zu nachtheilig, und glaubt, daß durch die Erniedrigung des englischen Kurses bei der Heimzahlung derselben ein Verlust von 16 Millionen, also so viel als der Betrag der Anleihe entstehen könne.

Ew. Durchlaucht, aber nur Ew. Durchlaucht allein will ich es sagen, daß mich ein Banquier versichert, daß wir in Amsterdam eine wohlfeilere Anleihe machen würden, zu nur 4—5 p. c., mit etwa ½ p. c. augenblicklicher Prämie, denn dort sei unser

Kredit sehr groß. Sie stehen, mein verehrter Fürst, auf dem Standpunkt, um diese Behauptung beurtheilen zu können.

Clausewitz an Gneisenau.

Koblenz, den 3. Februar 1818.

—— Was den Inhalt des letzten gütigen Schreibens betrifft, so gestehe ich, daß sich die Dunkelheiten dadurch für mich noch mehr häufen, so daß ich bei mir beschlossen habe, garnicht mehr darüber nachzugrübeln, da ich doch Nichts dadurch ändern kann. Nur das Geständniß drängt sich mir zugleich aus dem Herzen in die Feder, daß es mich etwas gedemüthigt hat, vom Könige so wenig gekannt zu sein, um auf meine alten Tage noch einmal dem Urtheil des General Hake unterworfen zu werden und in 26jährigem Wetteifer mit Hunderten der gewöhnlichsten Menschen am Ende Nichts errungen zu haben als das mäßige, gewiß sehr bedingte Lob dieses Mannes. Unter diesen Umständen darf ich ebensowenig auf die von Euer Excellenz mir zugedachte ehrenvolle Anstellung in Berlin als auf die Berücksichtigung meiner anderweitigen Wünsche rechnen und das Klügste, was ich thun kann, wird eine stille Ergebung sein, wodurch ich wenigstens den Vortheil erlange nicht mehr, wie eine Zeitlang geschehen ist, so viel von mir selbst reden zu müssen.

Der Staatskanzler hat mir in Folge Euer Excellenz Aufforderung in einer langen Audienz einmal sehr ausführlich über die hiesigen Provinzen und Einwohner gesprochen und mich um mein Urtheil über vieles gefragt, worauf ich mit der Unbefangenheit des gesunden Menschenverstandes geantwortet habe. Es liegen in seinem Pulte über jeden einzelnen Gegenstand so viel gelehrte kenntnißreiche Abhandlungen, daß es ihm, wie er selbst bemerkte, darauf nicht mehr ankommen konnte sondern nur auf das summarische Urtheil des natürlichen in keinem System befangenen gesunden Menschenverstandes. Dies selbst deutlich fühlend, war ich aller Verlegenheit überhoben und konnte sprechen wie es mir um's Herz war.

An Gröben.

Berlin, den 23. Februar 1818.

Mein lieber Graf, Gevatter und Freund!

Geschäfte, ein unbezwingbarer Briefwechsel, das Hofkarneval und zuletzt der Besuch eines Freundes haben mich biß jetzt verhindert, Ihr letzteres Schreiben zu beantworten, mein lieber Graf. Ich will es nun länger nicht verschieben, Ihnen für die Mühe zu danken, die Sie Sich gegeben haben, mir die auf Ihrem Standpunkt und bei Ihren Ueberzeugungen so wichtigen Erfahrungen über das Aushebungsgeschäft mitzutheilen. Ich werde davon vorsichtigen Gebrauch machen.

Die gesammte Institution unserer allgemeinen Waffenpflichtigkeit und Landwehr ist im Sturm der Zeiten gestaltet worden und bedarf, zur Beseitigung der ihr noch anklebenden Unvollkommenheiten, der Alles reifenden Erfahrung. Uebler Wille und menschliche Leidenschaften werden ihr noch lange entgegen wirken, aber gerade daher erwarte ich ihre einstige Vervollkommnung.

Gesetzt auch, neue Minister brächten es dahin, diese Institution fallen zu machen, so würde man sich bald genug wieder genöthiget sehen danach zu greifen; ihr einstweiliger Untergang würde ihr Triumph seyn. Indessen wünsche ich es aus andern Gründen nicht, daß dies geschehe, sondern vielmehr, daß sie sich durch verständige Erörterung fortgestalte.

Es ist eine Schrift erschienen unter dem Titel: über die Formen der bewaffneten Macht. Dieselbe ist gut geschrieben, mit scharfem Verstande und mannichfachen Kenntnissen, und dennoch taugt sie Nichts, denn ihr fehlt die höhere Ansicht. Hätten wir, bei unsern jezzigen Einrichtungen, noch keinen Krieg geführt, so möchten wir, nach Lesung dieser Schrift, wohl in Versuchung kommen, sie sammt und sonders wieder abzuschaffen, weil es nach ihr ein Ding der Unmöglichkeit ist, daß Heil bei ihnen gefunden werden könne; und dennoch hat durch die Erfahrung sich gezeigt, daß, trotz ihren Unvollkommenheiten im Kriege ihnen nicht der Erfolg, und im Frieden nicht die äußere Darstellung gefehlt habe. Selbst die am meisten widerstrebenden Generale sahen nach und nach sich genöthiget, der Landwehr Lob zu ertheilen. Legen wir daher die ausbessernde Hand an das Werk, und arbeiten wir daran, daß die Nation kriegerisch werde, denn darein setze ich die Hoffnung in das Heil unserer Monarchie.

Es ist wohl keinem Zweifel mehr unterworfen, daß die verbündete Armee aus Frankreich werde zurückgezogen werden. Die Bonapartisten und Jakobiner erheben aufs Neue ihr Haupt und arbeiten daran, den Krieg herbeizuführen, nachdem sie den Mangel

an Einigkeit unter den verbündeten Mächten gewahr geworden. Uns zuerst möchte der Sturm bedrohen. Es wäre wohl vielleicht möglich, durch Unterhandlungen mit den andern Mächten solchen noch für einige Zeit abzuwehren, aber für lange hin ist es mir nicht wahrscheinlich. Der Krieg ist den Franzosen zur Erreichung ihrer Zwecke — die Vertreibung der Bourbons und die Wiederherstellung ihrer Macht über andere Länder — zu nothwendig, als daß sie sich noch lange davon sollten entfernen lassen. In 2 Jahren ist solcher wahrscheinlich ausgebrochen.

Görres jüngste Schrift macht hier viel Aufsehen. Man erblickt in ihm einen gefährlichen Volkstribun. Die Gegner des Staatskanzlers machen es diesem zum Vorwurf, daß er die Deputation als solche angehört, nicht beachtend, daß er, der versöhnend in die Provinz kam, nicht damit anfangen konnte, sie, auf welche die Augen der Provinz gerichtet waren, ungehört abzuweisen.

Ihr Schwiegervater*) kommt immer noch nicht ohngeachtet er uns seither stets verheißen wurde. Noch kann ich immer nicht erforschen ob seine Sendung bleibend oder nur einstweilig seyn werde. Im ersteren Fall, und wenn er nicht über Breslau gehen sollte, würden Sie vielleicht nebst Ihrer Gemahlin hieher kommen, um ihn zu sehen. So machen wir Menschen meist egoistische Berechnungen.

Ihrer Gemahlin wollen Sie meine Huldigungen überbringen und Ihren Georg Nahmens meiner küssen. Unter Zusicherung meiner alten treuen Ergebenheit bitte ich um Ihr freundliches Wohlwollen.

Tausend Grüße an unsere Freunde.

Gneisenau.

---

*) Dörnberg.

An Clausewitz.

Berlin den 23. Februar 1818.

Es bleibt mir nun schon nichts übrig, als gegen Sie, mein verehrter Freund, mit der Wahrheit völlig herauszurücken, damit Sie nicht im Irrthum verbleiben, den ich durch meine Halbaufklärung des Gegenstandes veranlaßt habe.

Der König hat allerdings nicht erst nöthig, bei General Hacke über Ihre wissenschaftliche Befähigung zu der in Rede stehenden Stelle Erkundigung einzuziehen, er wollte aber etwas ganz anderes wissen, nämlich ob man Ihnen die Jugend mit Sicherheit übergeben könne, und zwar wegen Ihrer politischen Gesinnungen, und ob Sie nicht etwa auch unter die republikanischen Neuerer gehören, die den Thronen jetzt so gefährlich werden.

Erstaunen Sie immerhin, denn Sie haben ein Recht dazu. Ich, der ich Ihre politischen Ueberzeugungen kenne, kann Ihnen wohl das Zeugniß geben, daß Sie Monarchist sind und alle jacobinischen Umtriebe hassen, allein was hülfe Ihnen ein solches Zeugniß, da gerade Ihr Wohlwollen gegen mich Ihnen nur ganz allein einen solchen Verdacht zugezogen haben kann.

Was hilft es mir, daß ich im Haß gegen den Jacobinismus fünf und zwanzig Jahre verlebt habe? daß ich für die Legitimität der Bourbons gesprochen und gewirkt? daß ich den geschworenen Feind der alten Herrschergeschlechter stets verabscheut? Dennoch betrachtet mich eine Anzahl Menschen als einen Begünstiger des Jacobinismus.

Ehedem hat dies mich sehr geärgert; jetzt bin ich gleichgültiger dagegen geworden. Käme eine meiner Rechtfertigung günstige Zeit, ich würde wohl durch die That meine Gesinnung beweisen. Besser es kommt garkeine solche Zeit.

Der General Hacke hat übrigens über Sie günstig berichtet und auch aus anderen Veranlassungen hat der König neulich ein wohlgefälliges Urtheil über Sie ausgesprochen. Verdenken Sie

ihm übrigens sein Mißtrauen nicht. Es ist, selbst einem vertrauenden Gemüth, nicht immer möglich, den steten Einflüsterungen sich verschlossen zu halten, um so weniger einem zu Argwohn geneigten Charakter.

Soviel habe ich Ihnen sagen müssen, um Ihre Ansicht zu berichtigen, obgleich ich fühle, daß ich nicht die Veranlassung zu solchem Irrthum hätte geben sollen, da ich, um ihn zu lösen, eine mir gemachte Vertraulichkeit habe bloß stellen müssen. Indessen weiß ich wohl, daß ich hierbei nicht Gefahr laufe.

An die Prinzessin Luise, Fürstin Radziwill.

Berlin, den 23. Februar 1818.

Erstaunt bin ich gewesen, daß ich, als ich gestern die Ehre hatte, den Herrn Fürsten Radziwill zu sehen, denselben ganz ununterrichtet fand von den neuen Ereignissen, die denen des vorigen Sommers gefolgt sind, worüber Ew. Königliche Hoheit zu jener Zeit so manche sorgenvolle Stunde hatten*). Jenes Verhältniß ist aufgelöst; ein neues ist geknüpft**). Ich vermuthe, daß man sehr ungeduldig ist, Ew. Königliche Hoheit hier zu sehen um Eröffnungen zu machen.

Wären die Gründe nicht, die ich im vorigen Jahre aufgestellt, so müste ich wünschen, daß lieber jene Verbindung stattgefunden hätte, denn die junge Person ist von reiner Liebe durchdrungen, und über das Fehlschlagen ihrer Hoffnungen kränklich geworden. Um des Glückes der Hauptperson willen wäre es daher vorzuziehen, daß das alte Verhältniß geblieben wäre, statt daß sich ein neues gebildet hat, das dem Tadel der Tadelsüchtigen dennoch nicht entgehen wird.

Um Rath ist Niemand gefragt worden; es sind indeß genug Personen damit bekannt und es ist mir wirklich unbegreiflich, daß eine Kunde davon nicht bis zu Ew. Königlichen Hoheit gelangt ist.

*) Die geplante Vermählung des Königs mit der Gräfin Dillon.

**) Mit einem Fräulein von Brandenstein.

Der Fürſt von Hardenberg iſt ſehr zufrieden mit den Rheinländern und lobt ſie als verſtändige und rechtliche Leute; auch ſie hinwiederum ſind zufrieden mit ſeinem Benehmen; ich hoffe daher, daß deſſen dortige Anweſenheit gute Früchte tragen ſoll.

An Hardenberg.

Berlin, den 28. Februar 1818.

Diesmal, hochverehrter Fürſt, muß ich mein Schreiben mit dem Ausdruck des Wunſches beginnen, daß es Ew. Durchlaucht gefallen möge, bald wieder hieher zurückzukommen, damit Sie durch Ihre Gegenwart den übeln Eindruck verſchwinden machen, den Ihre Feinde hervorzubringen ſtreben, indem ſie ſich mit bitterm Tadel über Görres Schritte und Schrift auslaſſen. Ew. Durchlaucht Gegenwart wird Alles wieder gut machen.

Wenn Ew. Durchlaucht nicht kommen wollen, ſo ſtehe ich nicht dafür, daß Sie nicht, gleich mir, in die ſchwarzen Regiſter der geheimen Polizei als ein Verbündeter des Görres und als ein Revolutionair eingeſchrieben werden. Alles was Sie zur Wiederbefeſtigung gethan haben, wird man Ihnen nicht gelten laſſen. Man wird Sie mit Spionen umgeben und Ihre Briefe öffnen; einzelne Stellen herausheben, ſie nach hämiſcher Weiſe deuten, und fortan wird nun der Fürſt Hardenberg als das Haupt einer Geſellſchaft Verſchworner daſtehn, die den Thron ſtürzen wollen. Die fremden Geſandten werden in dieſer Weiſe berichten und mit Verwunderung wird Europa Ihren Nahmen auf den Verzeichniſſen der Jakobiner erblicken.

Ich ſollte vielleicht nicht über einen ſo ernſten Gegenſtand ſcherzen. Aber was würde aus dem Leben, wenn man jeder Betrachtung nur die trübe Seite abgewinnen wollte! Laſſen Ew. Durchlaucht mich daher mit Heiterkeit über die Sache reden und die Vergleichung ſich gefallen. Denn, hat man nicht weil ich zweimal zum Beſuch bei Görres war, und er eben ſo oft bei mir aß, davon die Veranlaſſung genommen, zu ſagen, ich ſei mit ihm

verbündet? Ich achte ihn als einen genialen und tiefer Kenntnisse mächtigen Mann und vertraue seiner Rechtschaffenheit; aber ich habe stets sein früheres politisches Treiben, so wie seine poetisirenden Ansichten im Rheinischen Merkur getadelt und kann selbst seine letzteren Schritte nicht gutheißen, indem solche nur darauf berechnet waren, sich, als das Organ der Provinz, eine der Regierung lästige Popularität zu erwerben. Man kann ihn indes, wie ich seit zwei Jahren stets behauptet habe, nicht vernachlässigen und man muß ihm in Absicht auf seine Forderungen gerecht werden. Man ist aber hier so verblendet, und in Absicht auf seine dortige Wichtigkeit so sehr im Irthum, daß man sogar auch das getadelt hat, daß er mit Besoldung und Auszahlung der Rückstände wieder angestellt worden.

Ueber die Wehrhaftmachung des Deutschen Bundes sind mir vom Kriegsminister die Papiere mitgetheilt worden. Viele Bedenken und Zweifel sind mir dabei aufgestoßen. Wahrscheinlich werden die Unterhandlungen darüber nicht sobald zu Ende kommen, oder in anderer Gestalt wieder aufgenommen werden. Drei Wünsche dringen sich mir dabei auf. Möchten wir Sarlouis um gutes Geld wieder loß werden, das Schloß von Sierk eintauschen, und in Mainz das alleinige Besatzungsrecht ausüben können!

Gruner ist sehr unzufrieden in seinem Berii. Daß er nicht in das Verzeichnis der Mitglieder des Staatsrathes aufgenommen worden, daß seine Besoldung zu seinen nöthigen Ausgaben nicht hinreicht, und daß die geheime Polizei ein nothwendiges Staatsübel offiziell genannt worden, das sind seine Beschwerden, die er wohl selbst schon an Ew. Durchlaucht unmittelbar gebracht hat.

Möge ich, und zwar bald, Ew. Durchlaucht in voller Gesundheit und Zufriedenheit wiedersehen. Mit alter treuer Anhänglichkeit ewig der Ihrige.

Gr. N. v. Gneisenau.

An die Prinzessin Luise, Fürstin Radziwill.

Berlin, den 5. März 1818.

Die in Ew. Königlichen Hoheit Schreiben erwähnte Angelegenheit erregt sehr meine Besorgnisse, nicht sowohl, daß sie geschehe, sondern weil ich befürchte, daß sie nicht zum Glück der Hauptperson ausschlagen möge, und die Erreichung dieses Glückes ist denn doch der einzige vernunftgemäße Wunsch, den Freunde haben können. Wenn man einmal der Beurtheilung eines tadelsüchtigen Publikums sich aussetzt, so kommt es auf etwas mehr oder weniger Tadel nicht an; wenn nun aber bei dem zweiten Entschluß wahrscheinlicher Weise kein inneres Glück, bei dem ersteren Entschluß aber eine hohe häusliche Seeligkeit zu erreichen ist, so sollte hierüber ein Zweifel in der Wahl nicht stattfinden. Tadel für Tadel, so wähle ich denjenigen, bei welchem ich mich wohl befinde, besonders wo ich etwas an und für sich nicht unmoralisches thue. Von diesem Gesichtspunkt aus betrachtet, möchte ich wohl wünschen, daß eine Berathung nicht stattgefunden hätte. Möchte man seinem eigenen Entschluß gefolgt haben, ohne sich um die Kritik der Leute zu bekümmern. Jetzt wäre die Sache vergessen. Ew. Königliche Hoheit sehen, daß ich diese Angelegenheit jetzt nur aus dem Gesichtspunkt des Gefühls und der Moral beurtheile. Jenes gebietet mir, das häusliche Glück des Grafen R. zu wünschen, und diese kann einen Schritt nicht verdammen, der innerhalb der Grenzen der Religion geschieht.

Zwei Gegenstände bewegen jetzt das hiesige Publikum, die Anleihe und Görres Adresse. Jeder oder fast Jeder beurtheilt diese Gegenstände aus dem Gesichtspunkt der Leidenschaftlichkeit oder des Interesses. Die Anleihe wird gemacht werden, und Görres Adresse wird verhallen, jene mit einigen Prozenten mehr oder weniger; diese ohne bedeutende Wirkung. Was mich aber bewegt, das ist der aufs neue sich offenbarende Geist der Umkehr in dem französischen Volk, das seine Revolution von neuem beginnen will, um vermittelst ihrer zu herrschen und zu plündern.

Dieſen Geiſt hat man nicht genug beachtet und gebändigt, im Gegentheil iſt er gerade geweckt worden und zwar durch denjenigen, der um die zeitherige Beruhigung Europas ſo große Verdienſte hatte, durch den Kaiſer Alexander. Möge ihn Politik nicht zu ſehr über die wahren großen Intereſſen der Menſchheit verblenden.

An die Prinzeſſin Luiſe, Fürſtin Radziwill.

Berlin, den 16. März 1818.

In Folge der von Ew. Königlichen Hoheit mir gewordenen verehrlichen letzteren Zuſchrift fahre ich ehrfurchtsvoll fort, von der Ew. Königlichen Hoheit Gemüth, und zwar mit Recht, ſo ſehr bewegenden Angelegenheit des Grafen R. zu reden, und zwar unumwunden, da ich dieſen Brief auf eine Weiſe an Ew. Königliche Hoheit gelangen laſſe, die ſolchen vor der Eröffnung auf den Poſten ſchützt.

Nicht läugnen kann ich es, daß meine jetzigen Anſichten dieſer Angelegenheit das Gepräge der Schwäche an ſich tragen. Ich fühle mich von Mitleid bewegt, wenn die Beſorgniß ſich mir aufdringt, daß der Graf R., indem er ſich ſelbſt und ſeiner Leidenſchaft entfliehen will, bei dem gewählten Ausweg nicht glücklich ſein werde. Eine tiefe Liebe im Herzen tragen, dieſer aus Rückſichten entſagen und eine eheliche Verbindung mit einer dritten eingehen, gleichſam als Schutzwehr gegen jene frühere Verbindung, das kann kein Heil bringen. In ewiger Schönheit und Liebenswürdigkeit wird die frühere Geliebte der Phantaſie vorſchweben und dagegen die ſpätere Verbindung in gemeinem Kontraſt mit jener idealen und poetiſchen ſtehen. Eine ſolche Vergleichung hält die Ehe nicht aus.

Bei der letzteren Verbindung wird allerdings dem öffentlichen Tadel in Anſehung der fremden Abkunft etwas weniger Raum gegeben, als bei der Erſteren, allein das häusliche Glück des Grafen mit dieſem kleinen Gewinn verglichen, ſo iſt dieſer zu gering gegen jenes unermeßlich große Opfer. Wenn meine jetzige Anſicht mit

jener die ich im vorigen Sommer ausgesprochen, im Widerspruch zu stehen scheint, so kommt dies daher, daß ich damals die Leidenschaft des Grafen nicht so tief gewurzelt glaubte, und die Hoffnung nährte, er werde eine Landsmännin finden, die ihm die Gräfin D. vergessen machen könnte. Da seine Liebe zu dieser aber so innig ist, und von ihr so treu erwiedert wird, so muß ich nun hinterher den Wunsch aussprechen, daß er, ohne andere Rücksichten die auf sein eignes Glück, und ohne fremden Rath, der hier meist immer kalt und schonungslos ausfallen muß, gethan haben möchte, was die Liebe gebot. Jetzt wäre das Gerede verhallt, und die es treu mit dem Grafen meinen, durch sein eheliches Glück beruhigt. Man kann es ja bei allen Dingen in der Welt, bei dem redlichsten Bestreben, doch nur höchstens dahin bringen, es der einen Hälfte der Menschen recht zu machen.

Clausewitz an Gneisenau.

Koblenz, den 15. März 1818.

Vom Staatsrath hören wir hier fast gar nichts und ich um so weniger als ich einer zufälligen Erkältung wegen fast 4 Wochen das Zimmer habe hüten müssen. — Ich habe keinen rechten Begriff einer so zahlreichen Versammlung ohne Führer; ich vertraue aber auf Euer Excellenz als den stillen Wächter des Rechten und Guten und vertraue auch dem Ganzen so lange ich Ihren ruhigen und festen Gang nicht gestört sehe. — Freilich müßte es arg werden, wenn diese Störungen bis zu uns dringen sollten, und es mag Ihnen schon manchen Kampf gekostet haben, mit der sich durchkreuzenden Verschiedenheit so vieler individueller Ansichten. Ich glaube aber, daß wir uns noch Glück wünschen können, so lange es mehr diese Verschiedenheit als der Zwiespalt fertiger Parteien ist, die mir in einem Staatsrath weniger gefallen würden als in einer ständischen Kammer.

Die Bundesheer-Angelegenheit wird Euer Excellenz Aufmerksamkeit gewiß sehr auf sich gezogen haben. — Der Widerspruch der kleinen Staaten gegen die 3 Procent, die vorgeschlagene Herabsetzung auf anderthalb sind keine guten Erscheinungen. Die von einigen vorgeschlagene Abstufung von einfachen und doppelten Kontingenten scheint mir nicht gut, denn strategische Reserven, d. h. ein successiver Gebrauch der Kräfte in der Strategie scheint gegen die Natur des Krieges, sollte als ein nothwendiges Uebel angesehen werden. Nur das sollte Reserve sein, was im ersten Augenblick nicht zu beschaffen ist. — Ich gestehe, daß ich mir den ganzen Plan anders gedacht hatte. — Die ganze Streitkraft Deutschlands in ein Bundesheer zu werfen, une et indivisible, wie weiland die französische Republik sich nannte, schien mir gegen den Begriff souverainer Staaten. Ich glaubte, man könnte höchstens zwei Hauptmomente beabsichtigen: 1) In Deutsch-

land eine solche Streitkraft auf den Beinen zu wissen, wie sie die Staatskräfte nur irgends erlauben, und da schien 3 Procent weder zu viel, weil sie unnöthig noch zu viel weil sie unmöglich wären; 2) ein mäßiges Bundesheer im engeren Sinn zusammentreten zu lassen um den eigentlichen Knoten zu schürzen, den Begriff des Bundes auf immer factisch festzuhalten. Den Gebrauch der übrigen Kräfte meinte ich, könnte man den Staaten einstweilen überlassen, sich in dem besonderen Fall des einzelnen Krieges auch besondere gemeinschaftliche und freiwillige Bestimmungen darüber vorbehaltend. Die Noth und das Bedürfniß schien es mir, würde diese Kräfte im wirklichen Kriege, wenn sie überhaupt nur vorhanden wären, schon zu finden wissen. — Viel vollkommener ist freilich die Vereinigung der ganzen Staatsmasse in eine Armee, das Vertheidigungssystem Deutschlands ist so aus einem Stück geschnitten, aber sie scheint mir nicht naturgemäß; Deutschland ist und bleibt eine Föderation von souveränen Staaten, die man um so weniger, wie den Verband vereinigter Provinzen behandeln kann, als diese Staaten sämmtlich monarchisch sind. Ich fürchte daher, der jetzige Plan wird dahin führen, entweder die Kräfte Deutschlands nur halb in Anspruch zu nehmen, so daß der Krieg bei weitem die bewaffneten Massen nicht findet, die er finden müßte und würde, wenn jeder einzelne Staat für seine eigene Rechnung und unter eifersüchtigem Streben mit andern sich waffnete, oder eine Schein-Einrichtung ohne Wesen, ohne Wahrheit und folglich ohne Kraft hervorzubringen. Doch will ich gestehen, daß ich meine Meinung in dieser Sache noch nicht so durchdacht habe, um nicht in andere Ansichten eingehen zu können, wenn ich Gelegenheit hätte alle Gründe davon kennen zu lernen. Ich vertraue auch hierin Euer Excellenz schöpferischem Genius, da die Sache gewiß noch oft von Frankfurt nach Berlin und von Berlin nach Frankfurt getragen werden wird.

Wir denken in diesem Jahr bei Saarlouis 600, und bei Koblenz ebensoviel Militair Arbeiter anzustellen. General Hake hat wirklich viel gethan um die dabei obwaltenden Schwierigkeiten zu beseitigen, sonst wäre auch dieser kleine Schritt unmöglich gewesen; ich muß das aufrichtig anerkennen. Köln wird aber leer ausgehen — das liegt in seiner Ansicht.

An Clausewitz.

Berlin, den 29. März 1818.

In Ihrem letzteren Schreiben, mein edler Freund, erwähnen Sie nicht mit einer Sylbe desjenigen Schreibens, welches ich Ihnen zuletzt zugesendet habe und worinnen ich Ihnen so sonderbare Aufschlüsse darüber gab, daß erst das Zeugniß des Generallieutenant v. Hacke erfordert wurde, um zu bestimmen, ob man Ihnen, wegen Ihren politischen Gesinnungen, die Jugend anvertrauen könne? Ich meinte, daß Sie, Ihrer Schuldlosigkeit sich bewußt, über diese Aufklärung in Erstaunen gerathen würden und

nun finde ich, daß Sie dieſen mir als ſo höchſt wichtig erſchienenen Umſtand ganz mit Stillſchweigen behandeln. Sollte der Brief etwa nicht angekommen ſein?

Nachdem altum silentium über Ihre Anſtellung obwaltet, ſo komme ich nach gerade auf die Vermuthung, daß man Sie wegen Ihrer ſogenannt ariſtokratiſchen Geſinnung entfernt hält. Sie wiſſen, wer hier herrſcht; und der, ſo beherrſcht wird neigt ſich ohnedies ſehr ſtark zu den Lehren des Jacobinismus. Da mag man ſo etwas von Ihren Geſinnungen erforſcht haben, und findet es angemeſſener, Sie entfernt zu halten.

Es ſind hier trübe Betrachtungen anzuſtellen. Hallers, ſo viel vortreffliches enthaltende Reſtauration der Staatswiſſenſchaften, einigermaßen zu loben, gilt hier für Blödſinn. Ich habe den Herrſchſüchtigen neulich in Geſellſchaft von Frauen in ſchäumende Wuth und gräßliches Geſchrei verfallen ſehen, als ſein kleiner Schwager die Vertheidigung dieſes Buches unternahm. Wir befinden uns hier auf einer ſteilen Fläche und eilen in ſtets ſich beſchleunigenden Schritten gegen einen Abgrund. Die Menſchen ſind nicht zu halten; triumphirend ſchreiten ſie hinab. Die Wenigen, die im Widerſpruch mit ihnen ſind, haben nicht die Eigenſchaften, daß man mit ihnen ſich verbünden möchte. Vereinzelt ſtehen diejenigen, welche die Gefahr ahnen. Derjenige, der den Muth haben wird, ſeine Stimme gegen den Schwindelgeiſt zu erheben, wird am Ende vom Hof ſich verlaſſen ſehen. So wie die Verfaſſungs-Angelegenheit vor den geſammten Staatsrath kommt, wird ein jacobiniſches Machwerk daraus. An einen Mittelweg, der allen Ständen des Reichs eine berathende Stimme, der Krone ihr Anſehen und ihre Macht ſicherte, iſt wahrſcheinlich nicht zu denken. Rechnen Sie daher, unter dieſen Umſtänden, nicht viel auf meine Wirkſamkeit.

Die Art, wie ich Ihnen dieſen Brief zuſende ſichert ihn vor der Eröffnung auf der Poſt, darum ſchloß ich darin mein Herz auf.

An die Prinzessin Luise, Fürstin Radziwill.

Berlin, den 9. April 1818.

Den Auszug aus dem Schreiben des Grafen R., den Ew. Königliche Hoheit mir mittheilen zu lassen geruht haben, habe ich mit Rührung gelesen. Diese Worte tiefen Gefühls haben meine Theilnahme in Ansehung der andern Angelegenheit noch mehr gesteigert.

Wenn ich in meinem letztern an Ew. Königliche Hoheit gerichteten Schreiben Höchstdenenselben dunkel geschienen habe, so liegt das wohl in der Behutsamkeit, womit der Gegenstand behandelt sein will.

Vielleicht drücke ich mich deutlicher folgendergestalt aus. Der Graf hat früher geäußert, unter unsern jungen Personen habe er noch keine gefunden, die ihm in Absicht auf innere und äußere Bildung genügen könnte; nur die Gräfin D. besitze die von ihm geforderten Eigenschaften. Er fühlt sich aber durch ernste Rücksichten bewogen, dieser Letzteren zu entsagen, kann aber die Leidenschaft nicht bezwingen, die ihn an sie fesselt. Um nicht in Gefahr zu kommen, dennoch von ihr überwältigt zu werden, wählt er sich eine andere Gemahlin, und er wählt sie, gleichsam als ein sich selbst gesetztes Hinderniß, damit er sich nicht mit jener Angebeteten zu verbinden vermöge.

Wir, die wir um sein Glück bekümmert sind, und die wir ihm, seines edlen Herzens wegen, gern jeden Trost und jeden feineren Lebensgenuß gönnen, sind nun ganz natürlich veranlaßt, zu fragen, ob er auch bei der neuen Wahl nicht seines Glückes und seiner Zufriedenheit verfehlen möchte? — Wird die neu gewählte Gattin hinlänglich innere und äußere Bildung haben, um ihm nicht den Mangel daran gewahr werden zu lassen, und an die verlorene Geliebte schmerzlich zu erinnern? Und jene tief gegründete Liebe, wird sie nicht stets fortleben und ihn vielleicht den gethanenen wichtigen verhängnißvollen Schritt bereuen machen? Wird die gewählte Gemahlin nicht die noch fortlebende Liebe ge-

wahr und dadurch unglücklich werden? Wird die Gräfin D. in einer andern Verbindung ihre Liebe vergessen können? Und wenn nicht, oder wenn es ihr, bei ihrem, wie man sagt, von der Verläumdung nicht unbefleckt gebliebenen Ruf, an einer annehmlichen Verbindung fehlen sollte, sind dann nicht drei Unglückliche? Der Graf, seine Gemahlin, und die Gräfin D.? Die Tadelsucht des Zeitalters wird die neue Wahl ebenso verdammen, als sie bei der ersteren gethan haben würde. Darum, lediglich das Glück des Grafen im Auge habend, und über alle anderen Betrachtungen mich hinwegsetzend, möchte ich wünschen, daß er Niemanden um Rath gefragt, und gethan haben möchte, was die Sorge um sein häusliches Glück gebot. Die einzige Betrachtung, die mich dabei beunruhigen könnte, wäre die Wirkung, die diese Begebenheit in der Familie selbst machen würde.

Ob der Herr Schwager des Grafen mit meinen Ansichten der Angelegenheit bekannt zu machen sei, darüber getraue ich mir nicht, eine Erklärung zu geben. Es ziemt mir nicht, in solche zarte Familien-Angelegenheiten mich unaufgefordert einzumischen, und ich möchte mich nicht einem gerechten Tadel dieserhalb aussetzen. Das was ich gegen Ew. Königliche Hoheit darüber auszusprechen wagte, ist bloß eine Folge Höchst Ihrer an mich ergangenen Aeußerungen. Auch hat es mich schon oft beunruhigt, daß ich im vorigen Sommer in die Nothwendigkeit gekommen bin, meine damalige Ansicht darzustellen, wo ich die Leidenschaft des Grafen nicht so tief gewurzelt glaubte, wenn ich mir nun hinterher sagen muß, daß durch solche abrathende Rathschläge der Graf vielleicht veranlaßt worden, seine zeitherigen Entschlüsse zu nehmen und somit einer vielleicht freudeleeren Zukunft entgegen zu gehn. Ich möchte ihn so gern ebenso glücklich wissen, als er mich gemacht hat.

Welche Gefühle Ew. Königliche Hoheit gegen den Grafen beseelen, weiß ich, und diese Gefühle werden die meinigen rechtfertigen, welche mich leiten, indem ich diese Angelegenheit blos aus

dem Gesichtspunkte des häuslichen Glückes des Grafen, und aus keinem andern, betrachte.

Weder liegt ein verborgener Sinn, wie Ew. Königliche Hoheit meinten, in dem was ich früher darüber sagte, noch weiß ich ein Mehreres, was Aufklärung geben könnte.

Benzenberg an Gneisenau.

Brüggen, den 12. April 1818.

„Nur gleich zur Sache, mein Freund, wir halten die Jenaer Zeitung
„Und sind hier in der Hölle schon längst von allem belehrt.

Vor 2 Monaten war ich in Coblenz und mit Görres in Engers. Wir haben dort gegessen, getrunken, von der Höhe der Tibetanischen Gebirge geredet, von Herrn Alexander von Humboldt, vom Bischofe von Gent und anderen reputierlichen Leuten. Von rheinischen Angelegenheiten aber gar nichts, welches ich dem Kanzler in keiner Weise verdenke, da er das Verfassungswesen in diplomatischer Weise mit dem Geheimnisse nimmt und behandelt.

Eichhorn war sehr mit Geschäften überladen, so daß er nur wenig empfangen und wenig geben konnte.

Nachdem die Rheinländer sich das Wesen lange betrachtet haben, so treiben sie es jetzt in ihrer eigenen Weise, und es kommt mir so vor, als wenn Leopold's Wort in Erfüllung gehen sollte: daß so die Tochter mannbar geworden, sie sich einen Mann nimmt, wenn man ihr keinen giebt. Vor dem 1. Januar 1819 haben wir am Rhein eine Verfassung. Wie es in den anderen Provinzen des Reichs sein wird, das weiß ich nicht. Allein wir haben eine.

Es ist uns gelungen, die Eifersucht der Bürgerlichen gegen den Adel zu gewältigen. Die Adresse von Görres, die Denkschrift des Adels und der Beobachter haben dazu beigetragen.

Indem der Adel sich erklärt, daß er den Bürgerstand und den Bauernstand mit in die Vertretung aufnehme und daß dieser mit dem Besitze des Bodens auch die Rechte geerbt, so auf diesem hafteten, so ist der Bürgerstand und der Bauernstand mit in das urkundliche Recht aufgenommen, welches zwischen der Landeshoheit und der Landschaft den 5. November 1672 errichtet wurde. In Elberfeld sind jetzt die beiden Hauptrecesse vom 5. November 1672 und vom 27. Juli 1675, die zwischen dem Pfalzgraf Philipp Wilhelm und der Landschaft geschlossen wurden, auf's neue gedruckt worden. Auf ihnen beruhte unsere alte Verfassung.

Nach diesem Vertrage ruhte das Indigenat-Recht mit in den Händen der Stände, und die Landeshoheit konnte nur im Lande Eingeborene und Eingesessene mit Aemtern belehnen. ———

Zum Preußenthum sind diese Länder nicht zu bekehren. Sie wollen Deutsche bleiben. Das sind wir einmal, so sagen sie, das sind wir immer gewesen und das bleiben wir.

Daß wir Preußen sind, ist zufällig. Das sind wir heute, und morgen vielleicht wieder nicht. Aus den Wiener Verhandlungen geht hervor, daß Preußen die Sachsen lieber gehabt hätte wie uns und wenn seine Vor-

schläge Gehör gefunden, so wäre vielleicht der König von Sachsen, dieser Freund und Verehrer von Napoleon unser Herr.

Wer bürgt uns dafür, daß es uns nicht einmal gehe, wie den Unterthanen des Grafen von Pappenheim, die für 4 Thaler 8 Gr. jährlichen reinen Ertrags verrechnet und gegen Domänen vertauscht sind. Wenn man solche Reden hört, so fühlt man, daß das Bekehren zum Preußenthum etwas ganz Unmögliches ist. Diese Provinzen haben mit den anderen keine gemeinschaftliche Geschichte, nicht die gemeinsamen Erinnerungen aus der Heldenzeit eines Fürsten, der ganz Europa überstrahlte.

Wenn Preußen 1813 ein Deutschland aufgerichtet, dann wäre es anders. Dann war eine große gemeinschaftliche Erinnerung die Alles umschlingende bildende und haltende Idee, auf der die Krone als Gipfel und Vollendung ruht.

Die Umstände haben es nicht gewollt und das Königthum schwebt in unentschiedener Mitte zwischen dem Feudalkönigthum und dem constitutionellen.

Wo es sich hinneigen wird, das mag schwer zu bestimmen sein. Am Rheine kann es aber nur dadurch Bedeutung erhalten, daß die Krone der Gipfel und der Schlußstein der Verfassung ist.

Uebrigens sind wir der Meinung, daß ein Volk diejenige Verfassung erhält, die es werth ist.

Den 13. April 1818.

Daß der Kanzler in diplomatischer Weise mit dem Geheimnis regiert und das Verfassungswerk in ähnlicher Weise leitet, das verdenke ich ihm gar nicht. Er steht nahe an der Mitte; er kennt aufs genaueste alle Verhältnisse und Persönlichkeit derer, von denen in letzter Entscheidung alles abhängt; er weiß, was ausführbar und was nicht und — des sind wir alle überzeugt: Er meint es ehrlich mit dem Verfassungswerke.

Görres sagte: ich habe ihm bei der Uebergabe der Adresse bis in den Leib gesehen, wie die Gedanken sich in ihm bildeten und aufstiegen; er meint es redlich mit dem Verfassungswerke.

Ebenso Eichhorn, der das ganze Vertrauen besitzt, und der sich am alten Staatskanzler wie ein junges constitutionelles Organ entwickelt hat, das bereits schöne Früchte getragen.

Allein die Form, die wir am Rheine gewählt haben, das Oeffentliche öffentlich zu betreiben, ist sicher die bessere und die leichtere.

Wenn man sich einmal davon überzeugt hat, daß die Gesellschaft organischer Natur ist und daß sie vermöge des ihr einwohnenden Bildungstriebs, immer dahin strebt, diejenigen Formen hervorzurufen, die auf ihren gegenwärtigen Zustand passen und in denen sie ihr Leben am bequemsten und behaglichsten fortsetzen kann, so kann man nicht mehr zweifelhaft über die Partie sein, die man zu nehmen hat.

Folgt man willig der Gesellschaft in diesem ihrem Streben, ist man ihr behülflich, daß sie dasjenige erreicht, nach dem sie sich bemüht, thut man Verzicht drauf sie in einer anderen Richtung regieren zu wollen, als welcher sie zu folgen geneigt ist, so ist das Regieren leicht. Was es sehr erleichtert ist grade das Oeffentliche und die Natur des Oeffentlichen. Die Ehrlichkeit ist dann ein nothwendiges Element und nur durch Ueberlegenheit von Verstand und Kenntnissen kann man sich Ansehen verschaffen, hiedurch wird den Dingen nun ungemein der Weg abgekürzt, indem alle

Irrthümer gleich von Anfang an vermieden werden. Mit der Oeffentlichkeit impulsiert man nicht allein, sondern man wird auch von ihr impulsiert, man unterrichtet nicht allein die Gesellschaft, sondern man wird auch wieder von ihr unterrichtet durch den Wiederhall, der einem aus dem Volke entgegen kommt.

Ich getraue mich eine Wette einzugehen: über jede Sache innerhalb drei Monaten mit Hülfe des Beobachters vollkommen unterrichtet zu sein.

Das geht nun dem Kanzler bei seiner Art zu regieren völlig ab und daher glaube ich, daß wir mit der unsrigen einige Ueberlegenheit über die seinige haben.

Görres schreibt mir am Schlusse eines Briefes, den ich so eben von ihm erhalte:

„Von oben wächst uns nichts zu, wiederhole ich wieder, aber langsam und gut von unten auf."

Das waren in Berlin wohl recht dumme Menschen, welche 1815 glaubten, daß mit geheimen Orden etwas zu machen sei und daß man mit ihnen sich der Regierung gegenüber stellen könne. Mit dem Geheimnisse ist grade nichts zu machen. Was nicht klar und deutlich und öffentlich in den Zeitungen steht, das übt keine Wirkung in der Gesellschaft. Nur dadurch ist etwas auszurichten, daß man sich mit der Gesellschaft fortbildet und die Gesellschaft mit sich. Auch ist mit dem Murmuriren nichts zu machen.

Ich habe mich überzeugt, daß es eine beständige Funktion der Gesellschaft ist, daß es immer in ihr stattfindet und daß es eine Art von Freudenhimmelchen für die Philister ist, wodurch diese sich interessant zu machen glauben, so wie die Weiber mit ihrem Kranksein.

Wenn man dem Murmuriren auf den Grund geht, so ist es immer so unvernünftiger und egoistischer Art, daß man gleich sieht, daß es sich seiner Natur gemäß immer in sich selber vernichtet. Ein Minister ist daher thöricht, wenn er irgend Notiz davon nimmt. Allein wenn irgend ein Fehler in der Staatsmaschiene ist, irgend ein fauler Fleck wie z. B. in Frankreich das Deficit von 56 Millionen, und bei uns das Anstellen der nicht in der Provinz Eingesessenen, dann wirft sich das Murmuriren auf diesen Fleck und wird dann durch seine Masse bedeutend, da es nun eine gemeinschaftliche Richtung erhalten.

Herr von der Straaten, einer meiner Nachbarn, sagte bei Gelegenheit des Votirens der Gladbacher Adresse: die Preußen begreifen das gar nicht, was es heiße, eine Adresse zu votiren und so die Meinungen vieler auf einer einzigen zu vereinigen. In Coblenz konnten statt der 10, die sie dem Staatskanzler überbrachten, auch die 5000, so sie unterzeichnet, auf den Gedanken kommen sie zu überbringen, und wenn sie sich dann mit Ordnung bewegten, so wäre der Anfang gemacht, und ohne daß es die Minister zu verhindern im Stande wären. Denn jede harte und ungerechte Maaßregel, so beim Abschlagen einer Bitte angewandt wird, die an sich gerecht ist, vereinigt alle Meinungen auf einmal auf dem Gegensatze. Herr von der Straaten war Präfekturrath und Departementsrath. Er leitete unter Alex. Lamotte die Verwaltung des Roerdepartement. Er gehört auch zu den Gutsbesitzern, die der Meinung, daß diese Lande wohl thun, alle Abgaben auf dem unbeweglichen Vermögen zu halten.

Wenn wir Provinzialstände haben, dann dürfen wir erst an Reichsstände denken. Wie es scheint, ist die Ansicht des Kanzlers, daß er einen Reichsrath neben dem Staatsrath bilden will, in welchen die fürstlichen und gräflichen Geschlechter kommen und aus jeder Provinz einige Deputirte der Provinzialstände, wo die Berathungen aber nicht öffentlich sind, sondern wie die des Staatsrathes bei verschlossenen Thüren geschehen. Ich glaube nicht, daß sich eine solche Idee bei dem gegenwärtigen Zustande der Gesellschaft durchführen läßt. Diese thut nicht Verzicht auf die große Mechanik der Oeffentlichkeit der Gesetzgebung und auf die Kraft und Gewalt, die diese auf die Meinung übt. Eine Entscheidung des Staatsrathes legt kein Quentchen Kraft zu einer Ordonnanz eines Ministers. Und der Reichsrath würde keine Zwei zulegen. Mit einem Reichsrathe brächte der französische Minister kein Budget von 900 Millionen zu Stande.

Ich habe Ihnen, mein General, glaube ich schon in meinem vorigen geschrieben, daß ich diesen Winter so musterhaft fleißig gewesen, daß ich 3 Monate ohne Unterbrechung bei der Mutter geblieben, daß ich jeden Tag 8 Stunden gearbeitet und 10 geschlafen habe, daß ich ein Werk zu zwei Bänden über's Cataster geschrieben, daß ich den Beobachter gespeist, und dabei noch alle constitutionelle Artikel im Conversationslexikon bearbeitet. Dieses Buch übt so wie einst die Encyclopädie eine große Wirkung auf die Gesellschaft. 20000 Exemplare sind bereits davon in 4 Auflagen verkauft. 1500 Exemplare sind allein nach Berlin gegangen.

An Gräfin Reden.

Berlin, den 11. April 1818.

Gnädige Gräfin,

Hochverehrte Frau.

Bei der Anwesenheit Ew. Excellenz Frau Schwester am hiesigen Ort hatte ich den Vortheil, recht oft von Ihnen zu hören und Ihnen auf Ihren Reisen zu folgen; aus Ihrem letzteren Schreiben vernehme ich, daß Sie endlich wohlbehalten zurückgekehrt sind, was bei drei gebrochenen Axen und einer zerbrochenen Wagen-Feder wirklich ein Glück ist. Gott Lob, daß Ihnen Nichts begegnet ist.

Lassen Sie mich bei dem Gegenstand Ihres Briefes beginnen, der Ihrem Herzen am nächsten liegt, bei dem Zustand unserer Armen auf dem Land und unserer Weber im Gebirg.

Letzteren ist schwer zu helfen; ihr Schicksal ist, wie das aller Manufakturarbeiter, in das der Weltbegebenheiten verflochten und zugleich abhängig von dem wandelbaren Geschmack der Menschen. Die dreimal wohlfeileren Baumwollen-Waaren haben in Amerika,

Portugall und Spanien den Gebrauch der Leinwand verringert. Solche Noth trifft man in dem Manufakturreichen England oft an; der eine Manufakturzweig steigt, der andere sinkt und die Noth dieser halb-Bettler macht oft den brittischen Ministern mehr Sorgen als die Triumphe ihrer Feinde. Die Reicheren müssen dann zutreten, denn die Kräfte der Regierung reichen nicht zu.

Wenn daher diejenigen Dominien, die unter ihren Einsassen Weber haben, sich nicht entschließen, jeder Weber-Familie einige Morgen Acker zu vermiethen, und die Weber nicht zu Schippe und Spaten greifen, so werden diese noch lang ein halbes Hungerleben fortführen. Drei Morgen sind hinreichend, um eine fleißige Familie die neben den Feldarbeiten noch spinnt oder Anderes treibt Nahrung zu geben, bei gehöriger Abwechslung im Bau der verschiedenen Früchte.

Aber auch selbst die Dominien würden hiebei gewinnen. Was mir immer als Wahrheit erschien, was Ew. Excellenz Herr Bruder im vorigen Sommer ebenfalls mit so viel Ueberzeugung darthat, ist mir aufs neue durch den jungen Thaer, den Sie kennen, in Zahlen bewiesen worden. Er hat mir aus dem landschaftlichen Anschlag von Erdmannsdorf herausgerechnet, daß wenn man nach selbigem wirthschaftet, das heißt mit viel Ordnung, ohne äußere Störung und ohne Witterungsunfälle, und, wohlgemerkt mit den so äußerst geringen Ausgaben eines landschaftlichen Anschlages, man dennoch, wenn man daselbst Getreide baue, alle Jahre zweitausend Thaler zusetze, das heißt, wenn daselbst 1000 Scheffel Getreide verkauft würden, man auf jeden Scheffel 2 Thlr. zusetze. In diesem Fall befinden sich höchstwahrscheinlich einigermaßen Ew. Excellenz und ganz gewiß der Graf Schafgotsch, Mattuschka pp. Diese Herren würden demnach viel besser thun, unter den gehörigen Vorsichten, einen Theil ihrer Aecker zu verpachten, und dagegen einen Theil ihres Gesindes, Viehes und Inventariums abzuschaffen, wenn sie nicht etwa gemeint sind ihre Wirthschaften umzuändern.

Wir wollen nun von den Land-Armen überhaupt reden. Seit einer langen Reihe von Jahren ist die Regierung bemüht gewesen, das patriarchalische Verhältniß zwischen Gutsherrn und Unterthanen zu stören, und letztere gegen Erstere aufzuhetzen. Die Gründe dazu, liegen in der älteren Geschichte und in der neueren Philanthropie. Glaubend, nun hiebei nicht stehen bleiben zu können, und in Uebereinstimmung mit den neueren staatswirthschaftlichen Ansichten, hat die Regierung seit zehn Jahren fort gefahren, alle Bande zwischen Gutsherren und Dorfeinsassen nach und nach aufzulösen, und es wird nicht geruht werden, bis nicht das letzte Band zerrissen ist. So ist jetzt der Sinn der öffentlichen Meinung. Ob ein besserer Zustand dadurch werde begründet werden, liegt noch in dunkler Zukunft. Manche Erschütterung mag einem dereinstigen vollkommenerem Zustand vorangehen müssen; aber jedes Zeitalter hat seine herrschende Meinung, der man sich, so lang sie noch jung ist, nicht widersetzen kann, und die man erst dann mit Glück bekämpft, wenn sie veraltet ist. Da indessen die Bande jetzt bereits gelockert und die Gemüther mißtrauisch und erbittert sind, so wird das Schicksal der Landarmen täglich hülfloser, weil sie nirgend einen sichern Anhalt haben. Es wird demnach dringend nöthig, die Communal-Einrichtungen auf dem Lande zu bilden, und diesen nebst andern Gegenständen, auch die Armenpflege zuzuweisen, und nach Maasgabe des nutzbaren Eigenthums die Last zu vertheilen. Die Armen von Seiten des Staats zu unterstützen geht nicht an, indem die Regierung hierzu bereite Schätze nicht hat, und selbst wenn sie deren hätte, diese bald erschöpft sein würden, in ihrer Ermangelung aber Auflagen zu diesem Behuf ausschreiben müßte, deren Vertheilung oft sehr unzweckmäßig gemacht werden würde. Besser es bringt die Commune selbst, die denn doch ihre wahrhaft bedürftigen Armen kennen muß, die Kosten zu deren Unterstützung auf.

Den Handel mit unserm Gebirgserzeugniß der Leinwand, wieder in Schwung zu bringen, dazu steht der Regierung kein Mittel zu Gebot. Wenn nach dem Lauf von mehreren Jahren man gewahr werden wird, wie wenig dauerhaft die Baumwollenzeuge sind, so wird der Gebrauch der Leinwand zum Theil wieder mehr in Anwendung kommen. Vielleicht sind dann die amerikanischen Kolonien wieder beruhigt, so daß unsere Artikel auch dorthin sich wieder Wege eröffnen. Nur durch solchen Umschwung des Geschmacks oder der Begebenheiten läßt sich ein neuer Flor unseres Gebirgshandels erwarten. Die Regierung kann nur durch Wegräumung einiger Hindernisse einwirken. Selbst wenn sie über viele Millionen gebieten könnte, um Leinwand-Magazine anzulegen, so würde sie theils durch Betrug viel leiden, und theils die Leinwand in den Magazinen wegen Mangel an Absatz vermodern. Es giebt vor der Hand keinen anderen Ausweg, als daß ein Theil der Weberfamilien zum Ackerbau sich wendet, und hier müßte der gute Wille der Dominien hinzutreten. Freilich fühle ich aber, daß dies fromme Wünsche sind. Schon im vorigen Sommer habe ich gestrebt für unsern Gebirgshandel zu wirken, aber ich mußte mich endlich überzeugen, daß der Regierung keine wirksame Hülfe zu Gebot steht. So viel in Hinsicht auf die Ew. Excellenz gütigem Herzen so hochwichtigen Momente Ihres Briefes.

Die vor meinen Fenstern ausschlagenden Bäume regen meine Sehnsucht nach unsern Bergen sehr auf. Ich gedenke dort meine Wirthschaft umzuändern und endlich meiner Ueberzeugung zu folgen, nämlich fast kein Getreide mehr zu bauen und allen Wirthschaftsbetrieb allein auf Viehzucht zu richten. Man wird mich dort tadeln, Ihr Herr Bruder aber mich loben. Mein unseliger Bau verfolgt mich immer noch. Ich hatte angeordnet, daß im Bau Nichts unternommen werden sollte, was nicht höchstens Ende oder Mitte Mai beendigt sein könnte, und siehe da, nun ist Alles niedergerissen. — Ew. Excellenz wollen mich

Fräul. Carolinen aufs angelegentlichste empfehlen und die Huldigungen meiner treuen Anhänglichkeit empfangen.

Gr. N. v. Gneisenau.

An Gibsone.

[Ohne Datum. Ende April.]

Mein verehrter Freund!

Tausend Dank für Ihre Lucullus-Geschenke, mein theurer Freund. Wie ich Alles verzehren, wie ich meine Gäste und Tischgenossen an alle diese Leckereien gewöhnen soll, weiß ich nicht, denn auch durch Ihren Herrn Bruder sind mir eine Menge Flaschen indischer Brühen besorgt worden. Wir werden indeß sehen, wie wir den Vorrath bezwingen werden und bei dem Genuß stets Ihrer gedenken.

Sie geben mir solche Diäts-Regeln, daß ich besorgen muß, ich sei bei Ihnen in den Verdacht der Leckerei und der Lust zur Schmauserei gekommen. Wäre dem so, so muß ich meine Unschuld darthun. Als Sie abgereist waren, so lebte ich von den Suppen, welche Sie mir hinterlassen hatten, welche ich selbst an meinem Kaminfeuer bereitete und dazu etwas Wurst und Eier aß. Als die trockne Suppe zu Ende war, kochte ich mir Wassersuppe; dazu trank ich keinen Wein. Nun habe ich mir selbst den Kaffe abgewöhnt. Nicht unempfindlich für das Vergnügen der Tafel am kleinen Tisch mit einigen Freunden, ziehe ich doch nur die einfachen Gerichte vor und verschmähe die feinen und namentlich darf ich meine Leibgerichte in guter Gesellschaft nicht einmal nennen, wenn ich mich nicht ihrer schämen soll. Auch bin ich in der Ueberzeugung, daß man in der zweiten Hälfte des Lebens nichts nachtheiligeres für die Gesundheit thun kann, als gut zu essen, und schon aus diesem Grundsatz lebe ich mäßig. Aber freilich, wenn ein treuer Freund vom baltischen Meere herkommt, mich mit seinem Besuch zu erfreuen, da trinke ich wohl ein Paar Gläser mehr als nöthig ist, und unter solchen

fröhlichen Auspizien mögen ein Paar überflüßige Gläſer auch nicht ſchaden.

Die Rede des Kaiſers von Rußland, deren Sie in Ihrem Schreiben erwähnen, hat nicht allein bei Ihnen, ſondern auch im übrigen Europa große Aufmerkſamkeit erregt. Man war verwundert, ihn eine ſolche Sprache führen zu hören. Auf mich hat ſie eine ſolche Wirkung nicht hervorgebracht. Ich glaube den Kaiſer Alexander zu kennen und ſeine Phraſen. Er iſt ein argliſtiger Fürſt, ſucht zu täuſchen und ſeine Rede iſt nichts weiter als eine Koquetterie mit den liberalen Ideen in Europa.

Dagegen ſticht nun freilich die Kabinets-Ordre unſeres Hofes gegen das Adreſſen-Weſen ſtark ab. Wenn es gleich nicht gerechtfertigt werden kann, daß man die Leute durch Glockengeläute zuſammen ruft, um Adreſſen zu unterzeichnen, ſo thut es mir doch leid, daß dieſe Kabinets-Ordre erſchienen iſt. Sie iſt durchaus nicht im Einklang mit den Antworten des Staatskanzlers, die er der Deputation gegeben. Es giebt indeſſen eine geheime Geſchichte des ganzen Herganges, die vieles erklärlich macht, was räthſelhaft dabei erſcheint.

Die Unzufriedenheit am Rhein ſoll nun, nach von dorther erhaltenen Briefen, wirklich im Steigen ſein. Ich fürchte nun, daß es uns nicht mehr erlaubt ſein wird, die rechte Mittelſtraße zu halten und daß wir fortan nur hart oder ſchwach ſein können. Die Forderungen ſcheinen ſich nun auf Nichts weniger zu geſtalten, als nur allein aus ihrer Mitte Beamte haben zu wollen. So wie die Regierung dies zugiebt, offenbart ſie ihre Schwäche; wenn ſie es verweigert, wird ſie der Härte beſchuldigt. Was da zu thun? Fragen Sie doch darüber unſern Schön. Der hat ſonſt Rath für Vieles.

Mit weit Wenigerem hätte vor 4 Jahren ſich dasjenige bilden laſſen, was heut zu Tage die Völker, aufgereizt durch Widerſtand und Weigerungen und durch ehrſüchtige Jakobiner bearbeitet, fordern. Allein damals herrſchte eine unbegreifliche

Verblendung über die Forderungen der Nothwendigkeit und man glaubte im alten Geleise fortfahren zu können. Jene Zeit ist unwiederbringlich verloren, und jetzt sind die Gemüther schwer zu befriedigen.

Soviel erscheint mir als höchst wahrscheinlich, daß bei uns, wenn man nicht von Provinzialständen anfängt und von da zu den Reichsständen übergeht, sondern alsbald eine Konstitution, nach dem Muster etwa der französischen, aufbauen wollte, unsere Administration nicht dagegen aushalten, sondern vor der Kammer der Deputirten alsbald zusammenstürzen würde. Wer möchte da die Folgen im Voraus berechnen wollen. In diesem laufenden Monat sollte eine Konstitution in Baiern fix und fertig bekannt gemacht werden. Welch täuschendes Machwerk dies sein möge, mag der Himmel wissen.

Wie ich von unserm S[chön] denke, wie sehr ich seine Talente hochachte, wie sehr ich seine Rechtschaffenheit verehre, habe ich Ihnen oft genug gesagt. Ich habe Ihnen die hohe Stelle genannt, worin ich ihn zu sehen wünsche. Aber kann ich dafür, daß sich die Leute vor ihm fürchten, oder daß er sich ihnen furchtbar zeigt. Wäre dies nicht, Vieles hätte sich nicht zugetragen. Statt daß die andern den Gang des Staatskanzlers hemmten, wäre er ihm in Allem was großartig ist, eine Stütze gewesen. Die Verhältnisse haben es nicht gewollt.

An Clausewitz.

Berlin, den 7. Mai 1818.

Mein verehrter Freund!

Der König hat Ihre Versetzung hierher an die Stelle des Generals Boguslawski genehmigt. Der Kriegsminister läßt Ihnen durch mich sagen, wenn auch diese Stelle nicht den Umfang des Einflusses habe, der Ihnen gebühre, so solle doch getrachtet werden, Ihnen einen solchen zu verschaffen. Ich erwähnte der von Ihnen beabsichtigten Badereise; Boyen meinte,

Sie könnten füglich selbige abwarten und sollten sich mit Ihrer Herreise nicht übereilen. In Ansehung meiner Tochter ist mir Ihre Versetzung unlieb; in Ansehung meiner sehe ich sie natürlicher Weise gern; und zwar doppelt so, da ich besorgen mußte, daß Ihre Dienstverhältnisse nachtheilig auf Ihre Gesundheit wirken möchten. Wenn Ihnen die Stelle nicht gefalle, meint Boyen so sei leicht eine andere Versetzung einzuleiten.

An die Prinzessin Luise, Fürstin Radziwill.

Berlin, den 13. Mai 1818.

Das fröhliche Ereigniß in Moskau*) hat Ew. Königlichen Hoheit Herz sicherlich mit höchster Freude erfüllt, darum erlaube ich mir Höchstdenenselben meine Glückwünsche hiezu ehrfurchtsvoll darzubringen, gleichsam als der Mutter unserer halbverwaisten Prinzessin. Die Freude in Rußland ist ungemein. Das Landvolk strömt nach Moskau zu dem heiligen Kreml, um sich vor dem Pallast der Großfürstin auf die Kniee zu werfen und die Schwelle desselben zu küssen. Es ist eine erfreuliche Erscheinung, ein jugendliches Volk seine treuen unverdorbenen Gefühle auf solche Weise ausdrücken zu sehen, und der Vergleich mit dem französischen, wo nur egoistische Gefühle herrschen und dem König sogar die Royalisten abhold sind, um so auffallender.

Auf Ew. Königlichen Hoheit Fragen, weiß ich nur folgendes zu antworten: Es scheint mir, als ob der Graf mit Höchstdenenselben über sein Verhältniß zur Gräfin D. reden werde, aber vielleicht nicht von dem zur jungen B. das übrigens, wie man sagt, sich aufzulösen im Begriff ist. Wenn er ohne Ersatz sich zu beruhigen fähig ist, so wäre dies das Beste; wo nicht, so wünsche ich, daß er, ohne erst viel um Rath zu fragen, lieber als eine Verbindung ohne Neigung einzugehen, die dann doch getadelt werden würde, geradezu um sein häusliches Glück allein, und nicht erst um das, in kurzer Zeit wieder verhallende Gerede

*) Die Geburt des jetzigen Kaisers Alexander II.

sich bekümmern und mit der Gräfin D. eine Verbindung schließe. Ich setze hiebei voraus, daß die Gräfin einer solchen Wahl sich würdig gemacht und nicht etwa durch Leichtsinn solche verwirkt habe. Daß sie nach Italien gehe, weiß ich nur aus den Zeitungen.

An Clausewitz.

Berlin, den 21. Mai 1818.

Ihr so sehr freundliches Schreiben, die Glückwünsche zu bevorstehender Verbindung meiner Tochter enthaltend, ist mir gestern zugekommen. Ich bin Ihnen sehr dankbar für Ihre darin ausgesprochenen Gesinnungen gegen mich und treulich erwiedere ich solche. Auch mein Wunsch ist es stets gewesen, Sie, Ihre Gemahlin, Gräfin*) und Grafen Dohna bei der Hochzeit zu sehen, aber die so weite Reise Ihnen zuzumuthen, ging nicht an. Ihre Versetzung hierher gab hierzu mehr Hoffnung; Ihre diplomatische Sendung vermindert selbige abermals. Wenn Sie dabei erscheinen könnten, so würde ich mir getrauen, es auszuwirken, daß die Hochzeit bis in den August verschoben würde. Es kann sich leicht treffen daß die Geschäfte des Staatsrathes dergestalt sich verzögern, daß ich erst im July von hier abreisen kann, vielleicht erst in der Mitte des genannten Monats. Wenn indessen Ihr Frankfurter Auftrag Sie bis in den Herbst hinein dort fesselte, und Sie sich entschlössen, Ihre Gemahlin vorauf zu schicken und Ihre Wohnung hier einzurichten und sie träfe bereits zu derjenigen Zeit hier ein, wo ich noch hier wäre, so wäre ich im Stande, ihr einen Platz in meinem Wagen anzubieten, um nach Schlesien zu reisen. Wir hätten dann die Freude, wenigstens die eine Ehehälfte als Zeugin unseres Festes bei uns zu sehen.

Es geht die Rede als ob ich ein großes Hochzeitfest veranstalte, dem ist aber nicht so. Ich habe meiner Frau bereits früher geschrieben, daß ich, wegen Mangel an Raum im Hause, gedächte

*) geb. Scharnhorst, Schwester des Bräutigams.

nur die nächsten Verwandten und die drei Nachbarhäuser zu Buchwald, Arnsdorf und Warmbrunn sonst aber Niemanden einzuladen. Wie ich nun von ihr vernehme, so will Scharnhorst nur eine ganz stille Feier, ich werde demgemäß, mit meiner Frau berathen wie dies einzurichten.

Sie erwähnen so oft des Darlehns von 1812, ich muß Ihnen aber sagen, daß ich solches jetzt nicht brauche. Aber auch ich bin in Ihrer Schuld wegen meines Bildnisses, daß Ihre Gemahlin hat malen lassen und noch wegen anderer Dinge. Es ist mir überhaupt nicht klar wie es damit stehe. Kinçon hat mir zwei Bildnisse in Rechnung gebracht, und doch erinnere ich mich, nur Eins erhalten zu haben, nämlich dasjenige, was ich Herrn von Stein gab. Dasjenige, welches ich vorigen Winter durch Vermittlung Ihrer Frau Schwiegermutter erhielt, ist wie ich voraussetze eine Kopie die Ihre Gemahlin hat nach demjenigen des Herrn von Stein verfertigen lassen. Seien Sie so gütig, meine etwaigen Irrthümer zu berichtigen.

Ihrer Gemahlin wollen Sie erzählen, daß nach der Niederkunft der Großfürstin aus den Provinzen das Landvolk nach Moskau geströmt ist, um sich an dem Pallast derselben zu begeben, vor demselben sich nieder zu werfen und dessen Schwelle zu küssen; so groß ist die Freude. — Der General Orloff, welcher in der Gunst des Kaisers an Czernitscheffs Stelle getreten ist, war eine Zeit lang hier, ein junger Mensch nicht ohne Talente von anscheinender großer Offenheit, aber von vieler List und Menschenkenntniß. Er beobachtete gut und hatte wohl dazu den besondern Auftrag. Er äußerte gegen mich seine Verwunderung, hier alles so ruhig zu finden, da man dort in Moskau die Ueberzeugung habe, daß hier alles sehr unruhig sei.

Daß es mit Ihrer Gesundheit so vortrefflich geht, wie ich vernehme, ist mir sehr erfreulich. Ich für mein Theil befinde mich zwar innerlich recht wohl, aber die Gelenke sind mir bei Berührung schmerzhaft und ich muß mich wohl darein ergeben,

daß dies Uebel eine sich entwickelnde Gicht ist. Ein sonderbarer Zustand war doch derjenige im vorigen Jahre, wo ich, nicht an den Gelenken leidend, aber wohl innerlich mit meinen Eingeweiden nicht in Ordnung mich befindend eine Witzperiode hatte. Man nimmt an, daß die Leber der Sitz der Einbildungskraft sei; wäre etwa irgend ein anderes Eingeweide der Sitz des Witzes? Vielleicht die Milz, weil sie sticht.

Nun leben Sie wohl, lassen Sie bald etwas von sich hören und empfehlen Sie mich in Ihrer Gemahlin wohlwollendes Andenken. Mit treuester Ergebenheit

Ihr
alter Fr. u. D.
Gneisenau.

An Clausewitz.

Berlin, den 25. Mai 1818.

Sie wollen Ihrer Gemahlin sagen, daß Mama bei Jagor gegessen hat. Jagor ist nämlich der Restaurateur zweiter Ordnung, im Range nach Dallach. Nun Mama schon so weit ist verführt worden, stehe ich für Nichts mehr. — Auch erzählen Sie ihr, daß ich die Zeichnungen des neuen Theaters von Schinkel gesehen habe. Es wird das niedlichste Theater in Europa, so leicht und luftig und in so schönen griechischen Verhältnissen gehalten als keines, und zwar inwendig und auswendig; dabei darinnen eine Menge größerer und kleinerer Säale zum Gebrauch des Publikums bei Bällen und Concerten, alles niedlich verziert. Für die Fußgänger führt eine zwanzig Stufen hohe freie Treppe in das Theater; unter dieser Treppe ist die Wagenfahrt, so daß Fußgänger und Wagen einander nicht begegnen. ——

Prinzessin Louise, Fürstin Radziwill an Gneisenau.

Posen, den 1. Juni 1818.

Ich bin zwar heute noch sehr ermüdet mein lieber Graf — und meine Gedanken noch so wenig gesammelt, daß ich eigentlich Ihnen erst später schreiben sollte, denn der König ist zwar schon gestern früh um

7 Uhr abgereiſet — aber ich war durch Erkältung und Ermüdung ſehr unwohl und da iſt der Geiſt noch Schwach — aber ich will doch nicht bis auf einen anderen Tag aufſchieben, Ihnen nochmals für Ihre ſo gütige Theilnahme zu danken, für Ihren lieben freundlichen Brief zu meinem Geburtstag, und dann muß ich Ihnen doch Nachrichten von Ihrem Freund dem Grafen geben. — Ich habe ihn wieder geſehen und eine lange Unterredung mit ihm gehabt. Sehr tief und ſehr wehmüthig fühlt er das Opfer was er gebracht kein Leichtſinn der jungen D. keine andere Urſach in der Welt als Achtung für der Meinung ſeiner Freunde, deren Richtigkeit und Wichtigkeit er eingeſehen, haben, wie er mir ſagte, ſeinen Entſchluß veranlaßt und ihm die Kraft gegeben ihm auszuführen: mein Herz war ſo voll, ich war ſo bewegt über dieſe ſchöne Ueberwindung, dies ſchwere Opfer welches Ihr Freund im Stillen gebracht — ohne das ihm dafür weder Dank noch Bewunderung wird als von uns, das ich keine Worte fand es auszuſprechen; — er ſprach mir von dem, was über ihn und der B: erzählt worden, leugnete nicht, daß er herzlich einen Erſatz zu finden gewünſcht, ſich für ihr intereſſirt, aber bei näherer Bekanntſchaft und öfterer Unterhaltung gefunden daß wenig Geiſt und Bildung das hübſche Geſichtchen belebte — er ſetzte hinzu, daß viele die ſich für ihm intereſſirten, wünſchten, daß er eine Wahl träfe wenn ſie auch nicht ganz ſeinem Ideal entſpräche. Dies geſtand er aber, wäre ihm unmöglich. Die Liebe die noch in ſeinem Herzen wohnte, die Liebenswürdigkeit, die treue Liebe der jungen D. — dieſe feine Bildung, dieſe Gemüthlichkeit, dieſer Geiſt, der ſie würde empfänglich für jeder Idee, für jeder Mittheilung gemacht haben und ihm in ſeiner Lage Bedürfniß wäre, dies alles hätte er in ihr gefunden; nicht Rath, nicht eine Meinung die mein Urtheil beſtimmte, ſagte er, hätte ich von ihr gewollt, aber die wohlthuende Theilnahme, die mir ihr Herz darbot — das Zutrauen welches ich in Ihr ſo ganz gefaßt hatte. Das alles vereint werde ich nie ſo wieder finden — der Vergleich wird mir bei näherer Bekanntſchaft von einer anderen Neigung zurückhalten — ich ſagte ihm, was Sie mir hierüber geſchrieben, und mehr als einmal geſchrieben; er ſagte, ſie ſei nun fern — alles ſo weit abgebrochen, daß ſie ſich zwar noch ſchreiben, weil es ihm ein Troſt wäre, und ihr auch ſo ſchien, nicht ganz einander fremd zu werden — daß ſie ihren vorhergehenden Aufenthalt dieſen Monat verlaſſen um nach Italien ſehr ungern zu gehen — Sie hätte in einem Briefe den Tag ihrer Abreiſe von dort ihm geſagt — ſie wünſchte, der Himmel hätte ihr beſchieden ein Mann zu werden, dann würde ſie frei ihrem Herzen folgen und treu ihm dienen — aber als Mädchen müßte ſie Eltern und Beſtimmung folgen. Der innige Wunſch des Vaters ſei, daß ſie heirathen ſolle; zwar wäre davon nicht augenblicklich die Rede — aber ſie ſähe voraus, daß es ſo kommen würde und wäre darüber ſehr unglücklich. —

2ten Juni Ich ſetze heute erſt meinen Brief fort lieber General. — Der Graf ſprach lange von dem zerrißenen Verhältniß von dem Wunſche eines Erſatzes — von der Unmöglichkeit, das verlorene wieder zu finden, oder dies Verhältniß nun wieder anzuknüpfen: ich wiederholte alle Aeußerungen Ihres Briefes und eines von Schoen erhaltenen, worin letzterer mir ſagte — ich überzeuge mich täglich mehr wie nothwendig die Ruhe und Zufriedenheit des Grafen, und wie wün-

schenswerth sie ist. — Er sagte wiederholt, daß er für alle Beweise der Theilnahme dankbar sei — aber nicht mehr wisse, wie es anzufangen um glücklich zu sein. — Ich kann mich der Furcht nicht erwähren — daß der Freund des Grafen — den er besucht*), seinen Zustand ahndend, und wohl unterrichtet von allem was vorgegangen, ihm Ersatz zu geben suchen wird. — Beurtheilen Sie nun selbst, was in dieser Lage für dem Glück unseres Freundes zu thun ist. — Das ermüdende Leben wozu er jezt bestimmt ist, ist Wohlthat für ihm. Sein inneres Leben wird ihm durch den äußern weniger schmerzlich fühlbar — aber mit rückkehrender Ruhe fällt Sein allein stehen und sein Schicksal doppelt schwer auf seine Seele zurück — er wußte alles was vergangenen Herbst erzählt worden war und erzählte mir verschiedene Aeußerungen seiner Umgebungen die ihm überzeugt hatten, daß der Eindruck von dem Sie und ihre Freunde ihm gesprochen, noch weit größer gewesen sein würde als er es geglaubt — sich über das Urtheil dieser Umgebungen hinweg zu setzen würde ihm das Schwerste sein — aber jeden Gedanken dieser Art aufzugeben, das scheint doch nicht sein Wille; nur entschieden wird er nicht aus convenienz wählen. Er dauert mich unendlich, denn er fühlt es, und ich bin es überzeugt, er wird nicht wieder glücklich.

An Stein.

(Pertz, Leben Steins V, 260.)

Berlin, den 12. Juni 1818.

Hochverehrter Herr Baron. Die Abreise des Herrn v. Mirbach bietet mir eine günstige Gelegenheit dar, mich einmal wieder E. E. Andenken zu erneuen, Sie meiner alten treuen Anhänglichkeit zu versichern, und über die Angelegenheiten des Tages zu reden, ohne daß polizeiliche Neugierde zu erforschen strebe, was ich Ihnen schreibe.

Die bevorstehende Zusammenkunft der Monarchen macht es mir zum Bedürfniß, den Wunsch an E. E. zu bringen, daß es Ihnen gefallen möge, wie Sie schon früher in hochwichtigen Momenten mit so heilsamem Erfolg gethan, auf den Kaiser Alexander einzuwirken und ihn auf die Gefahr aufmerksam zu machen, in welche er Europa auf's neue stürzt, wenn er die Entwürfe derjenigen Partei in Frankreich unterstützt, die ganz offenbar dahin strebt, die Revolution von vorn anzufangen. Aus den vielen Unterredungen, die ich hier mit dem General Orloff, seinem Günstling, gehabt habe, konnte ich entnehmen, daß seine Abnei-

*) Kaiser Alexander.

gung gegen das Haus Bourbon noch dieselbe wie im Jahr 1814, vielleicht noch gesteigert war. Der egoistische Ludwig, der frömmelnde aber edle Artois, der rohe Berry geben zwar freilich nicht große Hoffnungen für die Zukunft; so lange sie indessen vorhanden sind, muß man aus Pflichtgefühl und Politik zugleich ihre Rechte aufrecht erhalten, denn sobald man sich erlaubt davon abzuweichen, so giebt man Europa allen Unordnungen und Gewaltthätigkeiten Preis, zu welchen die neu belebten Hoffnungen der Revolutionaire in Frankreich unvermeidlich führen müssen.

Ob der Kaiser Alexander auf die Entwürfe mit dem Erbprinzen von Oranien eingehe, oder sie stillschweigend genehmige, will ich nicht zuversichtlich behaupten, aber nach den mir bekannten Ansichten des Kaisers ist es wohl erlaubt, einen solchen Verdacht zu hegen und der Tod des Königs Ludwig würde diesen Entwurf wohl zur Zeitigung bringen. An diesen Prinzen von Oranien würden sich vorerst alle revolutionaire Interessen anschließen, und die Antibourbons würden, in Ermangelung eines andern ihnen wertheren Anführers ihm einstweilen dienen und somit Zeit gewinnen, ihre anderweiten Entwürfe zur Reife zu bringen. Vielleicht möchte Europa abermals in seiner Mitte eine mächtige Republik entstehen sehen, die bei der herrschenden Stimmung der Völker, gefährlicher werden könnte als jene vor einem Vierteljahrhundert. Ein solcher verderblicher Ausgang muß vorhergesehen und vorgebeugt werden.

Die Hoffnung, daß die Occupations-Armee noch ferner in Frankreich verbleiben werde, nähre ich nicht mehr; selbst nicht einmal mit Nutzen könnte sie daselbst verbleiben, bei der Statt gehabten Einleitung der Dinge, bei dem Mangel an einer festen Verbindung der Souveraine und dem der Entschlossenheit. Diese Angelegenheit wird man also ihren Gang gehen lassen und nur darauf das Bestreben richten müssen, daß das Geschehene nicht weiter verderbliche Folgen habe.

Es ist dringend nöthig, daß ein solcher Mann wie E. E.

den Kaiser Alexander warne, daß er nicht Europa der Gefahr neuer Erschütterungen aussetze. Nur eine Stimme wie die Ihrige hat ein volles Gewicht bei ihm. In freiwilliger Zurückgezogenheit lebend, können Sie nicht ehrgeiziger Absichten beschuldigt werden, die Fülle der Rede wohnt Ihnen inne, und der vielseitigste Ausdruck in derjenigen Sprache steht Ihnen zu Gebot, in welcher allein der Kaiser denkt und schreibt. Es ist übrigens so natürlich, daß Sie dem Kaiser, bei seiner Reise nach Deutschland, Ihre Huldigung bezeugen.

Unsere heimathlichen Angelegenheiten rücken nicht vorwärts. Was vor 4 Jahren sehr leicht geworden wäre, ist nun schwerer auszuführen. Auf der einen Seite ist man mißtrauischer, auf der andern ungebührlicher in Forderungen geworden. So lang die jetzige Administration bestehen wird, ist, scheint es mir, keine Hoffnung vorhanden, daß sie etwas ernstliches im Verfassungswesen anordnen werde, und, offenherzig gesprochen, wenn sie überlegt und in ihrem Interesse handelt, so kann sie es auch nicht ohne einen Selbstmord zu begehen; denn diese Administration ist so zusammengesetzt, daß sie die Nachbarschaft einer wohl angeordneten Verfassungs-Anstalt nicht aushalten kann ohne zusammen zu stürzen. Die Männer, aus welchen sie besteht, sind größtentheils ganz wackere redliche Leute, aber vielen unter ihnen mangelt die höhere Einsicht, noch mehr die Charakterstärke und einigen das Vertrauen, allen aber die politische Gewandtheit. — H[umboldt] strebt, wieder nach dem Mittelpunkt zu gelangen, aber ihm mangelt Vertrauen, Achtung, Charakter und Muth.

Herr v. Mirbach hat mir von einigen Entwürfen des Rheinisch-Westphälischen Adels, sich näher zusammenzuthun, geredet. In solchen Zeiten müssen allerdings die Standes-Interessen auf eine verständige und billige Weise sich aneinander schließen und gegen ungerechte Zumuthungen sich verwahren; es dünkt mir indessen, daß eine solche Verbindung mehr noch auf moralische Zwecke gerichtet sein müsse, damit der Stand durchweg Achtung

gebiete und jeder Einzelne desselben durch die von der Genossenschaft angenommenen Grundsätze in seiner Moralität aufrecht erhalten oder ausgestoßen werde. Es scheint mir demnach, daß ein solcher Verein auf folgende Hauptgrundsätze sich stützen und danach sich gestalten müsse. Eine Anzahl leitender, Achtung gebietender Männer treten zusammen und bilden, unter Einladung an ihre Standesgenossen zum Beitritt, einen Bund, der es seinen Gliedern zum unverbrüchlichen Gesetz macht, nie zu lügen, selbst nie eine unschädliche Unwahrheit zu sagen, keine unmoralische Handlung irgend einer Art zu begehen, unter sich nur Handschlag und mündliches Wort gelten zu lassen, in keine Verbindung gegen die Regierung sich einzulassen, mit Ausnahme der Anklage gegen schlechte und unfähige Staatsbeamte, der Regierung zu allen löblichen Zwecken Kopf und Arm zu widmen, seinen Kindern eine so viel möglich gute Erziehung zu geben und die öffentlichen Anstalten zu solchem Zweck zu vervollkommnen, die Wissenschaften und ihre Bekenner zu ehren, die Guts-Einsassen mild zu behandeln und mit Rath und That zu unterstützen, seine ärmeren Standesgenossen zu unterstützen ꝛc.

Dies wären die ersten wahren Umrisse der Gestaltung eines solchen Bundes, eines ächten Tugendbundes. Hätte der Gedanke Ihre Billigung, so werden Sie solchen auch mit zweckmäßigen andern Bestimmungen bereichern.

Außer den Vortheilen, die ein solcher Bund für Moralität, Interesse und billige Rechte des Adels hätte, so könnte auch selbst noch Geldgewinn dabei gemacht werden. Wie, wenn sich die Adelsmitglieder einer Provinz, nämlich diejenigen, deren Vermögen nicht zerrüttet ist, vereinigten, um eine Bank zu errichten, nach Art der Provinzial-Banken in England, deren Papiere in ihren und den benachbarten Grafschaften und selbst in London angenommen werden? Eine Art Pfandbrief-System, aber mit Banknoten kleine Summen vorstellend. Es könnte auf diese Weise ein Kapital von großem Betrag erschaffen werden, das

jetzt noch gar nicht vorhanden ist, das jedem Mitglied die bereitesten Geldmittel für den Fall des Bedürfnisses darböte und aus dessen Zinsen bedürftigen und würdigen Standesgenossen ohne Belästigung der andern Unterstützungen zufließen könnten.

Welchen Einfluß ein solcher auf moralisches nnd finanziftisches Uebergewicht zugleich gegründeter Verein dem Adel verschaffen müsse, überlasse ich E. E. erleuchtetern Urtheil. — Genehmigen Sie, hochverehrter Herr Baron, die treue Anhänglichkeit die ich Ihnen gewidmet habe

Gneisenau.

„Die Provinzialbanken — hat Stein am Rande bemerkt — sind in der Provinz von Privatleuten gemachte Bank-Anstalten. Die vorgeschlagene Anstalt würde den Geist der Agiotage noch mehr verbreiten als das Creditsystem schon that. — Ein solcher Verein ist eine Seifenblase." In dem nächsten an Gneisenau gerichteten Brief vom 27. Februar des folgenden Jahres (Pertz V, 345) sagt er jedoch im Anschluß an eine äußerst ungünstig urtheilende Betrachtung über die politischen Zustände und voller Sorge, eine von Hardenberg ausgearbeitete Verfassung möge zu demokratisch ausfallen:

„In diesem verhängnißvollen Augenblick wäre eine Vereinigung aller tüchtigen das Vaterland liebenden und Einfluß habenden Männer zu wünschen, um solches verderbliche Machwerk zu verhindern; sie ist aber nicht zu erwarten, denn jeder findet es erfreulicher sich zu isoliren, seiner Genossen Fehler scharf in das Auge zu nehmen, sie zu rügen, als schonend und versöhnend sich wechselseitig zu nähern, und vereint, denen engeverbundenen schlauberechnenden Schlechten kräftig zu widerstehen."

An Hardenberg.

Berlin, den 14. Juni 1818.

Biß zu Ew. Durchlaucht Rückkehr nach Berlin wollte ich eine Benachrichtigung versparen, die ich Ihnen schuldig bin; da ich nun aber erfahre, daß diese Rückkehr noch auf acht Tage hinausgeschoben ist, so darf ich es nicht länger verschieben, Ew.

Durchlaucht von einem Schritt zu benachrichtigen, den ich unterdes gethan.

Bei Gelegenheit des Todes des Feldmarschalls Kalkreuth nämlich eröffnete ich dem Kriegs Minister, daß wenn etwa der General Gr. Tauenzien die Gouverneur-Stelle, die ihm das militairische Publikum bestimmt, ablehnen, und ein anderer Kandidat sich nicht melden sollte, so wolle ich mich zu dieser Stelle anbieten, ohne jedoch irgend Jemanden oder auch selbst einer andern desfallsigen Absicht des Königs in den Weg treten zu wollen.

Die Gründe welche mich zu dieser Erklärung bewogen, sind lediglich ökonomischer Natur. Da ich, vermöge meiner Stellung im Staatsrath, den allergrößten Theil des Jahres in Berlin zubringen muß, so reicht mein Gehalt, so unverdient er auch ist, nicht zu, die Kosten meines Aufenthalts zu bestreiten, indem ich doch an und für sich dem mir verliehenen Rang gemäß leben muß, und aus angeborner Gastfreundschaft gern so lebe. Als Gouverneur würde ich sogar hierzu verpflichtet seyn, indem das Einkommen desselben hiezu die Mittel verleiht. Da ich eine solche Pflicht nun mit Neigung üben würde, so sehe ich mich als ganz geeigenschaftet an, die Obliegenheiten der neuen Stelle in dieser Hinsicht zu erfüllen, und einen freundlichen Wirth sollten Einheimische und Fremde in mir wohl finden. Meint man indessen, ich eigne mich in anderer Hinsicht nicht zu der begehrten Stelle, so trete ich bescheiden mit meiner Bewerbung ab, ohne es übel zu empfinden.

Hiemit habe ich diese Angelegenheit zu Ew. Durchlaucht erleuchteter Prüfung vorgelegt. Billigen Sie meine Absicht nicht, so soll sofort meine Bewerbung aufhören. Der Kriegs Minister hat mir gesagt, er wolle sein desfallsiges Schreiben an den König mir vorher mittheilen; noch ist dies nicht geschehen, ein Antrag ist also noch nicht gemacht, und ihm kann noch zuvorgekommen werden, so fern er Ihre Billigung nicht hat.

Ew. Durchlaucht wollen meine treue Verehrung genehmigen.

Gr. N. v. Gneisenau.

An die Prinzessin Luise, Fürstin Radziwill.

Berlin, den 20. Juni 1818.

Das was Ew. Königliche Hoheit in Ihrem letzteren an mich erlassenen Schreiben über den Grafen N. mir zu sagen geruhen, ist sehr rührend. Dieser Kampf mit seiner Leidenschaft — und zwar einer Leidenschaft die sehr gerechtfertigt erscheint — und mit den Rücksichten die er auf das Urtheil der Welt nehmen zu müssen glaubt, ist sehr edler Natur, und zwar um so mehr, da solcher und dessen Verdienstlichkeit nur von einigen wenigen Personen gekannt ist. Möchte doch der Friede in das beunruhigte Herz wiederkehren, nach allem dem Unglück, womit die letzten zehn Jahre solches heimgesucht haben, und wofür die darauf folgenden glücklichen Ereignisse den Ersatz nicht haben leisten können.

Es heißt, der Kaiser von Rußland werde auf der Hinreise nach Achen nicht nach Berlin gehen, sondern erst auf der Rückkehr. Wenn er Posen auf jener berührt, so möchte ihm Ew. Königliche Hoheit einige Worte über die Gefahr sagen, worin Europa geräth, wenn den Revolutionairs in Frankreich so viel Vorschub gethan wird. Es ist dies wahrlich eine bedenkliche Zeit. Aber fast habe ich den Kaiser in Verdacht, daß er absichtlich neue Gährungen und Unordnungen in Europa herbei führen wolle, um dadurch, wenn er Rußland außer dem Kampf hält, seinen Einfluß zu vermehren, und Gewinn für sein Reich zu nehmen.

Auch Frau von Staël, durch ihr nachgelassenes Werk*) vermehrt das Gebiet der Revolution, und sie wird selbige in die gute Gesellschaft einführen. Gegen eine hingeschiedene Frau

*) Considérations sur les principaux événements de la révolution française.

schweigen alle Eifersuchten der Frauen und Schriftsteller; ihre aus dem Grabe tönenden Worte werden also nicht, wie im Leben oft Widerspruch finden, und die Irrlehren des Republikanismus, den sie predigt, werden, wegen des Geistes womit sie vorgetragen sind, viele Proselyten gewinnen. So trägt Alles dazu bei, um die Ruhe, die wir erworben, uns als sehr bedenklich erscheinen zu lassen. Möchte ich mich irren!

Allerhöchste Cabinetsordre.

Moskau, den 18. Juni 1818.

Der heutige Jahrestag der denkwürdigen Schlacht bei la Belle-Alliance giebt Mir die angenehme Veranlassung, Ihnen Meine fortdauernde Erkenntlichkeit für den Antheil, welchen Sie an dem glücklichen Erfolg dieses großen Ereignisses haben, dadurch zu bezeigen, daß Ich Sie hierdurch zum Inhaber des 9. Infanterie-Regiments (Colbergschen) ernenne. Ich wähle dazu dieses Regiment vorzüglich in der Rücksicht, daß dasselbe sich seinen Namen und einen Theil seines Ruhms unter Ihrer Leitung erworben hat und halte Mich versichert, es werde, im Fall das Vaterland solches einst bedürfen möchte, sich auch dann wieder bestreben, den Ruhm zu behaupten, welcher Mich heute bestimmt, demselben den Namen eines Meiner verdientesten Generale beizulegen.

Friedrich Wilhelm.

An Clausewitz.

Berlin, den 27. Juni 1818.

Bei meiner Bewerbung für Sie um die diplomatische Mission zu den deutschen Angelegenheiten war es keineswegs meine Absicht, Sie mit einer untergeordneten Rolle zu behelligen, sondern vielmehr dachte ich Ihnen die des Generals Wolzogen zu, da die Nachricht hierher gekommen war, er sei gefährlich krank und da ich mich erinnerte gehört zu haben, es werden kein Wolzogen älter als fünfzig Jahre. Ich setzte demnach sein Ende voraus und vermeinte, Ihnen eine Beschäftigung zuzuwenden, die Sie mit vielerlei Personen in Berührung gebracht hätte und ihrer Natur nach Ihnen vielleicht nicht uninteressant gewesen wäre. Wolzogen indessen lebt noch und wir bekommen Sie nun um so früher hierher, was für jenen und für uns hier gleich angenehm ist. ——

Unter die Bewerber um das Gouvernement von Berlin habe auch ich mich aufgestellt, und zwar um des leidigen Geldes Willen. Ich habe gefunden, daß ich mit meinem Gehalt nicht auskomme, und da ich nun gern die Leute bewirthe, ein Gouverneur von Berlin aber gerade hierfür bezahlt ist, so würde ich eine mir ganz liebe Pflicht übernehmen. Zugleich ist dieser Versuch ein Probierstein, wie man gegen mich gesinnt ist. Ich habe nicht förmlich darum gebeten, aber es ist berichtet, daß ich es annehmen würde, wenn kein Würdigerer gefunden würde. Auch hierüber erbitte ich mir Ihre Meinung.

An Gröben.

Berlin, den 27. Juni 1818.

Wie soll ich mich, mein edler Freund, genugthuend vor Ihnen entschuldigen, daß ich Ihnen auf Ihr früheres Schreiben, dem die Denkschrift über eine zweckmäßige Armee-Verfassung beigefügt war, jetzt erst antworte! Aber es ging damit folgender Gestalt zu. Bei einer Wohnungsveränderung hatte ich Ihre Denkschrift mit andern Geschäftspapieren verpackt und als ich Muße hatte, solche zu lesen, so konnte ich sie nirgends finden. Endlich begegnete mir abermals was oft schon früher vorher, ich fand die Schrift zufällig und zwar sehr gut und sorgfältig verwahrt. Ehe ich nun solche gelesen hatte, schämte ich mich zu antworten und somit haben Sie mein Bekenntnis.

Nun ich solche gelesen, kann ich Ihnen sagen, daß ich, bei dem Gefühl der Mängel und Unvollkommenheiten die unserm jetzigen Militair System ankleben, Ihnen in Ihren meisten Ansichten und Verbesserungsvorschlägen beistimme, in meinen Forderungen aber selbst noch weiter gehe, mit einem Wort wir müssen stehende Läger für unsere Armee haben, worinn sie gesammelt ist, stets schlagfertig, stets sich übend im Kriegsdienst und mit öffentlichen Arbeiten stets beschäftiget, wodurch der Soldat abgehärtet, in vielen nützlichen Dingen geübt, und ihm die Möglich-

keit gegeben wird, durch Staatsarbeiten sich soviel zu verdienen, daß er gut genährt werden kann. Dadurch macht sich die Gesammtheit des Dienstes viel leichter und eine zweijährige Dienstzeit reicht hin, den Soldaten für sein ganzes männliches Alter dergestalt auszubilden, daß er nur an wenigen Tagen des Jahres sich zu üben nöthig hat. Die Forderung ist zwar, unter den gegebenen Umständen und Personen etwas stark, aber wenn gewährt, auch fruchtbringend wie wenige. — Mündlich ein Mehreres.

Scharnhorst geht in der Mitte Juli von Coblenz ab, und wird gegen Ende desselben Monats in Erdmannsdorf anlangen. Wann der Hochzeittag angesetzt werden wird, weiß ich noch nicht, werde Ihnen aber alsbald solcher berathschlagt worden Kenntnis davon geben, auf die Freude rechnend Sie und Ihre Gemahlin nebst Pathe Georg und Amalie dann bei uns zusehen. Mein Sohn muß in diesem Augenblick schon in Erdmannsdorf seyn.

An Gibsone.

Berlin, den 1. Juli 1818.

—— Was sagen Sie dazu, daß der französischen Regierung 11mal mehr Kapital als Darlehn angeboten worden, als sie verlangt hat, mehr als 2000 Millionen! Wie müssen diejenigen sich schämen, die mir im Jahr 1815 in Paris widersprachen, und meinten, ich fordere von Frankreich zu viel, das arme Land sei zu erschöpft, man müsse diese guten Leute nicht aufs Aeußerste treiben.

Sie wollen mich Ihrem Herrn Oberpräsidenten empfehlen und mir Ihr Wohlwollen erhalten.

G.

Blücher an Gneisenau.

Griblowitz, den 10. July 1818.

Verzeihen sie ver Ehrungs würdiger Freund daß ich ihr so güttiges Schreiben vom 20ten des vg. erst ietzt beantwohrte, ich wahr abwesend und nun leide ich an einer Augen ent zündung die mich das Schreiben erschwehrt Innigst dankbahr bin ich die verEhrten Printzen und die gantze

am 18ten versammelte gesellschaft vor die beweise der gütte und deß wollwollens, nostitz den der Monarch auf eine sehr ahrtige ahrt zum Obersten beförderte sagt mich sie mein verEhrter währen schon von Berlin nach Schlesien abgereist, ich hoffe daß wihr uns in diesem lande sehen und sprechen werden, die Allgemeine Unzufriedenheit werden sie erfahren, ich Schweige zu Allen seit dehm die Projecte macher die Juden und die wahrsagerinnen an der Tages ordnung gestellt will ich mit nichts mehr zu thun haben es thut mich nuhr leid daß der brave man den ich immer libte und schätzste der im besitz des allgemeinen zu trauens wahr es verlihrt nun der augenblick da wo er alles wieder gewinnen könnte denn gab der monarch die verheißene Constitution, so wahr alles guht, warum muß Baiern und andere Regentten uns zuvorkommen ist keiner vorhanden der uns eine anfertigt nun So Schreibe man die Bayerische ab, man fühlt es ia daß eine Constitution gegeben werden muß so laße man doch so lange alle verordnungen und neuen gesetze weg, bis dieser haupt Schritt geschehen. Leben sie woll will es sich mit mein befinden nicht ändern so werde ich doch wohl die ——— [?] der ärzte vollgen müssen und gehe nach Carlsbad, mit unwandelbahrer Freündschaft und Hochachtung verharre lebenslang als der treuste Freund und

gehorsamster Diener
Blücher.

An Nostitz.

Erdmannsdorf, den 17. Juli 1818.

Mein theurer Graf.

Sie wollen die Glückwünsche eines alten Freundes empfangen zu der ausgezeichneten Art, womit der König Sie zum Obristen ernannt hat. Es ist wirklich besser, daß Sie es auf diese Art geworden sind, als wenn solches bei dem letzten großen Avancement, vermengt unter den übrigen Haufen geschehen wäre. Auch sagte der König damals sehr richtig, als er auf Sie aufmerksam gemacht werden sollte, von Ihnen, „es ist noch nicht sein Tag."

Meine Unterhandlungen in Betreff der Breslauer Güter haben sich zerschlagen und ich aus Unmuth selbigen entsagt. Demnach habe ich meine Sommerschenburger Dotation behalten und die Entschädigung für Gebäude und Inventarium angenommen, und das um so mehr, da der Besitztitel ferner nicht eine Schwierigkeit macht. Doch werde ich sie verkaufen, da mir mehrere Anträge dazu gemacht worden sind, und mich noch weiter in Schlesien ansiedeln.

Mit meinen hiesigen Gebäuden, Anlagen und Wirthschafts-Verbesserungen sieht es noch etwas roh aus und ich kann nicht erwarten, daß ich in diesem Jahre zu Stande komme. Aber dafür ist mein Stall in Ordnung, und es stehen darinn 4 neue englische Pferde, und zwei Mecklenburger Wagenpferde. Außerdem habe ich von Marschall noch eine braune Stutte, die gut seyn wird, wofern ich sie werde reiten können. Für ein kostbares Pferd, das einem Herrn von Rieben gehörte, habe ich 150 Louisd'or geboten, solches aber nicht erhalten. Dem Fürsten Puttbus sind beide Pferde durch Trunkenheit des Reitknechtes umgekommen nachdem ich ihm einige Tage vorher ein nahmhaftes Gebot dafür gemacht habe.

Empfehlen Sie mich Herrn von Stranz und dessen holdseeliger Gemahlin. Sie aber vergessen nicht, daß ich auf Ihrem Weg wohne, wenn Sie nach Flinsberg gehen, um die Feldzüge der Hauptstadt zu verwinden. Unverbrüchlich

Ihr
treuer F. u. D.
Gneisenau.

An den Oberstlieutnant von Schmidt.

Erdmannsdorf bei Hirschberg i. Schl., den 29. Juli 1818.

Hochwohlgeborner Herr,
Hochzuehrender Herr Obristlieutenant.

Seine Majestät der König haben mir einen unschäzbaren Beweis Höchst Ihrer Huld gegeben, indem Allerhöchstdieselben meinen Nahmen an den eines Regiments zu knüpfen geruhten, das sich in dem denkwürdigsten Kriege, den die Geschichte kennt, durch herrliche Thaten der Tapferkeit einen so hochberühmten Nahmen erworben, und gegen welches ich überdies aus früherer Zeit her mit Dankbarkeit verpflichtet bin, indem solches einen Theil der Besatzung von Colberg bildete, deren Tapferkeit mir einen Nahmen geschaffen hat. Mit Stolz habe ich jederzeit mich

des Ruhmes gefreut, den die aus jener Besatzung gebildeten Regimenter in den zeitherigen Kriegen sich erworben, und darum fühle ich mich so hochgeehrt, meinen Namen mit dem eines derselben vereinigt zu sehen.

Ich bitte Euer Hochwohlgeboren, meine Freude über dieses mir so ehrenvolle Ereignis dem gesammten Regiment zu bezeugen und mich dessen Wohlwollen zu empfehlen. Bedürfte der Dienst Sr. Majestät abermals der Tapferkeit meines nunmehrigen Regiments, so bin ich einer abermaligen Vermehrung seines Ruhmes sicher, und es wird, sei es im Glück oder im Unglück, stets eingedenk des Grundsatzes seyn, daß im Kriege auf Nichts so sicher zu rechnen ist, als auf Tapferkeit.

In Ansehung der einzureichenden Eingaben, Rapports, Listen, Vorfälle im Regiment u. s. w. ersuche ich Euer Hochwohlgeboren ergebenst es in derjenigen Art einzurichten, als es bei andern solchen Regimentern, denen ein Inhaber vorgesetzt ist, gehalten zu werden pflegt. Die Uebersicht von dem Zustand des Regiments Hinsichts des Offizier Corps u. s. w. werde ich dankbar empfangen. Zu diesen Arbeiten wollen Euer Hochwohlgeboren einen Schreiber ernennen, welchem ich für seine mehrere Arbeit eine Zulage bewilligen werde.

Euer Hochwohlgeboren wollen die Versicherung der vollkommenen Hochachtung empfangen, womit ich die Ehre habe zu seyn

Dero

ganzergebenster Diener
der General der Infanterie
Graf N. v. Gneisenau.

Clausewitz an Gneisenau.

Nassau, den 29. Juli 1818.

Euer Excellenz gütiges Schreiben vom 27. v. Mts. habe ich das Vergnügen gehabt zu erhalten. Ich bin mit allem was Euer Excellenz über die Befestigungen an der Mosel sagen vollkommen einverstanden. Erst muß der Rhein gehörig fest sein, ehe man an etwas anderes denken darf. Ich kann aber nicht zugeben, daß man für die Verstärkung des

Rheins und die Sicherheit seiner Provinzen gesorgt hat, so lange Köln nicht ein Platz ersten Ranges geworden ist. Wenn eine französische Armee den preußischen Staat vorzugsweise angreifen wollte, so könnte ihre Richtung keine andere sein als die auf Köln. Wenn dieser wichtige Ort verloren ist, so sind es die ganzen Rheinprovinzen insofern man überhaupt solche Sätze je mit einiger Wahrheit aufstellen kann. Wenigstens begreift jeder leicht, daß dies von Köln mehr als von Koblenz gilt, welches an der Grenze der Provinz liegt und nicht wie Köln ein Verbindungspunkt zweier Hälften ist.

Ferner kann, wenn einmal an der Mosel etwas geschehen soll, niemand leugnen, daß ein verschanztes Lager bei Trier vernünftiger sein würde als bei Trarbach. Nur wer seinen Menschenverstand von angelernten strategischen Spitzfindigkeiten gefangen nehmen läßt, kann ein so natürliches Verhältnis übersehen. Ich kann es nicht lassen bei dieser Gelegenheit zu wiederhohlen was Euer Excellenz von mir schon so oft gehört haben werden, daß ich diese Spitzfindigkeiten für wahres Spinngewebe halte, welches der kleinste Zufall zerstört. Wenn ich nicht sagen darf, daß hausbackener Menschenverstand die beste Strategie ist, so werde ich doch auch niemals zugeben, daß er darin fehlen dürfe.

Indessen will ich Euer Excellenz offenherzig gestehen, daß ich kein Freund verschanzter Lager an den Grenzen bin. Mir scheint es in der Natur des Krieges zu liegen, daß bei seinem Ausbruch die größte Freiheit der Bewegungen und Unternehmungen von beiden Theilen stattfindet und daß diese Freiheit in dem Maaße abnimmt als der entschiedene Erfolg des Einen den Andern auf den Kern seines Staates oder die letzten Säulen desselben zurückführt; wo denn am Ende alles auf den Gebrauch der wenigen zuletzt übrig gebliebenen Mittel und Wege hinausläuft, da ist keine große Wahl mehr, keine Ueberraschung durch einen neuen Gedanken möglich; da glaube ich also, sind verschanzte Lager, wie Citadellen des Staates am passendsten und wirksamsten. An den Grenzen stören sie die Freiheit der Unternehmungen, weil man stets auf sie Rücksicht nehmen muß, um sie nicht dem Feinde ohne Schwerdtstreich zu überliefern; und eben die Freiheit der Bewegungen, welche der Feind bei Eröffnung des Feldzugs hat, erlaubt ihm sich ihrer Wirksamkeit ganz zu entziehen. — Ich werfe diese allgemeine Ansicht hin um sie von Euer Excellenz geprüft zu sehen. Sie kennen meine Neigung zur abstracten Entwickelung der kriegerischen Grundsätze, und so große Scheu ich habe sie anderen mitzutheilen, so ist es doch Bedürfniß sie einmal einem kompetenten Geiste zu unterwerfen. — Nach dieser Hinsicht werde ich ein verschanztes Lager bei Trier nicht gern eingerichtet sehen, dagegen glaube ich immer noch, daß es nützlich wäre, Trier als einen bloßen Etappen Ort, befestigt d. h. gegen einen Handstreich gesichert zu haben, wozu die Anlage einiger Blockhäuser und die Vertiefung des Grabens vor der jetzigen Stadtmauer hinreichen würde. So gebe es den Vortheil eines sichern Nachtquartiers, welches wegen der dortigen Brücke sehr wichtig ist; es sperrte die Straße und den Strom und gebe Gelegenheit zur ersten Versammlung der Landwehren — u. s. w. der dortigen Gegend. Was die Versammlung der ganzen rheinischen Streitkräfte betrifft, so würde ich es für unbedenklich halten, dieselbe soweit rückwärts zu verlegen, daß sie nicht gestört werden könnte. Die Gegend von Koblenz für einen Theil, die von Köln für den größeren, scheinen mir die passendsten Punkte.

Die Idee alle Truppen der ganzen Provinz in einem einzigen Lager auch im Frieden versammelt zu haben, ist durchaus in meinem Geschmack, ich finde tausend Vortheile dabei. Allein jetzt, wo wir schon Millionen auf das Kasernement verwendet haben, ist es zu spät. Ein anderes Hinderniß aber ist der Dienst in den Festungen. Bei den wenigen Truppen, die wir jetzt am Rhein haben, ist es fast unmöglich den Garnisondienst in den Festungen damit zu versehen, ohne daß die Leute mit 3 Nächten auf die Wache ziehen, welches doch nicht geschehen sollte. Von dem effectiven Stande gehen eine solche Unzahl von Leuten als Officier-Bursche, Handwerker, Musiker und Rekruten ab, daß von einem Bataillon kaum die Hälfte zum Dienst übrig bleibt.

Bis jetzt hört man noch nicht wer der Nachfolger des F[eld] M[arschall] K[alkreuth] sein wird. Ich wollte, Euer Excellenz würden es, hauptsächlich in der Absicht, daß wenn in der Folge Berlin der Sitz einer ständischen Versammlung werden sollte, die Stelle seines Gouverneurs eine ganz andere Bedeutung bekommt, wie bis her; er würde der Lord-Mayor sein. Ich fürchte aber, daß andere Entscheidungsgründe vorwalten werden. Mir scheint immer noch das Wahrscheinlichste, daß General Tauenzien Gouverneur von Berlin wird um General Ziethen in ein Generalcommando hineinschieben zu können. Aus diesem Grunde würde ich es auch nicht als ein Zeichen mangelnder Gunst ansehen, wenn man Euer Excellenz nicht zu dieser Stelle beriefe. In jedem Fall bin ich sehr gespannt und um so mehr als nebenher mein Privat Interesse so sehr damit verpflochten ist.

Daß Euer Excellenz am 18. Juni ein Regiment verliehen ist und zwar das Kolbergische, hat uns wirklich großes Vergnügen gemacht, obgleich es uns allerdings nicht ganz gefällt, daß diese Auszeichnung früher schon Andern geworden ist, die ihr von ihrem Werth etwas haben nehmen müssen.

An Clausewitz.

Erdmannsdorf, den 20. August 1818.

Mein verehrter Freund.

Am 12. d. ist die Hochzeitsfeier unseres neuen Ehepaares gewesen, und Morgen werden die Glücklichen nach ihrem Wohnort abgehen. Dieser Brief wird ihnen mitgegeben, folglich erst spät in Ihre Hände gelangen, da er mit den Neuvermählten erst die Wanderung durch Baiern Schwaben und die Schweiz antreten soll.

Die Ernennung eines Gouverneurs von Berlin ist vor der Hand noch vertagt, vermuthlich deswegen, weil man dem General Zieten eine für ihn schickliche Anstellung geben und darum erst Anfrage halten will, vielleicht bei Hünerbein, vielleicht bei Kleist

und Tauenzien. Ich, für meinen Theil, habe noch mal dem Kriegsminister die Erklärung wiederholt, daß ich keinem der übrigen Bewerber in den Weg treten, und auch auf keine Weise der Wahl des Königs einen unbequemen Zwang anthun wolle, ich demnach der Stelle gern entsage. Man wird diese Erklärung eben so gern sehen.

Ueber mein verschanztes Lager bei Trier, gegen welches Sie so gewichtige Gründe überhaupt anführen, will ich mich näher erklären*). Wenn man die Stadt selbst befestigte und zwar nur mit Hauptwall, Graben, bedecktem Weg und Blockhäusern zum Schutz der Brücke, der Vorräthe, und zur Verhinderung der feindlichen Wasserfahrt, so würden dennoch Vorräthe, Landwehren und Landsturm nur einen sehr unsichern Aufenthalt darinnen finden. Wenn man indessen auf den Rücken der umliegenden Berge an schicklichen Orten Thürme für 6—8 schwere Geschütze, die nur eine geringe Besatzung erforderten, aufführte, so könnten viel oder wenig Truppen dazwischen eine sichere Aufstellung finden, wenn sie Laufgräben vor sich legten, die immer in wenig Stunden vollendet sein können. Auf diese Weise könnten sich daselbst eben sowohl die Landwehr aus den benachbarten Kreisen, als aus den entfernten sammeln, oder auch selbst eine große Armee dort aufgestellt werden, und zugleich würden die Thürme, wenn der Ort auf eine bloße Besatzung beschränkt würde, dennoch nicht so leicht, sammt und sonders zu nehmen sein.

Alle diese Befestigungs-Ideen werden indeß nie, wenn auch ausgeführt, viel Nutzen bringen, wenn man nicht auf einen guten Geist in der Provinz zu rechnen hat, und ein solcher wird hier sowohl als in einigen anderen Ländern der Monarchie nicht gebildet werden können, wenn nicht der Gesammt-Monarchie eine gute Verfassung gegeben wird. Diese ist das einzige Band, welches um die locker verbundenen Theile des neuen Reichs ge-

*) Die betreffenden speciellen Ausführungen Gneisenaus in den vorhergehenden Briefen sind wegen geringeren Allgemeininteresses fortgelassen worden.

wunden werden kann, um solches zu einer festen Masse zu vereinigen. Der Anfang damit müßte in den Rheinprovinzen gemacht werden, wo wenige Hindernisse dem entgegen stehen. Repräsentation in zwei Kammern, öffentliches peinliches Verfahren, Freiheit der Presse mit Schutz gegen persönliche Angriffe ohne Beweis und gegen Sittenlosigkeit, Verantwortlichkeit der Machtgeber, Abschaffung der Geheimen Polizei, der Brief Eröffnungen und des Gebrauchs der Verhaftung ohne Verhör, dies müßten die Pfeiler der neuen Verfassung sein. Möchte der König diesen Entschluß nehmen und einen seiner Söhne zur Ausführung in die Rheinlande senden! An diesem Beispiel könnte dann den übrigen Ländern der Monarchie gezeigt werden, auf welche Weise zu verfahren, und sie würden selbst die Macht haben zu verhindern, daß nicht die Entwürfe jacobinischer Ruhestörer blutige Scenen herbeiführten. Die Aufgabe ist: durch eine nothwendige unvermeidliche Krisis hindurchzugehn, gefahrlos und ohne Erschütterung.

Den 13. wird der Kaiser von Rußland in Berlin ankommen und ich bin von dem Kriegs Minister aufgefordert worden, gegen jene Zeit in Berlin mich einzufinden. Wenn Pfuel in diesem Monat bereits in Coblenz eintrifft, so wäre es wohl möglich, daß Sie bei jenen militairischen Festen schon in Berlin anwesend sein könnten, ich rechne indes nicht darauf, da ich voraussetze daß Sie den Rhein gerade im schönsten Glanz seiner Ufer zu verlassen sich nicht beeilen werden. — Wodurch ich Ihnen durch meine Hülfe und durch die Handleistung meiner Leute bei Einrichtung Ihrer Wohnung in Berlin Dienste zu leisten im Stande bin, darüber wollen Sie mir Ihre Wünsche zukommen lassen.

Ihrer Gemahlin die Versicherung meiner unwandelbaren Verehrung. Verbleiben Sie meiner, so wie ich Ihrer mit Freundschaft eingedenk.

Gneisenau.

Ein neues Ungewitter geht auf und zwar in einer Gegend, wo ich es vor zwei Jahren nicht vorher sah, in England. Die deutschen Zeitungen (die ich kenne sämmtlich jacobinischer Natur) spiegeln zwar die Gefahr geringer vor, aber mir nach meiner Kenntniß der Inseln erscheint die dortige Bewegung als sehr drohend und die Minister werden viel Weisheit, viel Entschlossenheit und viel Glück nöthig haben um die Ruhe wieder herzustellen. Was würde in Frankreich geschehen, wenn die Staatsumwälzer in England siegten? was aus der Europäischen Polizei Armee in Frankreich werden, bei den verschiedenartigen Ansichten der Kabinette? Es ist mir wichtig, Ihre Meinung darüber zu wissen. — Nächstens von mir ein Mehreres. Gott erhalte Sie.

G.

An Müffling.

Erdmannsdorf, den 25. August 1818.

Hochwohlgeborner Freiherr

Verehrter Herr Generallieutenant.

Es liegt mir noch die Pflicht ob, Ew. Excellenz für Ihre verehrte, bei Gelegenheit Ihrer letzteren Beförderung an mich gerichtete Zuschrift zu danken, und Ihnen meine herzliche Theilnahme daran schriftlich auszudrücken. Die Unruhe meines Standpunktes früher, so wie die Geschäftigkeit meines Hausstandes später, haben mich bis jetzt verhindert diese Pflicht zu erfüllen. Nun sind Kinder, Freunde und Gäste abgereist, und ich widme Ihnen meine ersten freien Momente mit der Bitte, Nachsicht mit der von mir verschuldeten Verzögerung zu haben.

Für Ew. Excellenz Schilderung der neueren französischen und englischen Militair-Litteratur achte ich mich Ihnen sehr verbunden; ich richte meine Ankäufe danach ein. Doch sehe ich mit Unmuth die aufgeschnittenen Bücher vor mir liegen, und ich kann nach dem Lauf der Natur berechnen, daß solche größtentheils von mir ungelesen an meine Erben übergehen werden.

Das Durchlesen von Actenstößen, die Qualen der Hauptstadt, wo anzunehmende und zu leistende Besuche eine so kostbare Zeit verschlingen, und die weder zu überwältigende noch zu vernachlässigende Zeitungslitteratur rauben eine so sehr kostbare Zeit, die ich lieber einer mir wertheren Beschäftigung widmen möchte.

An den Freuden Ihres Hausstandes habe ich zeither mich oft nach dem Zustand desselben erkundigend, immer recht herzlichen Antheil genommen. Ottilie und Pauline stehen bei uns in gutem Andenken und von Eduard höre ich, daß er von Allen hoch gepriesen wird. Mögen Sie und Ihre würdige von mir so hochverehrte Gemahlin ungestört fortfahren an Ihren Kindern sich zu erfreuen.

Meine älteste Tochter habe ich nun des elterlichen Hauses entlassen. Es war eine betrübte Scene, Mutter und Schwestern weinend um sie stehend zu sehen. Auch bei ihr durchbrachen die verhaltenen Gefühle die kalte Oberfläche und sie, des Weinens nicht sehr kundig vergoß nun selbst bittere Thränen. Ich empfehle sie dem Wohlwollen und Schutz Ihrer Gemahlin.

Ew. Excellenz wollen die Versicherung der unwandelbaren und wohlbegründeten Hochachtungsvollen Freundschaft genehmigen womit ich mich nenne

Dero

ganz gehorsamsten Diener
Gr. N. v. Gneisenau.

Boyen an Gneisenau.

Berlin, den 29. August.

Wenn ich auch die Aussicht habe Sie, meine hochverehrte Excellenz, in wenig Tagen bei uns zu sehen, so schreibe ich Ihnen jetzt doch weil ich dazu den Befehl bekommen habe und weil ich mich herzlich freue Ihnen nun etwas bestimmtes sagen zu können.

Der König hatte, wie es Ihnen mein voriger Brief anzeigte, mir bei dem ersten Vortrage gesagt, daß er sich wegen der Gouverneur Stelle noch besinnen werde; unerwartet ließ er mir vorgestern durch Witzleben sagen, ich möchte ihm einen Vortrag über das Verhältniß des hiesigen Gouverneurs zu den beiden General-Commandos machen. Dies habe ich denn auf den Grund der Instruction für die commandirende Generäle

und Gouverneure u. s. w. vom 13. März 1816 gethan und darauf hat der König beschlossen, daß ich Sie fragen sollte: ob Sie den hiesigen Posten annehmen wollen. Da ich bis dahin dem Könige den Vorschlag nur von meiner Seite gemacht habe, so entledige ich mich nun mit frohem Herzen dieser Frage und bitte Sie, meine hochverehrte Excellenz um eine recht baldige zustimmende Antwort, um Sie als Gouverneur begrüßen zu können.

Nicht allein, daß ich mich herzlich freue, Ihren Wunsch erfüllt und Sie bleibend hier zu wissen, so ist mir auch der Entschluß des Königs der öffentlichen Meinung wegen von vielem Werth, und ich glaube daß der Herr die Sache auch so ansieht. Sein Zögern scheint hauptsächlich dadurch veranlaßt zu sein, daß er sich das Verhältniß zwischen Ihnen Tauentzien und dem Garde und Grenadier Corps nicht recht deutlich machte. Das Zusammenziehen der Truppen ist jetzt auf den 5. bestimmt, weil eine ganze Woche vorher exercirt werden soll.

Aus eigenem Antriebe hat der König Clausewitz zum Commandanten in Achen während des Congresses ernannt.

An Nostitz.

Berlin, den 8. September 1818.

Mein theurer Graf.

Wir sind hier so arm an Nachrichten über die Gesundheit des Herrn Fürsten*), daß ich mich wohl gedrungen fühle, Sie zu bitten, uns deren zukommen zulassen. Im Allgemeinen wissen wir, daß es mit dessen Besserung gut stehe, aber es ist uns dennoch daran gelegen, etwas Näheres und bestimmtes darüber zu wissen und vorzüglich die jüngste Nachricht darüber. Erzeigen Sie uns daher die Gewogenheit uns davon in Kenntnis zu setzen. Dem Herrn Fürsten wollen Sie mich zu Gnaden und wohlwollendem Andenken empfehlen.

Eins der uns bevorstehenden militairischen Feste ist vorüber, ein zweites hat ein Platzregen gestört. Heut ist Ruhe und Eßtag. Morgen Manövre zwischen der Panke und dem Tegelwasser.

Des Vergnügens, Sie in meinem nun besser als im vorigen Jahre geordneten Erdmannsdorf zu bewirthen, habe ich entbehren müssen. Es ist jetzt dort recht freundlich, aber gar nicht grandios, wie die Welt sagt; grandios ist dort nur die Natur.

Meine Tochter habe ich verheurathet, wovon ich Sie bitte, dem Herrn Fürsten Namens meiner die Anzeige zu machen, da

*) Blücher.

ich ihn selbst nicht mit lästigem Briefwechsel beschwerlich werden will. Das neue Ehepaar ist vor vierzehn Tagen abgereist.

Sie wollen, mein lieber Herr Graf, die Versicherung meiner herzlichen Ergebenheit empfangen und meiner mit Wohlwollen eingedenk seyn.

Gr. N. v. Gneisenau.

An die Gräfin.

Berlin, den 9. September 1818.

Deinen Brief vom 5ten d., liebe Frau, habe ich erhalten nebst der Einlage, von der es mir leid thut, sie nicht vor meiner Abreise von E. empfangen zu haben, da sie von Steinkopf herrührt, der auf seiner Herrschaft Königswarthe bei Bautzen sich befindet, und den ich dort gerne besucht hätte.

Nach 51 Stunden war ich hier angelangt. Wir haben schon eines der militairischen Feste gehabt, die uns bei den hier versammelten auswärtigen Truppen bevorstehen. Bei solchem mußte ich mein hier anwesendes halbes Regiment vorführen. Der König hat mir über die Ertheilung desselben die allerschmeichelhaftesten Dinge vor der versammelten Menge gesagt. Es könnte mir dieses den Kopf wohl schwindlich machen, wenn ich nicht den Lauf der Welt kennte. So aber weiß ich, daß gerade solche Gnadenbezeugungen es sind, die die Scheelsüchtigen gegen mich aufregen und die mir dann, manchmal mit günstigem Erfolg zu schaden suchen. Auch geziemt es mir, bescheiden zu sein und dem Glück den größeren Antheil zuzurechnen, wenn mir dieses und jenes gelungen ist. Wie gern möchte ich in Zurückgezogenheit und in der Ruhe des Landlebens abwechselnd mit Reisen nach südlichen Gegenden mein Leben zubringen. ——

—— Die Einlage sende ich Dir, damit Du seheſt, welche Trübsal oft über Familien kommen kann. Hätte ich bei Saalfeld oder Jena ein Bein verloren, oder wäre ich sonst für den Felddienst damals unbrauchbar geworden, so konnte leicht ein

ähnliches Schicksal über mich kommen als über den unglücklichen Liebermann, den Schreiber dieses Briefes. ——

An Clausewitz.

Berlin, den 19. September 1818.

Obgleich Ihr verspätetes Avancement zum General eben kein sonderlicher Gegenstand zum beglückwünschen ist, so will ich mir doch die Freude machen, der Erste zu sein, der Ihnen seine Glückwünsche hiezu übermacht. Der König hat Sie und Thiele, Pfuhl und noch einige andere soeben bei der Feier der Einweihung des auf Götzens Weinberg errichteten Monuments zu Generalen ernannt.

Wir haben zeither der militairischen Feste und Uebungen viele gehabt, Morgen und Uebermorgen sind die letzten, dann reist der Kaiser ab und der König folgt ihm um einen Tag später.

Ihre Ernennung zur Kommandantur von Achen ist von dem König aus eigner Bewegung geschehen; ich wünsche Ihnen aber hiezu eben nicht Glück, denn die Funktionen dieser Stelle sind von einer Art, daß sie Ihnen viel Unruhe und Verdruß machen können. Sorgen Sie ja dafür, daß bei dem Einzug der Kaiser der Andrang des Volks nicht zu stark sei und die Straßen frei und passirbar erhalten werden. Hier hat der König bei dem Einzug des Kaisers gescholten, daß Straßenjungen und einiger Pöbel, aus den Reihen der übrigen Zuschauer hervorgekrochen, neben dem Gefolge herliefen, um den Kaiser zu sehen.

Als der Kaiser die Friedrichstraße heraufritt, und an sein Regiment heranreiten wollte, verlor er bei einer Bewegung seines Pferdes das Gleichgewicht und fiel auf das Pflaster. Der Kronprinz sprang vom Pferde und half ihm wieder auf. Es soll dem Kaiser so was oft begegnen.

In meine Gouverneurstelle bin ich eingesetzt und erhalte bei dieser Gelegenheit viele freundliche Aeußerungen; in meine Dienst-

wohnung aber kann ich nicht eingesetzt werden, denn das Haus ist gänzlich baufällig. Erst im künftigen Jahr werde ich vielleicht einziehen können. Der Gouverneur wohnt demnach, etwas unschicklicher Weise, im Gasthof, wenigstens vor der Hand, bis eine einstweilige Wohnung für mich aufgefunden wird, welches nicht leicht ist.

An Clausewitz.

Berlin, den 23. September 1818.

Den Major von Eichler, der den Kriegsminister nach Achen begleitet will ich nicht abreisen lassen ohne Sie, verehrter Freund, zu begrüßen und Ihnen dabei den Ueberbringer Ihrem Wohlwollen zu empfehlen. Ich weiß nicht ob Sie Gelegenheit genommen haben, Eichlern näher kennen zu lernen; wenn nicht, so erlaube ich mir ihn Ihnen als einen sehr talentvollen, unterrichteten und gewandten Mann zu empfehlen, der Ihnen, in Ihrem jetzigen Verhältniß, gute Dienste leisten kann. Er ist etwas scharf, mitunter gallsüchtig in seinen Urtheilen, welches aber mehr in seiner Leber als in seinem Gemüth liegt. Seinen Grundsätzen nach ist er konstitutionell, fast auf eine übertriebene Weise, so wie Görres, dessen Ideen er huldigt, in den Stunden aber wo er gut verdaut, ist er jedoch milder und billiger. Der Literatur, besonders der politischen, folgt er und Sie mögen ihn hierin zu Ihrem Referenten erwählen, vorausgesetzt, daß Sie selbst nachlesen, was er empfiehlt, damit Sie nicht in seine Parteilichkeit befangen werden möchten. Er ist überhaupt ein sehr liebenswürdiger Mensch, der Ihre Abende gewiß sehr erheitern wird, wenn Sie sich in den Geschäften des Tages abgemüht haben.

Was ich zur Einrichtung Ihrer hiesigen Wohnung beitragen kann, das wollen Sie mir wissen lassen; durch meine Leute kann ich vieles besorgen lassen — daß Sie bei dem König seit einer geraumen Zeit Viel gewonnen haben, behauptet der Kriegs-Minister und muß ich hier noch hinzufügen.

An Frau von Scharnhorst.

Berlin, den 29. September 1818.

Meine liebe Agnes.

Deine Mutter hat es Dir sehr hoch aufgenommen, daß Du ihr während Deiner Reise, einen so langen Brief geschrieben hast und war wirklich sehr dankbar dafür. Solche freundliche Gefälligkeiten im Leben sind es, die uns die Menschen so sehr hoch aufnehmen und man sollte sie daher nie vernachläßigen. Das ganze würdige Menschenleben ist ja nichts weiter, als ein Austausch von Gefälligkeiten und Diensten. Die lebendige Ueberzeugung von der Pflicht, daß man diejenigen, mit welchen man in näheren Lebensverhältnissen ist, so viel möglich, und so weit es nicht gegen höhere Pflichten verstößt glücklich machen müsse, ist mehr werth als ein dickes Lehrbuch der Moral. Als Hausfrau wirst Du nun oft in den Fall kommen, diese Lehre zu üben, gegen Deinen Mann, gegen Deine Dienstboten, gegen Bekannte Deines Mannes, die er einladet und die Du freundlich zu empfangen hast, gerade darum, weil Er sie einladet. Es giebt keine lieblichere Erscheinung, als eine junge, freundliche und tugendhafte Hausfrau, die gerade um so freundlicher ist, je mehr sie sich ihrer Tugend bewust ist und die Bemerkungen der Menschen nicht scheuen darf.

Deiner Mutter fängt es an, unheimlich in Erdmannsdorf zu werden, da das Haus leer wird. Doch bezeugt sie nicht die mindeste Lust hieher zu kommen. Ich werde demnach meinen Haushalt allein fortführen müssen. Meine Dienstwohnung ist dergestalt baufällig, daß ich solche unter einem Jahr nicht beziehen kann. Es ist mir eine einstweilige Wohnung in der Leipziger Straße ausgemittelt worden, worinn ich aber keine große Gesellschaft, folglich auch nicht den Hof sehen kann.

Lebe wohl, liebe Tochter, und Gott nehme Dich in seinen heiligen Schutz,

Dein Vater,

G.

Clausewitz an Gneisenau.

Aachen, den 1. October 1818.

Euer Excellenz haben sich meiner so oft und so gütig erinnert, daß ich sehr beschämt bin, Ihnen dafür nicht früher haben danken, noch meinen innigsten Glückwunsch zur Ernennung als Gouverneur von Berlin darbringen zu können. Meine hiesige Stelle hat mich seit 14 Tagen so beschäftigt, daß ich zu keinem ruhigen Augenblick habe kommen können. Jetzt wo die Monarchen alle eingetroffen sind, wo die nöthigen Diensteinrichtungen feststehen, und die persönlichen militairischen Honneurs dem Commandanten größtentheils erlassen worden sind, werde ich Muße und Ruhe zum Ueberfluß haben, da mein fortlaufendes Geschäft nur sehr unbedeutend sein kann.

Meine Ernennung zur hiesigen Stelle, das Avancement und die wirklich sehr gnädige Cabinetsordre, wie wohl ich die beiden letztern Gnadenbezeugungen mit dem übrigen Theile und also hauptsächlich als eine Wirkung der zur Reife treibenden Zeit ansehen kann, haben mich mit Dank gegen den König erfüllt und mich überzeugt, daß ich wenigstens keinen stillen Groll mehr zu überwinden habe. Ob ich in meiner jetzigen Stelle dem König ein besonderes Wohlgefallen und völlige Zufriedenheit abgewinnen könne, muß ich billig bezweifeln. Ich würde mich zwar in das genaueste Dienstdetail schicken und die Formen desselben mit einer gewissen Virtuosität üben können; allein theils gehört dazu Zeit und Uebung, die ich hier nicht habe, theils habe ich meinen Vordermann in diesen Dingen an Block, der mich nothwendig in Schatten stellen müßte, wenn ich auch die schnellsten Fortschritte machte. Ich sehe indessen wohl, der König fordert und erwartet von mir in diesen Sachen nicht allzuviel. — Mein Geschäft besteht eigentlich blos im Wachdienst, Paroleausgeben und einigen andern Kleinigkeiten. Ob ich gesellschaftliche Verbindungen mit den Congreßgästen werde anknüpfen und durch ein verbindliches höfliches Wesen ihren Beifall gewinnen und also eine Art von militairischem Kammerjunker werde machen können und ob unser kleines Haus (da meine Frau mit hier ist) einigen Freunden und Bekannten von der zweiten Ordnung zum Vereinigungspunkt dienen werde, kann ich jetzt noch nicht übersehen; wie es scheint ist zu beiden keine große Aussicht. Seit den acht Tagen, daß man hier ist, ist von großen Diners fast noch gar nicht die Rede gewesen und noch weniger von anderen Gesellschaften. Ein Diner was der König und eins was Kaiser Franz gab, waren wegen Mangel an Raum so beschränkt, daß General-Leutnants wie Müffling und Thielman übergangen werden mußten. Euer Excellenz können denken, daß von mir nicht die Rede sein konnte; und so ist es denn geschehen, daß ich bis in diesem Augenblick noch die erste kleinste Congreßhöflichkeit erwarten soll; ob ich gleich es an Visiten und Demonstrationen nicht habe fehlen lassen. Wenn ich hiernach schließe und dabei überlege, daß der Congreß, wie es ziemlich allgemein heißt in vier Wochen beendigt sein wird, so sehe ich voraus, daß ich kaum Gelegenheit haben werde, die merkwürdigsten der hiesigen Leute einmal zu sehen. — Ebenso sieht es mit der Geselligkeit in unserm Hause aus. Außer General Thielmann der aber übermorgen schon wieder abreist und Graf Solms, hat uns kein Mensch besucht, ob wir gleich alle Abend zu Haus sind. Selbst die freundschaftliche Affinität scheint in den meisten Menschen zu fehlen und

man kann sagen es giebt keinen ungeselligeren Ort der Welt, wie die Congreßstadt Achen. An fremden Frauen ist Niemand hier wie Lady Castlereagh, Frau v. Nesselrode, Gräfin Schuwalof, Gräfin Benningsen; deren aber lebt jede allein für sich, so daß selbst ein Paar englische Frauen von dem Gefolge Wellingtons nicht zur Lady Castlereagh gehen. Eine polizeiliche Beziehung hat man der hiesigen Commandantur gar nicht gegeben, mir ist wenigstens nicht das mindeste davon bekannt gemacht worden.

Die eigentliche Congreßfrage, nemlich ob man Frankreich räumen soll, und welche Maaßregeln dabei zur allgemeinen Sicherheit zu ergreifen sind, scheinen sich schnell erledigen zu wollen. Die erste ist von den meisten Anwesenden als schon entschieden angesehen worden und es scheint, daß eine Ministerial-Conferenz hingereicht hat, um die nöthigen Beschlüsse festzustellen. Die andere, welche sich hauptsächlich auf das Maaß von Zeit und Kräfte bezieht, welche bei einer Rüstung gegen Frankreich einzuhalten wären, kann auch keine weitläufigen Deliberationen veranlassen. Wenn also nichts anders hier vorgenommen wird, so scheint es, wird man vor der Revüe der Occupationsarmee die am 19. sein soll, mit den Congreßarbeiten ziemlich fertig sein und die Monarchen kommen vielleicht gar nicht wieder zusammen. — So sind selbst die Aeußerungen unseres Monarchen, welche er des Morgens beim Empfang der Parole gegen General Hake und mich machte. Gewiß ist indessen dies noch nicht und selbst der König schien in Ungewißheit darüber. Ich schreibe dies ganz unbefangen, weil der König es auf eben die Art und Weise geäußert hat.

An Eichhorn.

Berlin, den 6. October 1818.

Tausend Dank für Ihre freundlichen Glückwünsche zu meiner neuen Stelle. Mehr als sich in einem Briefe sagen läßt, werde ich Ihnen die Gründe zur Annahme dieser Stelle darlegen, wenn Sie von Ihrem Congreß zurückgekehrt sein werden. An und für sich ist solche nur ein Restaurateur-Posten, aber es läßt sich noch so Manches Andere hineinlegen, und man muß wenigstens den Versuch dazu machen.

Sie mögen sich nun gefaßt machen, abermals einen Aufsatz zum Einrücken in die öffentlichen Blätter auszuarbeiten, worin man Rechenschaft ablege, was in dem Konstitutions-Wesen dieses Jahr über geschehen, und sich rechtfertige, daß Nichts geschehen. Seitdem sind zwei wichtige Konstitutions-Urkunden erschienen und haben die Erwartungen noch mehr gespannt. Wir mögen uns drehen und wenden so viel wir wollen, wir müssen endlich doch

einen festen Entschluß nehmen, sei es zum Gewähren oder zum Verläugnen und zu Beidem ist Kraft nöthig. Unser zeitheriges Betragen hat uns um die Zuneigung von Deutschland gebracht.

Wie wäre es, wenn man bei den Rheinprovinzen einen Anfang mit dem Konstitutionswesen machte? Dort hat fremde Herrschaft dazu schon vorgearbeitet und mit dem Haß des Aufräumens sich belastet. Gleichsam als Rechen-Exempel? Ich unterwerfe dieses Ihrer Prüfung.

Von der Verderbtheit unserer Administration wird hier immer mehr und mehr Redens; da spricht man von Bestechungen und Betrügereien; man nennt Namen und Zahlen; giebt Verschließung der Gerichtshöfe an. Die Mitarbeiter des Fürsten Staatskanzlers spielen hierbei eine üble Rolle. Sie allein machen davon eine Ausnahme und Ihnen läßt man Gerechtigkeit widerfahren. Diese dem Publiko verhaßte Administration ist es, die mir das Vorschreiten im Konstitutions-Wesen noch bedenklich macht, denn sie würde die Nähe einer National-Repräsentation nicht ertragen und Erschütterungen könnten die Folge davon sein.

Ueber die Wiederbefestigung Ihrer Gesundheit freuen wir hier uns sehr. Möge sie von langer Dauer sein, und Sie bald durch Reisen, heiteren Umgang und Erfolgreiche Geschäfte gestärkt, zu uns zurückkehren. Mit alter treuer Ergebenheit und Freundschaft der Ihrige.

Gneisenau.

An Frau von Clausewitz.

Berlin, den 12. October 1818.

Hochverehrte gnädige Frau.

Nach einem langen Zeitraum haben Sie, gnädige Frau, mich wieder einmal mit einem Briefe erfreut und ich bin Ihnen recht dankbar dafür, denn es verursacht mir immer eine freudig unruhige Empfindung, wenn ich die Züge Ihrer Hand erkenne, und obgleich ich mir wohl bewußt bin, das nicht zu verdienen,

was Ihr Wohlwollen gegen mich Ihnen eingiebt, so kann ich mich doch des Wohlgefallens daran nicht erwehren, weil es von Ihnen kommt.

Wir hier rechnen nun schon die Tage aus, wann Sie hier sein und uns wieder angehören können. Aber freilich werden Sie vieles anders, als ehedem finden. Frau von Berg folgt der Gräfin Voß nach Potsdam und an diesen beiden Damen verlieren wir viel. Pauline N. ist ebenfalls meist abwesend, und an mir bekanntem Ersatz ist Niemand vorhanden, als Frau von Helvig.

Mein Haus und meine Gesellschaft ist noch nicht organisirt; ich gebe meine Mahlzeiten vor der Hand bei dem Restaurateur und wohne vorläufig in einer für den Gouverneur sehr beengten Wohnung, worinnen ich noch nicht Gäste habe sehen können.

Dagegen ist meinem Hause in Schlesien große Ehre wiederfahren. Der Kronprinz und Prinz Wilhelm haben darinnen gefrühstückt, und an der schönen Lage sich gefreut. Meine Frau ist dabei ganz aus ihrer Rolle gefallen; sie hat sich dies Frühstück ausgedacht und solches angeordnet, und, was erstaunenswürdig ist, so hat sie Nachts, als der Kronprinz, von Warmbrunn zurückkommend, durch Erdmannsdorf fuhr, das ganze Haus erleuchtet, welches sich, der ungewöhnlichen Form desselben wegen, prachtvoll ausgenommen haben soll. Wäre ich abergläubisch, so müßte ich fürchten, meine Frau zu verlieren.

Clausewitz ist nun, dem Anschein nach wieder völlig in der Gunst des Königs, und zwar, wie der Kriegsminister meint, nach Lesung eines von ihm, Clausewitz, an mich gerichteten Briefes. Die Sache verhält sich nämlich in folgender Weise. Clausewitz hatte über Görres an mich geschrieben, mit gerechter Würdigung seiner Verdienste und seiner Wichtigkeit und mit vorsichtiger Warnung ihn nicht zu reizen. Diesen Brief theilte ich, da er nur diesen Gegenstand allein enthielt, dem Kriegsminister mit, und dieser, ohne mich davon zu unterrichten, dem

König, der ihn mit Aufmerksamkeit und Beifall gelesen haben soll. Clausewitz mochte, eben so wie ich, in den Verdacht revolutionairer Gesinnung gekommen sein, und an diesem Briefe ward man gewahr, daß man sich geirrt habe.

Zur Einrichtung meines neuen Hausweſens fehlt mir sehr eine Frau, auf welche ich dieſes unangenehme Geſchäft ablaſten könnte, da ich aber eine ſolche weibliche Hülfe nicht habe, ſo muß ich ſelbſt damit mich befaſſen. Von meiner Coblenzer und Erdmannsdorfer Einrichtung her habe ich indeſſen einige Erfahrungen geſammelt, die mir dabei Dienſte thun, und wenn ich auch nicht die Einrichtung eines eleganten Herrn bewirke, ſo will ich doch die nette Einfachheit eines alten Generals erſtreben.

Ihrem Herrn Gemahl habe ich angeboten, meine und meiner Leute Dienſte der Einrichtung Ihrer neuen Wohnung zu widmen, er hat hierauf aber noch keinen Beſcheid ertheilt. Es wäre doch ſehr bequem für Sie beide, wenn Sie ſofort in eine völlig eingerichtete, geheizte Wohnung einziehen könnten.

Von meinen jungen Eheleuten habe ich freundliche und glückliche Briefe erhalten. Möge die Liebe ferner das Herz meiner Tochter aufſchließen und die Eiskruſte wegſchmelzen, womit ſie ſich ſo oft umgiebt.

Sie wollen hochverehrte gnädige Frau, die erneute Verſicherung der alten Huldigung gütig aufnehmen, womit ich mich beehre zu ſein

Ihr
gehorſamſter Diener
Gr. N. v. Gneiſenau.

An Gröben.

Berlin, den 19. October 1818.

Mein edler Graf.

Wenn ich es ſo lang verſchob, Ihnen auf Ihr letzteres Schreiben zu antworten, ſo weiß ich wohl, daß Sie mich auch

ohne Rechtfertigung gütevoll entschuldigen, diesmal aber habe ich der Entschuldigungen viele: die Truppenübungen, die Hoffeste, der Eintritt in meine neue Stelle, die daraus folgenden Zeitraubungen und Geschäfte, die Einrichtung meines neuen Haushalts u. s. w.

Sie haben nicht Unrecht, mich vor Annehmung dieser Stelle zu warnen, die durch ihre Repräsentation, ihre kleinlichen Geschäfte, durch die Nothwendigkeit, mit allen Gliedern der Gesellschaft eine höfliche Verbindung aufrecht zu erhalten, sehr langweilig ist. Auch bin ich wohl in so mancher Hinsicht nicht für selbige geeigenschaftet; ich hatte indes einige niedrigere und einige höhere Gesichtspunkte, die mich bewogen, selbige anzunehmen. Jene waren die des erhöhten Einkommens, da mein vorheriges mir nicht erlaubte, auf einem angemessenen Fuß hier zu leben; diese waren die Hoffnungen die ich hegte, die gebildeten Glieder der Gesellschaft einander näherzubringen, verschiedene Ansichten zu versöhnen, Meinungen auszugleichen, bevor sie sich einander noch mehr erbitterten, kurz auf eine Art zu wirken, wie es hier Niemand thut und wie es doch bei dem Zwiespalt der Stände so sehr nöthig wird. In jenem ersteren Gesichtspunkt scheine ich mich geirrt zu haben; wäre dies auch in Letzterem, so trete ich wieder von der Bühne ab, es sei denn, meine Gegenwart wäre nüzlich, um jakobinischer Gewaltthätigkeit ernsten Widerstand entgegenzusetzen; wovon aber die Nothwendigkeit, so Gott will, nicht eintreten wird. — Daß Sie das polnische Memoire als wichtig gewürdigt haben, ist mir ganz Recht. Ich werde den Umstand mit Peysern dem Kriegsminister bemerklich machen; ob ein weiterer Erfolg und eine Sinnesänderung davon zu erwarten, ist zweifelhaft.

Der Kaiser von Rußland hat in langer Unterredung mit mir sehr friedliebend gegen mich sich geäußert, jedoch von sich behauptet, daß er keineswegs verblendet sei über die Gefahr, die uns von Frankreich her drohe, obgleich es unumgänglich nöthig geworden, die Occupations Armee zurückzuziehen. Man müsse

indessen schon jetzt Maasregeln verabreden, die einer solchen Gefahr zuvorzukommen oder sie zu dämpfen fähig wären; nicht erst diese Verabredung bis zum Ausbruch verschieben, sondern jede Macht müsse wissen, in welcher Zeit und auf welchem Punkt ihre Streitkräfte zu erscheinen hätten.

Der Kaiser Franz hat unsere Befestigung von Koblenz gegen den König sehr gelobt, und sich die Erlaubnis ausgebeten, einige Ingenieur Offiziere dorthin zuschicken, damit sie lernten, meinte er, wie man bauen müsse. Im westlichen Deutschland heißt man diese Arbeit ein Römerwerk, und dies ist recht gut der Meinung wegen, die, wenn auch manchmal usurpatorisch, so doch als Königin herrscht. Ich aber, für meinen Theil, bin, nach der mir davon gemachten Beschreibung, damit nicht so zufrieden, als Kaiser Franz, denn man hat auf die bedeckten Feuer zu wenig Rücksicht genommen*), und diese sind es allein, die in Verbindung mit Minen den Feind nöthigen können, von der zeitherigen Angriffsmethode abzugehn, und folglich, in einem dringenden Augenblick, in einem unbekannten Gebiet sich zu befinden und neue Erfindungen augenblicklich machen oder anwenden zu müssen.

Das Pferd ist angekommen, es ist aber nichts weniger als schwach. Obgleich in Drüsen abgemagert und nach einem langen Marsch, ging es dennoch sofort des andern Tages mit meinem Halbstallmeister, Reitknecht Schulz, durch. Es ist von einer feinen, schönen Gestalt und es sollte mir sehr lieb seyn, wenn ich es reiten könnte, woran Sie wegen seiner kleinen Gestalt zweifeln und ich wegen seines Durchgehens. Auf jeden Fall bleibt sie vortrefflich zur Zucht und das ist ein Vortheil, den man von Stutten hat. Aber ich bin sehr in Verlegenheit über die Wendung die Sie unserm Handel geben. Wie kann ich ein Pferd, das Sie am Ende eines Gefechtes kaufen und zwar für ein geringes Geld, um diesen nämlichen Preis von Ihnen fordern.

*) Ist später geschehen. Anmerkung Gröbens.

Ich muß daher auf einen Ausweg denken, den Sie mir aber weder verſperren noch verderben dürfen.

Klauſewitzens Beförderung haben Sie richtig geahnt. Der König iſt nun gegen ihn verſöhnt und ſoll wohlwollend über ihn ſich äußern.

Ihrer würdigen Gemahlin meine Huldigungen. Tauſend Grüße an Amalien und einige Kopfnicker an Georg, die wenigſtens magnetiſch, wenn auch unverſtändlich wirken mögen. Ihnen, mein herzlich geliebter Graf, die Zuſicherung alter treuer Ergebenheit.

Gr. N. v. Gneiſenau.

Ueber Colberg habe ich Nichts geſchrieben, nur einiges geſammelt. Sie kennen meine göttliche Faulheit. Bei einer mündlichen Unterredung werde ich Ihnen einmal den Geiſt und Karakter jener Belagerung erklären.

Was macht Ihr Schwiegervater? Wann erwarten Sie die Niederkunft Ihrer Gemahlin?

Die Kriegsmacht des Ruſſiſchen Kaiſers iſt mit den jetzt ausgehobenen 80,000 M. und wenn aus der Wache des Innern diejenigen Plätze wieder erſetzt werden, die durch Errichtung von 7 neuen Regimentern aus alten Soldaten entſtanden ſind, wirklich eine Million. So ſagte mir der Kaiſer, ſo beſtätigte es der G. L. Schöler und eben ſo der öſterreichiſche Graf Clam, der im Innern umher gereiſt iſt und gut geſehen und gezählt hat. Davon können aus den Ländern diſſeits der Wolga und ausſchlieslich derjenigen die in der Nähe des ſchwarzen Meeres liegen, auf jeden erſten Wink 500,000 ſage fünfmahlhunderttauſend Mann marſchiren. Das wird jedem Kenner ſolcher Zahlen, und folglich auch Ihnen als etwas außerordentliches erſcheinen. Gegen ſolche Macht ſichert nur ein Landſturm, und zwar nur ein guter.

Clauſewitz an Gneiſenau.

Achen, den 25. October 1818.

Die Abreiſe der Monarchen nach Valencienne giebt mir etwas Ruhe und Muße, die ich benutzen will, um Euer Excellenz herzlich zu danken

für die Mittheilungen durch den Baron Fühler nnd durch das Schreiben an meine Frau. Der mich betreffende Punkt in dem letzteren ist mir natürlich sehr angenehm gewesen, und ich bin Euer Excellenz sehr viel Dank schuldig ihn veranlaßt zu haben. Ich glaube die Wirkungen davon in dem Betragen gegen mich bemerken zu können und ich kann nicht anders als ganz zufrieden mit diesem letzteren sein. Man sieht sich hier so wenig, daß ich den Staatskanzler fast noch nicht gesehen und noch weniger gesprochen habe. Er hat den hiesigen preußischen Generalen ein Diner gegeben, wo ich vergessen worden bin, so daß ich noch gar nicht bei ihm war den Tag der ersten Cour ausgenommen.

Nach Eichhorns Aeußerungen gehen die Verhandlungen hier einen guten Gang. Die französischen Angelegenheiten sind abgemacht, und über die andern eine vorläufige Punktation von Capo d'Istria und Gentz redigirt. Sie betreffen die südamerikanischen Freistaaten, die Barbaresken, den Fürsten von Marocco, und die Badensche Angelegenheit. In Rücksicht der letzteren ist hauptsächlich nur die Territorial-Angelegenheit vor, wonach Baiern noch 100,000 Seelen bekommen, die Baden hergeben soll. Die eigentliche Successions-Angelegenheit wird später berührt werden. Diese verschiedenen Gegenstände lassen denn doch voraussehen, daß der Congreß nicht ganz so schnell beendigt werden wird, wie wir anfangs geglaubt haben; obgleich der Kaiser Alexander gesagt hat über den 10ten hinaus könne er in keinem Fall bleiben. Den 2ten kommt die Kaiserin Mutter hier an, der Kaiser Alexander kommt daher den 1ten hierher zurück, begleitet sie dann nach Brüssel, wo sie den König treffen werden; den 5ten oder 6ten wird dann alles wieder hier sein. — Ich hätte mich gern zu einem nützlichen Correspondenten für Euer Excellenz hier gemacht und die politischen Angelegenheiten weniger oberflächlich berührt; allein ich habe zu wenig Gelegenheit gehabt mit unterrichteten Leuten zu reden; vielleicht kann ich in meinem nächsten Brief etwas gründlicher sein.

Herr von Stein, der früher entschlossen schien, den Congreß besuchen zu wollen, ist nicht hergekommen sondern von seinem westphälischen Gute grade nach Nassau gegangen. Der Kaiser Alexander, der der einzige sein dürfte, dem sein Herkommen nicht unangenehm wäre, hat dies doch wie es scheint nicht bestimmt genug zu erkennen gegeben; indessen weiß ich, daß kürzlich der Graf Capo d'Istria einen Brief an ihn geschickt hat; es ist also möglich, daß er noch kommt. Ich wünsche, er könnte sich bei dieser Gelegenheit dem Staatskanzler wieder etwas nähern; das würde zu manchem gut sein. Wilhelm Humbold wird jetzt hier erwartet. Sein Bruder Alexander war hier und begleitet den König nach Frankreich; durch ihn ist die Erlaubniß zur schnellen Abreise aus London und vermuthlich auch das Herkommen bewirkt worden. — Er soll in England alle Menschen und Parteien in einem hohen Grade kaptivirt haben. Man erzählt sich unter andern hier, daß er in der Bibel-Gesellschaft eine Rede in englischer Sprache gehalten habe, die mehrere Stunden gedauert und alle Zuhörer in Verwunderung gesetzt hätte. Man muß wirklich über sein Talent zu Lernen sich verwundern; dennoch kann ich ihn nicht für so eminent halten, wie es in diesem Augenblick gewissermaßen Mode ist; es wird mir schwer zu glauben, daß etwas Großes aus ihm hervorgehen sollte. Dagegen halte ich ihn nicht für unempfänglich dafür und geschickt zur Ausführung. Auch gegen seinen Character bin ich nicht so mißtrauisch, wie man es gewöhnlich ist und ich gestehe Euer Excellenz im

Vertrauen, daß ich Sie in dieser Beziehung für ihn gewinnen möchte. Es giebt ja in dieser Classe so sehr wenig Leute, an die man sich anschließen könnte und das gemeinschaftliche Wirken ist doch so nothwendig und heilsam.

Das Turner-Wesen hat auch hier etwas Alarm gemacht. Ein Turnmeister in Bonn hat sich einfallen lassen für den 18. October eine Versammlung nach dem Siebengebirge auszuschreiben, in der ganzen Rheingegend, Nassau, Hessen u. s. w. Das würde eine Wartburgs-Scene gegeben haben. Natürlich hat man es untersagt. In diesen Turnmeistern steckt wirklich ganz ordentlicher Jakobinismus. Arndts 4. Band von seinem Geist der Zeit hat auch Mißvergnügen erregt. Es soll ein bedenkliches Lied darin sein, immer vorwärts, immer vorwärts und ein starker Ausfall gegen die Polizei. Ich finde das Wirken auf das Volk unnöthig und finde nützlicher sich grade und ehrlich an die Regierungen selbst zu wenden und auf diese zu wirken. Schriftsteller, die den ersten Weg einschlagen, werden immer als revolutionär erscheinen, während die letzteren blos freimüthig sind.

Die Einrichtung der rheinischen Universität zu Bonn ist endlich vom Könige vollzogen. Ihr Etat ist 84000 Thaler. Alexander von Humbold geht nach Ostindien mit 12000 Thaler jährlichem Gehalt auf fünf Jahr. Euer Excellenz sehen, daß wir in wissenschaftlichen Dingen sehr grandios sind.

In Beziehung auf den Congreß muß ich noch bemerken, daß mir die kleinen Nebendiplomaten, die sich hier aufhalten, wie ein Professor extraordinarius auf der Universität, keinen sonderlichen Einfluß zu haben scheinen; sie erfahren, glaube ich, nicht vielmehr wie ich; wenigstens ist niemals die Rede davon gewesen sie zu irgend einer Conferenz zu ziehen. Dem Himmel sei dafür gedankt. Uebrigens wird wegen der starken Abweichungen woran hier eine Zeitlang jedermann litt, der Congreß von den witzigen Köpfen in doppelter Beziehung der Evacuations Congreß genannt.

In meinem letzten Schreiben habe ich versäumt Euer Excellenz noch besonders für die Gewogenheit zu danken, daß Sie mir Ihre Leute zur Unterstützung bei meiner wohnlichen Einrichtung anboten. Das Nothdürftige ist geschehen, wie meine Schwiegermutter schreibt und dabei will ich es vor der Hand bewenden lassen, da ich in Ermangelung einzurichtender Schlösser und Landhäuser meinen Spaß an dieser kleinen Einrichtung haben will.

Mein letzter Aufenthalt in Ems, obgleich er nur acht Tage währte, hat auf meine Gesundheit eine so wunderbare Veränderung hervorgebracht, daß ich mich nicht allein von aller Gicht befreit fühle, sondern auch so wohl wie ich mich seit meinem 20ten Lebensjahr nicht gefühlt habe. Dieser Wiedergeburt mag es zuzuschreiben sein, wenn ich über die meisten Gegenstände eine sorglosere Ansicht habe als die meisten andern Menschen.

Scharnhorst und seine Agnes habe ich noch nicht gesehen; in Glück und Wonne schwimmen sie, wie sich's gebührt. Ich freue mich sehr darauf die kleine Agnes, die ich als dichtverschlossne Knospe verlassen habe, als junge Rose entfaltet wieder zu sehen.

Clausewitz an Gneisenau.

Aachen, den 30. October 1818.

Die Revüen und Manövers sind ohne Zwischenfälle und zur Zufriedenheit Aller abgelaufen; doch will man behaupten, der Kaiser Alexander habe bei dieser Gelegenheit dem General Woronzow diejenige Kälte marquirt, die aus andern Ursachen und durch Einflüsterungen Anderer bei Ihm erzeugt worden sein soll. Vielleicht ist das Ganze ein Gespinnst der Einbildungskraft überfeiner Beobachter.

Den Kriegsminister habe ich einige Male gesehen, so lange wir hier sind, wenn mich nemlich Dienst-Veranlassungen zu ihm geführt haben. Er hat mich jedesmal nicht blos freundschaftlich, sondern auch mit großem Zutrauen aufgenommen. Wir haben über mancherlei, wie wohl im Ganzen über wenige Gegenstände gesprochen. Ich bin damit ganz befriedigt und lasse die Sache gelinde angehen. Will er über mehr Dinge mit mir reden, so werde ich meine Meinung jedesmal ehrlich sagen, mich aber vor dem Ansehen hüten, daß ich Einfluß zu gewinnen suchte, weil ich dieses Bestreben immer in die Klasse gewöhnlicher Umtriebe setzen muß, wenn nicht ein nahes, vertrauenvolles freundschaftliches Verhältniß dazu auffordert.

General Ziethen ist, wie ich von andern höre, zur Disposition nach Berlin gerufen; man sieht ihn als den Survivant des ältesten der kommandirenden Generäle an. — Ueber Freund Müffling scheint noch nichts bestimmt; man glaubt, daß er jetzt in der Verpuppung liege, — woraus nächstens ein vielfarbiger diplomatischer Schmetterling emporsteigen werde.

An Clausewitz.

Berlin, den 8. November 1818.

Sie konnten mich, verehrter Freund, mit keiner angenehmeren Nachricht erfreuen, als mit der von Ihrer völligen Wiederherstellung. Damit nur ja der Kongreß mit seinen Diners und Soupers fins darinnen nicht eine neue Störung mache! denn nach meinem Glauben und nach meiner mir eingebildeten Erfahrung rührt der größere Theil der Gichtübel aus dem Magen, und bei den höheren Ständen aus den so sehr konzentrirten Nahrungsstoffen her, wo ein Mann, in Stubenluft und ohne Bewegung die Fleischsäfte mit einem male verzehrt, die zehn, im Freien mit Arbeit beschäftigte Tagelöhner hätten nähren können.

Ohne gegen die Diät gesündigt zu haben, leide auch ich jetzt an einem starken Rheumatismus in der rechten Schulter, der mir das Schreiben etwas erschwert. Ich habe einige male die jetzt hier ärztlich eingeführten Dampfbäder gebraucht und mir

dadurch dieſes Uebel in Bewegung geſetzt oder erregt. Dr. Meyer verurtheilt mich zu einigen Tagen Hausarreſt.

Ihrer Frau Gemahlin wollen Sie ſagen, daß meine Frau ganz aus ihrem Character gefallen iſt. Sie hat dem Kronprinzen ein Dejeuner in Erdmannsdorf gegeben, bei deſſen nächtlicher Rückkehr das Haus erleuchtet, iſt auf einmal hier mit 3 Töchtern zu meinem Geburtstag erſchienen, und hat endlich ihren Bruno daheim gelaſſen. Die beiden erſteren Begebenheiten habe ich bereits gemeldet; aber es war nicht genug an dieſen Wundern, ſondern die folgenden mußten das Erſtaunen ihrer Bekannten noch höher ſteigern, die die inneren Gründe dieſer Entſchlüſſe nicht kennen.

Ihre Wohnung haben Sie alſo nicht durch mich einrichten laſſen wollen, eben ſo wenig durch Ihre Frau Schwiegermutter, deren Anerbieten noch beſſer als das meinige war, denn ſie wollte alles aus eignen Mitteln anſchaffen. Angenehm müſſte es Ihnen immer ſein, bei Ihrer Ankunft in der Hauptſtadt ſogleich in eine völlig eingerichtete Wohnung eintreten zu können, während Sie nun, die erſten Wochen zwiſchen den Pflichtbeſuchen und den Sorgen der Einrichtung des Hausſtandes theilen müſſen und ermüdet Abends in den Geſellſchaften Ihrer Freunde anlangen. Indeſſen, Sie haben es ſo gewollt und wir fügen uns in Ihren Willen, wie in den des Fatums. Wenn Sie übrigens vermeinen, ich habe Schlöſſer und Häuſer koſtbar eingerichtet, ſo iſt dies ein Irrthum. In Erdmannsdorf iſt Nichts als die beſcheidenen Meublen meines ehemaligen hieſigen Hausſtandes und neues nicht angeſchafft worden. Hier bediene ich mich der durch die Regierung erborgten Meublen, die ganz hübſch ſind, jedoch nicht dergeſtalt, daß ich darüber übermüthig werden könnte. Meine Wohnung iſt ſehr klein; nur eine halbe Etage. Ein kleiner Saal für einen Tiſch von 22 Perſonen, zwei ſehr kleine Zimmer, und ein ganz kleines Kabinet iſt alles, was ich meinen Freunden anbieten kann. Für mich habe ich ein kleines Kabinet und ein

sehr kleines Schlafgemach. Das ist alles. Ich vermaß mich vor wenigen Tagen, eine Abendgesellschaft von 30 Personen zu geben, ältere Personen, junge Mädchen und Kinder. Obgleich die Gesellschaft nach dem Alter in die drei kleinen Räume sich vertheilte, so stolperte dennoch immer Eines über das Andere, und es kostete nicht viel weniger Mühe, das Tischgeräthe und die Speisen durch die Gesellschaft hindurch zu bringen, als ein Armeecorps durch einen Engpaß zu bewegen.

Denen die die Hoffnung nähren, Herrn vom Stein wieder in unserm Ministerio zu sehen, wollen Sie nur sagen, daß sie solche aufgeben sollen. Einmal, so ist die Erbitterung so weit gediehen, daß an eine Aussöhnung nicht zu denken ist, und dann so ist die jetzige Administration dergestalt zusammengesetzt, daß Herr v. Stein selbige sprengen oder abermals fortwandern müßte, wenn anders, er den Erwartungen entsprechen wollte, die die Welt von ihm hegt, obgleich ich weiß daß auch er mit der Verderbtheit sich, unter Umständen, wohl vertragen mag. Unsere Administration verträgt weder eine National-Repräsentation noch auch selbst einen Herrn vom Stein. Es ist zuviel Verderbtheit, und zu wenig Talent darin. Dies wird immer der Fall sein, wenn man sie so zusammen setzt, daß man dabei mehr die verschiedenen Parteien durch einzelne Ernennungen sich verbinden und versöhnen will, als in der Absicht eine gediegene aus einem Geist hervorgehende Verwaltung zu ordnen, worin man die besten Talente und die edelsten Charactere versammelt und worin jeder, zum Zweck der Einheit, seine hie und da abweichende Meinung zum Opfer bringt. Jene, in diplomatischer Weise geordnete Verwaltung kann nur durch einen hervorragenden Geist, und zwar mit Mühe, aufrecht erhalten werden. Dies ist bei der unsrigen, der Staatskanzler. Nehme man diesen daraus hinweg und der ganze Schauapparat stürzt zusammen.

Mit H[errn] v. H[umboldt] wird man mich wohl nie aussöhnen, das heißt, in jenem Sinn aussöhnen, als man dies

versteht. Ich mag ihn recht gern leiden am Tisch und beim Thee, seines Witzes wegen, obgleich auch dieser nur einseitig ist, meist in Paradoxien sich bewegend. Um ihm indessen in der Administration eine bedeutende selbstständige Stellung zu geben, dazu könnte ich nimmer rathen. Man hat mir die Anstellung des Grafen Bernstorf*) verhehlt, und ein Anderer an meiner Stelle würde vielleicht gegen ihn die Meinung zu erregen suchen. Ich aber erkläre, daß diese Wahl bei weitem wohlbegründeter war, als die des H[errn] v. H[umboldt] gewesen sein würde, die sofort die Höfe von Petersburg Wien und den Tuillerien mit uns in Zwiespalt gebracht hätte, während die Wahl des Grafen Bernstorf eine günstige Wirkung gethan hat; sie war übrigens, wegen der nahen Zusammenkunft der Diplomaten, dringend, und ein Anderer war nicht vorhanden, wenigstens ist mir ein solcher nicht bekannt. H[errn] v. H[umboldt] fehlt das Vertrauen der Menschen und ohne dieses kann man nur wenig ersprießliches vornehmen, es sei denn, unter den Auspicien großen Glückes. Es fehlt ihm ferner der Muth zu Unternehmungen. Ich habe ihn seit dem Jahre 1809 hierinn genau beobachtet. Im Jahre 1813, während des Waffenstillstandes, wäre er zufrieden gewesen, wenn man uns die Oder-Festungen und Magdeburg zurückgegeben hätte. Im Jahre 1815 betrachtete er die Kontributionsforderungen an Frankreich als eine verwegene unausführbare Idee, und meinen Vorschlag, die Kontribution durch diejenigen bezahlen zu lassen, die den Acte additionel unterzeichnet hatten, als eine Brandfakel zur Erregung des bürgerlichen Krieges in Frankreich. Selbst seine diplomatischen Aufsätze haben nichts überredendes. Er zerlegt und zerlegt und überzeugt nicht. Aus der Keule macht er Zahnstocher, die nur verletzen und nicht Achtung gebieten.

*) Als Minister des Auswärtigen. Er war dänischer Gesandter in Berlin und trat aus dieser Stellung direct in den preußischen Dienst. Er blieb Minister bis zum Jahr 1832. Vorher hatte Hardenberg die auswärtigen Angelegenheiten persönlich geleitet.

Sein schmutziger Geiz bringt ihn in Verachtung, selbst derjenigen, die eben so schlecht sind als er. —— —— —— ——
Einen solchen Mann an die Spitze des Kultus und des Unterrichtes zu stellen, war doch wohl ein an Herrn von Stein nicht zu entschuldigendes Unternehmen. Geglänzt hat er im Staatsrath, einmal, aber auch nur einmal, und zwar nicht um Hohes, sondern um persönlicher Zwecke willen, denn er wollte des Portefeuilles des Finanzministers sich bemächtigen und fing es allerdings recht gescheut an. Er wird aber nie als Minister etwas Großes schaffen. Vielleicht daß ihn der Gang der Ereignisse dennoch in das Ministerium führt, und da werden Sie meiner Meinung Gerechtigkeit wiederfahren lassen, wenn meine Gebeine nicht mehr über der Erde sind. Die Geschichte mit der Bibelgesellschaft ward vor vielen Monaten hier bereits erzählt, ist aber ein Mährchen. Er hat in einigen Worten schlechten Englisches der Anrede gedankt die an ihn als neues Mitglied gerichtet wurde. Die Geschichte ward von seinen Freunden erfunden. Grolman, der nur dem Verstand huldigt und von den Gemüthskräften nur die Willenskraft ehrt, ist sehr für ihn eingenommen, weil er gedenkt, seiner als eines Werkzeuges sich bedienen zu können; er möchte sich aber vorkommenden Falles, hierin sehr irren; er würde ihn weder mit Entschlossenheit ausstatten, noch von seinen übrigen Fehlern ihn heilen können.

Das Turnunwesen hat zu meinem Leidwesen sein Wesen etwas zuweit getrieben. Gleichsam als ob Alles nur vorhanden wäre, um dem Turnwesen zu dienen. So ist aber diese Klasse von Leuten. In steten Uebertreibungen verschmähen sie das Erreichbare um dem Phantastischen nachzujagen.

Von meinen Koblenzer Eheleuten erhalte ich fortwährend die erfreulichsten Nachrichten, glückliche Briefe, schmeichelnde Berichte von Reisenden.

Daß keine weiteren Fragen am Kongreß verhandelt werden, sondern daß Ende der verhandelten, Sie beide uns bald zuführen

mögen, ist mein herzlicher Wunsch; in ihm liegt schon, wenn auch nicht in Worten ausgedrückt, die Versicherung alter treuer Ergebenheit gegen Sie beide. Leben Sie wohl.

Gr. N. v. Gneisenau.

Clausewitz an Gneisenau.

Aachen, den 7. November 1818.

Ich will Stosch nicht abreisen lassen, ohne Euer Excellenz Einiges wenn auch nicht sehr wichtiges von hier mitzutheilen. — Herr v. Stein und Humbold sind angekommen. Der erstere hat dem Staatskanzler einen Besuch gemacht, der aber wie ich zufällig bemerkt habe, nicht lange gedauert hat und vermuthlich keine Art von Annäherung zur Folge haben wird. Er sollte gestern dort essen, hat aber absagen lassen, weil er bei dem Kaiser von Oestreich eine Audienz haben sollte. Humbold dagegen ist, wie Euer Excellenz denken können, mit dem Staatskanzler comme si de rien n'était. Ich habe gestern mit ihm dort gegessen, wo er mir erzählt hat, daß er den Auftrag in Frankfurt die Badenschen Angelegenheiten zu verhandeln nur angenommen hätte um aus England wegzukommen, daß er aber fest entschlossen sei nicht dahin zurückzukehren. Ferner hätten ihm zwar der Staatskanzler und der Herr von Altenstein ziemlich deutlich zu verstehen gegeben, daß wenn er keine Stelle im Ministerium annehmen wollte, es nicht gut sei, daß er im Staatsrath bliebe; er aber sei ebenso entschlossen im Staatsrath zu bleiben wie nicht nach England zurückzugehen und habe ihnen geantwortet, daß, bis man ihn nicht aus der Liste des Staatsrathes striche, er diese Stelle nicht aufgeben würde und daß er ruhig das letztere abwarten wollte. Er denkt Ende Januar nach Berlin zu kommen. — General Boyen ist mit ihm vermuthlich auf keinem sehr freundschaftlichen Fuß, aber doch scheint es, daß er mit ihm Partei machen will und von seiner Anwesenheit manches Gute erwartet. Er hat den nemlichen Wunsch, den ich gewagt habe Euer Excellenz in meinem vorletzten Brief auszubreiten, nemlich Sie für ihn wiederzugewinnen, weil er glaubt, daß Sie vor seiner laxen Moral eine Scheu haben. Alles was ich für ihn zu sagen weiß ist, daß er nicht zu denjenigen gehört, die das Alte zurückführen wollen und das scheint mir in Berlin viel zu sein. Denn wenn ich die Horizontal-Linie der Excellenzen ziehe, so sehe ich in Berlin wenig Köpfe über dieselbe hervorragen, die nicht nach dem Jahr 1806 zurückschauten. Außerdem meine ich, daß wenn sich unter den letzteren eine Partei gegen Humbold bilden sollte, dies eine heilsame Ableitung der Parteisucht wäre von andern Gegenständen. Man wird Humbold niemals als einen Heros neuer Einrichtungen verfolgen und wenn er die Aufmerksamkeit auf sich zieht, so wird dabei weniger von dem Mißtrauen und dem Haß gegen neue Einrichtungen angeregt als dies der Fall ist, wenn diese Leute auf andere Menschen Jagd machen. —

Auch Herrn von Stein möchte der Kriegsminister wenigstens auf ein Paar Monat nach Berlin haben. Obgleich dieser die Vorschläge deshalb nicht ganz zurückgewiesen hat, so bezweifle ich, daß er sie ausführen werde. Boyen meint wenn grade eine Krisis eintrete, entweder weil der Staats-

kanzler sich mehr oder ganz zurückzöge oder weil er sich zu einer großen Veränderung im Ministerio gedrungen fühlte, so wäre es nicht unmöglich, daß Herr von Stein vom Könige zu Rath gezogen würde. Das ist nun freilich noch wenig. Immer aber ist es gut, daß ein eminenter Mensch, der rein und edel denkt, mehr in Berlin sei. Die Rückkehr unserer alten schlechten Einrichtungen entweder ganz oder theilweis ist la bête noire welches mich verfolgt; und ich gestehe, daß ich in dieser Rücksicht eine Art Jesuitenriecher bin. Graf Bernstorf kommt mir alle Tage mehr so vor, wie Euer Excellenz ihn sich schon denken — edel, rein und gut aber matt und müde. Sollte er auch nur als Präsident des Ministerialconseils den Staatskanzler vertreten, er würde wahrscheinlich sehr bald erdrückt werden. Dabei fürchte ich doch, oder vielmehr ich habe die Ueberzeugung, daß er keine klare Vorstellung von dem Bedürfniß hat, was durch die Zeit bei uns entstanden ist. Wer nicht ganz mit sich auf dem Reinen ist, wieviel heilsam und nothwendig ist, wird entweder von der Menge zum Uebermaß fortgerissen, wie das in der französischen Revolutionsgeschichte so vielen wahrhaft gutdenkenden Leuten geschehen ist, oder er wird vor der Sache überhaupt zurückschrecken. Dies ist gewiß der Fall bei Graf Bernstorf.

Der Staatskanzler wird immer schwächer, und seine Umgebungen selbst scheinen einen Theil desjenigen Vertrauens verloren zu haben, was sie sonst in ihn setzten. Dies mag denn auch auf seiner Seite Mißtrauen und Spannungen hervorbringen, Umstände, die ihm das Leben sehr erschweren müssen. Auch mit dem Könige soll es ihm alle Tage schwieriger werden. Dies ist sehr zu beklagen, denn, wenn seine Kräfte bisher schon nicht hinreichten den Forderungen der Umstände zu genügen, so wird er es nun noch weniger können, und doch ist niemand bei uns, der so edle und gute Absichten hegte und sich des Guten so standhaft angenommen hätte.

Euer Excellenz sind aber meines Geschwätzes wohl längst überdrüssig; doch gestehe ich, daß ich es nicht für unnütz gehalten habe, diese Gegenstände bei Euer Excellenz noch einmal zur Sprache zu bringen. Je öfter Sie veranlaßt werden darüber nachzudenken, um so vollkommener wird sich bei Ihnen diejenige Ueberzeugung ausbilden, von welcher Sie sich in der Folge, wenn alles in Berlin beisammen ist, führen lassen werden und der auch ich mich anschließen werde.

Ende künftigen Monats denke ich in Berlin zu sein und den Weihnachten dort zu feiern. Unbeschreiblich freuen wir uns auf das Glück Euer Excellenz wieder da zu sehen; für mich ist dies der einzige positive Anziehungspunkt, den Berlin hat.

Benzenberg an Gneisenau.

Achen, den 16. November 1818.

Ich glaubte fast, daß Sie mich vergessen. Im Herbste hat ohnehin jeder Mensch eine melancholische Regen-Periode, woher die Leute dann auch alles mehr im Trüben sehen und, wie Sie mir voriges Jahr einmal schrieben, mehr murmuriren wie gewöhnlich. Was wir hier machen! Je nun, wir murmuriren und obgleich keine Studenten und keine Turner hier sind, so kann doch die Polizei hinlänglich Stoff zu Aergerniß gefunden haben, obgleich Kaiser Franz gewiß keine revolutionäre Natur ist.

Die Reflection und alte Erinnerungen wandten die ganze Neigung des Volks dem schlichten einfachen Oesterreicher zu, der mit jedermann freundlich war und in dessen Nähe sich jeder behaglich und wohl fühlte. Er hat ein einfaches, redliches und frommes Angesicht und flößt etwas mehr Zutrauen ein als der kleine gallopirende Robertspierre unseeligen Andenkens.

Als die Kaiserin Mutter hier war, so war alles herausgegangen um die Fürstin zu sehen. Vor dem Thore fand folgendes Gespräch zwischen zwei Weibern statt:

Host du unsern Kaiser gesehen? Jo! um den Prüß zu sehen, wär ech niet vor die Thür gegan. Ich auch niet. De Kaiser es auch hier in seine Land, de Prüß es fremd*).

Dieses ist die Meinung des Volks, daß das Preußenthum eben so vorübergehend sei als das Franzosenthum und daß es sich auch einmal so auf einen frühen Morgen verlaufen werde. Ich fragte neulich eine Frau, die mir mit einem Karren begegnete, wo sie ihren Sohn habe: Ja, de ist in Kempen, de mot do prüß sien. Er war nehmlich bei der Landwehr. Die Kriegsleute scheinen dieses etwas ernsthafter zu nehmen wie die Civilisten und zu den Forts, die sie in einem fremden Lande anlegen, wenig Zutrauen zu haben.

Die Regierungen stehen allein als völlig fremde Institute, so von außen eingewandert und die mit der Landschaft keinen Zusammenhang haben. Die Universität wird ebenso ein der Landschaft fremdes Institut, das hierhin gesendet wird um die Rheinländer zu unterrichten, denen Korff in der Achener Zeitung einige aufgeweckte Gemüthsgaben gar nicht abgesprochen.

Und doch können wir Rheinländer es nicht leugnen, daß die Wurzel und das Herz des Staates gut und gesund ist, das regierende Haus, der König und der Erbe des Thrones. Allein der Majordom ist alt und da sein Verhältniß ein rein persönliches ist, so muß die Institution des Majordom's mit jedem Jahre unvollkommner werden, weil sie sich nicht erneuern kann.

Das Grundübel liegt offenbar in der politischen Feigheit der Polizei und in dem Einflusse, den diese übt. Wollte man die Meinung dieser

*) Die Beobachtung, daß die Sympathien der Rheinprovinz sich bei der Gelegenheit der Durchreise des Kaisers Franz offen zu Oestreich bekannt hätten, ist mehrfach gemacht worden z. B. schreibt Gentz an Pilat, den 29. September 1818.

„Die öffentlichen Stimmen in allen Rheinländern — das können Sie mir jetzt zuverlässig glauben — sind für die alte Ordnung der Dinge und der allgemeine Enthusiasmus für den Kaiser Franz, weil man in ihm den Repräsentanten dieser alten Ordnung sucht. Alles Andere ist Wahn, Wind, Zeitungslüge und Manöver einer gewissen Anzahl von unruhigen Köpfen und unruhigen Schriftstellern. Es ist völlig erlogen, daß man die preußische Regierung deshalb haßte, weil sie noch keine Verfassung eingeführt hat. Die unermeßliche Mehrzahl denkt garnicht daran. Man haßt allerdings die preußische Regierung und das nicht wenig und ganz unverholen, aber aus ganz anderen Gründen."

Dasselbe berichtet Marwitz a. d. Nachlasse I, 397.

Lande gewinnen, warum gab man ihnen kein Organ, in dem sich diese Meinung aussprechen konnte? Denn, wenn man sie gewinnen wollte, so mußte man sie doch vorher kennen. Warum fing man nicht wie der große Kurfürst bei der Cleveschen Erbschaft mit den Ständen an und ließ wie dieser die Organisation der Verwaltung und der Justiz erst folgen, als man die Meinung der Stände gehört? Auf diesem Wege vermied der Kurfürst alle Mißgriffe, obgleich damals Berlin eben so weit vom Rhein war wie jetzt. Ich lasse jetzt zu allgemeiner Erbauung die Recesse des großen Kurfürsten von 1660 und 1666 auf's Neue abdrucken. — Es ist ein Glück, daß man diesen und Möser immer auf seiner Seite hat und daß beide keine Studenten, keine Turner und keine Jakobiner gewesen.

Die Wurzel unseres Unglücks besteht eigentlich darin, daß wir keine Staatsinstitution haben, in welcher der Fürst die Nation sieht. Nichts großes steht ihm gegenüber, und deswegen kann die Polizei mit ihren kleinen Nachrichten ankommen und sich wichtig machen. Der Kanzler nimmt freilich die Dinge großartig, allein da sein Verhältniß nur ein Persönliches ist, so kann er anderen Leuten nichts anderes entgegen setzen, die ebenfalls ein persönliches vorzuweisen haben, und sich dem Könige mit derselben Leichtigkeit nähern wie er. Im Ministerio ist keine Einigkeit, diese fehlt überall, wo das Ministerium nichts gegen sich über hat, wogegen es sich vertheidigen muß. Wäre Einigkeit da, so würden die anderen Minister dem Polizei-Minister schön nach Hause leuchten, wenn er sich mit Nachrichten von geheimen Bünden, von Complotten von Studenten und Turnern bei dem Throne wichtig machen wollte und diese in ihrem klaren Blick wären und sie verhindern, die Angelegenheiten der Nation nach großen Uebersichten zu nehmen. De Cazes sollte einmal mit dergleichen Nachrichten bei Ludwig XVIII. kommen.

Jetzt fürchten sie sich nun wieder vor den Universitäten, die sie für den Mittelpunkt alles Aufruhrs halten und besonders ist ihnen vor der rheinischen Angst. Wenn in Bonn sich einmal die Studenten als Studenten betragen, so weiß ich keinen Rath. Einige sind der Meinung, Bonn würde dann wieder aufgelöst. Indeß werden sie dann doch den 6. Februar als den Verfalltag des Wechsels, den Graf Golz am Bundestage aufgestellt, genau innehalten müssen. Wird das Wort nicht gelöst, so sie gegeben, so wird jedermann sich für berechtigt halten, laut zu reden.

Vor den Ständen werden sie nun noch eine verhältnißmäßig größere Angst haben, als vor den Studenten, und die Polizei wird jedem Landstande einen Agenten beigeben, um seine Gesinnungen zu prüfen und um ihn zu beobachten.

Ich sehe nicht ab, wie man sich mit so wenig Muth durch eine ständische Verfassung will durchfinden und ich fürchte, daß wir ähnliche Erscheinungen sehen, wie 1787 in Frankreich, wo der Hof die widerspännstigen Parlamente verbannt und wo er später genöthigt war zu pliiren und sie wieder zurück zu rufen. Hiemit fiel das Ansehen der Krone und dieses hat mir immer wie der Anfangspunkt der Revolution geschienen.

Wenn man alles vorurtheilsfrei überlegt, so muß man fast wünschen, daß man unter diesen Umständen keinen Versuch mit den Ständen machen möge, da das Mislingen so wahrscheinlich und so gefährlich.

Stein war, wie Sie wissen hier, und dieser hat wie gewöhnlich kein Blatt vor den Mund genommen.

Er soll gesagt haben: Er sei beim Canzler gewesen, und an seinem

Arbeitszimmer vorüber gegangen, aus dem ihm der Leichengeruch verfaulter Anträge entgegengezogen. Man hat sehr genau auf Alles Acht gegeben, was auf sein Verhältniß zum Könige schließen ließ. Als er zum Könige gekommen, so ist dieser ihm entgegengegangen und hat ihm die Hand gegeben, eine Auszeichnung, mit der der König gar nicht freigebig sein soll und von der man sich hier nur noch ein Beispiel erzählt von einem anderen verehrten Namen. Es scheint denn doch als wenn der König eine Ahnung habe, daß der Staat sich nur durch große Menschen und durch große Maaßregeln regieren und erhalten lasse.

Alexander Humboldt habe ich etwas gealtert gefunden, ungemein beschäftigt und gar keine Zeit habend, über irgend einen Gegenstand der Naturkunde mit einer etwas größeren Tiefe zu reden, als solches in einem Salon erlaubt ist. Wilhelm Humboldt habe ich nicht gesehen; auch General Knesebeck nicht. Den Kriegsminister habe ich öfters gesehen und gestern noch lange. Er sprach viel übers Cataster und gut, und das Wesentliche berührend, nicht wie Minister sonst pflegen, so auf der Oberfläche herumdammelnd. Es waren eigene Artikel nicht blos Speditionsgeschäfte. Rother meint mit dem Cataster würde es nicht eher etwas, bis wir Stände hätten. Ich glaube, daß er Recht hat. Solche großen Unternehmungen kann man nur mit Hülfe der Oeffentlichkeit vollenden, weil man nur mit Hülfe von dieser schnell gegen die Wahrheit und gegen die Mitte einer Sache gelangen kann; und nur mit Ständen ist die Form gegeben, in der man dieses in schicklicher und anständiger Weise kann.

Eichler hat schöne Progressen in Verfassungs-Angelegenheiten gemacht und sich einigermaßen zum Möser und zum Aristokratismus bekehrt. Ich bin aber auch fast täglich mit ihm und Eichhorn spazieren gegangen und habe es an guten Reden nicht fehlen lassen. Mit dem Magnetismus ist er hartnäckiger, so wie ich dann auch am General Clausewitz eine große Resistenz gefunden. Verdenken thue ich dieses diesen nicht. Es giebt eine Art von materieller Ansicht der Welt, die sehr consequent ist und wobei man durch dieses und ähnliches rein auf die Straße gesetzt wird. ———

Clausewitz an Gneisenau.

Achen, den 16. November 1818.

Herr von Humboldt hat uns die Geschichte seiner englischen Rede selbst ungefähr so erzählt, wie Euer Excellenz sie gehört hatten; und ich muß nur bekennen, daß ich mich meiner Leichtgläubigkeit ein wenig schäme, da eine große Ungläubigkeit sonst eine meiner Haupt-Tugenden oder Untugenden ist, und man dieser Geschichte die Uebertreibung leicht hätte ansehen können; ferner muß ich gestehen, daß sie an meiner Meinung von seinem Talent manches mit fortgeschwemmt hat, was sich an ihr angesetzt und festgehalten hatte, wie das gewöhnlich zu geschehen pflegt. Unsere Meinung dürfte also so weit nicht von einander abweichen. Aber es scheint mir, daß darum doch manches wahr bleibt, was ich mir die Freiheit genommen habe, in meinen beiden Briefen über diesen Gegenstand zu sagen. — Der Staatskanzler scheint mir gedrückt und niedergeschlagen; ich fürchte, daß seine Last täglich drückender wird und ihn beugt. Das ist sehr betrübt da, was Euer Excellenz sagen, ganz unzweifelhaft ist, daß er allein das Ganze noch ein Wenig zusammenhält. — Wenn er ab- oder auch nur zurücktrete, so würde eine Ministerial-Veränderung unvermeidlich

sein, und da mag man sich nur darauf gefaßt machen, daß das Gute mit dem Schlechten fortgerissen wird und dann fürchte ich Alles für das wenige Gute, was wir bis jetzt errungen haben.

Morgen reist der Kaiser von Oestreich zurück, und die andern Herrschaften gehen nach Brüssel; den 22ten löst sich Alles hier auf und ich denke meine Rückreise den 24ten anzutreten. Da ich in Koblenz, Erfurt und Leipzig noch einige Tage zu verweilen denke, so werde ich nicht vor dem 20. Dezember in Berlin eintreffen. Mein erster Gang wird zu Euer Excellenz sein, nicht blos, weil mir der Dienst es so vorschreibt, sondern weil ich in dem erneueten Anblick Ihrer Güte und Freundschaft den Muth schöpfen will, der mir beim Eintritt in die Berliner Zirkel und Verhältnisse nöthig wird.

Ihre Frau Tochter ist seit einigen Tagen hier. Wir finden sie gewachsen, aufgeschlossen, freundlich, liebenswürdig und ergötzen uns an ihrer blendenden Frische. Meine Frau hat auf dem gestrigen Ball, welchen die Kaufmannschaft dem Monarchen gab, die Gelegenheit wahrgenommen, sie dem Kronprinzen und Prinzen Wilhelm vorzustellen, von welchen sie, wie Euer Excellenz denken können, sehr freundlich aufgenommen worden ist.

Daß Lord Wellington vor einigen Tagen zum russischen Feldmarschall ernannt worden ist, werden Euer Excellenz vielleicht schon gehört haben.

Die Nachricht von der Ankunft Ihrer Frau Gemahlin mit 3 Töchtern an Ihrem Geburtstage hat meine Frau, noch mehr aber Frau Scharnhorst unglaublich überrascht. Meine Frau hofft sie vielleicht noch zu finden und trägt mir viel Schönes für sie und Euer Excellenz auf.

Gneisenau an Raumer.

(Bruchstück bei K. v. Raumer, Erinnerungen a. d. J. 1813—14.)

Den 30. November 1818.

Selbst ein Freund der Turnübung und meinen Sohn unter die Zahl der Turner zählend, hat mir dennoch der Mißbrauch dieser der Jugend so heilsamen Anstalt mißfallen und ich habe zu bemerken geglaubt, daß man daraus eine abgesonderte Anstalt zu eigensüchtigen Zwecken bilden wollte. Die Turngesetze sind zum Theil wirklich bedenklich und ebenso die Thatsache, daß man den Turnverein zur Anfeindung von Personen und Anstalten gebraucht hat .... Die Turnkunst soll meines Erachtens nicht Herrin, sondern Dienerin des Erziehungswesens sein.

Benzenberg an Gneisenau.

Brüggen bei Crefeld, den 10. December 1818.

—— In Görres seiner Schrift gefiel dem Volke nichts besser, als daß er von dem bittern Preußenthum geredet, ein Zeichen, daß er hier

den Sinn und die Meinung des Volkes getroffen. Das starre Soldatenwesen, das in Friederich seinem Kriegsstaate regierte, hat die Ausländer immer zurückgestoßen. So blieb Alfieri nur einen Tag in Potsdam, weil er, wie er sagte, es gleich in dieser großen und ärmlichen Kaserne satt gehabt. Ein Kriegsstaat muß seiner Natur nach in harten Formen leben. Sein Ziel ist der Ruhm. Allein um ihn zu erwerben und zu erhalten, muß er Krieg haben, und die Gesellschaft wird es sich nie gefallen lassen in einem dreißigjährigen Frieden immer einen engen Rock anzuziehen und in einem mönchischen Gehorsame zu leben. Ein Kriegsstaat muß wesentlich ein erobernder sein, und dieses hatte Napoleon recht gut erkannt.

Dieses ist meine Ansicht von dem geschichtlichen Leben unseres Staates und ich habe sie deswegen Ihnen, mein verehrtester General, so offen hingelegt, damit Sie die Güte haben sie zu berichtigen, wenn sie historisch unrichtig. Wir Rheinländer sehen Berlin aus einer großen Ferne, noch mehr aber dasjenige, was sich früher dort begeben.

Unser Staat wird von 2 verschiedenen Völkerschaften bewohnt, aus Altpreußen und aus Neupreußen. Beide sind ungefähr gleich stark. Jene, deren Jugend das Zeitalter Friedrich's des Großen sonnenklar durchleuchtet, glauben immer noch nicht, daß 1806 jener Kriegsstaat für immer verschwunden und zu Grunde gegangen. Zu diesen gehört wohl Diereke. So wie man diese Idee verläßt, sind wir einig, und wenn der große Kurfürst wieder aufstände, so könnte dieser 1818 so fortfahren zu regieren, wie er 1688 aufgehört und am Rheine spräche kein Mensch vom bitteren Preußenthum. ———

An Gröben.

Berlin, den 18. December 1818.

—— Wenn Sie Steffens sehen, so danken Sie ihm vorläufig für die übersendeten Bücher. Ich selbst kann es noch nicht, da ich von den Karikaturen*) nur erst wenig gelesen habe, so sehr nimmt meine Zeit ein stets sich erneuernder Briefwechsel mit Bittstellern aus allen Enden her, eine kleinliche Dienstbeschäftigung, und ein nichtswürdiger Müßiggang in der hiesigen vornehmen Welt in Anspruch.

Sogar um meinen Briefwechsel zu besorgen, muß ich oft biß in die Morgenstunde arbeiten, und dieser Brief wird in der Geisterstunde geschrieben.

Das Turnziel habe ich gelesen, nämlich das von Steffens und bin mit ihm über die Verwerflichkeit des jetzigen Treibens mit dem Turnen längst schon einverstanden, wie ich auch früher Raumern geschrieben habe „die Turnkunst muß die Dienerin der

*) Steffens' Buch „Caricaturen des Heiligsten".

Erziehung, nicht aber die Herrin derselben seyn". Es ist recht gut, daß ein geistvoller Schriftsteller wie Steffens gegen solchen Unfug muthig aufgetreten ist.

Der Aachner Congreß ist beendigt; für die Zukunft ist aber nur schwach vorgesehen. Das Königreich der Niederlande hat einige und vierzig Festungen, und nur 28,000 Mann der allerschlechtesten Soldaten, um solche zu vertheidigen. Der Geist in Belgien ist äußerst französisch. Dieses Landes also werden sich die Franzosen alsbald bei Ausbruch des Krieges bemeistern und sich darinn einnisten. Die Revolution in Frankreich beginnt aufs Neue, oder vielmehr sie vollendet sich. Das Bourbonsche Haus wird diesen Thron nächstens abermals verlieren. Die Republikaner gewinnen täglich mehr Raum und wir Preussen dürfen darauf rechnen, den ersten Stoß aushalten zumüssen und vielleicht auch den lezten, wenn die Helfer untreu werden.

Unser Zustand ist nicht erfreulich. Die Finanzen sind nicht geordnet, die Civilverwaltung ist so verwickelt, überladen und kostbar, daß die Geschäfte erlahmen, und die Kräfte des Staates in unnützer Schreiberei aufgezehrt werden. Die Rheinprovinz ist uns ganz abgewendet und sie betrachtet uns nicht als ihre älteren Brüder, sondern als fremde Nutznießer die nächstens wieder davon ziehen müssen.

Die obere Verwaltung hier ist in Zwietracht und Mißtrauen gegen einander, und die Bande die noch nicht gerissen sind, lösen sich täglich mehr. Ueber Alles dieses haben sich die fremden Minister in Aachen sehr verwundert; sie meinten, wir könnten, unter solchen trüben Vorbedeutungen, nur deswegen in unserem leichten Sinn verharren, weil man sich auf die Armee verlasse, denn deren Einrichtungen seien gut. Es ist aber auch hier nicht alles Gold was glänzt.

Humbold strebt hieher zu kommen um im Staatsrath die Opposition zu bilden, weil er schwer beleidigt sich hält durch den Eintritt Bernstorfs in das Ministerium. Wahrscheinlich wird er

seinen Platz behaupten. Viele bedeutende Männer, die durch seinen Verstand bestochen sind hat er gewonnen; man hat auch mich für ihn anwerben wollen, ich mag aber mit dem unmoralischen, muthlosen, und gemüthlosen Menschen nicht gemeinschaftliche Sache machen, sondern will meine unabhängige parteilose Stellung behaupten und nur das bekämpfen, was mir schlecht dünkt, es komme von wem es wolle. ——

Allerhöchste Cabinetsordre.

Berlin, den 5. März 1819.

Wenn die Ausstellung von Kunstsachen und die Ausführung von Concerten im hiesigen Gouvernementshause mit Ihrer Bewilligung, wie Ich vernehme, geschehen ist, so habe Ich zwar dagegen nichts zu erinnern; Ich wünsche indessen, daß Sie fernerhin dergleichen Gesuche an Mich verweisen, da hiesige Kunsthändler sich über diese Vergünstigung fremder, bei mir beschwert haben und Ihnen selbst es genehm sein wird, auf diese Art allen diesfälligen Anmuthungen ausweichen zu können.

Friedrich Wilhelm.

An Gruner.

Berlin, den 6. März 1819.

In Antwort auf Ihre letzteren Schreiben habe ich Ihnen zu berichten, daß die Dinge hier in Ansehung des Eintritts Herrn von Humboldts in das Ministerium noch immer beim Alten sind.

Für Humboldt ist hier eine ganz zahlreiche Partei. Erstens der größere Theil der Konstitutionellen, indem sie meinen H. werde die Constitution vorwärts bringen. Zweitens die Gelehrten; Drittens, diejenigen Militärs, die für die neuen Armee-Einrichtungen sind und gegen Herrn von Bülow im Jahr 1817 gekämpft haben, mit Ausnahme meiner Person, der ich ebenfalls zu diesen Kämpfern gehörte.

Humboldt, diese numerisch und geistig genommen gleich achtbare Stärke seiner Parteinehmer kennend, glaubte solche benutzen zu können, um vor seinem Eintritt sich Bedingungen zu machen. Er erklärte demnach seine Annahme der Stelle, sprach jedoch von Erläuterungen, die er mündlich sich vorher erbitten wolle. Nun

erklärte man ihm, er müsse sich unumwunden vor seiner Abreise von Frankfurt erklären, ob er ohne Bedingungen annehmen wolle oder nicht. Nun mußte der Fuchs aus seiner Höhle hervor. Er sprach nun von allen den Opfern, welche er gebracht habe; von der Schwierigkeit des ihm gewordenen Auftrages, wenn er das Organ werden solle, durch welches die Konstitution nach oben und nach unten in das Leben treten solle; daß hierbei der geringste Fehler die schrecklichsten Gefahren herbeiführen könne, und endlich redete er (alles dies in seinem Brief an den König) von der nothwendigen Unabhängigkeit, in welcher er, solle er Nutzen stiften, von dem Staatskanzler stehn müsse. Sie können denken, mein verehrter Freund, daß er hiermit dem Faß den Boden ausschlug. Der König ward hierdurch sehr erzürnt, der Staatskanzler noch mehr und ihm ward eine donnernde Kabinetsordre geschrieben, daß er ohne Umschweif sich erklären solle, sonst er gehen könne. Das Bestreben Humboldts war, in seiner Ministerial-Stellung eine Unabhängigkeit sich zu bewahren, welche die anderen Minister nicht haben, um womöglich die konstitutionellen Klippen zu vermeiden, oder, ohne ein Departement zu haben, in dem Staatsrath zu sitzen, darin die Opposition gegen die Minister zu führen, Popularität dadurch zu erwerben und den Weg in das Staatskanzleramt sich zu öffnen. Welchen Entschluß er nun nehmen wird, ist mir noch nicht bekannt geworden.

Seine Talente sind nicht gering; dies hat er in der Sitzung des Jahres 1817 gezeigt, und er arbeitet sich bald in das Detail einer Sache hinein. Er ist aber nur ein Detailleur und kein schöpfender Geist und der eigenthümlichen Ideen ermangelt er ganz. Besonders geht ihm der politische Muth ab. Anderer Ideen weiß er sehr gut zu spalten und zu zerlegen, er ist demnach in der Hand eines genialen, ihm imponirenden Premierministers in Dingen, die das Innere betreffen, ein ganz gutes Werkzeug; vom Aeußeren muß man ihn fern halten. Von allem

dieſem aber haben die Wenigſten hier eine Ahnung, ſondern man hält ihn für ein erhabenes Genie, vor allen anderen fähig den Staat in dieſer ſchwierigen Zeit zu leiten und zu ordnen. Man würde wahrlich erſtaunen, wenn er eine Zeit lang das Steuer geführt haben würde!

In dieſer Kriſis eines ſich neu geſtaltenden Miniſteriums war es, daß ich den Wunſch fühlte, der Staats-Kanzler möge ſich auf's neue Ihrer großen Talente bedienen und Sie in den Mittelpunkt rufen. Zum Theil die Unentſchiedenheit der Kriſis, vielleicht auch der Neid Anderer mögen dies bis jetzt verhindert haben. Eine fernere Hoffnung dazu kann ich ſo wenig erregen als abſprechen. Sie wiſſen, wie Alles hier nach Perſonen und Umſtänden oft ſchnell ſich geſtaltet. Mein Beſtreben wird immer auf Erreichung dieſes Wunſches gerichtet ſein.

Eine andere Kriſis, die des Carnevals und des gebotenen langweiligen Müßigganges, hat die Verzögerung dieſes Antwortſchreibens verurſacht, darum ich Sie um Nachſicht bitte, die ich wirklich verdiene bei all den kleinlichen Geſchäften, wozu Stelle und Herkommen mich verdammen.

Frau von Helvig an Gneiſenau.

[15. März 1819.]

Ich richte noch ganz ſpät dieſe Zeilen an Sie verehrter Freund, auf die Veranlaſſung unſerer kleinen genialen Bettina, welche nicht allein die Bardeleben heute in Belagerungszuſtand verſetzte, um ihr den Auftrag an mich recht einzuprägen, ſondern auch zu guter Letzt alle dieſe Aufträge in ein Bleiſtift-Billet gedrängt hat, worin ungefähr folgendes zu leſen: ſie habe die bewußte Meſſe geſtern 5 Stunden hintereinander probirt und werde ein Gleiches in allen dieſen Tagen thun um uns die merkwürdigſte Muſik ſchlecht hören zu laſſen — nun ſollten aber nicht wir allein, ſondern auch Sie, und zwar eigentlich nur Sie dieſen Pſalm (denn es iſt eigentlich ein ſolcher) hören — ja die gottloſe Frau geht ſo weit zu erklären, daß wenn Sie ihn nicht hören wollen — auch wir keinen Ton davon zu vernehmen bekommen. Nun kommt es darauf an, ob Sie großmüthig genug ſind uns zu dieſem Vergnügen zu verhelfen, indem Sie ein oder zwei geneigte Ohren leihen wollen der armen kleinen Sängerin, welche bald nur den Wäldern ſingen wird u. ſ. w.

Boyen an Gneisenau.

Den 23. März 1819.

Als Mensch fühle ich das Los der in Ihrem Schreiben, meine hochverehrte Excellenz erwähnten Baugefangenen auch in seinem ganzen Umfange, als Beamter weiß ich leider für den Augenblick keine genügende Abhülfe dagegen vorzuschlagen; obgleich dieser Gegenstand meinem Ressort jetzt größtentheils fremd ist, so glaube ich doch soviel übersehen zu können, daß ohne eine allgemeine Verbesserung nicht allein unserer Gefängnißanstalten sondern auch eines großen Theiles unserer Gesetzgebung nichts ordentliches in dieser Hinsicht zu hoffen ist.

Eine ausschließlich bessere Behandlung der Subordinations Verbrecher, wie sie die Beilage Ihres Schreibens erwähnt, möchte ich nicht unbedingt anempfehlen, da hier auch die Wirkung, die dies auf's Volk machen kann, im Auge zu behalten ist und wir leider bei diesem Vergehen schon oft zu milde sind.

An Gruner.

Berlin, den 5. April 1819.

Ihren Wunsch habe ich dem Fürsten v. Hardenberg vorgetragen. Was er mir darauf geantwortet, ist:

Daß Sie vollkommen zu dieser Stelle*) ausgerüstet seien; über Ihr Betragen und Benehmen, seit Sie in Ihrer jetzigen Stelle sich befänden, könne er nicht anders als seine höchste Zufriedenheit aussprechen; nur wisse er nicht, ob nicht von Seiten Oesterreichs Einwendungen gegen Ihre Person gemacht werden würden. Da die höchste Eintracht zwischen den beiden Mächten, und besonders in Hinsicht auf die deutschen Angelegenheiten nöthig sei, so halte er es der Klugheit gemäß, vorher erst darüber anzufragen, er hoffe indessen, daß ein Widerspruch nicht zu besorgen sein werde da auch der österreichische Gesandte in der Schweiz vortheilhaft über Sie berichtet habe.

Sie sehen also, mein verehrter Freund, daß der Fürst Ihrem Wunsch nicht entgegen ist, sondern solchen zu befördern strebt. Einen Mitbewerber, der sich mit Ihnen messen könnte, giebt es nicht. Wenn demnach Ihre Ernennung nicht erfolgt, so liegt dies an dem Widerspruch Oesterreichs.

Vom Grafen Bernstorf kann ich Ihnen nichts anderes als Gutes melden. Er zeigt sich als ein tüchtiger, ordnungsliebender

*) Als preußischer Gesandter im Bundestag.

Geschäftsmann, der keine Rückstände gestattet; seine Gesinnung ist edel und sein Betragen einnehmend. Es konnte wohl eine zeitgemäß bessere Wahl nicht getroffen werden*).

Allerhöchste Cabinetsordre.

Potsdam, den 24. April 1819.

Nachdem die Ober-Militair-Examinations-Commission durch den Tod des General Lieutenants v. Diericke ihren Präses verloren hat, bin Ich veranlaßt, dieses in seinem Einfluß auf die Armee höchst wichtige Amt wieder zu besetzen. Bei den Eigenschaften, welche Sie als Krieger auszeichnen, und bei Ihren Erfahrungen im Gebiet der Wissenschaften, habe Ich keinen Anstand nehmen können, Mich in der Wahl für Sie zu bestimmen; und indem Ich Sie hiermit zum Präses der Ober-Militair-Examinations-Commission ernenne, wünsche Ich daß Sie hierin ein neues Merkmal Meines Vertrauens und der Würdigung Ihrer Vorzüge erkennen mögen.

Friedrich Wilhelm.

Benzenberg an Gneisenau.

Brüggen bei Crefeld, den 10. Mai 1819.

—— Ich habe im zweiten Theile die Zahlen bekannt gemacht, so 1814 im Staatsrathe über die Steuerkräfte der Provinzen mitgetheilt wurden, und sie in runde verwandelt, um ihnen das officielle Ansehen zu benehmen. Ich habe hiernach eine Reichs-Matrikel berechnet, nach der die Provinz Westphahlen um 760000 Thaler jährlich zurück war, und die Provinz Niederrhein ebenfalls. Nichts destoweniger schreien die Oberpräsidenten wie die Baummarder über Ueberbürdung ihrer Provinzen. Allein wenn die 10 Provinzen wie 10 Gemeinen einander gegenüberstehen und hartnäckig dabei bleiben: alles zu sagen, nur nicht die Wahrheit, dabei aber auf's beste zu schreien; so können wir freilich zu nichts gelangen. Denn wenn Merkel für Schlesien schreit, Vinke für Westphahlen, so hält Ingersleben es für seine Pflicht für den Niederrhein zu schreien und Sack für Pommern.

Ich aber bin der Meinung, daß wir straks die Wahrheit sagen müssen, wenn wir einig und stark sein wollen. Bei allem dem soll aber der Henker den Minister holen, der mehr von uns haben will, als wir ihm geben wollen. — Daß wir keine zinshörige Leute der Landeshoheit sind, das habe ich in meinem Büchelchen gezeigt; aber die Unwahrheit zu sagen, das halte ich bei Staatsgeschäften für unwürdig. ——

Ich wäre gerne Professor der Astronomie in Bonn gewesen. Sie haben mir aber sowie Görres die Stelle nicht geben wollen, weil wir Rheinländer und weil wir Zeitungsschreiber waren. Jetzt werde ich nun wohl Generalinspector des Catasters in Jülich, Cleve Berg werden. Es kommt mir fast vor, als wenn der liebe Gott mich in seinem Zorn für's Catastter aufgespart, damit ich dereinst die im Osten, so nur 800 Thaler auf die Quadratmeile an Grundsteuer zahlen, noch einmal recht ärgern soll und in Harnisch bringen.

*) Rest des Briefes, betr. den Aufstand in Lüttich 1815, Bd. IV, 507.

An Clauſewitz.

Berlin, den 12. Mai 1819.

Mein Vortrag ward heut alsbald bei dem Fürſten von Hardenberg gemacht und iſt auch alsbald günſtig aufgenommen worden. Er hat mir aufgetragen, Sie zu ſondiren, ob Sie geneigt wären, die Stelle*) anzunehmen. Dieſen Auftrag machte er mir indeſſen mit dem Beiſatz „ohne ſich zu etwas verbindlich machen zu wollen". Alles was er über Sie bei dieſer Gelegenheit äußerte, zeugte von ſeiner Achtung für Ihr Verdienſt. Das Gehalt der Stelle iſt 24,000 Thlr. und über dies freie Wohnung, die er ebenfalls zu 6000 Thlr. anſchlug, folglich zuſammen 30,000 Thlr.

Sie haben nun Zeit verehrter Freund, die Sache, wie man ſagt zu beſchlafen und über alles nachzudenken, über Vortheile und Nachtheile, über Theurung, Klima, Entfernung von gewohnter Sitte, Trockenheit des engliſchen Umgangs und Entfremdung vom Vaterland. Mir, nachdem ſich dieſer Plan ſeiner Entſcheidung nähert, tritt der Verluſt, den ich zu machen im Begriff bin, greller vor die Augen. Doch Ihre Zufriedenheit und Ihre Lebens-Entwürfe ſind mir Geſetz. Mögen Sie einen Entſchluß nehmen der Ihre Zufriedenheit befördere! Gute Nacht Ihnen beiden.

G.

An Hardenberg.

Berlin, den 16. Mai 1819.

Ew. Durchlaucht habe ich die Ehre, hiemit gehorſamſt zu überſenden, was mir der General von Clauſewitz in Betreff des mir von Höchſtdenenſelben gewordenen Auftrages geantwortet hat. Die Sprache der Beſcheidenheit iſt darinn vorherrſchend; Ew. Durchlaucht verkennen ſelbige nicht; darum werde ich nicht erſt widerlegen, was von ſeinem eignen Urtheil über ſich ſelbſt zu ſtreng ausgeſprochen iſt. Wenn ein ſcharfer Verſtand, eine tief ein-

*) Als Preußiſcher Geſandter in London.

dringende Menschenkenntnis, ein edler Karakter und ein großes die Kriegsverhältnisse der Staaten tief ergründendes Wissen einen Mann befähigen können, eine Gesandtschaft an einem großen Staat anzunehmen, so ist es sicherlich der General von Clausewitz.

Ew. Durchlaucht wollen die Huldigungen meiner alten Verehrung genehmigen.

Gr. N. v. Gneisenau.

Beilage.

Schon oft bin ich in dem Fall gewesen Euer Excellenz für die gute Meinung zu danken, die Sie von mir haben und für die Auszeichnungen die Sie mir im Geiste zugedacht. Es hat mich diese wiederhohlte Güte zwar stets erfreut und ermuntert, aber nicht eitel und selbstzufrieden gemacht; welches ich Euer Excellenz auch jetzt bei Veranlassung Ihres gütigen Schreibens vom gestrigen Tage zu zeigen wünsche.

Mit einer Art von Erstaunen, aber zugleich mit wahrer Rührung habe ich gesehen, welchen Vorschlag Sie, zu meinem Besten, ich darf sagen gewagt haben. Dieser Ausdruck wird es andeuten wie wenig ich selbst im Stande gewesen seyn würde einen solchen Anspruch zu machen. — Euer Excellenz werden dieß nicht für eine geheuchelte Demuth halten, sondern für die Ueberzeugung zu der das öffentliche Leben bald führt, daß es in ihm gewisse Linien und leichte Abstuffungen geben muß die im Zustand des Friedens, wo alles unter dem Ebenmaaß des Gleichgewichts ruht, nicht leicht überschritten werden können.

Wenn der Herr Fürst Hardenberg diese Schwierigkeit auch nur einen Augenblick hat bei Seite setzen können, so ist mir das schon ein unendlich schmeichelhaftes und überraschendes Zeichen seines Vertrauens.

Freilich ist dieses Hinderniß, welches schicklicher Weise mir zuerst vor die Seele treten mußte keins bey dem Entschluß den ich zu fassen habe; sondern es treten hier die Schwierigkeiten ein die meine Persönlichkeit betreffen. Daß die kleinen oder großen Opfer, wie man sie nennen will, die mich bei einer solchen Anstellung treffen mögten, kein merkliches Gegengewicht bilden können, wann es darauf ankommt, einen so bedeutenden Wirkungskreis, eine so ausgezeichnete Stellung zu gewinnen, und in einer neuen Welt, die eingeschläferten Kräfte zu neuer Thätigkeit aufgeregt zu sehen, das werden Euer Excellenz leicht verstehen, ich spreche daher von nichts Anderem als dem Mangel an meiner persönlichen Qualifikation. Viele von den Eigenschaften die hier nothwendig oder wünschenswerth seyn mögen, Bekanntschaft mit dem Geschäft, dem Lande, der Sprache gehen mir entweder ganz ab oder ich besitze sie nur unvollkommen; die Züge meines individuellen Wesens, ein schlichter Verstand, ein einfacher Charakter, ein wohlwollendes Gemüth, scheinen mir nicht geeignet jene Mängel zu ersetzen. —

Hätte mich in einer bewegungsvollen Zeit der Zufall auf eine solche Stelle geworfen, so würde ich freilich nicht grade an mir selbst verzweifeln, weil ich in mir zugleich die Federkraft eines großen Eifers fühle; auf diesen würde ich mich stützen und dann nur um Nachsicht für den Anfang

meiner neuen Laufbahn bitten. — Auf diese Nachsicht aber habe ich keinen Anspruch wenn meine Ernennung die Folge einer Wahl unter vielen Andern und einer mir zugedachten Auszeichnung war.

Dieß, verehrter Herr General ist die Sprache meines Gefühls und meiner ungekünstelten Ueberzeugung. Kann mit dem was S. Durchlaucht der Herr Fürst Hardenberg daraus entnimmt ferner die Idee bestehen mich mit andern zu der Gesandten Stelle in Vorschlag zu bringen, so werde ich dieß immer als eine sehr große Auszeichnung ansehen; ich bin übrigens weit entfernt diesen Gedanken schon zu einer Hofnung in mir sich kristallisiren zu lassen, und eben die Ursachen welche dieß verhindern, lassen mich auch den Wunsch thun daß ich nirgend als Bewerber aufzutreten haben möge.

Schließlich wiederhohle ich Ew. Excellenz meinen innigsten Dank für Ihre huldvolle Freundschaft, die, wenn sie hier ein Mittel werden sollte, mich im Raum von Ihnen wieder zu trennen, in der Empfindung mich immer enger und fester an Sie bindet.

In der alten Verehrung und Anhänglichkeit

Euer Excellenz

Berlin, den 14. May 1819. treu ergebner

v. Clausewitz.

An Gruner.

Berlin, den 20. Mai 1819.

—— Seit drei Wochen hat der Fürst die von ihm entworfene Preußische Constitution dem König übergeben und selbigen von der Nothwendigkeit zu überzeugen gesucht, daß solche sofort in Ausführung gebracht werde. Möge dieses mit eben so viel Weisheit und Ruhe als Entschlossenheit geschehen.

Boyen an Gneisenau.

Den 26. Mai 1819.

Seiner Majestät dem Könige ist in der Beilage ein Entwurf vorgelegt, welcher die Inschriften enthält, die auf dem vor dem hallischen Thore zu errichtenden Denkmahle angebracht werden könnten. Der König wünscht über diese Vorschläge die Meinung einer Commission zu hören, die aus Ew. Excellenz den Generalen Müffling, Grollmann, Witzleben und mir bestehen soll.

An Fouqué.

Berlin, den 11. Juni 1819.

Dieses Brieflein soll weiter nichts als meinen flüchtigen Dank für die mir von Ihnen, mein lieber Baron, geschenkten Bücher enthalten; obgleich dieser Dank nur flüchtig ausgedrückt

ist, so ist er darum nicht weniger herzlich. Die Bücher werde ich mit auf das Land nehmen, denn hier bin ich zu sehr von kleinlichen Geschäften und gesellschaftlichen Pflichten gehezt, als daß (ich) in den Blüten der Literatur schwelgen könnte, während ich meine Berufsliteratur nicht bezwingen kann.

Die Erscheinung Ihres Bertrand du Guesclin*) wird mich erschrecken, denn, wahrlich bei Gott, ich bin nicht würdig, daß soviel Ehre mir erwiesen werde und ein jeder Ausdruck solcher unverdienter Gefühle beklemmt mir ängstlich die Brust und erinnert mich an alle meine Sünden. Auch ist durch solche Gunst meiner Freunde und durch mein Glück bereits Bitterkeit mir erregt worden und man strebt, mir solches empfinden zu lassen. Jedes öffentliche Lob steigert demnach die mir feindseeligen Gesinnungen.

Unter treuen Wünschen für Sie und Ihr gesammtes Haus beharre ich

Ihr

treuergebener

Gr. N. v. Gneisenau.

An Clausewitz.

Erdmannsdorf, den 28. Juni 1819.

Mein verehrter Freund.

Bei dem schönsten Wetter und unter dem Anblick einer in ihrem ganzen Umfang entfalteten Vegetation bin ich gestern hier angelangt, schwelgend in dem Genuß solchen Reichthums, der nach dem ermüdenden langen Anblick der zu Staub und Asche verbrannten Berliner Felder auf das Gemüth einen um so tieferen Eindruck macht. Wie sehr bedauerte ich, daß Sie diese Naturfülle in ihrem Sonntagschmuck nicht sehen sollten, denn nach vier Wochen sind die Felder gebleicht oder abgemäht und Sie müssen Sich mit der Herbstflora begnügen.

*) Fouqué widmete Gneisenau dies Werk mit einem Zueignungsgedicht.

Dieser Brief soll die Bitte an Sie bringen mich genau von dem Tag Ihrer Ankunft zu benachrichtigen, denn ich bin Willens, Ihnen meine Pferde bis Löwenberg entgegen zu senden. Gröben ist von mir bereits von Ihrer Ankunft benachrichtiget und ebenfalls hierher eingeladen, Kälber, Hammel, Kapaun und Gänse werden in Mästung gegeben, die Fischhälter versehen, die größten Forellen aufgespart, und für Ihre Frau Gemahlin sollen die Hirschberger und Schmiedeberger Kroniken in Bereitschaft liegen. Sie wollen mich ihr ehrerbietigst empfehlen und meiner mit Wohlwollen gedenken, denn ich muß schließen, da der Herr Bürgermeister von Hirschberg hier angelangt ist. Gott befohlen.

An Boyen.

Warmbrunn, den 16. Juli 1819.

Verehrte Excellenz.

Es ist mir unmöglich, es mir zu versagen, Ew. Excellenz einen Auszug aus einem vom O. L. Gr. Gröben an mich gerichteten Brief für Sie zu machen, welcher von unserem Lieblings Institut, der Landwehr, Nachricht giebt. Es heißt darinn, nachdem von der Musterung der Division Nachricht gegeben war:

„Dieser Besichtigung folgte die von 15 Infanterie- und 7 Cavallerie Regimentern nebst 2 Schwadronen Landwehr. Mein Vorschlag: 4 Schwadronen unter einem Stabsoffizier der Linien-Cavallerie zu vereinigen, war angenommen worden. Die Erwartung war nicht groß, aber selbst die kühnsten Wünsche wurden übertroffen. Mit 5 Regimentern Cavallerie konnte man ohne Bedenken sogleich ins Feld rücken; eine Schwadron, die der Glogauer Kreis gestellt hatte war besser als eine Garde Schwadron beritten; alle Evolutionen, die das Reglement vorschreibt, wurden, je nachdem das Talent des Kommandeurs bedeutender war, mit Präcision ausgeführt. Die meisten Angriffe gelangen vorzüglich. General Zieten war erstaunt. Das ganze Institut schien ihm früher ein Unding; jetzt ist er einer andern Meinung. 8 Regi-

menter Infanterie waren vorzugsweise gut; da wo sie zurück war, lag es nur an den Kommandeurs, von denen gewiß 6—8 Bataillon Commandeurs völlig unbrauchbar sind und dem Institut den größten Nachtheil bringen. Das vorzüglichste Regiment führte der Ob. Lt. Winning, jedem Linien Regiment zum Vorbild. Nach 7 Tagen manövrirte es wie 14 Tage nach der Zusammenziehung der Mannschaften vor dem Kronprinzen; nicht allen ist aber ein Talent wie Winning gegeben.

Die vorzüglichste Inspektion, zu der auch das zweite Regt. unter Winning gehört, war die von Oppeln unter Oberst Thiele. Mit den größten Schwierigkeiten war Talent, Einsicht und Wille leicht fertig geworden. Die Infanterie war durchaus gut, nur die Cavallerie hatte 2 schlechte Führer und schlechte Pferde. Dieser Inspektion zunächst stand die von Reichenbach unter General Stutterheim; die Liegnitzer und Breslauer waren zurück u. s. w."

So bildet sich dennoch diese Institution aus, trotz aller Anfeindungen und man kann sagen, daß, wo diese Ausbildung zurückbleibt, dies lediglich die Schuld der Befehlshaber ist; in einigen wenigen Strichen die der Länder Art, z. B. in der Eiffel und einigen Rheingegenden der Mangel an Pferden.

Gerne möchte ich es auch Ihnen gönnen, daß Sie hier in diesem schönen Thal verweilen dürften. Die hiesige Quelle leistet bei Unterleibsbeschwerden und anfangender Gicht doch recht treffliche Dienste; aber freilich sind die Badeanstalten so wie das Wasser selbst etwas kärglich. Die Natur hat sich hier in ihrer ganzen Pracht entfaltet. Welch ein Unterschied im Vergleich mit den ausgedorrten zu Asche gewordenen Sandsteppen um Berlin, wie ich sie vor 14 Tagen verließ!

Gott erhalte Ew. Excellenz in Gesundheit und Heiterkeit. Mit unverbrüchlich treuer Ergebenheit der

Ihrige

Gneisenau.

Boyen an Gneisenau.

Berlin, den 21. Juli.

Empfangen Sie, meine hochverehrte Excellenz, meinen innigsten Dank für die freundlichen Mittheilungen, welche Ihr liebes Schreiben enthält. Daß der Inhalt desselben mir herzliche Freude machte, glauben Sie wohl ohne Betheurung und der Gedanke, daß die Wahrheit sich endlich doch durchkämpfen wird, belebt mich auf einer Bahn, die zuweilen einige Klippen und Dornen hat.

Der Kronprinz und der Prinz Wilhelm haben beide auch aus verschiedenen Punkten sehr günstig über die Landwehr berichtet und die Leute werden sich denn doch nachgrade daran zu gewöhnen anfangen, nach fünfzig Jahren es vielleicht gut finden.

Unsre Bauten am Rhein gehen auch sehr gut vor, am Schlusse dieses Bau Jahres können wir uns in den neuangelegten Plätzen schlagen. 19000 Centner Pulver, die wir am Rhein gesammelt haben, können doch schon ein artiges Loch machen und mit Kanonen, wenigstens gegen den gewaltsamen Angriff werden wir uns dort auch diesen Herbst versehen können.

Daß Thiele Inspecteur der Berliner Landwehr geworden ist, soll, hoffe ich, die Sache hier auch etwas weiter bringen, die eigentlich hier verfahren war; beide Brüder sind wirklich höchst nützliche Mitglieder der Armee.

Von dem Stadtgespräch dieses Augenblicks kann ich Ihnen nichts mehr sagen, als was sie in den Zeitungen gelesen haben. Im Anfange ist es mir etwas befremdend gewesen, daß eine große Verschwörung im Staat entdeckt und untersucht wird, ohne daß das Ministerium etwas davon weiß, indeß habe ich hinterher die Ansicht gefaßt daß das blos geschieht um uns vor Schreck und Aerger zu bewahren, worüber man sich endlich noch bedanken muß. Sollten diese nach alter Sitte Ihnen nur in freundschaftlichem Vertrauen gewidmeten Zeilen, etwa von einem vorsichtigen Postbeamten gelesen werden, der nach dem Auftrage der öffentlich abgeschafften geheimen Polizei handelt, so erfahren die Leute denn doch wenigstens meine Meinung und daß ich noch sogar dankbar bin.

Von ganzem Herzen wünsche ich Ihnen, meine theuerste Excellenz einen recht günstigen Erfolg Ihres Aufenthaltes im Bade und in der schönen freien Natur; wenn das Leben nicht an einer so unendlichen Menge von Armseligkeiten, Convenienzen und Rücksichten abhinge, so möchte ich wohl bei Ihnen sein und im Kreise achtbarer Menschen und der hohen schönen Natur einige heitere Tage verleben, so aber begnüge ich mich den Kreuzbrunnen in meinem Garten zu trinken, er scheint mir gut zu bekommen und ich bin nicht abgeneigt den Vorschlag zu machen, daß die hohe Obrigkeit allen Beamten, wäre es auch nur des Namens wegen, das Trinken dieses Brunnens anbefehlen soll.

Clausewitz an Gneisenau.

Liegnitz, den 18. August 1819.

Euer Excellenz kann ich nicht unterlassen noch besonders meinen gehorsamsten Dank für die Reitpferde zu sagen, da es mir ein unendliches Vergnügen gemacht hat das wunderschöne Schlachtfeld an der Katzbach

zu sehen. Ich nenne es wunderschön, weil es sich mit seiner Schlacht in eine vernünftige Theorie so ohne Zwang hineinpaßt, während man bei vielen Schlachten Mühe hat zu begreifen, wie sie so geschlagen werden konnten.

Meine Frau und ich wiederhohlen unsern Dank für alle Güte, die wir empfangen haben und empfehlen uns Euer Excellenz und dem ganzen Hause mit der Versicherung der innigsten Hochachtung und Ergebenheit

Clausewitz.

Clausewitz an Gneisenau.

[Ohne Datum.]

Nachdem ich Benzenbergs Schrift nun selbst gelesen, und mich hinreichend über die Inconsequenz gewundert habe, mit der er gegen das Interesse seiner eigenen Ansicht, die von ihm gerühmte Taktik des Fürsten Hardenberg seinen Feinden für einige Groschen ausliefert, und in ganz Europa die Lärmbläser weckt, muß ich mich ebensosehr über das Urtheil der sogenannten Liberalen wundern, deren manche das Buch fast wie die bitterste Ironie nehmen. Das Urtheil der Aristokraten über dieses Buch ist, wenn auch meistens übertrieben doch konsequent und nicht ohne Grund. Sie halten jeden für einen Jakobiner, der die jetzigen Verhältnisse des Grundeigenthums antastet, mithin den Professor Benzenberg und seinen Staatskanzler; das ist ein Irrthum aber doch ein begreiflicher; sie behaupten, es stände in dem Buche, was wirklich nicht darin steht, was man aber dem Benzenberg wohl aus dem Buche anmerkt, daß er gar nichts von irgend einer Adelinstitution und überhaupt nichts von einer sich selbst bildenden Abstufung des Volkes in Klassen hält und das ist eine Uebertreibung, aber dieses Urtheil, welches ich nicht theile, verstehe ich doch leichter wie das andere. Es ist ja klar, daß Benzenberg alles Detail der Administration, in welchem man die unzähligen Widersprüche, die namenlosesten Veränderungen, die große Planlosigkeit, welche die Liberalen dem Staatskanzler vorwerfen, ganz allein suchen und finden kann, wenn sie überhaupt mehr oder weniger da sind, daß Benzenberg, sage ich, klug genug gewesen ist, dieses ganze Detail aus seinem Buche wegzulassen und sich nur an die großen

politischen Grundsätze zu halten, die der Fürst hat, und an die großen Hauptveränderungen, die daraus hervorgegangen sind. Wie man in diesen großen Beziehungen seinem Ministerio einen gewissen Character und ein konsequentes Vorschreiten in diesem Character absprechen kann, begreife ich nicht. Und so erscheint mir das Benzenbergsche Buch wie eine plumpe Wahrheit, die aber wenigstens das Verdienst hat, daß sie klar ist und sich an die Realität hält, während die meisten Broschüren deutscher Schriftsteller sich in einem subjectiven Chaos umherwälzen. Ich glaube aber, daß der Professor Benzenberg und ich die beiden einzigen Menschen in Berlin sind, welche nicht die allgemeine Indignation theilen. — Da die Menschen eine so große Neigung zu Schulen und geheimen Orden haben, so möchte man es versuchen eine Schule, einen geheimen Orden des gesunden Menschenverstandes zu stiften, vielleicht könnte man so die kleine Zahl seiner Anhänger wieder etwas vermehren. Jetzt aber geht man mit gesundem Menschenverstande umher, wie jemand, der gar zu altmodisch gekleidet ist. Ich habe nur selten den Muth den meinigen zu zeigen und hundert male das Gefühl, was jemand haben wird, der in London in ungewöhnlicher Kleidung ausgehen soll; da ist nicht die Rede von Vorwürfen die man sich abwehren könnte, sondern von Würfen schlechtweg, die wenigstens Flecken lassen.

Frau von Clausewitz an Gneisenau.

Montag Vormittag.
[September 1819.]

Erlauben mir Ew. Excellenz Ihnen meinen herzlichsten Glückwunsch zu der glücklichen Niederkunft der lieben Agnes und Ihrer neuen Würde abzustatten und sein Sie überzeugt, daß niemand einen wärmeren Antheil an Ihrer Freude nehmen kann als ich. Mein Mann hat Ew. Excellenz schon, wie ich höre, meine Unart gebeichtet und Ihnen auch wohl gesagt, wie ich dafür bestraft wurde, da es mir durchaus nicht gelingen wollte, irgend ein völlig beruhigendes Wort zu entdecken sondern nur solche, die ebensowohl einen unglücklichen als einen glücklichen Ausgang bedeuten konnten. Mit doppelter Ungeduld erwartete ich also gestern die Zurückkunft meines Mannes und war um so erfreuter über die gute Nachricht, die er mir brachte; ich freue mich auch, daß es ein Knabe ist, ein Mädchen wäre mir zwar auch willkommen gewesen, aber für einen Knaben

ist das schöne Erbtheil zwei solche Großväter zu haben, doch noch wichtiger.

Wie glücklich werden die jungen Eltern und die neue Großmutter sein! ich erhole mich an diesem frohen Bilde, wenn mich der Jammer des Stein'schen Hauses niederdrücken will. Die arme Therese hat einen unaussprechlich rührenden aber trostlosen Brief über den Tod der Mutter geschrieben. Für die armen Kinder ist dieser Verlust unersetzlich, aber auch Herr von Stein wird ihn gewiß tief empfinden, obgleich die Frau wohl nicht ganz für ihn paßte, so hatte er sie doch sehr lieb. Gott wolle die Betrübten und die Fröhlichen in seinen Schutz nehmen, sie stärken und erhalten.

Erhalten Ew. Excellenz Ihr theures Wohlwollen

Ihrer ergebenen
Marie Clausewitz.

An die Prinzessin Louise, Fürstin Radziwill.

Berlin, den 22. October 1819.

Die öffentliche Meinung hier ist durch die in Gemeinschaft mit den übrigen deutschen Regierungen genommenen Beschlüsse*) abermals sehr gerüttelt worden, und noch hat sie sich darüber nicht ins Klare gesetzt. Der Widerspruch der Ansichten dauert fort und möchte sich sobald nicht lösen. Man kann vor der Hand hauptsächlich erst nur drei Partheien unterscheiden.

Erstens die der heftigeren Liberalen, welchen auch die eigentlichen Jakobiner und Revolutionairs beizuzählen sind. Alles Maaß und alle Achtung gegen die Regierung vergessend, haben sie solche verunglimpft, beschimpft und erniedrigt wo sie konnten; ihnen ist nun das Handwerk gelegt und zwar mit Recht. Darüber mögen sie wohl in Geheim wüthend sein, zur Kunde kommt davon Nichts; ihre Zahl ist sicherlich nicht groß.

Dann kommen die heftigen Verfolger, denen die Furchtsamen sich anschließen. Jene schwärzen an, erregen Mißtrauen, sammeln Aeußerungen und vergiften sie durch Deutung. Das was eine geheime Polizei aus Rede und Briefwechsel zusammenträgt, kann seiner Natur nach, überhaupt nicht in redlicher Weise gesammelt

*) Die sogenannten Karlsbader Beschlüsse, durch welche für das ganze deutsche Bundesgebiet, außer strengster Beaufsichtigung der Presse und der Universitäten, eine politische Central-Untersuchungs-Commission eingeführt wurde.

sein. Durch diese Partei wird das Gift noch geschärft; sie würde bald in eine spanische Inquisition sich ausbilden, wenn der gerechte Sinn des Königs nicht wäre. Und dennoch will ich nicht in Abrede sein, ob man nicht seinen Unmuth mehr als von nöthen, durch übertriebene Darstellung gesteigert hat.

Eine dritte Partei, und zwar die zahlreichste bilden treue Anhänger des Königthums, die sich zur konstitutionellen Gestaltung des Staates neigen, und die besorgen, daß man auf dem Congreß zu Carlsbad und am Deutschen Bundestag mehr beschlossen habe, als es bedurft hätte; daß man da seine Unabhängigkeit aufgegeben und Oesterreich sich überliefert habe, das mit Argliſt den Primat in den deutschen Angelegenheiten sich erworben und fortan Einsprüche in unser konstitutionelles Treiben thun werde. An diese Partei schließen sich die Feinde des Fürsten von Hardenberg an.

Noch könnte ich Ew. Königlichen Hoheit eine vierte Partei nennen, sie ist aber gar zu schwach, denn sie besteht nur aus dem Gen. von Clausewitz und mir. Wir meinen nemlich, daß alle drei Parteien in vielen Dingen mehr oder weniger Unrecht haben; daß die Ungezogenheit der Ersteren gezüchtigt zu werden verdiente; daß die Verfolgungssucht der Anderen verabscheuenswerth sei, und daß die Besorgnisse der dritten übertrieben, und diejenigen unter ihnen, die ihre Antagonie oder ihre Ehrsucht zum Maaßstab ihrer politischen Grundsätze machen, — [?] aber nicht achtungswürdig sind. Uns beiden, wenigstens mir, erzeigt man hin und wieder die unverdiente Ehre, uns für Freunde der französischen Revolutions-Grundsätze zu halten, und niemals ist irgend Jemanden größeres ähnliches Unrecht geschehen als uns. Stets haben wir beide die französische Revolution mit Abscheu betrachtet, so wie alles hierländische Treiben, das etwa solchen Grundsätzen ähnlich sah. Daß ich namentlich diejenigen verachte, die Preußische Ehre, und wäre es von ihnen gefordert worden, auch Preußens König Frankreich geopfert hätten um ihres Vortheils willen, und

daß dieſen Männern es gelungen iſt, ſich als Vertheidiger der Königlichen Rechte geltend zu machen, iſt freilich ein mir ungünſtiger Umſtand. Aber dieſe Männer würden eben ſo eifrig die Rechte eines Hieronymus Napoleon verfochten haben, wenn es ihm gelungen wäre, auf den Thron der Hohenzollern ſich zu ſetzen. Freilich wäre ich dann noch ſchlimmer daran als jetzt, denn ich lebte dann als Flüchtling im Ausland. Ich will daher die mir widerfahrene Verunglimpfung ruhig ertragen; vielleicht wird doch noch die Zeit kommen, wo man mir hierin Gerechtigkeit wiederfahren läßt.

An Hardenberg.

Berlin, den 3. November 1819.

Ew. Durchlaucht habe ich die Ehre Royers Briefe hiemit zurückzuſenden. Seine Anſichten ſind auch die meinigen und ſeit unſerer erſten Eroberung von Paris habe ich dieſe nicht geändert, wie Ew. Durchlaucht ſehr wohl bekannt iſt. Daß der Kaiſer Alexander den weiſen Einleitungen, die Ew. Durchlaucht in gleicher Anſicht im Jahre 1815 bereits begonnen hatten, entgegenarbeiten ließ, iſt für die Ruhe von Europa ſehr bedenklich.

Daß man diejenigen, welche bei Bonapartes Wiederkehr den Acte additionel unterzeichnet hatten, nicht allein mit den Kontributionen belaſtete, zur Strafe ihres Abfalles von dem Bourboniſchen Hauſe, daß man dem König nicht eine Vendée-Garde errichtete, neben den Schweizern und neben einem beſonders zu ſeinem Schutz verpflichteten ausländiſchen Corps; und daß man den Emigrirten für die ihnen geraubten Güter keine Entſchädigung gab, was man mit einer Summe von weniger als 100 Millionen hätte bewirken können, daß man überhaupt nicht den Revolutionairs zeigte, man werde ſie mit Kraft in Ordnung halten, während man durch Einführen verſtändiger Freiheitsformen dem geſündern Theil der Nation bewies, man wolle nicht in despotiſcher Weiſe regieren; darinn liegt die Urſache der jetzigen Gährung in Frank-

reich; daher und durch Pozzo di Borgo entstand das Wahlgesetz; daher das Rekrutirungsgesetz; daher die Anstellung der Bonaparteschen Offiziere; daher die wieder auflebenden Hofnungen der Feinde des Hauses Bourbon, dessen Aufrechthaltung im Interesse aller regierenden Häuser in Europa ist.

Ich gehe noch weiter, denn ich behaupte, daß die jetzigen Unruhen in England davon herrühren, daß die Europäischen Regenten mit soviel Eifer die revolutionairen Interessen in Frankreich befestigt haben. Sollte der Pöbel und die Ehrgeizigen in England die ihn benutzen und leiten, nicht etwa lüstern werden, in England dasjenige zu beginnen, was die Europäischen Regenten in Frankreich beendigt hatten, indem sie jeden revolutionairen Besitzthum an Würden, Rang und Gütern heiligten? ihm das Siegel der Legitimität aufdrückten? Warum wollten die deutschen Demokraten nun nicht mehr mit dem sich begnügen, was früher jedermann zufrieden gestellt hätte? was man als ein Geschenk der Regierung dankbar aufgenommen hätte? Aber die siegreiche Nation wollte nun nicht schlechter bedacht seyn, als es die überwundene geworden war. So hat man die Begriffe verwirrt. Es ist nicht möglich, die Revolutions-Grundsätze in Frankreich aufrecht erhalten, und in Deutschland sie vertilgen zu wollen, zu einer und der nämlichen Zeit. Früh oder spät, immer müssen wir, was in Frankreich seit fünf Jahren geschehen, wieder auflösen, oder die dortige fernere Entwickelung wird uns ihrerseits auflösen.

Schwerer ist es jetzt zu thun als es früher war. Die Sendung eines Mannes wie Royer ihn sich dünkt, ist dringend geboten, aber wie die Regierungen vereinigen und wo den Mann finden? Möge es Ew. Durchlaucht gelingen!

Ew. Durchlaucht wollen meine treuen Huldigungen genehmigen.

Gr. N. v. Gneisenau.

An Boyen.

Berlin, den 12. November 1819.

Ew. Excellenz sage ich meinen verbindlichsten Dank für Mittheilung des Auszuges der in diesem Augenblick so wichtigen russischen Konstitution.

Das was der Auszug enthält gleicht den Punkten eines Kometenlaufs, aus welchen man eine mehr oder mindere wahrscheinliche Bahn desselben berechnet.

Es ist darinn nur von Administration hauptsächlich die Rede. In den Statthalterschaften sollen die Mitglieder der Versammlungen aus Beamten und vom Kaiser ernannten Personen bestehen, alle drei Jahre darinn nur Ein Landtag, nur alle fünf Jahre ein Reichstag seyn. Die Bürger sollen die Deputirten unter dem Adel wählen können und danach sollen ihre Deputirten genommen werden parmi les propriétaires non nobles. Alles dies, die darinn enthaltenen Widersprüche, Lücken, Andeutung von noch zu erlassenden erläuternden Regulativen giebt mir die Vermuthung, daß diese Acte in der Eile verfaßt und eigentlich gegen Oesterreich, vielleicht auch ein wenig gegen uns, gemeint sei; sie wird in Wien einen tiefen Eindruck machen.

Genehmigen E. Excellenz meine treue Ergebenheit

Gr. N. v. Gneisenau.

Prinzeß Luise, Fürstin Radziwill an Gneisenau.

Posen, den 28. October 1819.

Der heutige Tag, der mir meine Elise und in Ihnen mein theurer Graf, einen so treu bewährten Freund gab — soll nicht vorüber gehen, ohne Ihnen meinen innigen herzlichen Glückwunsch darzubringen — möge der Himmel meine Wünsche für Sie erhören und Ihnen und den Ihren alles Glück und alle Freude verleihen, die Sie im reichsten Maaß verdienen. Zur Großvater-Würde gratulire ich von Herzen und freue mich des Wohlseins und des häuslichen Glücks der guten Agnes und bitte ihr so wie der Gräfin meine Theilnahme zu bezeugen. — Ihr Brief ist mir eine wahre Beruhigung gewesen. Denn Sie können sich denken, wie in diesen Zeiten der Gerüchte so mancherlei herumgetragen werden — ich widerspreche kühn denen, die ich nicht glaube — aber da auch mißgriffe geschehen, so war es doch möglich, daß Sie empört und unzufrieden sein konnten, und es zu irgend Jemand ausgesprochen, der Ihr

Vertrauen mißbrauchend, nun froh [frech?] umhertrug — und es mit wohlgefallen hierher geschrieben wurde — Sie wären über dem, was bei Reimer vorgefallen sehr aufgebracht — ich kann Ihnen seitdem garnicht sagen, wie bange es mir um dem Herzen war — wie sehr ich zu schreiben wünschte und es doch anmaßend fand es zu thun. So lange Sie mein verehrter Freund mit Ihrem treuen Herzen und Ihrem besonnenen hellen Kopf in diesem Sturme dastehn als der Fels gegen den sich die wogenden Leidenschaften brechen, da werde ich mit Ruhe der Zukunft entgegen sehen — und mir nicht bange sein für unsern theuern König, für das Vaterland und allem was uns theuer ist.

An Prinzessin Luise, Fürstin Radziwill.

Berlin, den 20. November 1819.

Das Gerücht, dessen Ew. Königliche Hoheit erwähnen, als sage man von mir, ich sei aufgebracht über das was bei dem Buchhändler Reimer vorgefallen, muß ich für unwahr erklären. Reimer hat mir zwar gesagt, daß man bei Durchsuchung seiner Papiere mit besonderer Hast nach meinen Briefen gegriffen, ich habe ihm aber erklärt, daß es mir ganz lieb sei, wenn man meine Papiere untersuche; da werde man meine ruhigen Gesinnungen wohl kennen lernen und vielleicht endlich sich überzeugen, daß man mich ungerechter Weise in Verdacht unruhiger Umtriebe gehabt habe. Ew. Königliche Hoheit wollen hieraus zu entnehmen geruhen, daß man eine Unwahrheit in Betreff meiner in das Publikum gebracht, wenn man mich als entrüstet über die Untersuchung meiner Briefe darstellt. Selbige waren übrigens sicherlich, wie es auch nicht anders möglich ist, sehr unschuldiger und sehr gleichgültiger Natur.

Ob man noch Verdacht gegen mich hege, wie ich manchmal aus den Blicken, die auf mich fallen schließen könnte, ist mir nicht ganz klar. Wenn Herr von Kampz und seine Geistesgenossen, in ihrem Wahn oder Haß gegen mich, als einen Verdächtigen mich darstellen, so mag dies in der Natur der Dinge und der Ereignisse liegen, und ich kann mich in der Ruhe meines Gewissens darüber beruhigen; schmerzlicher aber würde es mir sein, wenn da, wohin Pflicht, Neigung und Dankbarkeit mich

fesseln, noch Verdacht gegen mich obwalten sollte. Da mag denn die Zeit mich rechtfertigen.

Schon früher war mir dieser Gedanke indeß sehr schmerzlich. Er bewog mich, da überdies meine Gesundheit schwankend war, um meine Entlassung vom Commando am Rhein anzuhalten, und ich gedachte, mich in die Stille des Landlebens, das ich so sehr liebe zurückzuziehen und da den Beweis abzulegen, daß ich mit politischen Angelegenheiten mich nicht befassen wolle. Man rief mich indessen späterhin in den Staatsrath, und ich glaubte, gehorchen zu müssen, damit man mein Ablehnen dieses Rufes nicht als eine feindselige Gesinnung gegen die Regierung auslegen möge. Wenn man seitdem immer noch fortgefahren hat, mich als einen Verbündeten der Jakobiner zu schildern, so mag dies aus meiner Abneigung gegen diejenigen herrühren, die mit französischer Gesinnung sich beschmutzt haben, und mit denen ich mich noch immer nicht aussöhnen kann, sowie aus meiner ehemaligen freundlichen Gesinnung gegen solche Männer, die den Haß gegen Bonaparte und Frankreich anfachten, die aber leider seitdem zum Theil auf politische Abwege gekommen sind. Man weiß, wie sehr persönliche Abneigungen auf diejenigen einwirken, die geheime Polizei-Berichte abzustatten haben.

Um meine politischen Grundsätze richtig zu beurtheilen dürfte man sich nur meiner Rathschläge erinnern, die ich in Ansehung Frankreichs in den Jahren 1814 und 1815 gegeben habe, wo ich stets behauptete, daß nur allein in Aufrechthaltung der Grundsätze der Legitimität und in Unterstützung des Hauses Bourbon, sowie in Niederhaltung der revolutionairen Grundsätze und Männer das Heil Europas zu suchen sei. Wenn ich in Preußen mich zu feindseligen Absichten gegen die Regierung verschwöre, so verbände ich mich ja offenbar mit den Revolutionsmännern in Frankreich, folglich mit denjenigen, die ich zu hassen und zu bekämpfen nie aufgehört habe.

Es hat mir allerdings immer geschienen, als ob die ver-

schiedenen Provinzen der preußischen Monarchie nicht anders als durch ein konstitutionelles Band zusammen gehalten werden könnten, und ich habe dies bereits im Jahr 1808 dem König in einer Denkschrift vorgestellt, wo ich meine Ahnung aussprach, daß er einst Herrscher der westdeutschen Länder werden könnte. Wie behutsam aber meine Ideen über eine Preußische Konstitution sind, muß der Fürst Hardenberg bezeugen können, gegen den ich, mündlich und schriftlich, stets von der Vorsicht geredet habe, womit solche abzufassen und einzuleiten sein würde.

Meine Hauptgrundsätze hierüber sind, daß eine Konstitution durchaus nur vom König als ein Gnadengeschenk ausgehen müsse; daß eine Civilliste nicht stattfinden dürfe, sondern der König seine Domainen als ein Privat-Eigenthum behalten müsse, woraus er zu den Staatsbedürfnissen so viel als ihm genehm sei, beitragen könne; daß die Reichsstände nur aus den Provinzialständen gewählt werden können, und zwar aus den verschiedenen Ständen der Gesellschaft, und nicht aus der Gesammtmasse der Nation, wodurch hauptsächlich nur unpraktische Gelehrte und unruhige Advokaten pp. in die Versammlung kommen würden; — daß ferner, bei aller Freiheit der Berathung dennoch dem König und seinen Ministern so viel Macht verbleiben müsse um den Staat, bei seiner gefährlichen Stellung zwischen den großen Mächten, in achtbarer Stellung gegen das Ausland zu erhalten und ferner zu entwickeln, denn wir in Preußen würden, bei einer so demokratischen, stürmischen und gefahrvollen Konstitution wie die Englische, wahrscheinlich zu Grunde gehen. Solche Beschränkungen in unserer künftigen Verfassung und noch mehrere, mit deren Herzählung ich Ew. Königliche Hoheit nicht ermüden will, habe ich mir stets gedacht, wenn davon die Rede war, und ich mein Bekenntniß von der Nothwendigkeit einer Berathschlagung darüber aussprach.

Durch das, was in anderen Ländern vorgefallen, dadurch daß die verbündeten Monarchen die revolutionairen Interessen

in Frankreich eifrig befestigt haben, während sie die der Royalisten gänzlich vernachlässigten; dadurch, daß seitdem die ohnedies schon ultraliberale französische Konstitution noch demokratischer wurde, (durch das Wahl- und das Rekrutirungsgesetz) steigerten sich die Hoffnungen der deutschen Jakobiner immer mehr, und man darf daher billig sich nicht verwundern, daß ihre Forderungen von Tag zu Tag ungemessener, ihre Sprache frecher, ihre Entwürfe verwegener wurden. Als Nothwehr sind endlich die Beschlüsse zu Carlsbad und Frankfurt genommen worden und bei der Größe des Uebels sind solche den Ministern nicht zu verargen, denn so viel man durch die Untersuchungen gelernt hat, ist wirklich schon von der Einen untheilbaren deutschen Republik die Rede gewesen; von der Rechtfertigung jedes Mittels zu diesem Zweck, selbst der blutigsten, von der Ermordung der deutschen Regenten. Wie sehr Kotzebues Ermordung von so vielen sonst achtbaren Leuten ist vertheidigt worden, mußte jedem Unbefangenen auffallen.

Der Eingeweihten in jene verdammlichen Grundsätze — zur Beruhigung Ew. Königlichen Hoheit muß ich dies sagen — sind indeß nicht so viele; der übrige Haufe ist nicht im Geheimniß und wird nur geleitet, ihnen selbst unbewußt. Die große Masse der Nation ist unverdorben. Das revolutionaire Treiben zeigt sich nur unter Turnmeistern, einer Anzahl Studenten, einigen Professoren, Offizianten pp. und die wenigsten hiervon sind in die blutigen Absichten der Führer eingeweiht. Die in Gemeinschaft mit den deutschen Mächten genommenen Beschlüsse werden wohl, wenn mit Strenge gegen die Führer und mit Nachsicht gegen die Verirrten verfahren wird, dem Unwesen steuern, und nach wenigen Monaten vielleicht wird alles wieder beruhigt sein.

So viel habe ich, in Folge Ew. Königlichen Hoheit Schreibens darstellen zu müssen geglaubt, um Höchstdenselben einen Inbegriff meiner Grundsätze und meiner Stellung zu den beiden Parteien zu geben.

Mit welchen Gerüchten man sich bezüglich Gneisenaus in dieser und der folgenden Zeit in Berlin trug, erfährt man aus den Tagebuch-Aufzeichnungen Varnhagens. Da heißt es (20. December 1819) Prinz Karl habe gesagt, es gebe vier Hauptumtrieber, Gneisenau, Grolmann, Schleiermacher und Savigny. Ferner, Gneisenau solle zur Untersuchung gezogen werden. Am 1. Januar 1820 heißt es, Gneisenau sei wirklich vernommen worden und am 2., er, der Gouverneur von Berlin sei unter Polizei-Aufsicht gestellt. Später den 29. Mai 1825 heißt es gar:

„Sagte man doch schon einmal in's Geheim, der General Graf von Gneisenau habe sich mit der Partei, (Wittgenstein ꝛc.) die im Besitz vieler Briefschaften von ihm war, abgefunden und ihr Schweigen mit großem Aufwande von Mühen und vielleicht Kosten, erkauft."

An Gröben.

Berlin, den 18. November 1819.

Lange habe ich Ihnen kein Zeichen des Lebens von mir gegeben und Ihr unter meinen Papieren vergrabener Brief mahnt mich hieran.

Zuvörderst lassen Sie sich sagen, was Sie bereits wissen, daß der General von Clausewitz den Gesandtschaftsposten in England erhalten hat. Er ist sehr vergnügt darüber; Frau von Clausewitz weniger. Gehalt erhält er 30,000 Thlr. des Jahres. Ohne Kinder und stets gewohnt eine zweckmäßige Eintheilung seines Einkommens zu machen, wird er wohl damit ausreichen.

Meine jungen Eheleute in Coblenz sind über die Maaßen glücklich; das Kind ist gesund und stark. Noch ist meine Frau hier, wird aber in wenigen Tagen nach Erdmannsdorf zurück gehen.

Ihre Idee eines Monuments für den Fürsten Blücher wird sicherlich ausgeführt werden. Es war hier die Rede von einem

Tagessold aller Armee-Grade. Den Quarzblock hiezu anzuwenden ist ein neuer Gedanke, der, vermuthlich weil er so einfach ist, noch in keines Künstlers Kopf gekommen.

Obgleich ich nur sehr wenig in Gesellschaft gehe, so vernehme ich doch, daß solche in ihren Meinungen über die Maasregeln der deutschen Regierungen sehr gespalten ist. So verdammlich als man sie gern darstellen möchte, sind sie indes nicht. Die Regierungen wurden zu feindseelig angegriffen, als daß sie sich nicht endlich wechselseitig ermuthigen mußten, Maasregeln dagegen zu ergreifen. Ueberdies ist in den vorseienden Untersuchungen so viel Abscheulichkeit entdeckt worden, daß es Pflicht der Regierung wurde dagegen zu wirken. Jedes Mittel was zu ihren Zwecken führt, ward von den Verschwornen als gerechtfertigt anerkannt; daher der Mord als rechtmäßig angenommen, um die widerstrebenden Gegner zu vertilgen, die Fürsten Deutschlands, das zur Einen und untheilbaren Republik umgeschaffen werden sollte, nicht ausgenommen. Von den Turnplätzen und Universitäten gingen diese Lehren aus. Wie richtig hat unser Steffens gesehen! Es war demnach hohe Zeit, daß etwas geschah um der neuen Lehre der Assassinen entgegen zu wirken*).

*) Durch das Geständniß eines Theilnehmers ist jetzt der Beweis erbracht, daß die „Assassinen-Lehre", die Gneisenau oben der revolutionären Partei imputirt, nicht, wie man lange geglaubt hat, eine bloße Phantasie der Untersuchungs-Commission war. In dem 1873 erschienenen Büchlein „Erinnerungen aus Deutschlands trübster Zeit" von Fried. Münch, der selbst dem Gießen-Jena'schen Bunde der „Schwarzen" oder „Unbedingten" angehörte, an dessen Spitze der Privatdocent Dr. Follenius (Follen) stand, ist es zugestanden und speciell folgendes mitgetheilt: „Im März 1819 erfolgte die Ermordung von Kotzebue durch Sand. Das darüber fast einstimmig gefällte Urtheil geht dahin, daß es eine in dem wilden Fanatismus, oder doch in der jugendlichen Ueberspannung eines sonst edlen Menschen, der sich für ein ausersehenes Werkzeug des Himmels hielt, gereifte That war, daß ein Wahn, um den kein Anderer wußte, den Mörder trieb. Das Letztere wird um so mehr allgemein angenommen, da die schärfste Inquisition nicht im Stande gewesen ist, einen Mitschuldigen oder Mitwisser aufzufinden. Mag man indessen auch die Stimmung und Ansicht, aus welcher jene That hervorging schwärmerisch nennen, so dürfen die Leser es doch mir glauben, daß die That ebenso kühl ausgedacht war, wie sie mit

An Boyen.

Berlin, den 25. November 1819.

Wenn man nicht einseitig werden will, so muß man, bei Beurtheilung eines Aufsatzes von politischer Natur, sich in den Standpunkt desjenigen stellen, der solchen geschrieben*). Giebt es Leute die nur Eine und untheilbare deutsche Republik wollen, die jedes hiezu führende Mittel für gerechtfertigt halten, wäre es auch Mord der im Wege stehenden Personen; sind Revolutionslehren von Turnplätzen und Universitäten ausgegangen, so hat ein Minister nicht allein das Recht sondern auch die Verpflichtung, solcher verdammlichen Wirksamkeit die Gewalt der Regierung entgegen zu setzen. Jede Regierung wird verächtlich, die ihr Ansehen nicht zu behaupten versteht. Sieht man aus diesem Gesichtspunkt das Schreiben des Grafen B. an, so darf man sich darüber nicht wundern. Seitdem die Regierungen gesehen, wie Kotzebues Meuchelmord statt Abscheu zu erregen, vielmehr häufig seine Rechtfertiger gefunden, haben sie einsehen müssen, daß sie Schonung nicht zu erwarten haben, und man mag es, ohne ungerecht zu seyn, dem Angegriffenen nicht verargen, wenn er sich in der Bedrängnis gerade derjenigen Waffen bedient, die ihm zur Hand sind.

---

entschiedenem Willen vollführt wurde, und daß alle Folgen, die sich daran knüpfen sollten, überlegt und berechnet waren, und zwar nicht in Sand's Innerm allein. Nachgerade „wenn der Worte genug gewechselt worden", sollte es niemals zu Thaten nach Follenius Grundsätzen kommen? Was war das zunächst Thunliche? Eine Revolution direct zu machen, ging nicht an. Aber einen allgemein als Verräther an der deutschen Ehre und Freiheit gebrandmarkten Menschen in der möglichst auffallenden Weise zu strafen und aus dem Wege zu schaffen, dadurch die ganze Nation zum Gefühl ihrer Schmach mächtig aufzuregen, Tausende anzufeuern, daß sie ihre Dolche blitzen ließen, wonach denn das Volk zu den Waffen greifen und alle seine Plager todtschlagen würde — das war erreichbar und thunlich."

Ebenso ist daselbst (p. 61) genau mit allen Details, Ort und Personen, die Berathung und Beschlußfassung über die Ermordung des Nassau'schen Ministers von Ibell, warum man ihn, und nicht Metternich oder einen der Souveräne wählte, mitgetheilt. Namentlich viel junge Theologen gehörten dieser Verbindung an.

*) Es ist ohne Zweifel von der Circularnote des Ministers Bernstorff die Rede, betreffend die demagogischen Umtriebe.

Die politiſchen Erſcheinungen ſind heut zu Tage nicht erfreulich. In Frankreich ſoll, ganz allgemach die Revolution wiederhohlt werden, in England eine neue tobend ausbrechen. Bei uns in Deutſchland kämpfen auf beiden Seiten übertriebene Anſprüche. Gerechtigkeit und Mäßigung ſind ſelten. Noch iſt es mir unklar, wohinaus ſich das Alles wenden werde. Guten Morgen und meinen Dank für Mittheilung.

An Gibſone.

Berlin, den 2. December 1819.

Mein verehrter Freund.

Lange habe ich Sie nicht begrüßt; eine ſolche Gelegenheit, es auf eine ungeſtörte Weiſe thun zu können, dürfte ſobald ſich nicht mehr anbieten, ich eile alſo, dem Hauptmann von Tiedemann einige Zeilen für Sie mitzugeben. — Nun alsbald zur Hauptſache des Tages.

Die Verhaftungen hier, die Beſchlagnahme der Papiere mehrerer Perſonen, die Art der Unterſuchung über die Angeſchuldigten hat vermuthlich bei Ihnen dort wie überhaupt in der Provinz, die Gemüther noch mehr in Bewegung geſetzt wie hier. Auf meinem Landgut, von welchem ich ſeit einigen Tagen erſt zurückgekehrt bin, habe ich davon wenig vernommen und bei meiner Rückkehr in die Hauptſtadt hatte der erſte Sturm bereits ſich gelegt. Was ich von dem Zuſtand der Angelegenheit in der kurzen Zeit ſeit meiner Rückkehr habe in Erfahrung bringen können, will ich Ihnen in der Kürze hier erzählen.

Von einer formellen Verſchwörung oder einem Bund mit Eid, Gelöbniſſen und Myſterien iſt Nichts entdeckt; dagegen viel dummes Gewäſche in Briefen und Aufſätzen, Meinungen von Staatsformen, Wünſche um Verfaſſung und allgemeiner Deutſchheit; viel Geklatſche über Perſonen in Aemtern und eben keine Lobreden über ſie u. ſ. w.

Der Fürſt Wittgenſtein läugnet die Theilnahme an den wich-

tigsten der genommenen Maßregeln ab; er verläugnet die Artikel der Staats- und Berliner Zeitungen; mißbilligt Jahns Verhaftung; die Beschlagnahme von Reimers Papieren. Der Justizminister hat indessen selbst alles dieses mit eingeleitet, und auf dessen Billigung der genommenen Maßregeln fußen jetzt und stützen sich die Herren von der Polizei.

H. v. Kamptz, dessen Einwirkung auf den Gang dieser Angelegenheit als Partei und Richter das Publikum höchlich mißbilligt, behauptet jetzt selbst, es sei gar nicht darauf angesehen gewesen Schuldige zu finden. Man spottet und ärgert sich über eine solche Absurdität.

Der Fürst Hardenberg scheint, als er anordnete oder geschehen ließ, in der Klemme gewesen zu sein. Der König ist seit langem schon mißtrauisch in seine Ansichten und Anordnungen und glaubt, daß er die Revolutionsmänner nicht gehörig in Ordnung halte. Dringende Anregungen von Seiten der fremden Mächte, und besonders von Seiten Oesterreichs sollen auch auf ihn eingewirkt haben, und ob nicht das unverständige Getreibe einer gewissen Klasse von Leuten ihm am Ende die Ueberzeugung gegeben habe, es sei eine Verschwörung wirklich vorhanden, dessen bin ich noch nicht gewiß, da ich ihn darüber noch nicht gesprochen, aber ich vermuthe es.

Eine Regierung ist meines Erachtens allerdings ermächtigt, bei gegründetem Verdacht polizeilich zuzugreifen; aber eine solche Maßregel kann immer nur ihre Rechtfertigung in dem Erfolg finden. Die Vorspiegelungen des leidenschaftlichen und selbst unredlichen Kamptz mögen wohl hier zu einer Voreiligkeit verleitet haben, die man jetzt bereut. Der Justizminister hat bereits schon Rückschritte gethan. Einen v. Henning hat man bereits seiner Haft entlassen und ihm Reisegeld geboten, welches er auch genommen haben soll*).

Die wichtigste Entscheidung über diese und verwandte An-

*) Dieser v. Henning war dadurch in Verdacht gerathen, daß man in

gelegenheiten liegt indeſſen jetzt nicht hier in Berlin vor, ſondern, wie man ſagt, in Carlsbad vor dem Miniſter-Kongreß. Dort ſoll nämlich entſchieden werden, wie die Regierungen, nach gemeinſchaftlichen Verabredungen, gegen ſolche Revolutions-Männer verfahren wollen und welche Beſchränkungen in Anſehung der Zeit der Ausführung als auch der Weſenheit dem 13. Artikel der Wiener Kongreßakte*) gegeben werden ſollen. Alſo eine Auflöſung alles deſſen, was der Fürſt v. Hardenberg ſo mühſam gewebt hat, denn nur Er, und nur Er allein hat es durch ſeine Beharrlichkeit dahin gebracht, daß dieſer Artikel ins Leben kam. Dieſer Artikel hat ihm ſeitdem viel Verdruß gemacht.

Das Kammergericht wiederholt bei jeder Sitzung das Anſuchen die Verhafteten ihrem ordentlichen Richter zu übergeben; noch hat man es nicht für gut befunden, dieſem Antrag zu willfahren.

Alle diejenigen, welche einen in der Bremer Zeitung zu Gunſten Jahns geſchriebenen Aufſatz unterzeichnet haben, ſollen vorgefordert werden, um ihre Unterzeichnung anzuerkennen oder abzuläugnen; thun ſie das Erſtere, ſo ſollen ſie ihrer Stellen entlaſſen werden; das Letztere indeſſen nur vom Miniſterio, wo man wahrſcheinlich Vorſtellungen dagegen machen wird.

Nun, mein verehrter Freund, begnügen Sie ſich mit dem was ich zu geben vermag; ich wollte nur das Zuverläßigere ausheben, und die mannigfach ſich widerſprechenden Gerüchte Ihnen erſparen. Ich mag nicht einmal behaupten, daß Alles was ich Ihnen geſagt, ächt ſei und rede nur vom Hörenſagen.

Eine Bitte habe ich nun an Sie zu richten, und dieſe iſt, mir Ihre Meinung über Herrn v. Brederlow mitzutheilen. Als

---

ſeiner Stube an die Thür geheftet eine Karte von Deutſchland gefunden hatte, auf der Preußen ungefähr die Geſtalt hatte, die es 1866 erhielt. Reiſegeld erhielt er bei ſeiner Entlaſſung zwar nicht, aber nach einiger Zeit wurde er zum Profeſſor der Philoſophie an der Univerſität Berlin ernannt.

*) Dieſer Artikel ſtellte die Einführung landſtändiſcher Verfaſſungen in allen deutſchen Staaten in Ausſicht.

ich ihn vor einigem zuerst hier sah, redete er mir von seiner Intimität mit H. v. Schön, von dem Vertrauen, das dieser in ihn gesetzt, und machte mir den Antrag, Alles, was ich diesem wollte wissen lassen, nur ihm anzuvertrauen, indem er in einem steten Briefwechsel und Berichterstattung an ihn sich befinde, und auch sichere Wege die Briefe ihm zuzubringen, mit ihm verabredet habe. Ich habe auch seitdem ihm mehreres mündlich erzählt, mit dem Auftrag, solches zur Kenntniß des H. v. Schön kommen zu lassen. Ich habe aber über diesen Umstand nicht die mindeste Beglaubigung von Seiten dieses Letzteren und habe daher seit geraumer Zeit Bedenken getragen, auf den v. Brederlow ein solches Vertrauen zu setzen. Was Sie daher über diesen denken, wollen Sie mir gewogentlich mittheilen.

Gott erhalte Sie gesund und heiter mein verehrter Freund. Nächstens ein Mehreres. Für jetzt die Versicherungen unwandelbarer Anhänglichkeit an Sie und die Bitte um die Fortdauer Ihres Wohlwollens.

H. v. Schön wollen Sie gefälligst den Inhalt dieses Briefes mittheilen. Wahrscheinlich ist er indessen bereits besser unterrichtet.

Werden Sie nicht wieder einmal Bedacht auf eine Reise hierher nehmen?

G.

Gröben an Gneisenau.

Breslau, den 24. November 1819.

[In einer längeren Auseinandersetzung theilt Graf Gröben mit, daß die öffentliche Meinung aller Parteien sich stark gegen die Karlsbader Beschlüsse ausspreche und schließt sich selbst auf das entschiedenste diesem Urtheile an.]

PS. Seit zwei Tagen lag dieser Brief, ich mögte nicht sagen zufällig, noch auf meinem Tisch, ohne auf die Post befördert zu sein, und mir wird daher die Gelegenheit im höchsten Vertrauen Ew. Excellenz eine Meldung zu machen, die bedeutend für mein Leben zu werden scheint. Die Immediat-Untersuchungs-Commission wendet sich durch G[eneral] Z[ieten] an mich mit 49 Fragen, die ohne Weiteres annehmend, daß ich Theilnehmer eines verrätherischen Bundes bin, Dinge bei mir zu erfor-

schen suchen, vor denen schon nicht einmal das feinfühlendste Herz zurückschaudern muß. Mit empörtem Herzen habe ich sie zurückgewiesen und G. Z. dessen Handlungsweise ich hier nur ehren kann, hat die J. U. Commission zuvörderst um die Beweise gebeten, die solche Fragen veranlassen konnten. Ich hoffe dadurch meinen Gegnern näher unter die Augen zu treten und entweder mehr Dunkel aufzuhellen oder mir freiwillig die Ketten zu erbitten, die meiner innern Freiheit keinen Abbruch thun sollen. Meine Sache habe ich, keinesweges auf Nichts, sondern auf Gott gestellt! — Hier ist auch von nichts Geringerm, als von einer deutschen Republick, von Absetzung aller Fürsten die Rede. Ob ihre Thronen wohl fest stehen, wenn es noch vieler solcher Verschwornen als mich giebt? — ich überlasse Jedem, der mich kennt, darüber zu urtheilen.

Ich schweige vor der Hand über die ganze Sache, weil es General Zieten wünscht, und weiß, wem ich sie hiermit anvertraue! —

Gröben.

An Gröben.

Berlin, den 4. December 1819.

Seit zwei Tagen bin ich recht ungeduldig darüber gewesen, daß ich Ihnen nicht sofort nach Erhaltung Ihres Schreibens darauf antworten und Ihnen Ihren Irthum benehmen konnte. Nämlich alsbald nach Eingang Ihres Briefes verfügte ich mich zu dem Präsidenten von Trützschler, um über den mir scheinbaren Misgriff und ungerechten Verdacht gegen Sie mit ihm zu reden. Er war indes bereits von dem Irthum, worin Sie verfallen, unterrichtet und hatte Ihre Erklärung in Händen. Nicht deswegen, weil man Sie in Verdacht habe in revolutionairen Umtrieben befangen zu seyn, ist Ihnen nämlich die Reihe von Fragen vorgelegt worden, die Sie so empört haben, sondern gerade deswegen, weil man Ihre Treue gegen den König, Ihr edles Herz und Ihre Unbescholtenheit kennt, wollte man auch Ihre Aussage als einen bekräftigenden und gewichtigen Beweis gegen ein lügenhaftes Gewebe von falschen, unbegründeten, verworrenen Anklagen erhalten, womit ein Staatsbeamter der untern Klasse die höheren Behörden hier beunruhigt hat. Dieser Mensch vielleicht aus Schlechtigkeit und Ehrgeiz, vielleicht aus Verworrenheit, von jeher von Verfolgungsgeist getrieben, hat einen deutschen Bund, aus den Jahren 1810—12 angegeben, dessen er mehrere wackere

Männer hier angeklagt und dem er revolutionaire und blutdürstige Absichten Schuld giebt. Sein Lügengewebe ist bereits vernichtet und es war nur wünschenswerth, daß auch ein solcher Mann wie Sie, gegen die Nichtigkeit solcher Aussagen ein Zeugnis ablege und darum wurden Ihnen diese Fragen vorgelegt. An Ihnen, mein lieber Gröben, haftet mit Recht kein Verdacht und es wird Sie auch keiner treffen. Es thut mir nur leid, daß Sie im Bewußtseyn Ihrer Unschuld, sich hierüber irrthümlich geärgert haben. Sie hätten eigentlich, bei Ihren loyalen Gesinnungen ruhiger darüber seyn sollen. Werde ich selbst nicht oft von gleichem Verdacht verfolgt? Zum Theil aus Misgunst und Scheelsucht zum Theil aus Beschränktheit? Ich gebe mir nicht einmal die Mühe, solche Leute eines Bessern zu belehren und überlasse es der Zeit mich zu rechtfertigen.

Wenn übrigens in der vorseienden Untersuchungssache ein falscher Angeber entdeckt worden ist, so ist damit die Unschuld aller Angeklagten noch nicht erwiesen, sondern es hat sich wohl ergeben, was ich Ihnen neulich schon schrieb, daß verbrecherische Entwürfe sind ausgebrütet worden, gegen welche das Strafgesetz zu Hülfe gerufen werden muß.

Ueber den andern Inhalt Ihres Briefes nächstens ein Mehreres. Gott erhalte Sie nebst den Ihrigen, welche ich zu grüßen bitte. Unverbrüchlich der Ihrige.

Gneisenau.

Gröben an Gneisenau.

8. December 1819.

Ich mögte schon darum den Ew. Excellenz mitgetheilten Vorfall nicht wegwünschen, weil er mir in Ihren Schritten Balsam für mein ganzes Leben gereicht hat; Haben Sie meinen wärmsten Dank dafür; ich hätte freilich die ganze Sache ruhiger nehmen können, nur die Form des Antrags stieß mich gewaltsam zurück; jetzt ist sie, wahrscheinlich durch Ihr Fürwort anders gestellt und ich werde mich, was ich unter der ersten Bedingung nie gethan, übermorgen gerichtlich vernehmen lassen. In jedem Fall folgt daraus etwas Gutes, denn entweder kommt der Staat dadurch zur Ueberzeugung, daß von dieser Seite an keine Gefahr zu denken oder daß sich außer der gesellschaftlichen Verbindung, in der ich

damals gelebt, und deren Zweck die Zeit längst öffentlich ausgesprochen, noch eine andere wirklich verrätherische Verbindung gebildet habe, über die ich wenigstens keine Auskunft zu geben weiß. In jenen Jahren suchte ich Männer aus allen Ständen in ihrer wahren Gesinnung kennen zu lernen und so bin ich auch mit Mehreren von denen bekannt geworden, deren Namen in den mir vorgelegten Fragen enthalten sind ꝛc. ꝛc. Was mir indeß Leid thun sollte, wäre ein möglicher Argwohn unsres guten Königs, daß mancher Schritt, den ich damals gethan und der eine Geburt der schönen ungewöhnlichen Zeit und reinen Willens war, solchen Verbindungen nun wird zugeschrieben werden. Nicht daß ich darunter litte, schmerzt mich, sondern die Nüchternheit, die aus dem Abstreifen alles Glaubens an wahre Liebe und Treue nothwendig entspringen muß.

Es ist ein unheimliches Wesen, ja die Vernichtung alles und jedes lebendigen Dasein's, wer sich stets von unbekannten, geheimen Obern umgeben glaubt! ich war schon entschlossen, dem König einen Abriß meines politischen Lebenslaufs frei und wahr einzureichen, wenn die Anforderung der Immediat-Untersuchungs-Commission nicht anders als die Erstere ausgefallen wäre. Nun sende ich sie nicht ab und bitte nur Gott, daß er ein edles Herz von allem Argwohn befreien möge! — ich sehe auf der einen Seite ein, daß wenn Anzeigen, wie die obigen geschehen, der Staat nicht füglich etwas anders thun kann als Nachforschen, „ob die Sache Grund habe oder nicht!" auf der andern Seite begreife ich aber auch, daß daraus nie ein genügendes Resultat hervorgehen wird; denn die Einen sagen: wo werden sie 's denn eingestehen?, die andern, (wie mein G[eneral] Z[ieten]): Man hat nur die rechten nicht gepackt, die wahren Obern sitzen höher hinauf u. s. w. fort. So schwankt der Staat von einem Argwohn zum andern. ———

An Gröben.

Berlin, den 11. December 1819.

Mein edler Freund.

Es liegt mir daran, daß Sie nicht einen Augenblick länger in dem Irthum beharren sollen, als habe ich die Antwort vermittelt, welche Ihnen in der Untersuchungs Angelegenheit zugekommen ist. Als ich sofort nach Erhaltung Ihres Briefes zu dem Präsidenten von Trützschler mich verfügte war diese Antwort bereits im Conzept aufgesetzt, da man den Irthum gewahr geworden war, zu welchem man Sie unbewußter Weise veranlaßt hatte.

Leben Sie wohl nebst den Ihrigen und möge ihr Georg bald genesen. Eilig, aber nicht weniger herzlich

Ihr

treuergebner Freund

G.

Boyen an Gneisenau.

Berlin, den 16. December 1819.

Aus einer Unterredung, die ich soeben mit Thiele hatte, ersehe ich daß, Sie meine hochverehrte Excellenz noch nicht von einer Begebenheit unterrichtet sind, die mich in diesen Tagen betroffen hat und die ich im Publiko schon weiter verbreitet glaubte; ein herbes Gefühl hat mich behindert Ihnen bis jetzt von dieser mir sehr trüben Sache zu schreiben, da man lieber von guten als unangenehmen Dingen spricht, indeß glaube ich bei der Theilnahme, die Sie mir immer bewiesen haben Ihnen jetzt diese Anzeige schuldig.

Se. Majestät ließen mir vor einigen Tagen unerwartet befehlen

a, daß von sämmtlicher Landwehr aus 4 Bataillonen jetzt 3 formirt werden sollen.

Hiedurch wird die ganze nach unglaublicher Mühe zu Stande gebrachte Eintheilung und alle darauf verwendeten Kosten über den Haufen geworfen.

b, die Zahl der Landwehr Inspekteure auf 16 herabgesetzt werden sollen.

Hierdurch bekommen mehrere Inspekteure mit zwei und 3 Regierungen zum großen Nachtheil des Geschäftsganges zu unterhandeln.

c, die übrig bleibenden Landwehr Inspekteure den Divisions-Commandeuren der Linien-Truppen untergeordnet werden sollen.

Hiedurch kommt die Landwehr in Hände, die zu ihrer Behandlung größtentheils nicht geeignet sind und der eigentliche Geist, der diese Institution hielt, muß in der Form der Linientruppen verloren gehen. Nachdem ich es gewagt hatte, ehrerbietige Vorstellungen dagegen zu machen, diese mir aber ohne alle Berücksichtigung abgeschlagen wurden, nachdem ich gegründete Ursachen hatte, dies nur als den Anfang von mehreren beabsichtigten Veränderungen anzusehen, blieb mir endlich nichts übrig als um meinen Abschied zu bitten, den ich jetzt jeden Augenblick erwarte, da sich Se. Majestät vorläufig schon geneigt dazu erklärt hat.

Es läßt sich über diesen Schritt so wie über alle Dinge in der Welt, gewiß für und wider sprechen, ich kann Ihnen aber versichern, daß ich einen solchen Schritt, von dem ich mir die Folgen keineswegs verhehle, gewiß nicht gethan haben würde, wenn nicht überwiegende Gründe mich dazu bestimmt hätten, die sich nur mündlich mittheilen lassen.

Ich habe es mir zum Gesetz gemacht über diese ganze Angelegenheit nicht öffentlich zu reden, weil ich dies Opfer gern dem Könige bringen will; sehen Sie daher diese Zeilen auch nur als eine Ihnen allein gewidmete Mittheilung an.*)

Mit dem Ausdruck treuer Hochachtung beharrt

v. Boyen.

---

*) Die Heeres-Organisation, welche Boyen eingeführt hatte, beruhte auf folgenden Principien: stehendes Heer von 1% der Bevölkerung (1817: 114,600 Mann, eingeschlossen die größere Stärke, welche das Corps in Frankreich nothwendig machte), dreijährige Dienstzeit, ein Drittel oder noch mehr Capitulanten (Leute, die freiwillig länger als drei Jahr dienen). Für einen sehr großen Theil der

An Boyen.

Berlin, den 16. December 1819.

Nur einige Gerüchte waren mir über die Aufhebung der Landwehr zugekommen; ich wollte indes den damit verbundenen Gerüchten keinen Glauben beimeſſen; nun ſehe ich leider, daß es ernſtlich damit gemeint iſt.

Es kommt mir vor, als ob dieſelbe Parthei, die im Jahr 1812 den Sieg gegen uns erhielt, jetzt abermals obgeſiegt hätte. Gegen mich hat man das tiefſte Stillſchweigen beobachtet. Was nun zu thun! In ſo mancher ſchlaffen Geſinnung der Regierungs- und Ortsbehörden und der durch die allgemeine Waffenpflichtigkeit unangenehm berührten Perſonen werden die Schöpfer des alten wiederkehrenden Syſtems Bundesgenoſſen die Menge finden. Man wird hoffen, dieſe Verpflichtung nun loß zu werden, und ich ſelbſt bin der Erwartung, daß man ſolche beſchränken werde.

Welche Anſtellung werden nun Ew. Excellenz erhalten? Das Publikum giebt Ihnen das General Commando am Rhein und dem General Hake das Kriegs-Miniſterium, einige dem Prinzen Wilhelm.

Noch habe ich meine Gedanken über dieſe überraſchende Begebenheit nicht ordnen können. Ich halte vor der Hand, das was

---

Wehrfähigen war danach in der ſtehenden Armee kein Platz und ſie traten ſofort in die Landwehr, wo ſie nur eine ganz kurze oberflächliche Ausbildung erhielten. Die Landwehr ſollte nach Boyens Idee überhaupt nicht analog der Linien-Armee behandelt werden, ſondern unter ihren eignen Inſpecteurs auch ihren beſondern Charakter als bewaffnetes Volksaufgebot behalten.

Die oben bezeichneten Veränderungen bezweckten eine nähere Verbindung zwiſchen der Armee und der Landwehr, um der letzteren zu einer mehr militäriſchen Ausbildung zu verhelfen. Die weſentlichſten Veränderungen, welche weiter erfolgten, waren die Herabſetzung der Dienſtzeit auf 2½ Jahre und eine geringe Vermehrung der Präſenzzahl, wodurch mehr Rekruten zur Einſtellung gelangten; ferner die Einführung einer Kategorie von „Kriegsreſerve-Rekruten“, die ſechs Wochen exerciert wurden. Die Veränderung war alſo nur eine relative. Vgl. Boyen, Darſtell. d. alt. u. gegenwärt. pr. Kriegsverf. 1817. Lithograph. Die preuß. Landwehr in ihrer Entwickelung v. 1815 bis zur Reorganiſation v. 1859. Nach amtlichen Quellen. 1867.

geschehen, für eine vorläufige Maasregel, um späterhin die Landwehrregimenter in Beurlaubte der stehenden Regimenter umzuschaffen.

Die Versicherung meiner treuen Theilnahme. Möchte es doch möglich seyn, daß Sie noch die Bresche vertheidigten und die Uebergabe verhinderten. Unverbrüchlich

Ihr

treuergebener

Gneisenau.

Clausewitz an Gneisenau.

17. December 1819.

Mancher möchte der Landwehr das Wort reden, wenn er sich nur über die daher entstehende Gefahr einer Revolution beruhigen könnte. Ich selbst habe das Bedürfniß gefühlt mir darüber klar zu werden, und dies hat den beigehenden Aufsatz*) veranlaßt. Ich bin so frei ihn Euer Excellenz zu übersenden und gestehe, daß ich die darin vorkommende Reihe von Fragen, welche eigentlich sein Knochenbau ist, wohl dem Staatskanzler an's Herz legen möchte, es ist aber freilich zu erwarten, daß er dergleichen weder lesen noch sonderlich beherzigen würde.

Ich habe die Ehre Euer Excellenz einen guten Morgen zu sagen

Clausewitz.

Clausewitz an Gneisenau.

18. December 1819.

Der Kriegsminister wird Euer Excellenz gesagt haben, daß Ancillon ernstlich gegen meine Mission nach London wirkt. Damit sagt er nun wohl Euer Excellenz und mir nichts Neues; aber es ist doch bemerkenswerth, daß der Kriegsminister, der niemals in die Welt geht, es nicht von den gewöhnlichen Klatschereien genommen haben kann, und daß wahrscheinlich Witzleben und Albrecht so etwas haben fallen lassen. Hieraus ist also zu entnehmen, daß ich immer darauf gefaßt bleiben muß in dieser Sache durchzufallen. Das Abtreten von Grolmann öffnet den Herren eine Hinterthüre; giebt man mir sein Departement**), so ist das Dementi etwas weniger groß, eine etwas erweiterte Wirksamkeit, der Eintritt in den Staatsrath sind theils reelle, theils scheinbare Entschädigungen. Ich fürchte nun, daß man die Besetzung dieser Stelle dem General Hake oder dem künftigen Kriegsminister überlassen wird.

*) Derselbe ist gedr. in Schwartz' Leben Clausewitz' Bd. II p. 288. Er kommt zu dem Resultat, daß Preußen seiner äußern Sicherheit wegen die Landwehr nicht entbehren könne, daß aber das nothwendige Complement einer Landwehr eine Constitution sei, da nur durch eine solche Einrichtung ein Land vor Revolution gesichert werde.

**) Das 2te Departement im Kriegsministerium; wesentlich entsprechend dem heutigen Großen Generalstabe.

Dieser aber, wer es auch sei, wird nicht an mich denken, weil er meine Bestimmung nach England als gewiß ansehen wird, und so kann es kommen, daß man Pfuel oder einen andern meiner Hinterleute dahin setzt, und ich, wenn ich nicht nach England geschickt werde, eine doppelte Demüthigung erleide. Wäre die Veranlassung dieser Veränderungen nicht eine so traurige, so würde ich kein Bedenken tragen um die Stelle einzukommen, und dadurch der Meinung als sei ich mit der andern durchgefallen noch mehr vorbeugen, so aber würde es aussehen als nehme ich an dieser betrübten Veränderung nicht den Theil, den man von mir erwarten kann und als freute ich mich davon Nutzen ziehen zu können.

Ich bin so frei Euer Excellenz diese Ansichten mitzutheilen, für den Fall, daß Sie dieselben theilten und Gelegenheit hätten ein Wort darüber fallen zu lassen. Der Staatskanzler ist vielleicht zu wenig in der Sache gewünscht [?]; Witzleben scheint der Punkt zu sein, der hier die politische und militärische Seite zugleich übersieht. Ich werfe indessen diese Idee nur so hin und bin weit entfernt Euer Excellenz deshalb mit einer neuen Bitte belästigen zu wollen. Euer Excellenz

treu ergebener
Clausewitz.

An Hardenberg.

Berlin, den [?] December 1819.

Hochverehrter Fürst.

Das Seyn oder Nicht Seyn der Landwehr ist der Gegenstand des allgemeinen Stadtgesprächs. Beiliegender Aufsatz hiedurch. Ich erlaube mir, ihn Ew. Durchlaucht erleuchteter Prüfung zu übergeben. Gott erhalte Ew. Durchlaucht zufrieden und heiter. In alter Treue

Ew. Durchlaucht

verbundener Diener
Gr. N. v. Gneisenau.

Hardenberg an Gneisenau.

22. December.

Liebster, verehrter Freund.

Je mehr ich mit den in Ihrem Memoire auseinander gesetzten Gedanken wegen der Landwehr einverstanden bin, mit desto größerem Vergnügen kann ich Ihnen sagen, daß alles, was man von Aufhebung dieses Instituts in der Stadt spricht, ein leeres, völlig grundloses Geschwätz ist und daß der König diese Idee nicht einen Augenblick gehabt habe. Sie gehört also zu den häufigen Erfindungen des Tags. Von ganzem Herzen

Der Ihrige
Hardenberg.

An Clauſewitz.

Berlin, den 31. December 1819.

So eben komme ich von einem Beſuch von dem Staatskanzler der mir ſagt, daß heut, die Miniſter von Humboldt und von Beyme von ihrer Geſchäftsführung im Miniſterio und im Staatsrath entbunden worden ſind, mit Beibehaltung ihres Gehaltes ohne Tafelgelder und bis zu irgend einer andern Anſtellung. Einen Theil des Rheiniſchen Juſtizweſens behält indeſſen der Miniſter von Beyme bei. Alles dies wegen ihrer Oppoſition im Miniſterio. Die Folge dieſer Maßregel muß ſein, daß Humboldt ſeine Entlaſſung fordert; Beyme indeſſen vielleicht nicht. Ich habe Ihnen hiermit Stoff zum Nachdenken über die Folgen dieſer Maßregel geliefert und werde heute Abend die Reſultate dieſes Nachdenkens erfahren. Gott befohlen.

Gn.

An Gröben.

Berlin, den 1. Januar 1820.

Mein edler Freund.

So eben erhalte ich Ihren Brief vom 29. v. M., und Ihnen für Ihre treuen Wünſche zum neuen Jahr dankend und mich Ihrem und Ihrer Gemahlin Wohlwollen empfehlend, eile ich, in Betreff des andern Gegenſtandes Ihres Briefes zu antworten.

Der Kriegsminiſter und der Gen. Grolman haben beide ihren Abſchied gefordert und erhalten; ihre Beſorgniſſe waren, daß das neue Militair-Syſtem gänzlich werde aufgehoben werden und daß die neue Eintheilung der Landwehr nur der erſte Schritt dazu ſei.

Dagegen behauptet der Staatskanzler, und mehrmals hat auch der König dies erklärt, daß die Inſtitution der Landwehr nie aufgehoben werden könne und daß das Heil des Staats darauf beruhe. Nur, ſeit 3 Jahren ſchon (alſo nicht erſt von Wien aus*))

*) Man behauptete im Publikum, Metternich habe, die Landwehr für ein revolutionäres Inſtitut erklärend, die Aenderung verlangt oder wenigſtens gerathen.

habe der König die Landwehr Eintheilung der der übrigen Armee anpassen wollen dergestalt, daß sie im Frieden eben so geordnet sei, wie sie im Kriege auftreten soll, und damit sollte zugleich die Eintheilung der Armee in Corps mit Corpsbefehlshabern verbunden werden. Der Kampf beider Systeme hat seit einigen Jahren nur wenig geruht, zuletzt befahl der König, daß sein Wille in Ausführung gebracht werden solle, ohne weiteren Widerspruch.

Ich, meines Theils, hätte wohl wünschen mögen, daß der Gen. Boyen den Wünschen des Königs sich hätte fügen mögen, wenn er der Fortdauer der Landwehr so wie der allgemeinen Waffenpflichtigkeit sich hätte versichern können. Eine hierüber gegebene Verheißung wäre eine Bürgschaft und er der Wächter derselben gewesen. So aber betrachtete er Alles in einem düstern Licht. Wir müssen nun wünschen, daß er, und der General Grolman Unrecht haben und daß die Königlichen Versicherungen unangetastet bleiben.

Dem Gerücht, daß auch ich den Abschied gefordert, mögen Sie dreist widersprechen. Einmal vertraue ich den Worten des Königs und den desfallsigen Versicherungen des Staatskanzlers; dann würde ich auch den jetzigen Zeitpunkt nicht wählen, um eine Entlassung zu begehren, so sehr auch meine ohnedies stets rege Sehnsucht nach dem Landleben jetzt noch durch diese Zeit eines weitverbreiteten Argwohns, gesteigert und der Aufenthalt in der Hauptstadt dadurch unangenehm geworden ist. Ich habe nicht einmal für die Zeit der Feiertage Urlaub nach Schlesien nehmen mögen, damit man nicht Auslegungen im Publikum darüber verbreite, Mährchen ersinne und Aberwiz rede. So erzählt man sich hier, ich sei vor die Ministerial-Commission gefordert worden, um mich über ein an die deutsche Gesellschaft gerichtetes Schreiben zu rechtfertigen. Aber nicht die mindeste Frage ist an mich gethan worden, und nie habe ich eine deutsche Gesellschaft gekannt, außer einigen Mahlzeiten der christlich deutschen Eßgesellschaft und weder an diese noch an irgend eine andere Gesellschaft habe ich ein Schreiben

erlassen. Sie sehen hieraus, wie sogar Thatsachen man hier erfindet!

So eben kommt mir die Königliche Erklärung in der heutigen Staats Zeitung zu Gesicht. Sie mögen hieraus entnehmen, was man eigentlich beginnen zu wollen ausspreche. Eine solche Erklärung kommt nicht zur Unzeit, denn die hiesigen fremden Diplomaten waren auf das freudigste aufgeregt durch die Ueberzeugung, daß die Landwehr aufgehoben werden solle, indem sie uns, aus gewohnter Scheelsucht gegen uns, mit Freuden bereits von unserer Bedeutung herabsteigen sahen; und die Freunde der Landwehr Institution, so wie der Sicherheit des Staates überhaupt waren von Besorgnissen erfüllt. Nun mögen vielleicht beide Gefühle wechseln.

Es ist allerdings richtig, daß Sie einen mächtigen Feind in Ihrer Nähe haben der um so gefährlicher, je falscher er ist. Sie werden ihm, in Ihrem christlichen Sinn, dies nicht empfinden lassen und bei ihren treuen, loyalen, dem König anhänglichen Gesinnungen, bin ich unbesorgt um Sie. Man würde, gelänge es auch, Sie anzuschwärzen, endlich doch von seinem Irrthum zurückkommen, und wäre dies auch nicht, so gewährt Ihnen die Reinheit Ihres Gewissens eine Gemüthsruhe, die Sie über alle üble Nachrede erhebt.

Daß Ihr Georg von seinem Fieber verlassen werden soll, ist mir sehr erfreulich. Gott erhalte Sie und Ihre übrigen Lieben in Gesundheit und Heiterkeit. Mit unverbrüchlicher inniger Ergebenheit

Ihr

tr. Fr.

G.

Gestern sind die Minister von Beyme und von Humbold von ihren Geschäften im Staatsministerio und im Staatsrath durch einen Cabinetsbefehl schnell entbunden worden.

An Hardenberg.

Berlin, den 2. Januar 1820.

Beiliegende von dem General von Clausewitz aus Coblenz an mich gerichtete Briefe hatte ich, zur Zeit ihres Eingangs hier, dem Gen. v. Boyen mitgetheilt. Jetzt, bei dem Aufräumen seiner Papiere, hat er mir solche wieder gesendet. Ew. Durchlaucht mögen hieraus seine politische Gesinnung erkennen. Den einen Theil eines der Briefe habe ich abgeschrieben, weil auf der andern Seite desselben Dinge standen, die meine Verhältnisse mit dem General Clausewitz betrafen.

Bei dieser Zeit des Argwohns, wo so manchem redlichen Mann Gesinnungen Schuld gegeben werden, deren er sich nicht bewußt ist, und wo die giftige Verläumdung verborgen von Ohr zu Ohr schleicht, werden Ew. Durchlaucht mir nicht den Wunsch verargen, daß es Ihnen gefallen möge, diese Briefe Sr. Majestät vorzulegen, oder mir zu erlauben, es selbst zu thun. Es kann dem König nicht gleichgültig seyn, zu welchen Gesinnungen der Gesandte, welchen er nach London senden will, sich bekenne.

Ew. Durchlaucht wollen die Versicherung meiner Anhänglichkeit genehmigen.

Gr. N. v. Gneisenau.

Gröben an Gneisenau.

Breslau, den 8. Januar 1820.

Der Fürst Staatskanzler Durchlaucht hat mich zum neuen Jahr abermals mit einer Untersuchung überrascht, über einen Zettel, den ich im Jahr 1816 am 9. März an Professor Görres geschrieben habe. Ew. Excellenz lege ich sowohl den Zettel als auch meine protokollarische Antwort als auch einen Brief bei, den ich hierauf an den Herrn Fürsten geschrieben habe. Sie kennen den Scherz, den wir in Koblenz mit den Ueberfällen zum Abendessen getrieben haben, überhaupt ist die Sache so lächerlich, daß sie an und für sich kaum einer Erwähnung bedarf. Da sie aber von Stagtswegen betrieben wird und zu Schritten veranlaßt, die mit der Stellung eines Ehrenmannes durchaus unverträglich sind, besonders mit solchem Posten, wie ich ihn bekleide*); so habe ich diesen erneuten unwürdigen Antrag nicht spielend, sondern in dem Ernst aufgenommen, wie es mir scheint, daß er aufgenommen werden muß. Wenn

*) Als Chef des General-Stabes bei dem Gen.-Commando in Schlesien.

man es erst dahin gebracht hat, daß es allen Leuten gleichgültig ist, ob sie im Verdacht der Hochverrätherei einen Tag um den andern vor Gericht gezogen werden, wenn man es durch niedrigen Argwohn dahin bringen will, daß alle Ehre von den Menschen abgestreift wird; dann wehe dem Staat und Thron! Denn indem Alles zum Pöbel herabgewürdigt wird, wird ihn der Pöbel vernichten; wehe aber über, wehe über alle die natterartigen Naturen, die zu solchen Anschlägen Rath ertheilt!!

Der qu. Zettel lautete folgendermaßen: Umschlag: „An Herrn Dr. Görres hierselbst." Inhalt: „Ich muß schon Verräther am Vaterlande werden, indem ich bekenne, daß man heute einen Ueberfall gegen Sie projectirt. Coblenz den 9. Mai 1816. Ihr Carl Gröben." Nach Gröbens Erklärung bezog sich der Zettel darauf, daß er Frau Görres die nur einen kleinen Haushalt hatte auf eine Anzahl unerwarteter Gäste zum Abendessen vorbereiten wollte. Das Protocoll ergiebt, daß die Untersuchungs-Commission, trotz des Datums, trotzdem daß Gröben jetzt in Breslau, Görres in Coblenz wohnte, vermuthet hatte, es sei ein Wink wegen bevorstehender Arretirung.

An Gibsone.

Berlin, den 14. Januar 1820.

Grolman hat allerdings seinen Abschied gefordert und erhalten. Er sowie der Kriegsminister v. Boyen stellen sich vor, daß die neue Landwehr-Organisation nur ein erster Schritt zur Auflösung derselben sei, und daß dann die Aufhebung der allgemeinen Waffenpflichtigkeit folgen werde. Der König hat dem mündlich und nun auch offiziell widersprochen, wir können daher nichts weiteres wünschen, als daß die beiden Generale voreilig gehandelt haben mögen.

Das erfinderische Publikum der Hauptstadt trägt sich mit Nachrichten von Entlassung mehrerer Oberpräsidenten, worunter auch H. v. Schön. Hieran ist aber durchaus nichts wahres, wie ich aus sicherer Quelle weiß.

Es ist allerdings wahr, daß man auch gegen mich Verdacht

zu erregen ſucht und das zwar wegen einer geheimen Geſellſchaft, die Deutſche genannt, von welcher ich indeſſen ſelbſt erſt letzten Neujahrstag 1820 gewiſſe Kenntniß erhalten, vorher aber ſtets daran gezweifelt habe. Vielleicht iſt auch Ihnen dieſe Geſellſchaft nicht bekannt. Gewiß aber iſt, daß ſie im Jahr 1809 oder 10 ſich hier gebildet, ihre Abſicht auf eine Inſurrektion gegen Frankreich gerichtet und angeblich nur gegen ſolches, und nicht gegen die eigene Regierung gemeint war. Dabei ſollte der Adel und Offiziere davon ausgeſchloſſen ſein, welches aber nicht ſtreng beobachtet worden iſt. Man hat, wie mir ein Mitglied derſelben erzählt hat, bei den Verhören mit ſelbigen, die Frage an ſie gerichtet, ob auch ich von der Geſellſchaft geweſen? Iſt dies wahr, worüber ich Gewißheit noch nicht habe, ſo wäre es allerdings für mich gerathen, bei ſolchen Anzeigen des Mißtrauens von der Bühne abzutreten und mich in eine glückliche Unabhängigkeit zurückzuziehen; bei der Stimmung gegen die Regierung indeſſen will ich jeden raſchen Schritt vermeiden, keine Gelegenheit zu falſchen Auslegungen geben und meinen Feinden die Möglichkeit nehmen vorzugeben, ich trete nur deswegen ab, um weiteren Unterſuchungen zu entgehen. Darum trete ich mit reinem Gewiſſen unter meine Feinde, gieße Spott über ſie aus, und laure nur auf die Gelegenheit, einem derſelben recht zu Leibe zu gehen und ihn für die andern zu züchtigen.

Wenn man ſagt, ich ſei neutral, ſo hat man nur in einem gewiſſen Sinne Recht, und nur inſofern als man damit meinen könnte, ich halte mich in der Mitte zwiſchen jakobiniſchem Geſindel und zwiſchen den heftigen Verfolgern. Ich haſſe nämlich beide gleich ſehr. Läßt man einer dieſer beiden Partheien freien Spielraum, ſo führen ſie ſicherlich den Staat in das Verderben. Das Unſeeligſte dabei iſt, daß man die Tage des Königs, der ohnedies ein meiſt freudenloſes Leben führt, durch ſolche Vorſpiegelungen von Verſchwörungen und nahem Aufruhr vermuthlich verbittert. Dem Fürſten v. Hardenberg müſſen Sie hiervon keine Schuld

beimessen. Er, der unter allen Diplomaten in Wien allein, den 13. Artikel der Kongreßakte durchgesetzt hat und zwar mit vielem Widerspruch, hat seitdem viele Anfeindungen deswegen erfahren müssen, und bei den vielen seitdem stattgefundenen Angebereien hat er, bei seiner Stellung, der Nothwendigkeit sich nicht entziehen können, etwas davon zu glauben und desfalls Untersuchungen zu verhängen. Mehr oder minder Strafbare sind wohl auch vorhanden und es ist nur zu wünschen, daß man recht gründlich darin untersuche, um endlich zu einer klaren Anschauung zu gelangen.

Das Schlimmste bei Allem diesem gährenden Zustand der Gesellschaft ist, daß man gemäßigte Gesinnungen fast nirgends findet und man demnach in Widerspruch mit beiden Parteien ist. Das ist was mir die Gesellschaft verleidet und weswegen ich mich so sehr nach der Zurückgezogenheit sehne. Es ist wahrlich von mir eine Thorheit mich dem Zwang und den Unannehmlichkeiten der Hauptstadt zu unterwerfen und noch obendrein eine bedeutende Summe zu meinem Einkommen zuzusetzen.

Ich trachte jetzt darnach, meine Magdeburger Domaine zu verkaufen und mich anderwärts anzusiedeln, wo die Güter noch wohlfeil sind. Nach einigen Worten Ihres Briefes wäre dies in Ihrer Gegend der Fall. Dies veranlaßt mich, die Frage an Sie zu richten, zu welchen Prozenten ungefähr man dort ein Kapital in Gütern anlegen könne? In jeder Provinz hat sich ein ungefährer Maaßstab darüber gebildet.

Clausewitz an Gneisenau.

den 14. Januar 1820.

Erlauben Euer Excellenz gütigst, daß ich auf die Gröbensche Angelegenheit mit ein Paar Worten schriftlich zurückkomme, denn es scheint mir als gelange man dadurch oft zu größerer Klarheit. Gröben hat dem Staatskanzler geschrieben: er müsse bitten ihn künftig mit ähnlichen Untersuchungen zu verschonen, weil er sich sonst gezwungen sehe den Abschied zu nehmen. Antwortet ihm der Staatskanzler unwillig oder auch nur sehr ernst, so schreibt Gröben gewiß um den Abschied. Antwortet aber der Staatskanzler gar nicht, so ist höchstens zu fürchten, daß Gröben noch ein zweites Mal schreibt. Dies wäre also schon vorzuziehen. Wenn nun aber der Fürst sich gegen Euer Excellenz auf eine Art äußerte, die es

zeigt, daß er selbst von einem so niedrigen Mißtrauen weit entfernt ist, daß er fühlt, wie es Gröben und jedem ehrlichen Mann in seiner Lage hat wehe thun müssen; mit andern Worten, wenn er sich als derselbe gefühlvolle und edle Mann zeigt als den wir ihn bei andern Gelegenheiten kennen gelernt haben, so glaube ich, können Euer Excellenz es noch einmal übernehmen Gröben zu beruhigen und es ist dann auch zu erwarten, daß die Bedingung ihn mit ähnlichen Untersuchungen zu verschonen, sich von selbst erfüllen werde.

Dann müßte der Fürst Gröbens Schreiben unbeantwortet lassen und die Empfindlichkeit ihm nachsehen. So würde die Sache ohne Bruch vorübergehen.

Wie Euer Excellenz den Staatskanzler finden werden und ob und wie Sie ihm, wenn er nicht schon das billige Gefühl im Busen trägt, dasselbe erregen können, kann ich freilich nicht beurtheilen.

Aber bei dieser wie bei Ihrer eigenen Angelegenheit bitte ich Euer Excellenz recht innig und dringend die Kraft Ihres Characters und Willens nicht Ihrer Empfindung zu überlassen, sondern sie allein dem Verstande zur Disposition zu stellen, wenn ich mich so ausdrücken darf. Wo Sie auf das Unrechte, das Unschickliche, das Unmoralische stoßen, da greifen Sie es an; erklären Sie sich darüber gegen alle die als Vertreter desselben dastehen, so offen und stark, wie es Ihnen Bedürfniß ist; aber thun Sie nichts, was aus persönlichem Widerwillen zu fließen scheint, nichts was gegen einen Gegenstand gerichtet ist, der nicht aller Welt vor Augen liegt; lassen Sie die Personen so viel es bei einer sochen Sache möglich ist, ganz aus dem Spiel und geben Sie der Welt das Beispiel von der höchsten Kälte bei der höchsten Kraft. Nur diese Vereinigung sichert, oder vielmehr erzwingt den Beifall der Guten und Schlechten; ein bloßer Akt der Leidenschaft wird niemals ganz gut geheißen, selbst von denen nicht für deren Interesse er wirksam ist. — Der Eindruck aber, den Euer Excellenz Handlungen auf die Gemüther hervorbringen, ist wie philosophisch Sie selbst auch darüber denken mögen, für das Gemeine Beste die Hauptsache. Nur wenn das Betragen der Regierung und ihrer Stützen im vollen Unrecht gegen diejenigen erscheint, die dadurch aus ihrem öffentlichen Leben verdrängt werden und wenn diese die allgemeine Achtung und Theilnahme genießen, ist daran zu denken, daß die Regierung einmal zu einem Gefühl dieses Unrechtes kommen werde. — Außerdem ist, wenn sich hier nach und nach ein mehr öffentliches Leben entwickelt, es von der höchsten Wichtigkeit, daß der öffentliche Beifall den Vorzüglichsten ungetheilt und ungeschwächt verbleibe. Euer Excellenz verzeihen mir diese Bemerkungen und schreiben sie auf Rechnung meiner innigen Verehrung und Ergebenheit.

Clausewitz.

An Hardenberg.

Berlin, den 15. Januar 1820.

Vergeblich habe ich gestern einen Wink von Ew. Durchlaucht erwartet, um mit Ihnen über einen Freund zu reden, der tief in seinem loyalen, treuen, edlen Gemüth verletzt ist.

Wenn Ew. Durchlaucht mich mit Ihrem Vertrauen beehrt und über den unglücklichen Zettel des Grafen Gröben mich befragt hätten, so hätte ich Aufklärung darüber zu geben vermocht. Ein scherzhafter Gebrauch zwischen einigen Offizieren und Civilbeamten, wo einer derselben von den übrigen in den Abendstunden schnell überfallen wurde, um dadurch die Anordnungen zu einem förmlichen, kostbareren Abendessen zu umgehen, war die Veranlassung zu der Benachrichtigung von Seiten Gröbens an Görres.

Schmerzlich in seinen zartesten Gefühlen verwundet, — denn an Treue gegen den König wird er von Keinem übertroffen — ist der Graf von Gröben in der unabweichbaren Nothwendigkeit, seinen Abschied zu fordern, und, da er kein Vermögen besitzt, das Brod des Kummers zu essen, wofern Ew. Durchlaucht nicht den begangenen Irrthum durch ein freundliches Wort wieder gut machen. Heute geht die Post nach Breslau ab und darum hielt ich gestern bereits um eine Viertelstunde Gehör an, ob Sie vielleicht ein tröstendes Wort an ihn in der Güte — nein! in der Gerechtigkeit Ihres Herzens mir aufzutragen hatten?

Der Graf von Gröben ist an Gesinnung und Wandel ein Bayard, ohne Furcht und ohne Tadel. Nur so kenne ich ihn. Wie konnte einen solchen Karakter der vergiftende Argwohn treffen?

Tief bekümmert über eine solche Zeit und über die durch sie herbeigeführte Nothwendigkeit dieses Briefes, schließe ich ihn, meine Hoffnung auf Ihre Gerechtigkeitsliebe richtend.

Der General der Infanterie
Gr. N. v. Gneisenau.

Hardenberg an Gneisenau.

15. Januar.

Verehrtester Freund.

Es ist ja dem Grafen Gröben nur Erläuterung des in den Papieren des Görres gefundenen Billets abgefordert, dieses mußte geschehen und dient ja zu seiner Rechtfertigung. Er kann sich völlig beruhigen und wird von mir eine genugthuende Antwort erhalten. Schreiben Sie ihm das vorläufig.

Von ganzem Herzen der Ihrige
Hardenberg.

Clauſewitz an Gneiſenau.

Den 15. Januar 1820.

Ich denke, Gröben wird ſich bei dieſer Wendung des Fürſten beruhigen, zumal da dieſer ihm beruhigend alſo freundlich ſchreiben will; wohl wird es ihm aber thun, wenn Euer Excellenz ihm auch beruhigend ſchreiben. Obgleich die Sache eine unſchickliche Inkonſequenz iſt und bleibt (wenn ſie nichts ſchlimmeres ſein ſoll), ſo iſt allerdings doch nicht zu wünſchen, daß grade hierauf ein ſolcher Trumpf geſetzt werde, wie das Abſchiednehmen von Gröben; ſobald man, wie der Fürſt hier thut in gewiſſer Art erkennt, daß man zu einer Unterſuchung bei einer ſolchen Veranlaſſung kein Recht hat, ſobald man ſich ſelbſt die Wahrheit darüber ſagen läßt, ſo iſt die Sache an und für ſich nicht mehr von der Bedeutung, mag ſonſt dahinter ſtecken, was da will. Der Fürſt wird hieraus wenigſtens erkennen, daß die Unterſuchungscommiſſion alle Tage in Gefahr iſt ſich lächerlich zu machen und daß es Leute giebt, die den Muth haben, den Bettelſtab einer unwürdigen Behandlung vorzuziehen.

Euer Excellenz danke ich für die ungeſäumte gütige Mittheilung um ſo mehr als mich der Gedanke an Gröbens Schickſal ſehr beunruhigt.

An Gröben.

Berlin, den 15. Januar 1820.

Mein lieber Gröben.

Tief hat mich der neue Aerger betrübt, den man Ihnen zugezogen. Wenn Sie, bei Ihrer Treue gegen den König, von dem Gifthauch des Verdachtes nicht frei bleiben, wer möchte dann noch beſtehen! Es iſt ein Aberwitz des Schickſals, das ein ſo unbedeutendes Brieflein aufbewahren ließ, dem man hinterher eine ſo wichtige Bedeutung gab.

Dem Fürſten von Hardenberg, den ich geſtern nicht ſprechen konnte, habe ich heute über Sie geſchrieben und von dem ſchrecklichen Irrthum geredet, in den man in Betreff Ihrer verfallen. Das was hier anliegt, iſt die Antwort deſſelben.

Sie mögen ſich hiemit beruhigen und in ihrer religiöſen Geſinnung den Troſt für ſolche unverſchuldete Leiden finden. Daß Sie mir nicht ferner an Abſchied nehmen gedenken! Bedenken Sie, welch üble Stimmung dies, bei der Achtung die man Ihnen und ſo gerechter Weiſe widmet, dies hervorbringen würde. Ich beſchwöre ſie demnach und rechne darauf, daß Sie keinen Schritt hiezu ferner thun, ohne erſt bei mir anzufragen. Wird es am

Ende unvermeidlich, so theile ich mit Ihnen meinen letzten Bissen. Soweit soll es aber, hoffe ich, nicht kommen.

Auch ich werde heimlich gequält; ich halte aber den jetzigen Augenblick nicht für schicklich, Klagen gegen solche heimliche Verfolgungen zu erheben, schweige daher und nahm mir vor, den Kelch biß auf die Hefen auszuleeren. Werde ich gewahr, daß man es gern sieht, daß ich gehe, so gehe ich mit Freuden.

Gott erhalte Sie und Ihre herrliche Frau und Ihre Kinder.

Ewig

Ihr

tr. Fr.

Gneisenau.

Sie wollen. diesen Brief Niemanden so weit er mich betrifft mittheilen, damit nicht von den hämischen Anfeindungen gegen mich geredet werde.

An Clausewitz.

Berlin, den 10. Januar 1820.

Soeben komme ich von einer Unterredung mit dem Fürsten Hardenberg. Er behauptet, daß, wenn Gröben durch einen Auditeur verhört worden sei, so habe dies nicht in der Absicht der Untersuchungs-Commission gelegen, sondern sei eine Ungeschicklichkeit des General Ziethen; man habe nicht gewußt, daß zur Zeit von Görres Verhaftung Gröben nicht mehr in Coblenz gewesen, sondern bereits früher nach Breslau versetzt worden. Gröben solle übrigens eine ihn rechtfertigende Antwort erhalten, die er dort, durch den Druck allenfalls verbreiten möge.

In meiner Angelegenheit behauptet er nie eine mich betreffende Frage veranlaßt zu haben; er wolle aber die Acten sich geben lassen und mir das darinnen mich betreffende zur Ansicht mittheilen.

Ich habe ihm hier wiederum erklärt, daß ich mir solche Frage,

die mich in meinen innersten Gefühlen verletze, nicht dulden könne, sondern etwas auffallendes dagegen unternehmen müsse.

Wir sind übrigens recht freundlich von einander geschieden.

Guten Morgen

G.

Gröben an Gneisenau.

Breslau, den 19. Januar 1820.

Tief beschämt vor der Stimme, die den Kelch bis auf die Heefen ausleeren will, schreibe ich Ew. Excellenz. Wer sollte da klagen, wo die gerechteste Klage selbst verstummen will! Den Schatten aber haben Ihnen Ihre Freunde bereitet, und das betrübt mich. Auch meine Unvorsichtigkeit hat es gethan, und Ihre Liebe hat sie vertreten wollen. Ich möchte Ihnen dafür zürnen und kann es nicht; das volle Gewicht ewiger Freundschaft verschließt meine Lippen und mein Herz dankt dem Schöpfer für seine schönste Gabe. Sie wollen den letzten Bissen mit mir theilen? — o wie reich bin ich! und sollte mir diese Zeit Alles nehmen.

Rechnen Ew. Excellenz sicher darauf, daß ich, wenn die Umstände sich nicht ändern, meinen Abschied nicht nachsuchen werde. Meinem Beruf glaube ich es aber schuldig zu sein, nach eingegangener Antwort des Fürsten Staatskanzler, dem König in wenigen Worten aber nur in Worten der Liebe zu sagen, was mir begegnet.

Durch die letzte Konduitenliste und andere Berichte ist dies ihm ohne Zweifel hinterbracht, aber aus einem treuen Munde hat er es nicht gehört, vielleicht öffnet den der liebe Gott noch zu anderm Guten. Ich bin schon jetzt in keiner leidenschaftlichen Stimmung, dennoch werde ich den Brief lange liegen lassen, bevor er abgesendet wird. Bei diesem Schritt habe ich nur zu bedenken, daß ich nichts gegen den Willen Gottes thue, aber auch nichts unterlasse, was er mir gebietet. Er allein soll mich leiten!

Von dem Fürsten von Hardenberg erwarte ich nichts mehr, als daß ich darthun kann, wie mich auch die äußre Rechtsform freigesprochen. Dann wird Er mir auch hoffentlich die Auskunft geben: ob ich ferner werde in Ruhe leben können von dieser Seite, oder nicht. Dadurch kann mir allein von seiner Seite ein Genüge geschehen. ——

An Gröben.

Berlin, den 22. Januar 1820.

Soviel ist nun ermittelt, daß es nicht in der Absicht der Kommission lag, Sie förmlich durch einen Auditeur verhören zu lassen und daß Ihr General eigenmächtig, weiß der Himmel aus welchen edlen Gefühlen und Ansichten, diese herbe Form gewählt hat. So hat mich der H. Fürst von Hardenberg selbst versichert.

Er hat mir wiederhohlt versprochen, daß Sie mit dem Erlaß der Kommission an Sie zufrieden seyn würden und daß er Ihnen anheim gebe, Ihre Rechtfertigung so offenkundig als möglich zu machen, selbst durch den Druck. Sie würden vielleicht wohl thun, für den Fall, daß Sie auf den letzteren Vorschlag eingehen, mit unserm Freund Steffens, dem ich mich recht herzlich empfehle, die Form zu verabreden, in welcher solches geschehen solle. Die geübten Schriftsteller haben hierin einen Takt der uns Laien abgeht.

„In meiner stillen Häuslichkeit wohnt die Seeligkeit einer andern Welt" so schrieben Sie mir vor einiger Zeit; und wenige Tage darauf kam so viel Verdruß über Sie! Schreiben Sie mir nur welchen Eindruck diese Begebenheiten auf ihre arme Gemahlin gemacht haben?

Gott erhalte Sie und die Ihrigen. In alter Treue

Ihr

Freund

G.

An Gibsone.

Berlin, den 22. Januar 1820.

Herr v. Humbold, so heiter er öffentlich thut, so betroffen soll er doch über das was ihm begegnet, sein. Der Fürst v. Hardenberg war wohl zu dieser etwas gewaltsamen Maßregel genöthigt. Seit dem Jahr 1815 hat Humbold ihm heimlich entgegen gearbeitet. Seit er nicht Minister der auswärtigen Angelegenheiten geworden, brachen die Feindseligkeiten öffentlicher aus. Jetzt war es Herrn v. Humbolds Absicht, den Dienst zu verlassen, aber mit einem sogenannten Knalleffekt, nämlich er wollte im Staatsrath gegen die neuen Abgaben mit Energie sich erklären und dann aus dem Staatsdienst abtreten. Der Fürst Hardenberg kam ihm zuvor. Herr v. Humbold weiß wohl ebenso gut, daß neue Auflagen nöthig sind, als der Fürst Hardenberg, aber der Umstand

schien ihm sehr günstig, um sich einen neuen Weg zur Staatskanzler-Würde zu bahnen.

Mit Freuden sehe ich Ihrer Ankunft entgegen; da will ich Ihnen dann den Stand der verschiedenen Personen und Ansichten mündlich schildern. In der Entfernung erfährt man nur entstellte Wahrheit und Lügen, indem in der Hauptstadt Jeder das wahre nach seiner Ansicht gestaltet und Viele noch oben drein Erfindungen in ihrem Interesse machen.

Benzenberg an Gneisenau*).

Brüggen, den 1. Januar 1820.

— — Daß die Ultras und die Jacobiner sich wechselseitig in einander verbissen haben, und so einander neutralisirt, dieses halte ich für kein Unglück. Gemäßigte Leute, wozu wir uns rechnen, können dann desto ruhiger ihren Weg gehen.

Das constitutionelle Philisterium was bis jetzt geblüht hat und wozu ich die gesammte Schule von Arndt, Jahn und Görres rechne, konnte zu nichts führen. Die erhabenen Redensarten machen es nicht aus, und mit den sogenannten Gemüthlichen, ist so wenig eine Verfassung wie eine Repetieruhr in Gang zu bringen. Nur Ueberlegenheit des Verstandes und der Kenntnisse entscheiden hier wie überall.

Jede Verfassung hat dasjenige Element der Zeit zu ihrem Princip, was in der Zeit am stärksten ist. So hatte das Mittelalter das Corporationswesen und das Lehnswesen zu seinem Princip, weil, seit der Heerbann untergegangen, und die Landesvertheidigung in den Händen einer zahlreichen und geübten Dienstmannschaft lag, diese die ganze Farbe der Gesellschaft bestimmte.

So bestimmt in unserer Zeit das bürgerliche Element die Farbe der Gesellschaft, und wie mächtig dieses ist, das sieht man, wenn man die Statistik eines Landes auf die Weise aufstellt, wie es in der Provincial-Verfassung geschehn. Was ist der Adel, was ist die Geistlichkeit neben diesem Element? Drückt man dieses in Quadraten aus, so wie die englische Nationalschuld und die Sinekuren, so hat man ein ebenso verschwindend kleines Quadrat für Adel und Geistlichkeit — neben dem großen Quadrat, das die Zahl, das Vermögen und die Bildung des Bürgerstandes darstellt.

Jede Macht macht sich geltend und daß der Bürgerstand Antheil an der öffentlichen Gesetzgebung verlangt, rührt daher, weil er sich stark und weil er sich emancipirt fühlt. Hierbei wäre nichts zu erinnern, wenn er in demselben Grade aufgeklärt über seinen Vortheil wäre. Dieses ist er aber nicht, und die, so es übernommen, ihn zu unterrichten, als Arndt, Jahn, Görres, Weizel (in Wiesbaden) — [?] (in Mainz) Schulz (in

*) Ich theile die frappanteren Stellen aus diesem Briefe mit, da Gneisenau denselben, vermuthlich im Lauf des Januar an Hardenberg einsandte.

Hamm) Luden u. s. w. haben selber keine profunde Kenntnisse im Verfassungswesen gezeigt, wenigstens nach meiner Meinung.

—— Die Sitten sind milde, das Eigenthum ist geschützt, die persönliche Freiheit gesichert. Von einer willkürlichen Hinrichtung ist bei uns kein Beispiel und selbst die Verhaftungen sind bei Lichte besehn auch so unbedeutend, daß man sich wenig daraus zu machen hat, ob sie einen ein halbes Jahr auf die Festung schicken. Denn die Gutmüthigkeit kommt doch immer hinter drein und sie erkundigen sich: ob man auch wohl gehalten werde?

Eine eigentliche Ursache zu Misvergnügen ist also garnicht vorhanden. Denn was das Geschrei über die Abgaben betrifft, so würden sich unsere Voreltern ungemein gefreut haben, wenn sie so wenig zu bezahlen gehabt, wie wir.

Daß die Leute mißvergnügt sind, ist wahr. Daß sie keine Ursache dazu haben, ist ebenfalls wahr. Und daß man sie auf dieselbe Weise regieren kann, sie mögen mißvergnügt sein oder nicht, ist aus der Profangeschichte ebenfalls bekannt. Die Niederländer sind mit 7 Thlr. Abgaben auf den Kopf ebenso mißvergnügt, wie die Rheinländer mit 3½ Thlr.

Einen höheren Grad von bürgerlicher Freiheit, und eine größere Sicherheit des Eigenthums, werden wir nicht erreichen. Denn wer kann sagen, daß ihm irgend etwas sei genommen worden?

Der eigentliche Nutzen einer Verfassung besteht darin, daß man im Innern eine vollkommene Verwaltung erhält und gegen Außen eine größere Stärke, indem man über größere Kräfte verfügen kann, sowohl an Menschen als an Geld. —— ——

Die meisten Menschen sehen die Steuern für eine Art von calamité public an und halten das für das Maximum menschlicher Klugheit, wenn man keine bezahlt. So auch Görres. Um das Statistische und Historische des Gegenstandes bekümmern sie sich garnicht. Ich bin überzeugt, daß Arndt, Jahn, Görres, Zeuner u. s. w. nie das Abgabensystem unseres Staates studirt haben, noch die Zahlen gesammelt, so von Zeit zu Zeit hierüber bekannt gemacht werden, um so doch wenigstens vom Hauptpunkt des constitutionellen Regierens eine klare Ansicht zu gewinnen. Denn dieser ist doch stets und überall das Budget.

—— —— wünsche ich, daß die Verfassungsurkunde bestimmen möge: daß der König noch 5 Jahre lang das Budget vollziehe. In dieser Zeit kann man alle unvernünftigen Meinungen über Steuerwesen todt machen.

—— ——

Daß der Kriegsminister und General Grollmann ihre Entlassung gefordert und erhalten haben, das hat mir Hr. v. Stägemann geschrieben. Auch daß der Landwehr eine Katastrophe bevorstehe.

Man kann dieses vielleicht als ein Glück ansehn. Denn dieses ist der einzige Weg, um sie populair zu machen. Es geht dem Volke dann mit der Landwehr, wie es ihm früher mit der Oeffentlichkeit der Gerichte und der Geschworenen ging. Als man sie ihm abnehmen wollte, da dachte es erst darüber nach — und indem es sie vertheidigte, so wurden sie ihm lieb. Vorher kümmerte sich Niemand darum.

An Hardenberg.

Berlin, den 22. Januar 1820.

Auf dem beiliegenden Blatt habe ich die Ehre Ew. Durchlaucht in Zahlen die Größe der Ersparnis darzulegen, welche durch Unterdrückung meiner Stelle gewonnen wird. Das Gesetz des Gewissens sowohl als das der Klugheit gebietet, diese Stelle aufzuheben; jenes wegen Nothwendigkeit der Einschränkungen; dieses wegen der Ungunst worin die Sinecuren stehen.

Wenn Ew. Durchlaucht meine Ansicht genehmigen und ins Leben rufen, so wiederhohle ich meine Bitte, daß von dieser Aufgebung meiner Stelle nicht als von einer patriotischen Aufopferung die Rede sei; denn diese ist es nicht, vielmehr ist solche nur eine Handlung des Eigennutzes, indem ich dabei an Ausgaben erspare, und mich von der Nothwendigkeit befreie, langweilige oder schlechte Leute bewirthen zu müssen.

In Betreff des Gouvernementshauses wünsche ich mit der Regierung in Unterhandlung zu treten und es sammt allen von ihr angeschafften Meublen zu erkaufen.

Ew. Durchlaucht wollen meine treue Anhänglichkeit genehmigen.

D. Gen. d. Inf.
Gr. N. v. Gneisenau.

Beilage.

Der Gouverneur von Berlin bezieht

an Tafelgeldern	9000	Rthl.
Ein Fünftel davon in Gold, macht an agio a 10%	180	=
Der Gouvernements-Sekretair an Gehalt	480	=
Bureaukosten	500	=
20 Haufen Holz	520	=
Jagdpacht	200	=
Latus	10880	Rthl.

	Transport	10880 Rthl.
Loge im Theater, angenommen daß ſie nur zwei Drittheile des Jahres hindurch beſezt ſei, nach der Angabe des Grafen Brühl	1877	=
Miethe für das Gouvernementshaus oder Zinſen vom Verkaufspreiß	2000	=
Beſoldung des Adjudanten, der durch eine Civilſtelle verſorgt werden kann; er hat jezt 300 Rthl. Penſion, und 300 Rthl. Zulage, zuſammen	600	=
Deſſen Pferde Ration, Mittelpreis	120	=
NB. er genießt noch überdies Freiholz und Service		
	Erſparniß	15477 Rthl.

Dieſe Summe iſt warlich beträchtlich genug, um auf ihre Erſparung zu denken. Weder der Gouverneur, noch ſein Adjudant, noch ſein Gouvernements-Sekretair haben das mindeſte zu verrichten. Für eine ſogenannte Repräſentation reichen die Tafelgelder, bei dem vergrößerten Maasſtab des geſellſchaftlichen Lebens und in Rivalität mit den fremden Miniſtern ohnedies nicht hin, und die Ausgabe einer ſo großen Summe für einen ſo untergeordneten Zweck iſt überdies, ſobald Erſparungen und Einſchränkungen für nöthig erachtet werden, nicht zu rechtfertigen. Bei den nothwendiger Weiſe zu vermehrenden Abgaben, und bei den Beſchränkungen in allen Zweigen der Verwaltung, die jezt ausgemittelt werden ſollen, würde man mit Recht es tadeln, wenn eine ſo biß zur Nichtigkeit müßige Stelle als die meinige ferner noch fortbeſtehen würde, nnd ich halte es für eine Gewiſſenspflicht, auf deren Erlöſchung anzutragen.

Damit aber das Berliner Publikum nicht abermals Auslegungen dieſer Maasregel ſich erfinde und verbreite, und mir unwahre Motive dazu leihe, ſo ſchlage ich vor, darüber bekannt zu machen, daß der Gen. Gr. Gneiſenau die Entbehrlichkeit ſeiner Stelle in der neueren Staatsorganiſation dargethan, und darauf angetragen habe, ſolche zum Vortheil der Königlichen Kaſſen ein-

gehen zulaſſen; daß Seine Majeſtät ſeiner Anſicht Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen geruht haben und dieſe Stelle aufheben, der General übrigens ſeine Stellung in der Armee und im Königlichen Staatsrath nach wie vor beibehalte.

Berlin, den 22. Januar 1820.

D. Gen. d. Inf.
Gr. A. v. Gneiſenau.

An Gröben.

Berlin, den 25. Januar 1820.

Mein lieber edler Gröben.

Dieſen Brief richte ich an Sie, um einen Irrthum zu berichtigen, worein Sie gerathen ſind, indem Sie nämlich, nach Ihrem letzten Briefe vermeinen, ich habe deswegen ſo viel Verdruß zu erdulden, weil ich mit Eifer meine Freunde hier vertrete. Dem iſt nicht ſo. Es iſt Pflicht, daß ich dem Fürſten von Hardenberg die Gerechtigkeit wiederfahren laſſe, daß er meine Vorſtellungen in Betreff Ihrer mit Intereſſe und ſelbſt mit theilnehmender Beunruhigung angehört und mit Bereitwilligkeit die Ihnen bekannten Beſchlüſſe ausgeſprochen hat. Wenn ich von Verdruß rede, ſo ſind es die geheimen Anfeindungen, die ich damit meine, das Beſtreben, mich als einen Schuldigen auszumitteln, der giftige Verdacht, den man über mich zu verbreiten ſucht. Dies geht aber nicht von dem F. H. aus, ſondern von einem erhabenen Herrn im Hermelin-Mantel*), und ſeinem Vertrautem und Gehülfen G. v. K.**) und andern ihres Gelichters. Sie, mein lieber Graf, kennen meine Geſinnungen und meinen alten Abſcheu gegen jakobiniſches Treiben, und, wenn auch bei Anerkennung der Nothwendigkeit, unſeren zerriſſenen Provinzen ein gemeinſchaftliches Band in einer Reichsverfaſſung zu geben, dennoch meine ſtets von mir ausgeſprochene

*) Ohne Zweifel Fürſt Wittgenſtein.
**) Kamptz.

Ueberzeugung, daß wir, eingeklemmt zwiſchen die koloſſalen Mächte und bei unſerer kontinentalen Lage einen ſolchen Grad von wild-ausgelaſſener Freiheit wie in England iſt, nicht ertragen können. Bei ſolcher Ueberzeugung und bei der mir innewohnenden Kenntnis des praktiſchen und ausführbaren würde ich doch nimmer fähig ſeyn, mich auf verderbliche, unausführbare und ebendeswegen verdammliche theoretiſche Entwürfe einzulaſſen, ſelbſt auch dann, wenn mich nicht Pflichtgefühl, Dankbarkeit und Loyalität leitete, welche Geſinnungen Sie an mir nie vermißt haben werden, ſonſt Sie nicht ſo lange mein Freund geblieben wären. Wenn man aber, trotz allen dieſen von mir ausgeſprochenen und bethätigten Geſinnungen, nicht aufhört, mit Argwohn mich zuverfolgen, ſo zwingt man mich, ein Aeußerſtes zuthun, und ich nehme mir vor, durch einen auffallenden Schlag meine Gegner dergeſtalt in der öffentlichen Meinung zu vernichten, daß ſie nicht wieder aufkommen ſollen.

Nun, leben Sie wohl mit Ihrer treuen, liebevollen Lebensgefährtin und Ihren Kindern, mein lieber Gröben. Amalie viele Grüße. Unverbrüchlich

Ihr

tr. Freund

Gr. N. v. Gneiſenau.

An Hardenberg.

Berlin, den 21. Januar 1820.

In Ew. Durchlaucht ſo ſchnellen Mittheilung der Königl. Genehmigung meines Antrages erkenne ich ganz Ihr ſo freundliches Herz und danke Ihnen dafür auf das innigſte.

Da mit Ende des künftigen Monats die Miethe meiner jetzigen Wohnung zu Ende geht, und ich nebſt meiner Tochter, ihrer Geſellſchafterin und meinem Haushalt nicht alsbald weiß, wo ich ein Unterkommen finden ſoll, ſo wird mir der Ankauf des Gouvernementshauſes dringend wünſchenswerth. Ew. Durchlaucht

wollen demnach für dieſen Zweck Ihre gütigen Beſchlüſſe nehmen.

Mit unverbrüchlicher Anhänglichkeit

Ew. Durchlaucht

treuverbundener

Gr. N. v. Gneiſenau.

Clauſewitz an Gneiſenau.

— den 31. Januar 1820.

Ob ich gleich Euer Excellenz danken muß, für die gütige ſchnelle Mittheilung deſſen, was Sie betrifft, ſo thue ich es doch nur mit ſchwererem Herzen, welches Sie ſich aus dem Geſichtspunkt erklären können, den ich von der Sache habe. Euer Excellenz handeln ſo zart und ich kann ſagen ſo généreux gegen den König und den Fürſten, daß ich nur wünſchen kann, daß beide ſtets eben ſo gegen Sie handeln mögen. Im allgemeinen ſehe ich indeſſen nichts als ſich unſern Horizont mehr verfinſtern — nicht grade durch Gewitterwolken, ſondern durch einen dicken trüben naßkalten Himmel.

Clauſewitz.

An Clauſewitz.

B., den 1. Februar 1820.

Soeben war Gen. Witzleben hier. Der König hat mein Anerbieten belobt und angenommen, wünſcht aber, daß ich, bei der Freiheit mich aufzuhalten wo ich wolle, ohne mir Zwang anzuthun, den Titel eines Gouverneurs, und die freie Wohnung im Gouvernementshauſe beibehalte, ohne jedoch die Funktion meiner zeitherigen Stelle verrichten zu ſollen. In Betreff des Erſteren Punktes habe ich eingewilligt; zum zweiten Punkt habe ich den Wunſch ausgedrückt, das Gouvernementshaus kaufen zu dürfen. — Guten Morgen!

Gn.

Allerhöchſte Cabinetsordre.

Berlin, den 5. Februar 1820.

Ihr Vorſchlag: die Ihnen übertragene Stelle als Gouverneur hieſiger Reſidenz zur Erſparung des mit dieſem Poſten verknüpften Einkommens eingehen zu laſſen, iſt ein neuer Beweis Ihrer patriotiſchen Geſinnung und Ich nehme bei der jetzigen Nothwendigkeit im Staatshaushalte zur Beförderung der Wohlfahrt des Vaterlandes jede mögliche

Ersparung zu bewirken, Ihr Anerbieten in Ansehung des Einkommens mit Dank an. Ich wünsche aber, daß Sie den Titel und den Rang als hiesiger Gouverneur behalten, auch von der in dieser Eigenschaft für Sie eingerichteten Wohnung Gebrauch machen, und mögen Sie Sich dabei nicht auf den beständigen Aufenthalt in Berlin beschränken, insofern Ihre Privatverhältnisse erfordern dürften einen Theil des Jahres sich von hier zu entfernen. Ich habe übrigens dem General Lieutenant v. Brauchitsch aufgetragen, die Gouvernementsgeschäfte mit zu übernehmen, welche Sie ihm daher überweisen werden.

Friedrich Wilhelm.

An Gröben.

Berlin, den 5. Februar 1820.

Ueber Ihr Schreiben an den König habe ich Nachforschung gehalten und erfahren, daß solches gut aufgenommen worden ist. Zugleich aber erfuhr ich, daß der König von dem eigentlichen Stand Ihrer Angelegenheit nicht unterrichtet war, und wohl die Beschuldigung kannte, aber nicht die Veranlassung Ihres Billets an Görres. Ich habe demnach dafür gesorgt, daß aus der Abschrift des Protokolls Ihrer Vernehmung und aus dem dasselbe begleitenden Brief an mich, dem König die Veranlassung Ihres Billets bekannt werde, und habe mündlich das Geschichtliche des Vorganges hinzugefügt. Wenn ich finde, daß dies nicht hinlänglich geschehen, so will ich selbst dem König Alles vorlegen.

In einer Sache sind Sie, mein Lieber, in Irrthum, nämlich indem Sie glauben, alle diese geheimen Insinuationen geschehen aus reiner Bosheit. Dem ist nicht so. Es ist die Furcht, die diese Menschen leitet, hie und da mit einer Mischung von Eigennutz oder Ehrgeiz. Wenn man diesen Leuten Sicherheit für ihre Person, Eigenthum, Stellen oder Einfluß gewährleisten könnte, so wie dafür, daß nicht weitere Veränderungen in der Societät Statt finden würden, so möchten sie sich wohl in die jetzige Ordnung der Dinge fügen und einen Rücklauf derselben nicht begehren. Nur wegen der Zukunft ist ihnen die Gegenwart ein Gräuel. Leider hat ihnen Unbesonnenheit, Thorheit, oder verbrecherische Hoffnung auf Umwälzungen den Vorwand und den Stoff für ihre Furchtsamkeit geliehen.

Bei der doppelten Nothwendigkeit, im Staatshaushalt Ersparungen zumachen, und neue Auflagen zu erschaffen, hat sich mir die Betrachtung, daß meine Gouverneurstelle eine ganz unnütze sei, stärker aufgedrungen und ich habe demnach den König gebeten, selbige erlöschen zu lassen indem er dabei über 15000 Thlr. erspart, wenn ich auch mein Gehalt als General der Infanterie beibehalte, da sämmtliche Stellen, die dem Gouvernement angehängt sind, ebenfalls unterdrückt werden können. Der König hat meinen Antrag gnädig aufgenommen, jedoch unter der Bedingung, daß ich den Titel des Gouverneur ferner noch fortführen und das Gouvernementshaus bewohnen solle. Ich behalte dabei meine Stelle im Staatsrath. Es wird mir lieb seyn, wenn Sie es dort bekannt machen, auf welche Art mein Antrag bewilligt worden, damit man nicht, wie so häufig geschieht, unwahre Auslegungen mache und entweder eine Ungnade des Königs oder ein Mißvergnügen von meiner Seite heraus interpretire.

Gott erhalte Sie und die Ihrigen. Mit treuer Ergebenheit

Ihr

Freund

G.

Mit dem mir bereiteten Verdruß, wovon ich neulich redete, ist es nicht so schlimm; es hat sich günstiger aufgeklärt, als es anfangs schien, ich darf darinn höchstens die Wirkung einzelner Uebelwollenden erblicken, die mich gern den Schuldigen beigesellen möchten.

An Frau von Scharnhorst.

Berlin, den 18. Februar 1820.

Meine liebe Agnes.

In Betreff der nachgelassenen G—schen Familie habe ich Deinem Mann das hauptsächlichste geschrieben. Die Tochter, welche bereits 17 Jahre alt seyn soll, gedenke ich, in unser Haus zu nehmen, obgleich ich mit dem verstorbenen General nur in entfernteren Bekanntschaftsverhältnissen, und nie in näheren Freundschaftsbe-

ziehungen geſtanden habe. Ich mußte mich daher billig verwundern, daß er in ſeinem an mich gerichteten Briefe mir die Sorge für ſeine Familie übertrug, aus dem Grund, weil ich der Kinder ſeines Bruders mich angenommen. Die Folgerung erſcheint mir als einigermaaßen unklar. Ich ſelbſt bin in dem Fall für arme Verwandte ſorgen zu müſſen und dieſe und andere mannichfache an mich gerichtete Anſprüche gehen weit über meine Kräfte hinaus. Die Welt hält mich für reicher als ich bin und als ich ſelbſt früherhin glaubte. Ich will indeſſen es hier nicht zu ſtreng nehmen, Fräulein v. G— in unſer Haus aufzunehmen und es in andern Dingen zu erſparen ſuchen, was mich ihre Unterhaltung koſtet. Den 15jährigen Knaben wird der König vielleicht in das Kadettenhaus aufnehmen. Auf dieſes aber nur allein dürfte ſich die Königliche Gnade erſtrecken. Der ſeelige G— war, wegen ſeines Benehmens bei Riga, gar nicht wohl hier angeſchrieben und bei Gelegenheit ſeines Todes kam dies abermals in Anregung. Wir wollen Gott danken, wenn deſſen Wittwe nicht weiter angefochten wird, welches Dir Dein Mann näher erklären wird, da er wiſſen wird, welche Schritte der General von Crailsheim zu Gunſten G—'s hier gethan hat. Möchte G— nur nicht ſo gar leichtſinnig geweſen ſeyn!

Aber, liebe Tochter, woher kommen Dir die Dich beunruhigenden Kriegsnachrichten? Wir leben hier im tiefſten Frieden und wiſſen auch nichts von irgend einer auch noch ſo ſehr entfernten Wahrſcheinlichkeit des Krieges. Er müßte kommen wie ein Donnerſchlag aus heiterm Himmel. Die Kabinette ſind des leichtſinnigen Kriegführens wohl müde und kennen die heutigen Gefahren desſelben nur allzugut; auch richten ſie heutzutage ihre Blicke mehr auf die Beſtrebungen zum Untergraben der Regierungen als auf Eroberungen. Wenn Kaiſer Alexander mit ſeinem ungeheuren Heer, wie er thut, daheim bleibt, ſo kann man ihm die Abſicht zutrauen, die Ruhe in Europa zu erhalten. Woher eine Störung nach einiger Zeit kommen könnte, das wäre von

Frankreich her, wenn die revolutionäre Partei daselbst sich der Regierung bemächtigen könnte, dies ist aber noch so sehr zweifelhaft und der Zeitpunkt der Reife wäre noch so sehr entfernt, daß es noch gar nicht an der Zeit ist, Dich darüber zu beunruhigen. Ich bin deswegen mit Dir auf diese politische Erörterung eingegangen, damit Du Dich, durch eingebildete Gefahren nicht im Genuß Deines jetzigen Glückes stören lassest. Freue Dich, mit Dank gegen Gott, alles Dessen was Du empfangen und stelle ihm die Zukunft anheim.

In meine neue Wohnung bin ich nun mit Ottilien eingezogen; sie ist sehr schön. Der König war so gnädig, zu wollen, daß ich solche annehme und mir übrigens die Freiheit zu gestatten, viel abwesend seyn zu dürfen. Wenn Dein Mann hieher versetzt würde, so könnte ich Euch füglich zu mir in das Haus nehmen.

So eben erhalte ich den Brief Deines Mannes vom 10. d. Nebst meinen Grüßen an ihn wolleſt Du ihm sagen, daß die Ertheilung eines freien Postpasses nicht von dem Gouvernement der Stadt abhängt, daß ich aber trachten werde, dem jungen G— durch mein Fürwort bei dem Generalpostmeister einen solchen zur Rückreise zu verschaffen. So lange der kleine Gerhardt mit Appetit ißt hast Du von seiner Verdrießlichkeit wohl nichts zu besorgen.

Auch hier verlautet Nichts davon, wer das dortige Generalkommando erhalten werde. Vielleicht hören diese Stellen ganz auf und es werden Corps-Generale eingeführt, wovon schon früher die Rede gewesen.

Vor einiger Zeit habe ich Dir ein Amethystkreuz geschickt; es muß längst dort angekommen seyn; wenn dem nicht so wäre, so unterrichte mich davon, damit ich darüber Nachfrage anstelle.

Gott erhalte Dich, Deinen Mann und Sohn in Gesundheit und Heiterkeit. Mit alter Liebe

Dein

treuer Vater

G.

An Gröben.

Berlin, den 25. Februar 1820.

Mein geliebter Freund.

Empfangen Sie nebst Ihrer würdigen Gemahlin meine herzlichen Glückwünsche zur Geburt eines dritten Sohnes; aller guten Dinge sind drei, sagt ein altdeutsches Sprüchwort, und möge diese Zahl nicht vermindert werden. Gott wird der lieben Wöchnerin einen guten Ausgang geben.

Daß der König Ihnen nicht zürne, werden Sie aus der erhaltenen Antwort ersehen haben; einige Bemerkungen ließen sich wohl allerdings darüber noch machen, z. E. daß Sie durch Ihr Billet Veranlassung zur Untersuchung gegeben haben, welches doch eigentlich der Fall nicht ist; und daß darinn Görres als ein der Regierung feindseeliger Mann dargestellt ist, welches er wohl im Jahr 1819, aber noch nicht im Jahr 1816 war. Indessen werden Sie es damit nicht allzu ängstlich nehmen und sich mit der Ihnen wohlwollenden Gesinnung des Königs beruhigen. Schreiben Sie mir, was Sie darüber gedenken; auch bin ich wohl neugierig, zu lesen, was Sie an den König geschrieben haben.

De Wette kann nun die Ermordung des Herzogs von Berry mit eben den Gründen bedingt entschuldigen, als er mit der des Kotzebue gethan hat. Auf solche Wege führt uns philosophischer Aberwiz. Aber es ist, als ob wir durchaus nicht zur Ruhe kommen sollten. Kaum fängt man an, Geschehenes zu vergessen, so tritt ein neues Verbrechen oder ein neuer Unsinn auf die Bühne und regt zu Haß und Bitterkeit an! Nach einem so eben aus Paris erhaltenen Briefe ist die Parteiwuth dort auf das Höchste

gestiegen und man erwartet jeden Augenblick, daß sie in Thaten ausbreche. Ob wir abermals dort die Polizei verwalten sollen?

An Gibsone.

Berlin, den 25. Februar 1820.

Mein theurer Freund.

Nach näherer Ueberzeugung finde ich mich veranlaßt, Sie zu bitten, Ihrer herauszugebenden Schrift meinen Namen nicht vordrucken zu lassen. Einmal ist es mir an und für sich selbst schon jedesmal unangenehm, wenn ich meinen Namen gedruckt erblicke, und dann will ich mich auch soviel möglich fern halten von allen politischen Diskussionen. Ich habe bereits bemerken können, daß die Ermordung des Herzogs von Berry die politischen Fragen aufs neue heftig anregt, und bei den wenigen politischen Kenntnissen die mir innewohnen finde ich es angemessener, von solchen Fragen mich fernzuhalten und mir nicht das Ansehen zu geben, oder geben zu lassen, als ob ich etwas davon verstehe, zumal bei meinem Alter. Ich will mich daher auf meine Berufsfragen, das heißt: die militairischen, beschränken, und die politischen nur in soweit in das Auge fassen, als es meine Stellung im Staatsrath gebietet. Im steten Widerspruch, sowohl mit der Kampzischen Partei als der der sogenannten hiesigen Liberalen mich befindend, bin ich es überdrüssig, mich stets in Diskussionen gezogen und genannt zu sehen, meine Ansichten verstümmeln, in meine Reden eine andere Auslegung bringen zu lassen, und mir Absichten und Pläne unterlegen zu lassen die meinen Neigungen und Ueberzeugungen fremd sind. Somit ist mein Wunsch, unberührt von den Streitigkeiten des Tages zu bleiben, wohl sehr begründet, um so mehr, da der Streit beiderseits mit unredlichen Waffen geführt wird. Ihre Schrift, da sie sich im Allgemeinen hält, hat zwar, nach meiner Einsicht nichts bedenkliches, sie ist aber wohl geeignet, andere zu Entwickelungen und Anwendungen auf das Positive, je nach ihrem Sinn, zu führen, und dadurch

Aufsehen und Streit zu veranlassen, und aus diesem Grund will ich meinen Namen fern davon halten, und Sie werden meine Bitte gewähren.

Neues ist über die Ermordung des Herzogs von Berry seit Ihrer Abreise, nicht von Paris gekommen, als daß man erwarten kann, die Regierung werde von den Kammern ermächtigt werden, stärkere Mittel zu ihrer Erhaltung anzuwenden, als ihr zeither zu Gebot standen.

Mich Herrn v. Schön gehorsamst empfehlend, bitte ich Sie, von meiner herzlichen Ergebenheit sich überzeugt zu halten

Ihr Freund
G.

An Gröben.

Berlin, den 8. März 1820.

In dem letzten Theil Ihres Schreibens an den König, worinn Sie den Wunsch ausdrücken, daß alle Untersuchungs-Papiere den Flammen übergeben werden möchten, kann ich nicht mit einstimmen. Einmal hat denn doch diese Untersuchung an das Tageslicht gebracht, was die Beachtung der Regierung und der rechtlichen Leute in der Monarchie verdient, und dann darf meines Erachtens, kein Argwohn zurückbleiben, als ob nicht Alles untersucht sei und man nur aus persönlichen Rücksichten die Untersuchung niedergeschlagen habe. Wie viele Namen würde man dann nicht verunglimpfen können. Ist hingegen gründlich und biß zu Ende untersucht, dann sprechen die Akten, solang das gegenwärtige Geschlecht lebt.

Aber wohl stimme ich mit Ihnen in Ihrem Urtheil über die Theologen und Priester ein, die mit ihrer verpesteten Moral ganze Geschlechter vergiften, und Bibelstellen zum Beweis ihrer verbrecherischen Meinungen zusammenlesen. De Wette hat, durch den Abdruck der ihn betreffenden Aktenstücke, in den Augen der Unbefangenen sich selbst den Stab gebrochen. Er ist ein Mann

von einem unermeßlichen Ehrgeiz, der durch auffallende Behauptungen Aufsehen erregen wollte.

Auch darin pflichte ich Ihnen bei, daß die Schuld der Staatsumwälzenden Knaben mehr auf ihre Lehrer, als auf sie selbst fällt. Daß man solch Unwesen so lange duldete, ist wohl nicht zu rechtfertigen.

Den von Ihnen verbreiteten Brief einer alten Schweizerin wünsche ich zu sehen. Von einer Annäherung der Konfessionen werden wir hier nichts gewahr; wenn sie irgend Statt haben sollte, so wünsche ich nicht, daß es durch die Vermittlung der Mystik geschehe, denn diese hat ebenfalls ihre mannichfachen Gefahren, selbst für den Staat. Welche Menge von Gründen könnte z. B. De Wette nicht zum Beweis seiner gefährlichen Meinungen aus der Mystik schöpfen? und hierdurch könnte sich wohl der Wolf in Schaafkleider hüllen.

Die Ermordung des Herzogs von Berry ist sicherlich nicht eine isolirte Thatsache; sie ist vielmehr die Pestbeule woran man den kranken Zustand des vergifteten Körpers erkennt; sie ist wenigstens ein Ausbruch einer weit verbreiteten Gesinnung, wenn auch erwiesen werden sollte, daß der Mörder Mitschuldige nicht hat. Aber ich bin der Ueberzeugung daß deren vorhanden sind. Möchten nun die großen Kabinette erkennen, daß die fremden Truppen viel zu früh aus Frankreich zurückgerufen wurden. Dort allein ist der große Feuerheerd der revolutionairen Gesinnungen. Als im Jahre 1816 der vrai liberal sagte, die Liberalen in Frankreich müsten sich nun an die Liberalen in andern Ländern anschließen, und es sei der Bund der Völker und nicht der Kabinette, der fortan die Völker zu vereinigen habe, so erkannte ich hierin alsbald den an unsere Revolutionaire ergangenen Ruf. Die Gesinnung dieses eben angeführten Satzes hat sich seitdem stets bewährt und wir empfinden nun die Folgen davon.

Die Englischen Minister haben sehr entschiedene Schritte gemacht; sie werden, nach dem allerlezten Ereignis, sicherlich ebenfalls

mit Energie verfahren. Aber die Hauptsache bleibt immer, Frankreich zu beruhigen, die Republikaner durch äußere Gewalt niederzuhalten, dabei in eigner Heimath gerecht und streng zugleich zu seyn, und den Regierungen Achtung und Furcht bei denen, die ihnen übel wollen, zu verschaffen. Geben Sie nicht zu, daß Steffens schwach werde; man behauptet, daß er seine vorjährigen Schriften bereue und dennoch hat er darinn so richtig geurtheilt.*)

General Röder wollen Sie vielmals grüßen. Ich bin von diesem Jugendfreund seit dem Frieden so sehr entfernt gewesen, daß ich ihn nur ein einziges Mal gesehen habe. Sagen Sie ihm, er solle mir seine alten Gesinnungen bewahren.

An --- ?

Berlin, den 21. März 1820.

Mein verehrter General.

—— mein Rath ist, daß Sie, um den Unannehmlichkeiten der andern von Ihnen aufgeführten vier Punkte zu entgehen, daß Sie das Gut dismembriren, sofern nur Landes Art und Zustand der Einwohner das irgend gestattet.

Meine Donation ist die schlechteste unter denen der übrigen Generale. Der Etat der 10,000 Thlr. ist nicht einmal erfüllt, sondern bleibt mit 1200 Thlr. darunter, und doch hieß es in den Schenkungsbestimmungen, daß solcher so reichlich ausgemittelt werden sollte, daß zu allen und ewigen Zeiten diese 10,000 Thlr. Einkünfte gesichert blieben. Meine Reklamationen haben mir nichts geholfen. Fünf Jahre lang hat diese Angelegenheit in den

*) Es handelt sich vermuthlich um Steffens' „Caricaturen des Heiligsten", in denen er den demokratischen Individualismus von naturphilosophisch-christlichem Standpunkt bekämpfte. Namentlich wandte er sich gegen die Bestrebungen, mit den Turnübungen politische Agitationen zu verbinden, hierauf die gesammte Erziehung zu basiren und so eine vollkommene Neugestaltung Deutschlands in der nächsten Generation vorzubereiten. Er wurde darüber von den Turnfreunden heftig angegriffen, bereute aber keineswegs sein Vorgehn, sondern war damals eben im Begriff den zweiten Band seines Werkes zu publiciren.

Unterhandlungen sich fortgezogen. Die Zahl meiner Kinder und mein Alter geboten mir endlich, zuzugreifen, und mit dem mich zu begnügen, was man mir geben wollte. Ich führte auf diesen Schenkungsgütern endlich gegen den Rath alter Oekonomen und ohne den Beifall oder Beistand eines Einzigen, die Dismembration aus. Mit der Hälfte bin ich zu Stande, und durch diese Operation bin ich zu meinem Verlust und zu noch einer Summe darüber gekommen und aus ihr habe ich meine so kostspieligen Verbesserungen des so sehr heruntergekommenen Erdmannsdorfs bestritten.

Sie werden mir sagen: Wenn diese Operation so sehr gut ist, warum wird sie nicht öfters ausgeführt? Ich antworte Ihnen, daß sie sich nur mit Leichtigkeit auf solchen Gütern ausführen lassen, die noch nicht mit Schulden belastet sind. Auf verschuldeten Gütern, da die Einwilligung der Gläubiger nöthig ist, hat sie abschreckende Schwierigkeiten, zudem muß eine schon stärkere Bevölkerung der Gegend und einiger Wohlstand und Industrie der Einwohner selbige begünstigen.

Benzenberg an Gneisenau.

Brüggen bei Crefeld,
den 5. Mai 1820.

Endlich, mein General, habe ich einmal wieder etwas von Ihrer theuren Hand gesehen. Sie glauben gar nicht, wie mich Ihre Briefe erfreuen, und wie viel ich entbehre, wenn Sie mir nicht von Zeit zu Zeit einmal schreiben. Der letzte Brief, den ich von Ihrer Güte erhalten, war der, den Eichler mir mit nach Achen brachte.

Allein Ihr großes Lob verdiene ich nicht. Auf gewöhnlichen und unbefangenen Menschenverstand, das ist alles, worauf ich Anspruch mache. Ich glaube auch, daß wir hiemit ausreichen um zu einer guten Verfassung zu gelangen; nemlich zu einer solchen, die besser ist wie die gegenwärtige, obgleich ich der ehrlichen Meinung bin, daß wir bereits eine Verfassung haben, in der viel Gutes zu finden.

Allein der jetzige Sprachgebrauch bringt es so mit sich, daß man nur eine solche Staatsverfassung eine Verfassung nennt, in der eine öffentliche Gesetzgebung zu finden und bei der das Volk durch seine Deputirte Antheil an der Abfassung der Gesetze nimmt.

Und da leugne ich nun nicht, daß so sehr mein Wunsch ist, eine solche zu erhalten, ich nicht ohne Besorgniße für die Zukunft bin. Wenn man das sehr geringe Capital constitutioneller Klugheit betrachtet, so im Umlaufe ist und wenn man bedenkt, daß man mit diesem geringen Capitale

den Bau unternehmen soll, so kann man sich einiger Bedenklichkeiten nicht erwehren.

Ich spreche nicht von den Habitués der Caffee- und Weinhäuser und von denen ihren tapferen Reden; da diese constitutionelle Philister ungemein furchtsam sind, so kommt das, was sie sagen, ungemein wenig in Betracht.

Allein ausgezeichnete Bürger als Görres, Aders, Vinke, machen einem mehr Sorge, wenn man den Weg sieht, den sie einschlagen, um zu dem zu gelangen, was wir wünschen. Das, was Görres in seinem Verfassungsbüchlein über die neuen Steuern sagt, enthält ebenso viel Unrichtigkeiten als Zeilen. Aders sucht nun seinerseits etwas darin, die Staats-Zeitung nicht zu lesen und ergötzt sich statt dessen an dem Wiesbadener Moniteur und an diesem seinem Jakobinischen Farbenschiller. Vinke behauptet nun in einer steten Opposition mit dem Ministerio, daß sie in Westphalen zu viel bezahlen müssen, welches doch nun offenbar nicht wahr ist.

Die Westphälinger schreien freilich am meisten; allein dieses ist die ganz ordinäre Taktik des Steuerjammers, daß man sobald man einsieht, daß man die Hälfte zu wenig bezahlt, ganz unmäßig anfängt über Ueberbürdung zu schreien, damit nur die anderen glauben, man bezahle wirklich zu viel und nun gar keinen Versuch machen einen zu erhöhen.

Vinke schrieb mir neulich einmal: „Meine Aufsätze in der Staatszeitung hätten auch wohl ungeschrieben bleiben können." Ich glaube wirklich, daß sie unseren Oberpräsidenten sehr unbequem gewesen, indem sie gar nicht mit den Berichten stimmten, die sie nach Berlin gesendet.

Der Grundsatz den Hoffmann in der Staatszeitung aufgestellt: daß sich die Steuerkräfte zweier Provinzen verhalten wie die Dichtigkeit der Bevölkerung, kommt unstreitig der Wahrheit am nächsten. Denn die meisten Lebensmittel, die gebaut werden, werden keine 5 Meilen von der Scholle verzehrt, auf der sie gewachsen und da 10000 Menschen in der einen Provinz täglich so viel essen als 10000 in der anderen, so kann man immer einen richtigen Schluß von der Menge Lebensmittel, so verzehrt werden, auf die Menge machen, so gebaut werden.

Durch Vergleichung der Düsseldorfer Mühlenbücher von mehreren Jahren habe ich gefunden, daß der Werth der Mehlfrüchte, so auf den Mühlen der 3 westlichen Provinzen in Mehl verwandelt werden, jährlich 40 Millionen berl. Thaler beträgt und auf allen Mühlen der Monarchie 154 Millionen berl. Thaler. Rechnet man nun noch hiezu den Hafer, den die 1 Million 272000 Pferde und Füllen fressen, so im Jahr 1817 in der preußischen Monarchie gezählt wurden, so kann man den Werth der gebauten Cerealien wohl auf 180 Millionen anschlagen. Da der Mahlschatz im Durchschnitt $^1/_{18}$ beträgt, so beträgt das Capital, was die Müller für die Mehlfabrikation beziehen, 10 Millionen Thaler. Im Jahr 1804 wurde die Getreide Ausfuhr in unseren Ostseehäfen auch auf 10 Millionen angegeben. Nun soll aber der gesammte Waaren Verkehr auf den Leipziger Messen jährlich noch keine 20 Millionen betragen. Man sieht also, daß der Anbau der Lebensmittel immer das Hauptgewerbe der Nation ist und daß eben dieses Gewerbe einen Maaßstab giebt, der den wirklichen Steuerkräften der Provinzen am nächsten kommt. Nach den Tabellen, die ich im zweiten Theile des Buchs über's Catasier, über die Steuern der zehn Provinzen im Jahr 1817 habe abdrucken lassen,

findet man wenn man Domänen und Forsten absondert folgende Resultate.

Im Jahre 1817 bezahlten 100000 Menschen in der Provinz

Brandenburg,	50177	Reichsthaler
ohne Berlin	40748	"
In der Provinz Sachsen	40719	"
Westpreußen	34310	"
Preußen	29000	"
Pommern	28571	"
Schlesien	28275	"
Jülich, Cleve, Berg	22850	"
Niederrhein	21216	"
Westfalen	12879	"
Posen	12785	"

Welche Provinzen am lautesten schreien würden, dieses zeigt diese Tabelle.

Allein wozu soll nun alles dieses Geschrei führen? Will man etwa die Minister irre machen und diese bewegen ihr Steuersystem*) zurückzunehmen? Ich gestehe gerne, daß eine der Ursachen, warum ich gegen den Steuerjammer so zu Felde gezogen bin, gerade die war, um dieses zu verhindern.

Kommt man im Steuerwesen einmal in's Schwanken, so kommt man auch in Verwirrung. Denn das Steuerzahlen ist eine gute Gewohnheit und unter 100 Steuerpflichtigen wissen 99 immer nicht, warum sie bezahlen.

Ich habe es deswegen nicht billigen können, daß man bei den neuen Steuern der Regierung die Alternative stellen wollte zwischen dem Königlichen Patente vom 3. April 1815 (Prov. Verf. S. 133) und dem neuen Verbrauchsteuergesetze. Denn daß wir jährlich 3 Millionen zu wenig gegen die östlichen Provinzen bezahlt und seit 1815 also 12 Millionen im Rückstande waren, das wußten wir und es schien mir daher höchst unschicklich gegen eine Steuerüberbürdung zu reden.

Das ist es eben, was die Revolutionen so schlimm macht, diese Verwirrung im Steuerwesen. Weil jetzt alle unsere Staaten einmal auf dieses künstliche Tauschsystem eingerichtet sind, indem sie alle Dienste in Geld ausgleichen, so kehrt man gleich aus lauter Patriotismus das Unterste zu Oberst, so bald man das Steuerzahlen in Verwirrung bringt. So ging es in Frankreich und so wird es in Spanien gehen. Eine unmittelbare Folge hievon ist, daß die Regierung die doch einmal Geld haben muß, genöthigt wird zu gewaltsamen Maßregeln ihre Zuflucht zu nehmen. Da bei jeder Verwirrung der Credit gleich versiegt ist, so ist das erste: gezwungene Anleihen. Dann Confiscationen. Endlich Münzen auf dem Concordienplatze, wie Tallien es nannte. Die Freunde in Berlin werden viele und schwere Arbeit haben, von oben die Sache mit der Camarilla im Gleise zu erhalten. Aber glauben Sie mir, mein General, wir haben noch eine größere Mühe sie von Unten im Gleise zu halten. Derjenige gilt für einen Patrioten, der gegen die Regierung redet, und

*) Ueber die Einführung dieses Steuersystems und die Vorberathung desselben im Staatsrath besitzen wir jetzt höchst interessante Mittheilungen in dem Buche von Dieterici: „Zur Geschichte d. Steuerreform in Preußen 1810—1820".

der, der ihre Partei nimmt für einen Verräther an der guten Sache. In diesem Sinne werden auch die meisten Wahlen geschehen, so bald einmal die Gemeinen selbstständig werden. Die Achener wollen, wie ich höre, den Herrn Danzenberg zu ihrem Bürgermeister wählen, einen ehemaligen Erz-Jakobiner und Cisrhenaner, der sich später durch heftige Reden gegen die preußische Regierung Ruf erworben.

Die Minister werden eine große Genugthuung erhalten, so bald die Gemeinen selbstständig werden und zwar durch den großen Unverstand, den sie vielfach zu Tage fördern werden. Die, so von den Ministern l'ideal ou la mort in Hinsicht der Reichsverfassung verlangt, werden ihr kleines Gemeineweſen nicht einmal zu regieren verstehen.

Mir sind sie jetzt hier ungemein aufsätzig besonders wegen der Aufsätze in der Staatszeitung. Sie meinen: ich stände im Solde der Minister und hätte für Geld die rheinische Sache verrathen*). Denn die Meinung, daß das Ministerium eine Art von feindlicher Macht sei, so man einmal unglücklicherweise im Lande habe, ist ganz allgemein. Auch daß derjenige sehr zu tadeln sei, der an diese des schnöden Gewinnes wegen die arcana patria verrathe, wozu dann besonders das ältere Steuerwesen der Provinz gehöre.

Beilage.

Hardenberg an Benzenberg.

(Theilweise in Venturini, Chronik, 1820 pag. 144).

Berlin, den 25. März 1820.

Wohlgeborner
Hochgeehrtester Herr Professor!

Ew. Wohlgeboren geehrtes Schreiben vom 17. December v. J. beantworte ich erst heute, weil ich zuvor Ihr so viel interessante historische Nachrichten enthaltendes Werk über Provinzial Verfassung der Länder Jülich, Cleve, Berg und Mark lesen wollte, für dessen Mittheilung ich Ihnen verbindlichst Dank sage. Was unsere künftige Reichs- und Provinzial Verfassung betrifft; so sollte man dem festen und consequenten Gange, den unsere Regierung geht, mehr Zutrauen gönnen, als den vielen Gerüchten, welche in unserer unruhigen Zeit erdichtet, verbreitet und leichtsinnig geglaubt werden. Sie wird den öffentlich ausgesprochenen Grundsätzen besonders denen des Edicts vom 22. Mai 1815 treu bleiben und Revolutionen nicht fürchten, die nur in den Köpfen der Uebelgesinnten existiren. Ew. Wohlgeboren sind ein zu einsichtsvoller Beobachter um nicht überzeugt zu sein, daß der ruhige, langsam fortschreitende Gang unserer Staats-Institutionen, ihre Güte und Dauer sichert.

Für die Mittheilung Ihrer Ansichten danke ich Ihnen ebenfalls recht sehr und beharre mit vollkommenster Hochachtung.

Euer Wohlgeboren

ergebenster Diener
Hardenberg.

---

*) Auch in Gervinus' Geschichte des 19. Jahrh. kann man noch lesen, daß Benzenberg ein käuflicher Lohnschreiber gewesen sei.

An Gibsone.

Berlin, den 9. Mai 1820.

Mein theurer Freund.

Sie mögen mich wohl, und zwar nicht mit Unrecht der Saumseeligkeit beschuldigen, da ich Ihre Briefe erst jetzt beantworte. Zu meiner Entschuldigung will ich Ihnen aber sagen, daß wir eine Zeit her viel zu thun gehabt haben, und mir auch überdies ein Auftrag in Betreff des Militair-Medicinal-Wesens geworden ist, zu welchem ich mich habe vorbereiten müssen.

Dem Vorsatz eines Gutsankaufs in Preußen muß ich nun entsagen, da die Absicht eines Verkaufs meiner beiden Magdeburger Güter nicht gelungen und mir nur ein Gebot von 212,000 Thl. darauf gethan worden ist. Ich bin nun in dem Fall, diese Güter in Selbst-Verwaltung zu übernehmen und das lebendige und todte Inventarium anzukaufen, was mich pp. 30,000 Thl. kosten wird. Eine Anstrengung die ich nicht erwartet hatte. Für alle Ihre und Herrn v. Schöns Bemühungen in Betreff eines dortigen Ankaufs statte ich meinen sehr verpflichteten Dank ab.

Herrn v. Schöns Urtheil über die Dienstniederlegung des Gen. v. Boyen muß auch ich unterschreiben, sie war sicherlich zu voreilig; meine Warnungen dagegen waren fruchtlos. Aber es scheint mir fast, als ob G. v. Boyen einer Dienstentlassung habe zuvorkommen wollen, und wenn dessen desfallsiges Vorgefühl begründet war, so wäre ihm der gethane Schritt wohl nicht zu verargen. — Der Regierungsrath Jachmann hat mir den Sohn des Herrn v. Schön vorgeführt; für seine jungen Jahre scheint er schon sehr selbstständig zu sein.

Ihre Hoffnungen über das ruhige Gelingen der spanischen Revolution habe ich nicht getheilt; dort scheint noch viel Blut fließen zu sollen. Auf jeden Fall wird eine lange Anarchie dort herrschen. Die Provinzen werden unter sich lange getrennt bleiben, vielleicht selbst in Bürgerkrieg; die Monarchie in Ohnmacht gerathen, das Königthum vielleicht untergehen. Ein Glück, daß

Frankreich nicht mehr darauf denken wird, dieses Land zu erobern, sonst zu dem inneren Krieg auch der auswärtige kommen würde. An die Rückkehr eines ruhigen Besitzstandes in Spanien glaube ich, so lange ich lebe nicht mehr.

Aber welch ein Wunder! In England bringt man die Nützlichkeit des Prohibitiv-Systems zur Frage! Welche Revolution in den Ideen! Was ein Professor in Königsberg vor 30 Jahren vorher gesagt hat, geht jetzt in Erfüllung.

Benzenberg an Gneisenau.

Heidelberg, 4. Juli 1820.

Ich habe mir das constitutionelle Wesen im Badenschen und im Darmstädtschen ein wenig angesehen und ich habe die Ueberzeugung gewonnen, daß wir im Preußischen weiter sind, und selbst weiter wie in Baiern. Das Ministerium versteht das constitutionelle Regieren nicht und die Stände verstehen es nicht und indem sie sich aus Ungeschicklichkeit gegen einander erhitzen, trauen sie sich wechselseitig üblen Willen zu und meinen, der eine wolle den andern überlisten. Indeß glaube ich dann doch, daß sie nach manchen Quälereien endlich das Rechte finden werden.

Hier, so wie bei uns, gilt nur der für einen Patrioten, der gegen die Regierung redet, und in diesem hostilen Sinne machen sich überall die Wahlen. In diesem Sinne werden sich auch die Gemeinewahlen machen, sobald der König die Selbstständigkeit der Gemeinen in der neuen Gemeine-Ordnung ausgesprochen. Die Sache selber, nemlich das Reden gegen die Regierung, ist eine bloße Philisterei, denn in der Grafschaft Mark thun sie es wie am Rheine, obgleich diese Provinz 210 Jahre beim Hause war, und den großen Kurfürsten und den großen König zu Herrschern gehabt. ——— — —

In Coblenz habe ich Frau Görres gesehen. Einsam, still und traurig, auch geneigt dem Mann in's Ausland zu folgen. Der Buchhändler Winter sagte mir, daß die Schrift von Görres garnicht mehr gefordert werde, ungeachtet sie durch das Verbot eine große Celebrität bekommen. Die Leute wollten einmal nichts mehr von der Herrlichkeit des Feudalwesens, der Zünfte und der Repräsentation der Kirche wissen. Auch wollen sie von den demagogischen Umtrieben nichts wissen. Winter sagte: Unter dem schlechtesten Fürsten lebt man besser als unter einer Republik, wo Leute wie Follenius, Mühlenfels, Jahn u. s. w. an der Spitze stehen. Diese errichten gleich einen Wohlfahrtsausschuß und kommen einem an den Hals, wenn man nicht eben so denkt wie sie.

Winter ist nebst dem Kaufmann Fries von Heidelberg zum Deputierten gewählt. Er ist aber noch nicht nach Carlsruh abgereist, weil man von Mainz aus alle seine Papiere durchgesucht und ihn unter Polizei Aufsicht gestellt. Ich glaube, Follenius hatte ausgesagt, daß er mit ihm in Briefwechsel gestanden.

Benzenberg an Gneisenau.

Berlin (Stadt Rom),
den 5. August 1820.

Wie ich Berlin gefunden?

Zuerst verschönert, dann wohlhabender. Der Einfluß der neuen Gesetzgebung wird schon merklich. Die Aufhebung der Steuerfreiheit, die Aufhebung der Zünfte, die Aufhebung des Gutsnexus, die Aufhebung der geistlichen Güter, die Aufhebung des Accisesystems; kurz alles das, was man im Jahr 1790 in Frankreich und im Jahr 1810 in Preußen gethan und was die Anti-Constitutionellen den Jakobinismus des Staatskanzlers nennen; alles dieses übt seine stille aber dauernde Wirkung. Es ist auch eine constante Größe.

Auch das Verfassungswesen finde ich fortgeschritten — nicht so sehr in dem, was geschehen ist, als in dem, was seit 3 Jahren verschwunden ist. — Ungemein viele Eisschollen, so aus dem vorigen Winter in dem jetzigen Frühlingswasser noch herumschwammen, sind in den 3 Jahren geschmolzen. Daß man eine Verfassung haben muß und daß diese kommt, das ist so eine stillschweigende Uebereinkunft unter den Menschen — eben wie auch, daß das Schauspielhaus in Jahresfrist fertig wird, woran auch weder die Liberalen noch die Servilen zweifeln.

Das Kriegsgesetz und das neue Steuersystem würden schon allein hinreichen zu einer Repräsentation zu führen, auch wenn der Fabius Cunctator sich in den Kopf setzte, jetzt garnichts mehr für das Verfassungswesen thun zu wollen.

Ich halte ihn für klüger wie die anderen alle. Er erreicht das, wonach er strebt, trotz alles Widerstrebens der Dinge. Die Talente sind immer auf Seite der freisinnigen Ideen, wie Frau von Stael sagt, und wenn die, so nicht zu den Talenten gehören, es nicht sind, so sind diese es mehr aus Furcht wie aus übler Meinung. „Es nimmt ein Kind der Mutter Brust, nicht gleich von Anfang willig an, doch bald ernährt es sich mit Lust." An diese Stelle erinnere ich mich immer, wenn ich sehe, daß die Menschen sich sträuben und das nicht recht thun wollen, was der alte Herr haben will und nun mit den Beinchen stampeln. Am Ende thun sie es dann doch.

Ich habe ihn ungemein frisch und jugendlich gefunden. Mit seinem zehnten Stufenjahre setzt er neue Jahre an und widerlegt die Pariser Weißsagung von 1815, daß er nur noch 2 Jahre zu leben hätte. Heiterer und liebenswürdiger ist er, wie je. ——— ———

Die Westphälischen Bauern-Angelegenheiten kommen auch heute im Staatsrathe zu Ende; nachdem 87 Folianten Akten drüber geschrieben sind, aus denen Grollmann den 88. excerpiert hat, über welchen Savigny in zwei Sitzungen 12 Stunden vorgetragen hat. — Vinke, der noch hier ist, will diesen Abend, sobald er das Resultat kennt, nach Hause reisen.

Daß von Humbold eine Abhandlung über vergleichendes Sprachstudium in der Akademie vorgelesen wurde, werden Sie in den Zeitungen gesehen haben. Es war eine bloße Conglomeration von Perioden ohne Klarheit und Uebersicht, die Niemanden befriedigte. — Wenn Humbold vor einer Kammer nicht besser spricht, dann hält er es auch nicht als Minister.

Den 9. August.

Staatsrath Maßen hat jetzt auch die directen Steuern zum Vortrage und dieser weiß mit kluger Umsicht die Dinge so zu leiten, daß ungeachtet des florirenden Aristokratismus doch etwas geschieht. — Man sagt, daß Herr von Haller im Schlosse jetzt fleißig gelesen würde. Die Geschichte in Neapel*) sitzt doch den Leuten quer und selbst die Ultras fangen an sich zu erkundigen: ob nicht an der Verfassung gearbeitet würde? Dieses ist wohl der Punkt, wo der alte Herr sie erwartet. Es ist aber auch wirklich ein schlimmes Beispiel, daß man sieht, daß der Drang nach diesen neuen Formen so groß ist, daß selbst ein Lieutenant die Veranlassung zu ihrer Einführung werden kann. — Ich theile die Meinung des russischen Kaisers, daß es am besten, wenn sie von Oben komme, und bedaure nur, daß er diese klugen Reden erst am 2. Mai 1820 gegen den spanischen Gesandten geführt, da sie am 2. Mai 1819 gewiß viel nützlicher gewesen wären.

Was ich jetzt treibe? Nachdem mich die Berliner Philister in den Gastereien bei Jagor und Kämpfer hinlänglich gelangweilt, und ich gesehen, daß sie noch um nichts geistreicher geworden als sie 1817 waren und sich noch eben so gern reden hören, so habe ich mich wieder auf mich selber gesetzt und schreibe an einer Biographie des Staatskanzlers für die Zeitgenossen.

Außer Stein und Hardenberg hat Preußen keine Minister gehabt, deren Character sich zu einer historischen Bedeutung erhoben hätte. Freilich war das Schicksal ihnen gewogen, daß es sie in eine gährende und gebärende Zeit stellte. Allein beide haben auch redlich mit ihrer Persönlichkeit gezahlt. — Ich habe Stein nie gesehen, obgleich ich vielfach in seiner Nähe gewesen und einmal mit ihm unter einem Dache. So habe ich auch Goethe nie gesehen, obgleich ich neulich in Jena an seinem Hause vorbeikam. Ich fürchtete den Geheimenrath zu finden und zwar den eines Ländchens von wenig Quadratmeilen. Wäre ich sicher gewesen den größten Dichter Deutschlands zu treffen, so wäre ich zu ihm gegangen.

Clausewitz an Gneisenau.

Berlin, den 21. August 1820.

Die einzige Annehmlichkeit und der einzige Trost, den ich in diesem Augenblick hier finde, ist die vollkommenste Muße, die ich bis Mitte October, wo die Kriegsschule wieder eröffnet wird, genießen werde, ich denke mich in dieser Zeit sehr viel zu beschäftigen und darin etwas neuen Lebensmuth zu gewinnen und trübe Gedanken entfernt zu halten.

Der König kehrt den 1. September von Töplitz zurück; zum

*) Revolution und Einführung einer Verfassung. Man hatte dazu die spanische gewählt; nachdem sie proclamirt war, stellte sich jedoch heraus, daß es in Neapel an einem vollständigen Text derselben fehlte. Auf den Congressen von Troppau und Laibach erhielt Oestreich von den andern Mächten den Auftrag, den ehemaligen Zustand in Neapel mit Waffengewalt wiederherzustellen und verfuhr demgemäß.

1. Oktober ist der Staatsrath ausgeschrieben; das hoffe ich, führt auch Euer Excellenz wieder hierher.

Daß ich mich zu dieser Wiedervereinigung mit Euer Excellenz sehr freue, brauche ich nicht zu sagen, und vielleicht auch das nicht, daß ich täglich mehr einsehe, oder eigentlich täglich mehr fühle, wie ich außer Euer Excellenz keinen wahren Freund und keine Stütze unter den Vornehmen im Staat und Heer habe; eine Vorstellung die darin etwas Trübes und Bitteres hat, daß ich 28 Jahr in der Armee diene und in einer solchen Zeit, wie die letzten zehn Jahre waren, an Allem einen für meine Lage verhältnißmäßig großen Antheil genommen habe. Die Sache ist dennoch sehr natürlich. Vor dem Jahr 12 waren meine Kräfte Scharnhorst gewidmet, er ist nicht mehr und sein persönlicher Einfluß ist nur zu schnell verhallt; im Jahr 12, 13 und 14 habe ich unter Männern gedient, , die nicht hier sind; mit General Thielmann war ich nur wenige Monate und die zwei Jahr, die ich mit dem General Hake war, habe ich in's lecke Faß der Danaiden geschöpft. Dem General Hake ging es mit mir wie jemand, der einen Bagage-Wagen suchte, mit einer Schooßkelle, wo man Hundert Rumpeleien (vielleicht auch Perlhühner und Fasanen) hineinthun kann und man giebt ihm einen Courier-Wagen, ein Spinnenartiges Gebäude von Velocifer, worauf man allenfalls schnell fahren kann aber worauf man, wenn man ängstlich ist, sich nothwendig einbilden muß, den Hals zu brechen. Warum hat man ihm nicht als die Truppen aus Frankreich zurückkamen, von dem dortigen Corps-Apparat, die gutgebaute etwas schwerfällige, aber dafür auch sehr weitläufige, viel enthaltende Journalière, genannt Baron von Reiche zugewiesen, denn das war des General Hake Ideal von einem Chef des General-Stabs und General Valentini erklärt ihn, wie ich jetzt in Glogau erfahre, gradezu für den einzigen Generalstabs-Offizier, den wir haben, so daß er vermuthlich zu sich sagt: ich möchte wohl Reiche sein, wenn ich nicht Valentini wäre. — Um auf den General Hake zurückzukommen, so ist er vom Regen in die Traufe gegangen; an der Courier-Chaise waren doch noch die nothwendigsten Taschen — später, glaube ich, hatte er es gar mit einem Luftschiffe zu thun, und er schien sich auch darin gefunden zu haben es nur als einen Luxus-Artikel anzusehen; das hat mich nun in seiner Meinung wieder etwas gehoben, aber eine schwache Gunst bei einem schwachen Protektor giebt wie die Multiplikation der Brüche ein sehr kleines Resultat. — Aber es war nicht meine Absicht über die Sache selbst zu scherzen — ich wollte vielmehr durch diese Betrachtung Euer Excellenz darauf aufmerksam machen wie meine ganze Lage mich dazu führt, auf Euer Excellenz so lange und oft bewährte Freundschaft und Güte einen doppelten Werth zu setzen, und ich bitte Euer Excellenz, überzeugt zu sein, nicht allein, daß ich dies in keinem Augenblick meines Lebens vergesse, sondern daß ich darin auch den völligsten Ersatz für die ganze große Leere finde die mich übrigens umgiebt. — Wer weiß, durch welche interessanteren Lebens-Verhältnisse als die jetzigen sind sich einst das Band, noch ziehen und bewähren wird, welches mich an Euer Excellenz bindet, und ich denke mit Vergnügen daran, weil ich finde, daß in unserer Zeit und bei uns alles so locker zusammenhängt, daß man kaum zwei Menschen findet, die fest an einander haltend den Ehrgeiz hätten, nur eine Person zu sein. ——

An Clausewitz.

Erdmannsdorf, den 9. September 1820.

Verehrter General.

Nehmen Sie es, mein verehrter Freund, nicht als eine müßige Schmeichelei auf, wenn ich Ihnen sage, daß die Zeit nach Ihrer beiderseitigen Abreise mir vorkam, als die nach der Trennung von geliebten Kindern, die man aus dem väterlichen Hause zu entlassen genöthigt ist und die man gern noch länger darinnen zurückhalten möchte. Der Wunsch, in Ihrer Nachbarschaft in ländlicher Abgeschiedenheit mein Leben beschließen zu können, ist durch diese Trennung doppelt stark in mir wieder erwacht, und dennoch dürfte ich gewissenhafter Weise, nichts zur Erreichung desselben beitragen, wenn ich es auch könnte, da es Unrecht wäre einen solchen Kopf dem Staatsdienst zu entziehen und Sie von dem Eintritt in eine höhere Staatswirksamkeit, die Ihnen früher oder später denn doch noch werden muß, abzulenken.

Neben dieser Betrachtung hat sich mir seit langem schon eine andere aufgedrängt und zwar folgende: Obgleich ich mehr als zweifelhaft bin, ob ich, gewissenhafter Weise, es mir erlauben dürfe, im Fall eines Krieges, einen Oberbefehl anzunehmen, wenn ein solcher mir angeboten werden sollte, so könnte es denn doch bei etwaiger Ermangelung eines Anderen, bei der Abneigung der höchsten Behörde, etwas ungewöhnliches zu thun und nach dem noch in unteren Graden befindlichen Genie zu greifen und solches auf den ihm gebührenden Standpunkt zu heben, in der Bedrängniß des Augenblicks und bei den gefährlichen Einflüsterungen eigner Eitelkeit, in der Zeit einer solcher Gährung als Europa jetzt zu verarbeiten hat, dahin kommen, daß ich mich schnell an die Spitze einer Armee gebracht sähe. Ob ich mich, in einem solchen Fall, daran wagen soll, darüber erwarte ich die rücksichtlose Meinung eines treuen und einsichtsvollen Freundes und ich fordere Sie hiermit auf, Ihren Ausspruch alsbald zu thun. Ihr edler und zugleich starker Character, macht Sie unfähig, etwas anders als

die reine Wahrheit und Ihre unverhohlene Ansicht zu sagen. Wenn etwa, gegen meine Erwartung, Ihre Meinung für die Annahme ausfiele, so muß für den oben angenommenen Fall alles vorgesehen und die Einleitung sofort getroffen werden, daß, wofern Sie auf irgend eine diplomatische Sendung eingehen, Sie sofort bei dem Ausbruch eines Krieges zurückgerufen werden, um als Chef des Generalstabes der Armee angestellt zu werden. So würden wir Freundschaft, Schicksal, Ruhm oder Ungunst des Glückes theilen.

Fällt aber Ihre Meinung für die Negative aus, so mache ich einen etwaigen Krieg als Freiwilliger mit, und zwar in derjenigen Armee worinnen Sie angestellt werden, wirkend für das Beste des Dienstes, wo ich kann, durch Wort und Beispiel.

Auf diese Weise wären unsere beiderseitigen Lebensverhältnisse für den Krieg geordnet. Für den Frieden, wofern man Sie nicht, zum allerwenigsten, als Chef des zweiten Departements des Kriegs-Ministeriums*) anstellte kann ich mir nichts anderes ausdenken, als eine bedeutende diplomatische Mission, da es denn doch zweckmäßig ist, die besten Köpfe der Nation, wenn man sie nicht in der Heimath anstellen kann oder will, im Ausland das Interesse der Nation wahrnehmen zu lassen. Aber freilich muß ich mich in diesem Fall von Ihnen trennen. Die Würdigkeit Ihres Standpunktes indessen liegt mir mehr am Herzen als die eigene Annehmlichkeit. Ich rechne jetzt sehr darauf, daß man auf die Bedenklichkeiten eines Blockheads von Diplomaten und auf dessen Anschwärzungen nun ferner keine Rücksicht mehr nehmen werde, da eine Hauptschwierigkeit nun gehoben zu sein scheint.

Wenn man auf Sie so schändlichen Verdacht zu werfen sich nicht gescheut hat, in welchem Licht mag man mich, der ich Ihr Vorfechter war betrachten! Welche Einfalt, uns beide nicht näher zu kennen, oder welche Bosheit, uns so zu verläumden, wenn man uns kennt! Die Jacobiner würden bessere Auskunft über

*) d. h. für die Geschäfte des jetzigen Chefs des Generalstabes der Armee.

uns geben können, wenn man sie befrüge und sie aufrichtig antworteten.

Clausewitz an Gneisenau.

Berlin, den 16. September 1820.

Wenn Eure Excellenz die Frage, welche Sie mir in Ihrem überaus gütigen Schreiben vom 9. d. M. thun an den Genius richten, der mitten im Verderben der Niederlagen im Zusammentrümmern unserer Monarchie mit frischem und fröhlichem Geist Kolberg vertheidigte, zu einer andern Zeit Macdonald's Heer in die Katzbach senkte, das unsrige über Elbe, Rhein und Marne und über alle Bedenklichkeiten, Klügeleien und Dummheiten gewisser Rathgeber hinwegführte; so wird er sich aufrichten und Sie werden ihn in Ihrem Busen hervortreten fühlen um Ihnen zu antworten: diesem Genius vertraue ich und alle werden ihm vertrauen. Dies ist meine Antwort auf den ersten Theil der Frage.

Was den zweiten Theil, nämlich meine Person betrifft, so gestehe ich, würde es meiner Neigung am meisten entsprechen an der Spitze einer Cohorte mit dem Degen in der Hand mir einen Ruf zu erwerben, ein ehrenvoller Tod, der mich vor einem müden und gelähmten Leben bewahrte das, wie Jean Paul sagt, gleich einem kranken Arme Jahre lang im Verbande getragen werden muß, wäre dann ein sehr erwünschtes Loos. — Wenn es nicht so sein sollte, so erwüchse mir doch in der Brust ein schönes Bewußtsein, die Stärkung des Alters, das Gefühl meinen Scheitel in der strengen Zone dichter Gefahren zu ehrenvollem Schnee gebleicht zu haben. — Auf eine große umfassende Wirksamkeit kann ich nicht rechnen, denn es wäre ein bloßes Ziel des Zufalls, da mich nichts dazu berechtigt; an dem Quell der Wissenschaft zu schöpfen und die ganze Fülle ihres Reichthums in mir zu entwickeln, ist zu spät — was kann ich nun für mein Alter noch wünschen, wo die spielenden Geister nach und nach schlafen gehen, und nichts bleibt, als ein einziger Gedanke, der in uns auf- und niedergeht, der Gedanke an das Ende dieser Handvoll Tage, — ich sage, was kann ich mir Tröstlicheres und Befriedigenderes wünschen als den Ruhm eines tapfern Soldaten.

So ist und so begründet sich mein eigentlichster Wunsch. Aber ich will es gern gestehen, daß selbst dieser Wunsch verstummen würde, vor der Eifersucht, einen andern an Euer Excellenz Seite gestellt zu sehen. Nicht weil ich glaube es besser zu verstehen als jeder andere, sondern weil ich fühle, daß Ihnen Niemand mit solcher Ergebenheit, Redlichkeit und Hingebung dienen würde als ich.

Euer Excellenz sehen, daß für den allerdings nicht unmöglichen Fall eines nahen Krieges Ihre Pläne ganz die Meinigen sind. Ob der König und seine Rathgeber nicht andere Einrichtungen belieben würden, ist eine andere Frage.

Was meine Friedensanstellung betrifft, so glaube ich auf die Londoner Stelle nicht mehr rechnen zu dürfen, nach allen Ungewißheiten und Pourparlers die darüber stattgefunden haben. Graf L[auenzien] besinnt sich zwar, man glaubt aber nicht, daß er hingeht, da er neuerdings vier Reitpferde gekauft hat; es wird am Ende doch wohl Herr von Werther werden. — Die Schweizer Stelle ist in diesen Tagen an Graf

Meuron gegeben, der in 4 Wochen abgeht; General Zastrow in München scheint sich besonnen zu haben und ich zweifle, daß er in diesem Jahr abgeht. Von der Wiederbesetzung der Kasseler spricht man noch nicht; ob Graf Golz abgerufen werden soll, scheint immer noch ungewiß zu sein, und noch ungewisser ist, ob er durch einen andern Gesandten ersetzt werde. — So weit aussehend und ungewiß hiernach meine diplomatische Anstellung auch scheint so hoffe ich doch, daß sich über kurz oder lang eine diplomatische Thür aufthun wird und wenn der Staatskanzler sich dann seines Euer Excellenz gegebenen Worts erinnert, so käme ich auf eine anständige Art unter die Haube; während in der Armee keine andere Aussicht ist, als auf die Stelle des 2. Departements, die man mir aber schon wegen des Generals Rühle nicht geben wird, der natürlich denkt, er könne sie eben so gut vorstehen als ich.

Heut geht die Neuigkeit, daß der König von Spanien eine Contrerevolution versucht habe, die aber mißglückt ist. — Er hat nach Burgos gehen wollen, ist aber daran verhindert worden. Die Minister sind entlassen. Wie erinnert das an die Flucht von Varenne. In jedem Fall sehe ich diesen unreifen Versuch als eine sehr üble Neuigkeit an, wodurch die Angelegenheiten Europas noch viel verwickelter gemacht werden können.

Kürzlich ist der alte Major Meinert von den Ingenieuren aus Prag zurückgekommen, wo er Scharnhorst's Grab besucht und vom Todten-Gräber vernommen hat, daß das Grab bald umgegraben und die Gebeine herausgenommen werden würden, weil dies nach einem gewissen Zeitraum wegen des Mangels an Platz immer geschieht; man möchte sich also, wenn ein Monument gesetzt werden sollte, beeilen; ein Jahr lang wollte er noch warten. Ich schreibe Euer Excellenz dies, weil Sie vielleicht die Sache beim General Knesebeck anstoßen könnten, der ja wohl die Besorgung hat übernehmen wollen.

Clausewitz an Gneisenau.

Berlin, den 23. October 1820.

Wir hatten gehofft Euer Excellenz am 28. October schon hier zu besitzen um diesen uns so werthen Tag mit Ihnen still aber herzlich zu feiern. Erlauben Sie also, daß wir bei der Entfernung, die dies verhindert unsere Wünsche Ihnen schriftlich ausdrücken als ein Zeichen der unveränderten Freundschaft, Dankbarkeit und innigen Ergebenheit. —

Da Euer Excellenz noch gar nichts von Ihrer Rückkehr verlauten lassen, so fürchten wir fast, Sie könnten uns den ganzen Winter ausbleiben. So wenig hier in Berlin im Ganzen für Euer Excellenz zu verlieren ist, und so wenig angenehm der gesellschaftliche Verkehr jetzt ist, und, so viel ich mir vorstelle, in diesem Winter sein wird, so würden wir es doch aus mehr als einem Grunde bedauern, wenn Euer Excellenz diesen Entschluß faßten. Nicht blos würde unser eigenes Interesse dabei so sehr verletzt werden, sondern ich würde auch fürchten, daß man sich von Ihnen mehr entfremdet. Es ist natürlich von der andern Seite immer eine, wenn auch nur dunkle Hoffnung zu hegen, daß Sie bei ihrer Gegenwart eine oder die andere Gelegenheit finden, für das Gute einzuwirken. Uebrigens ist jetzt hier eine große politische Stille und Leere und es geht uns fast hier so, wie Jordan von Dresden sagt, als ihn

jemand frug, ob er keine Nachrichten von da hätte — ja ich habe Nachrichten, d. h. ich habe keine, denn dort ist Alles mit Stereotypen gedruckt, und die Leute haben weder Triebe noch Umtriebe. Stereotypisch sind wir zwar hier nicht, aber wirklich ist jetzt kaum noch von Umtrieben die Rede; damit ist freilich nicht gesagt, daß die Leute zufrieden wären, vielmehr entfernen sich die beiden Parteien immer mehr und der Adel insbesondere wird täglich erbitterter auf Alles, was bei uns seit 1806 geschehen ist. Ein junger Jurist und Edelmann äußerte neulich die höchste Indignation auf die Leibeigenschaft, welche das neue Kriegsdienstsystem den Leuten auflegte, ich antwortete ihm, daß diese Leibeigenschaft ja bisher auf vier Fünftel der Nation gehaftet hätte. Das beruhte auf ein positives Recht, antwortete er ganz gelassen. Diese Heiligkeit des positiven Rechtes ist jetzt der Wahlspruch unserer Ultra's. Wenn sie es als einen Anspruch auf Entschädigung geltend machen, so oft es verletzt wird, so haben sie Recht, wenn sie es aber als ein Veto, und zwar als ein rechtes polnisches Ni poswélam betrachten, so möchte man sie auf das Beispiel dieser Weichsel-Zöpfe zurückführen. Ueber die Benzenbergische Schrift, die Verwaltung des Fürsten Hardenberg wird von beiden Seiten gewaltig geschimpft, ich habe sie nicht gelesen, aber ein paar mal mit einer Art von Hohn anführen hören, daß Benzenberg behauptet, der Staatskanzler hätte die Früchte der französischen Revolution hier im Wege des Friedens und der Gesetze erzeugt, daß Benzenberg folglich die französische Revolution für etwas Heilsames halte*). Von einem unserer Ultra's das Bekenntniß fordern, daß die französische Revolution viel Gutes, oder mit andern Worten, Vieles, was die Zeit durchaus nothwendig machte (denn das absolut Gute weiß keiner von uns) hervorgebracht hat, ist allerdings viel zu viel verlangt und man müßte eine sehr gemachte Reputation als ein Feind aller Revolutionen und Umtriebe haben, um diese Wahrheit zu vertreten. Sie vertritt sich indessen schon selbst, denn wo wäre der politische Archimedes, der im Stande wäre, die Dinge auf den alten Punkt zurückzuschrauben. — Daß die Ultra- und Nicht-Ultra-Liberalen, die ich weniger sehe, ähnliche Thorheiten haben, versteht sich von selbst; überhaupt werde ich täglich, besonders seit ich die Königin von England tugendhaft sehe und unbescholten, ich sage, ich werde täglich mehr der Meinung des Gallo-Amerikaner Simons, daß um die vernünftigen Menschen vor den Narren zu sichern, es kürzer wäre, die ersteren einzusperren und von den letzteren die wenigen, welche wirklich eingesperrt sind, freizulassen, — [?] ist auch der Fürst Hardenberg erschienen, der überhaupt seit einiger Zeit mehr ausgegangen ist als er früher zu thun pflegte. Ich habe ihn auf der letzten Cour einen Augenblick gesprochen und gefunden, daß er sehr gealtert war und übel aussah, auch ist er nicht mit seiner Gesundheit zufrieden.

Ueber die Resultate des Troppauer Congresses hat man hier noch nicht einmal Vermuthungen, allenfalls die, daß wir nach unserer früheren Politik uns auf nichts einlassen, d. h. um nichts bekümmern werden. Wann der König hingeht, weiß man noch nicht; einige Stimmen behaupten, er ginge garnicht, welches ich jedoch nicht glaube. Es freut

*) Die Formel, daß die französische Revolution in Preußen von oben eingeführt werden müsse, hat Hardenberg schon i. J. 1807 in seiner an den König gerichteten Denkschrift angewandt.

mich, daß der Kronprinz hingeschickt worden ist; den andern beiden Monarchen gegenüber muß er doch eine gewisse Selbstständigkeit zeigen, besonders weil man diesmal nicht für nöthig geachtet hat ihm den General Knesebeck als Stütze mitzugeben, worüber ich eine zweite Freude habe. Unser Freund N. kann doch nicht wie eine Stütze, höchstens wie eine Badine angesehen werden.

Graf Tauenzien ist ganz hergestellt, geht aber nicht nach London, man glaubt jetzt Herr von Schladen wird es werden, weil dieser sich von Constantinopel in Bewegung setzt. Wäre ich ledig, ich ginge gern nach Constantinopel, so aber geht es nicht. — Mit einer wahren Sehnsucht sehe ich den Meuron nach der Schweiz abreisen, welche herrliche Sinecure! Nein das wäre zu gut gewesen.

An Clausewitz.

Erdmansdorf, den 2. November 1820.

Mein verehrter Freund.

Sie haben Sich, mein edler Freund, meiner Schock Jahre erinnern wollen, und mir Ihre Glückwünsche übersendet; dankbar habe ich sie empfangen. Erhalten Sie mir, für meinen Lebens-Abend, dieses Wohlwollen, wovon Sie mir so viele Beweise gegeben haben und ich werde solches zu verdienen streben.

Sie haben richtig gerathen. Allerdings gehe ich mit dem Entwurfe um nicht nach Berlin, wenigstens diesen Winter nicht, zurückzukehren, und ich gehe noch mit mir über die Ausführung zu Rathe. Die Kabinetsordres die bei Gelegenheit meines Antrages die Berliner Gouverneurstelle eingehen zu lassen, ergingen, gewährten nicht allein dieselbe, sondern auch noch mehr, selbst um was ich nicht gebeten hatte, nämlich meinen Aufenthalt nehmen zu dürfen, wo ich wolle. Ist dies nicht dahin auszulegen, daß man mich entbehren könne und gern entbehren wolle? Wäre dem so, so bin ich sehr geneigt, denjenigen, die meine Entfernung wünschen, darinnen zuvorzukommen. Ich lebe hier auf meinem Landsitz wirklich sehr glücklich, ohne den mindesten Ehrgeiz, ohne das Bedürfniß des Gebietens, ohne Sehnsucht nach Einfluß. Wohnten Sie in meiner Nähe, so würde ich vollkommen befriedigt sein. Eine solche Lage vertauscht man nicht gern mit einer anderen, wo man von Scheelsucht, Argwohn und Verläumdung

umgeben ist. Nur allein noch die Dankbarkeit, zu welcher ich mich dem König verpflichtet fühle, gebietet mir, keinen direkten Antrag zu einer langen Abwesenheit von Berlin an ihn zu richten, aus Besorgniß, ihm dadurch zu mißfallen. Ueber die Art und Weise einer solchen Einleitung berathschlage ich noch mit mir, und ich würde Ihren Rath darüber gern hören.

Wenn die Berathschlagungen in Troppau nicht schneller vorrücken als die nach Italien gesandten Truppen, so werden wir noch lange nichts davon hören. Von einer sölchen Langsamkeit erwarte ich Nichts ersprießliches. Zweckmäßiger wäre es meines Bedünkens gewesen, gerade auf Neapel loszugehen und das Feuer am Ort der Entstehung zu dämpfen, versteht sich mit einem verständigen Konstitutions-Entwurf an der Spitze der Avantgarde, und mit Zuchtmeistern für die Aufruhrstifter bei dem Nachzug. Konnten die verbündeten Monarchen dem von ihnen gestifteten Königreich der Niederlande zur Ausstattung eine Verfassung geben, die in ehedem an Gährungsstoff so reichen Ländern und in einer so bewegten Zeit wie die jetzige, noch keinen Moment der Unruhe gehabt hat, so möchte ihnen mit Neapel dies noch mehr gelingen. Das Zögern am Po verlängert das Blutvergießen in Unter-Italien und Sicilien. Der einzige Vortheil, den eine aufschiebende Politik vielleicht herbeiführen könnte, wäre der, daß die Partheiwuth, wenn entwickelt, sich wechselseitig schwächen, die verständigste Faktion dann siegen, und man diese dann unterstützen könnte. Aber die Erbitterung, die sich auf solche Weise unter den Partheinehmenden gegeneinander dann erzeugen würde? Wie will man diese besänftigen? Wir haben als warnendes Beispiel, das noch so sehr beunruhigte Frankreich vor uns.

Der meines Erachtens schwierigste Punkt ist, daß man mit Spanien und Portugal nicht verfahren kann, wie mit Neapel. Die französische Regierung würde, politisch und geographisch die Obliegenheit haben, die Konstitution der Cortes von ihren Aus-

wüchsen zu reinigen, und eine verständige Regierungsform einzuführen, aber wo sind die Mittel zum Zweck, schlecht befestigt wie sie selbst ist, die ein glücklicher und verwegener Soldat jeden Tag umzustürzen vermögend ist, die nur noch durch das Ausland, gleichsam durch Reminiscenzen aufrecht erhalten wird? Wo wäre diejenige bewaffnete Macht, mit welcher man ohne Gefahr, der Untreue und Empörung, das Gesetz in Spanien geben könnte? Daß man nicht wagt, die Kammer der Deputirten aufzulösen und eine neue zu bilden mit einer geringen Stimmenmehrheit in der alten Kammer sich begnügend, das ist ein schlimmes Zeichen.

Wahrlich! Es sind der Elemente der Gährung mehr als genug in Europa und zum verwirrenden Ueberfluß, kommt noch ein ehebrecherisches Weib und setzt England in eine gefährliche Gährung! Dieses Land ist ohnehin schon durch 7—8 Millionen in der Religion dissentirender ihrer politischen Rechte verlustiger und der Regierung seit mehr als hundert Jahren sehr feindseliger Einwohner, durch den Mangel an veräußerlichem, des Privat-Eigenthums fähigem Acker-Boden, durch die künstlich zum Vortheil der Grund-Eigenthümer, (Adel und Geistlichkeit) und zu ihrer Erhaltung hinaufgetriebenen Getreidepreise, durch die zahlreiche Tagelöhner und Manufactur-Arbeiterklasse, überhaupt durch einen rohen, verwegenen Pöbel und durch das Beispiel Frankreichs, wo die Europäischen Monarchen die revolutionairen Interessen befestigt, verbürgt, und sanktionirt haben, der Gefahr einer Revolution Preis gegeben; es bedürfte da nicht erst einer verbuhlten Königin, die sich an die Spitze aller verbrecherischen Wünsche stellt und die Regierung bedroht.

Was würde sich begeben, wenn die Königin Geschicklichkeit und Entschlossenheit genug hätte, einen zahlreichen aufrührerischen Haufen um sich zu versammeln und die Regierung zu stürzen? Die wenigen Truppen die man dort versammeln kann, würden eine solche Katastrophe vielleicht nicht hindern können und übrigens sind englische Truppen doch nicht weniger verführbar als andere

Europäiſche, beſonders bei dem ſklaviſchen Zwang und der barbariſchen Disciplin worunter ſie ſeufzen. Wenige Tage nach einem ſolchen Ausbruch des innerlich tobenden Vulkans würde in Frankreich eine ähnliche Kataſtrophe ſich verkünden; Bonaparte würde ſeiner Haft entlaſſen werden und Europa dann in die tiefſte Verwirrung gerathen

Es ſcheint mir faſt, als ob man in Berlin auf dieſes England den Blick nicht gehörig richte und mehr über die wenig gefährlichen Umtriebe einiger deutſchen Individuen beunruhigt ſei, als über den großen Gährungsprozeß, der auf jener Inſel begonnen und das Gefäß ſprengen kann; als ob man mehr ſtrebe in geheimer Polizei zu behorchen, was die Uebertreibung einiger heimathlicher Radikalen ausſpreche, als was ein in ſeinen ſtrafbaren Hoffnungen geſteigerter Pöbel mit ſeinen ehrgeizigen Führern plünderungsſüchtig auszuführen vermöge. Alſo in Berlin gilt dieſes abſcheuliche Weib für eine tugendhafte Königin? Welche Verblendung! welcher Wahnſinn! oder welche Parteiſucht, die die eigene Tugend vergeſſend, das Laſter verficht der Parteizwecke wegen.

Benzenberg hat dem Fürſten von Hardenberg einen ſchlechten Dienſt durch ſeine wenigſtens überflüſſige Schrift erwieſen. Man wird dieſen nun dreiſter und öffentlicher als vorher geſchehen in die Klaſſe der Jakobiner ſetzen und es wird nun an den Höfen eine ähnliche diplomatiſche Klatſcherei umher gehen wie die in Betreff Ihrer. Wie blödſinnig! Erſt nach 11 Jahren gewahr zu werden, daß man die blutigen Ergebniſſe der franzöſiſchen Revoluiton, ſoweit ſie in der allgemeinen ſtreng gebotenen Gerechtigkeit liegen, auf eine unblutige Weiſe dem preußiſchen Staat eingeimpft hat, und zwar, wie es vernunftgemäß iſt, von oben, mit Bewahrung des der Regierung gebührenden Gehorſams und ohne Bedrängniß von unten. Was man nicht freiwillig gegeben hätte, wäre 50 Jahre ſpäter gewaltſam entriſſen worden; um ſeinem Thronerben ſolche Erſchütterungen zu erſparen, hat der König

alte Verhältnisse gelöst und neue gebildet. So sehr ich stets gegen die französische Revolution feindselig gesinnt war, so gedrungen fühle ich mich doch, fast unwillkürlich zu bekennen, daß sie einige Resultate hervor gebracht hat ohne deren Aneignung die übrigen Europäischen Staaten, Rußland ausgenommen, nicht mehr fort-erhalten werden können.

An Frau von Clausewitz.

Erdmannsdorf, den 2. November 1820.

Hochverehrte Frau Generalin.

Die freundlichen Worte, welche Sie, hochverehrte Frau, bei Gelegenheit meines Geburtstages an mich haben ergehen lassen, sind auf keinen undankbaren Boden gefallen. Ich fühle mich durch die Ausdrücke Ihres Wohlwollens recht sehr beglückt, wenn auch so vieler Güte nicht hinlänglich würdig. Die Huldigungen, die ich Ihnen schon vor der Ehre Ihrer persönlichen Bekanntschaft widmete, und die sich seitdem stets verstärkten, mögen allein mir einige Ansprüche auf Ihr Wohlwollen geben.

Dem Hern General habe ich in dem hier anliegenden Briefe bereits geschrieben, daß ich noch unschlüssig über meine Rückkehr nach Berlin sei und sogar den Wunsch hege nicht mehr dahin zurückzukehren, zufrieden wie ich hier mit meinen Verhältnissen bin. Von diesem Vorhaben habe ich aber hier nichts laut werden lassen, folglich erwartet wahrscheinlich Mlle. Gruner meine Abreise um dann mit mir zurückzukehren. Daß ihr Verhältniß zu meiner Tochter aufgelöst ist, wenn meine Rückkehr stattgefunden, ist bei verschiedenen Veranlassungen klar ausgesprochen worden. Sie ist übrigens weder mir noch glaube ich meiner Frau zur Last. Nach Ihrer Abreise von hier hat sie mich zwar eine Zeitlang sehr schlecht behandelt, ich habe aber davon nicht Notiz genommen. Seit geraumer Zeit ist sie gütiger gegen mich und ich ihr dafür sehr dankbar. Ihrer manchmaligen Taktlosigkeit will ich sie nicht anklagen, da mir selbst zuweilen etwas Menschliches der Art be-

gegnet. Mehr reizt sie mich durch ihre Inkonsequenz auf, wenn sie über demokratische Triumphe z. B. Spanien, Portugall, Neapel sich freut, und rohe Jacobiner Maximen ausspricht, während sie heißhungrig nach vornehmen Zirkeln ist und von ihrem Umgang mit Prinzen und Prinzessinnen wohlgefällig und rührend spricht. Da dies indessen nicht eben Schaden stiftet, so begnüge ich mich bei solchen Aeußerungen mit einer ruhigen Berichtigung ihrer Ansicht oder lasse sie auch unbeachtet hingehen. Ihr stetes Ringen nach gesellschaftlichen Vorzügen und, wenn errungen, ihre Begründung darauf als auf ein positives Recht, ihre Geziertheit in Haltung, Begrüßung und Wesen dient Kindern und Nachbaren mehr zur Belustigung als zum Aerger und somit könnte sie noch lange in meinem Hause verweilen, wenn der Aufenthalt in Berlin ihr nicht zum Bedürfniß jeder Art wäre. Ich will daher ihrer Abreise in soweit sie durch die Begründung Ihres künftigen Unterhalts in Berlin geboten ist, nichts in den Weg legen, nur kann ich den Antrag nicht dazu machen und in soweit, nehme ich Ihre Vermittelung hierzu dankbar an. Es scheint mir, als ob Sie die meiste Besorgniß darauf richten, daß sie ihren Aufenthalt in meinem Hause nach meiner Rückkehr noch fortsetzen könne und ihr anspruchvolles Betragen in der Gesellschaft eine Lächerlichkeit auf mich, ihren Beschützer, werfen werde. So etwas habe ich bereits früher besorgt und deswegen ging ich auch nicht auf die Idee ein, meine beiden jüngeren Töchter einen Winter hindurch zu mir nach Berlin zu nehmen, um für deren fernere Ausbildung zu sorgen, da ich in diesem Fall nicht umhin gekonnt hätte M. G. den Antrag zu machen. Durch ihre Rückkehr in ihre alten Verhältnisse wird diesem allem vorgebeugt.

Ich bitte Sie, mit Nachsicht die obigen Wachsflecke zu betrachten die durch zwei auf mich einstürzende Lichter hervorgebracht worden, die mich ganz aus dem Concept gebracht haben, weswegen ich es gerathen finde, zu schließen, bevor mir noch mehr Unglück begegne. Ich thue dies unter der Bitte, mich Ihrer

Frau Mutter zu Gnaden zu empfehlen und mir Ihr Wohlwollen zu bewahren als Ihrem Sie treu verehrenden Diener

G.

Meine Frau befiehlt mir, ihre herzliche Begrüßungen hinzuzufügen, so wie auch noch den verspäteten Wunsch auszudrücken daß der M. G. durch Bemerkungen über ihre in meinem Hause deutlicher hervorgetretenen Schwächen nicht geschadet werden möge, sonst ihr Aufenthalt bei mir ihr mehr zum Schaden als zur Empfehlung gereichen würde. Nachdem ich dies hier niedergeschrieben, dringt sich mir die Bemerkung auf daß meine Bitte eigentlich eine müßige ist.

Clausewitz an Gneisenau.

Berlin, den 11. November 1820.

Euer Excellenz gütiges Schreiben vom 2. d. M. hat mir zwar ein großes Vergnügen gemacht, wegen des an und für sich interessanten Inhaltes und durch die Klarheit, Gediegenheit und Energie, die bei Niemand wie bei Euer Excellenz sich in Schrift und Rede so gut ausprägt, so daß ich immer von Neuem erstaune, wie Sie bei diesem höchsten und vornehmsten Character, den Ihre eigene Rede hat, noch eine prolixe und kleinliche Entwicklungsgabe wie die meinige erträglich finden können; — ich sage, dieses Schreiben hat mir in diesen Beziehungen sehr viel Vergnügen gemacht, allein es hat mich zugleich sehr betrübt durch die darin ausgesprochene Absicht nicht nach Berlin zu kommen. Ich glaube daß ich im Allgemeinen über die Wahl Ihres Aufenthaltes hier oder in Ihrem Erdmannsdorf denke und fühle wie Euer Excellenz; deswegen habe ich auch diese Absicht leicht errathen können; allein wenn ich mich frage, was ich in Euer Excellenz Stelle thun würde, so drängen sich mir doch manche Zweifel über ein gänzliches Wegbleiben von einem Jahre in's Andere auf. Namentlich wegen der Tendenz, die die Cabinetsordre hat, von welcher Euer Excellenz sprachen. In diesem Punkte nämlich bin ich nicht Ihrer Meinung, sondern überzeugt, daß der König geglaubt hat, blos zu Ihrer Freiheit und Annehmlichkeit beizutragen, wenn er die Schwierigkeiten in Betreff Ihrer aufhöbe, welche für einen wirklich im Dienste stehenden Offizier in Ansehung der freien Wahl seines Aufenthaltes nach unserer Dienstordnung stattfinden. Indem der König Sie ersuchte die Stelle des Gouverneurs als bloße Ehrenstelle ferner einzunehmen, legte er Ihnen die stillschweigende Verpflichtung auf in Berlin zu wohnen und nur mit bestimmtem Urlaub abwesend zu sein; aus Dankbarkeit für das Opfer, welches Euer Excellenz in dem Augenblick brachten, wollte er diesen allerdings sehr lästigen Zwang aufheben. So erscheint mir in der That des Königs Ansicht, ich billige damit nicht, daß man Euer Excellenz Anerbietung angenommen hat, denn ich gestehe, daß ich darüber indignirt gewesen bin; allein ich halte es nicht für die Folge

eines Uebelwollens oder auch nur einer persönlichen Gleichgültigkeit gegen Euer Excellenz sondern für die Folge der Tactlosigkeit und der allgemeinen Indolenz, die unser Gouvernement in der persönlichen Behandlung der Menschen nur zu oft an den Tag legt. Dies begegnet namentlich dem Fürsten Hardenberg, wie ich glaube, sehr häufig, von dem ich ein Uebelwollen gegen Euer Excellenz noch viel weniger für möglich halte. Ich habe mich ein für allemal überzeugt, daß er für Euer Excellenz eine Freundschaft hat, wie für keinen andern Menschen.

Euer Excellenz fürchten, durch einen directen Antrag in Beziehung auf Ihr Ausbleiben dem Könige wehe zu thun, das zeigt mir, daß wir in letzter Instanz doch über diesen Punkt übereinstimmend denken und giebt mir den Muth Ihnen offenherzig zu sagen, daß ich bei reiflicher Ueberlegung das Herkommen auf einige Monate für nöthig halte, wenn nicht beim Könige eine kleine Spannung hervorgebracht werden soll. Euer Excellenz verzeihen, daß ich mir erlaube über diesen Gegenstand unaufgefordert meine Meinung zu sagen, es geschieht hauptsächlich, weil ich als ich in meinem vorigen Briefe den Gegenstand zuerst berührte, diese Betrachtungen noch nicht so reiflich angestellt hatte, und folglich das Ansehen haben würde, wenn ich es dabei ließ, als fände ich gar keine Schwierigkeiten dabei. — Was aber die Frage betrifft, welche Sie eigentlich an mich thun — wie Sie Ihre Absicht ausführen könnten ohne den König zu verletzen, so glaube ich, wird keine Form, welche Sie auch wählen, diesen Zweck ganz erfüllen, weil der König es immer für eine Empfindlichkeit halten wird, für einen Widerwillen gegen Berlin, für eine Unzufriedenheit mit dem Gouvernement und für eine Gleichgültigkeit gegen seine Person. — Lassen Sie also unsere Bitte Gehör finden und schenken Sie sich uns auf einige Monate wieder; die Sie dazu anwenden die wenigen interessanten Dinge, welche Ihnen Berlin noch darbietet zu genießen und dann mit dem Erwachen des Frühjahrs und neuer Sehnsucht nach dem Lande dahin zurückzukehren. — Dieser Wechsel hat doch nebenher auch manche Annehmlichkeit und die unangenehmen Beziehungen, welche dabei vorkommen könnten, das unruhige Treiben der unklaren Menschen, die alle nicht wissen was sie wollen, die falschen Reflexe in denen ihre Klugheit sich selbstgefällig spiegelt, das Mißtrauen, das Mißverstehen, das Mißbrauchen, allen diesen Wirrwarr eines eitlen und doch für ein großes Leben nicht erzogenen Geschlechtes können Euer Excellenz auf dem Standpunkt, worauf Sie stehen und mit der Ihnen eigenthümlichen vornehmen Ruhe und Sicherheit hinreichend von sich abweisen und unter sich herunter drücken. Daß Sie keinen Einfluß suchen oder mögen, wird eben nie klarer, als wenn Sie im Centro aller Bewegungen ihn mit Gleichgültigkeit von sich wegweisen.

An Clausewitz.

Erdmannsdorf, den 22. November 1820.

Auf Ihren freundlichen Brief vom 11. d., mein verehrter General, will ich etwas eilig antworten, er hat mir, außer den anderen darinnen enthaltenen Ausdrücken Ihres Wohlwollens ge-

gen mich eine große Zufriedenheit gewährt, indem er mir den Verdacht, als ob man mich in Berlin nur ungern sehe, ausredete. Ich lege meine desfallsfige Zweifel ab, und will daher den schon halb gereiften Vorsatz, mich ganz in die Ruhe des Landlebens zurückzuziehen entsagen, obgleich mein Alter meine erlöschenden geistigen und körperlichen Kräfte, die durch neu entdeckte Betrügereien von großem Belang sich mir aufdringende Nothwendigkeit meine landwirthschaftlichen Geschäfte selbst zu handhaben, die Aussicht auf Vermehrung meines Vermögens durch Verfolgung meiner Dismembrationsplane, meine Meinung von der meiner Gesundheit zuträglichen Landluft, der Umgang mit meinen Kindern und die so dringend nöthige väterliche Aufmerksamkeit auf die Entwickelung meiner Töchter mir auf so mannigfache Weise die Entfernung aus der Hauptstadt und die Zurückgezogenheit empfehlen. Ich habe daher, bei Veranlassung eines in anderer Angelegenheit vom General Witzleben an mich gerichteten Schreibens in meiner Antwort an denselben den Wunsch ausgedrückt, zur Feier des Weihnachtsfestes noch hier verweilen und erst nach Beendigung desselben nach Berlin zurückkehren zu dürfen. Ich erwarte nun hierüber die Königliche Bestimmung. Fällt selbige günstig aus, so genieße ich um so ungetrübter durch Argwohn die Freude, von Ihnen nur wenige hundert Schritte entfernt zu sein.

Wollen Sie sehen, wie man einer guten Sache sehr schlecht dienen kann, so lesen Sie Herrn von Hallers Schrift über die von der gesunden Vernunft ohne dies schon verurtheilte Konstitution der spanischen Cortez, besonders darinn die Anrede an die Monarchen Europas. Mit einer großen Gelehrsamkeit hat Haller in seiner Restauration viele Wahrheiten gesagt, allein die katholische Religion den Regenten als eine treue Freundin empfehlen, die Tortur rechtfertigen, die allgemeine Waffenpflichtigkeit verdammen zu wollen u. d. m., das ist zu arg. Ich ärgere mich über den Triumph, den er dadurch seinen Gegnern bereitet hat.

Clausewitz an Gneisenau.

Berlin, den 20. Dezember 1820.

Die Revolution von Haity ist das allgemeine Stadtgespräch, wobei jeder dieselbe Bemerkung macht, daß dieser Neger sich im letzten Augenblick königlicher gezeigt hat, als so viel weiße Könige und selbst als ihr ehemaliger Herr, der Gefangene von Helena. Der Drang der Umstände war wohl ein ganz anderer. Mir ist nur das innere Behagen und Wohlgefallen merkwürdig gewesen, womit die Vossische Zeitung diese Nachricht erzählt hat; und zwar nicht aus Abscheu vor diesem, wie es scheint, grausamen Tyrannen, sondern mit einer gewissen allgemeinen Sentimentalität des Liberalismus. Man hat Unrecht diese Pfenningszeitung auf Löschpapier nicht ein wenig zu leiten, nicht durch das Streichen einzelner Artikel und Ausdrücke, wie gewöhnlich geschieht, sondern durch eine Einwirkung auf ihren Geist und Ton im Allgemeinen. Euer Excellenz wird es nicht entgangen sein, daß die beiden Berliner Zeitungen den Proceß der Königin von England auf eine versteckte Art sehr zu ihren Gunsten referirt haben, — neulich erzählte jemand, der Augenzeuge gewesen war, auf welche Weise sich die Leute auf der Post über die Nachricht ihres Sieges gefreut hätten; Postsecretäre hatten sich umarmt, Bediente einander die Hände gereicht u. s. w.

Graf Nostitz hat mir bei seiner Rückkunft aus Breslau davon gesprochen, daß Graf Ziethen und Graf Blücher unterlassen hatten Euer Excellenz zum Begräbniß Ihres alten Waffengefährten einzuladen. Er selbst habe Euer Excellenz nachher nichts davon geschrieben aus dem Grundsatz qui s'excuse s'accuse. Er könne sich aber durch den einzigen Umstand schon rechtfertigen, daß er erst Abends vor dem Begräbniß eingetroffen sei, wo es schon ganz unmöglich gewesen wäre noch etwas zu thun. Uebrigens habe er dem General Ziethen gleich sein Erstaunen zu erkennen gegeben, der sich damit entschuldigt habe, er hätte nicht gewußt, daß Euer Excellenz in Schlesien wären. —

An Clausewitz.

Erdmannsdorf, den 27. December 1820.

—— In Ansehung der Berliner Zeitungen habe ich den Ihrigen ähnliche Bemerkungen gemacht. Ueberhaupt ist es mir unbegreiflich, wie man in Beschlag genommene Correspondenzen durchwühlen kann um hie und da einen verdächtigen Ausdruck heraus zu finden, wie man, für gleichen Zweck das Postgeheimniß verletzen kann, wie man durch geheime Polizei Agenten die Reden einiger Unbesonnenen belauschen läßt, während man gestattet, daß die Berliner Zeitungen dreimal in der Woche die öffentliche Meinung vergiften. Wahrhaftig! Eine republikanische Phrase darinnen thut mehr Schaden, als hundert Briefe, von

Gelehrten an Gelehrte, in gleichem Sinne geschrieben. Diese Briefe sind nur mit seltenen Medaillen zu vergleichen, die nur in die Hände eines kleinen Kreises kommen, während jene die kleine Münze sind, die in die Hände aller kommt.

G.

An Hardenberg.

Berlin, den 7. Januar 1821.

Hochverehrter Fürst!

Ew. Durchlaucht wollen erlauben, Sie zu diesem Jahreswechsel in alter Dankbarkeit zu begrüßen und Ihnen meine treuen Wünsche für Ihre Gesundheit, Zufriedenheit und das Glück Ihrer Unternehmungen darzubringen. Meine Gefühle für Ew. Durchlaucht sind noch die alten, treu und festgewurzelt. Mehr erlaube ich mir nicht hinzuzufügen, da ich nicht weiß, ob nicht in dieser Zeit der Verwirrung und Trennung der Gemüther die umherschleichende Verläumdung bei Ew. Durchlaucht mir geschadet habe. Aber auch selbst in diesem Fall werden meine Gefühle für Ew. Durchlaucht stets ungeschwächt bleiben. Gott erhalte Sie! Ew. Durchlaucht

ganz gehorsamster Diener
Gr. N. v. Gneisenau.

Hardenberg an Gneisenau.

Laibach, den — Januar 1821.

Allerdings haben Sie Recht auf mich zu zürnen, mein liebster, verehrungswürdiger Freund, daß ich Ihre wertheften Schreiben, besonders das interessante vom 7. October v. J. solange unbeantwortet ließ; wie Sie aber auf den ganz grundlosen Gedanken gerathen konnten, die umherschleichende Verläumdung möge Ihnen in dieser Zeit der Verwirrung und Trennung der Gemüther bei mir geschadet haben, ist mir nicht erklärlich; ich gestehe vielmehr, indem ich mir Ihre Nachsicht wegen jenes unwillkürlichen und ganz zufälligen Aufschubs erbitte, daß ich mich gekränkt fühle, daß Ihr Vertrauen zu meiner Ihnen gewidmeten herzlichen Freundschaft und zur Standhaftigkeit meiner Gesinnungen nicht jeden Gedanken dieser Art unmöglich macht.

Für Ihre Wünsche danke ich Ihnen verbindlichst und erwiedere sie aufrichtig.

Wir beschäftigen uns hier, wie in allen gemischten größeren Versammlungen, langsam und breit, mit den Mitteln die Stürme abzuwenden, welche uns von Mittag und Westen her bedrohen. Ich stimme den Ansichten, welche Ihr oben erwähntes Schreiben vom 7. October enthält, vollkommen bei. Schnell ausgeführte Maaßregeln hätten das Uebel in seiner Entstehung bekämpfen und ausrotten sollen. Gestehen wir doch, daß die Bourbonschen Monarchen sich mehr oder weniger elend benommen haben. Es wird schwer halten die Compromittirungen des Königs von Neapel wieder gut zu machen und in eine erträgliche Form umzuwandeln. Eine Uebereinkunft mit den übrigen italienischen Staaten wird dagegen kräftig einwirken, die Ruhe in denselben zu erhalten, die österreichische Armee ist sehr verstärkt und im Stande der Sache den nöthigen Nachdruck zu geben, sobald nur die griechischen Sophistereien aus dem Wege geräumt sein werden.

Ob der König hierher kommen wird, ist noch ungewiß. Unterdessen habe ich den ausdrücklichen Befehl erhalten, hierher zu gehen, dagegen aber vorgestellt, ich sei in Berlin viel nöthiger sobald Se. Majestät dort bleiben. Hierauf erwarte ich die Königliche Entschließung. Graf Bernstorff ist Gottlob besser und verdient das vollkommenste Vertrauen. Erhalte ich die Autorisation nach Berlin zurückzugehen, so habe ich das Vergnügen Sie bald wieder zu umarmen.

Wir haben hier schon das Frühjahr und ein fast italienisches Clima. Es ist freilich hart, sich vor den Thoren des Landes zu befinden, wo die Citronen blühn, ohne hinein gehen zu können. Graf St. Marsan ist von Sardinien auch hier. Für Clausewitz wird sich gewiß etwas Befriedigendes ergeben, es sei was es wolle.

Ich umarme Sie recht herzlich

Hardenberg.

An Hardenberg.

(Nach dem Bleistift-Concept.)

Mein verehrter Fürst.

Ew. Durchlaucht verehrliches Schreiben vom v. M. hat mir eine wohlthuende Erleichterung gewährt und mir die Ueberzeugung verschafft, daß ich auf Ihr Wohlwollen wie ehemals rechnen kann; dieses Wohlwollen ist meiner Seele zum Bedürfniß geworden und ich werde, müßte ich die Ueberzeugung davon mit Gewißheit aufgeben, mit ihm, das Glück meines Lebens verlieren [—— unleserlich]

Zum Zürnen, wie es Ew. Durchlaucht nennen wollen, hätte ich niemals ein Recht, wenn Sie mich auch noch länger ohne Antwort auf meine, meist müßigen Schreiben gelassen hätten. Ew. Durchlaucht Geschäfte sind anderer Natur, als daß wir, die

außer den Geschäften, den Anspruch machen könnten, Ihre wenigen Stunden der Muße mit Beantwortung solcher außergeschäftlicher Briefe gequält zu sehen. Mir genügt ein freundlicher Wink.

Daß es aber erlaubt sei, in dieser Zeit der Aufregung an die Wirkung der Verläumdung zu glauben, ist wohl durch die Begebenheiten gerechtfertigt. Ew. Durchlaucht wollen sich in das Gedächtniß zurückrufen, wie Sie selbst allen meinen Betheurungen und Schwüren, daß ich — außer dem Lehrlingsgrade in der Freimaurerei — nie zu irgend einer geheimen Gesellschaft gehört habe, keinen Glauben beimessen wollten. Was den Verläumdern damals gelungen*), konnten sie wohl jetzt auch versucht haben; denn aus Ihrem edlen Herzen entsprang doch wohl Ihr damaliger Verdacht nicht? Und haben wir nicht an dem Gen. v. Cl[auswitz] ein Gleiches erlebt, der nicht einmal so viel Blöße zum Verdacht gegeben, als ich, indem er sich stets von den des Liberalismus Verdächtigen entfernt gehalten, worüber ich, meiner Gesinnungen mir bewußt, achtloser gewesen bin. Hat doch sogar der H. v. O. [C.?] gegen Ancillon die Aeußerung gemacht: avouez, M. Ancillon, votre prince royal est un peu Jacobin. Ew. Durchlaucht wissen zu gut, welche Bewandtniß es mit dem Jacobinismus des Kronprinzen habe, der lieber die Gewässer wieder gegen ihre Quellen leiten, als ihren Lauf in die Ebene regeln will.

Nur wenige Jahre sind verflossen, seitdem man mich, während meines General-Commandos am Rhein, für einen Revolutionsmann ausgab. Die Coryphäen des Herkommens aus Haß gegen meine Liebe zu den neuen, den Staat wiedergebärenden Einrichtungen, die Revolutionaire aus Factions-Klugheit. Ich stand allein, verschmähte es mich zu vertheidigen, legte meine Stelle nieder, um zu beweisen, daß mich keine ehrgeizige Absicht beherrsche. Als Ew. Durchlaucht mich in den Staatsrath beriefen, glaubte ich Folge leisten zu müssen, obgleich ungerne.

*) In Paris 1815. S. d. Brief Hardenbergs Th. IV, p. 638.

Aber die Aussicht, Ew. Durchlaucht wieder näher zu kommen, hatte für mich ihren Zauber nicht verloren und ich kam.

Die Parteien haben sich seitdem entschiedener und leidenschaftlicher ausgebildet; in solchen Zeiten ist die Verläumdung eine vielgebrauchte und glückliche Waffe. Auch mich konnte sie wohl getroffen und Ew. Durchlaucht mißtrauisch gegen mich gemacht haben. Ich wollte daher Ew. Durchlaucht nur in wenigen Worten meine Ihnen gewidmeten Gefühle aussprechen und mich dann wieder auf [———?] gebührenden Entfernung [——?] zurückziehen. Ich fühle mich nun sehr beglückt, daß Ihre freundlichen Worte dies unnöthig machen.

Allerdings haben sich die Bourbonischen Monarchen mehr oder weniger schlecht genommen. Der König von Spanien erntet nun die Früchte seiner Empörung gegen seinen Vater und seiner Tyranney gegen seine Unterthanen. Der König Ludwig hat durch seine Beistimmung zu den Entwürfen des M. De Cazes Frankreich in die Gefahr einer neuen Revolution und Europa in die eines langen Krieges gebracht. Am wenigsten Vorwürfe verdient der König von Neapel, dessen Bestreben stets gewesen, väterlich zu regieren und der sich im vorigen Sommer nur durch die ihm drohende Gewaltthätigkeit in Bewilligungen schrecken ließ, die die Monarchie unaufhaltsam vollends vernichten würden. Räuber haben ihn mit dem Messer an der Kehle genöthigt, einen Wechsel auszustellen, den er nicht zu honoriren braucht. Ich erwarte mit Zuversicht, daß sich die Hauptstadt und die anderen größern Städte alsbald unterwerfen werden. Höchstens wird in den Appeninen ein Guerilla-Krieg das Schauspiel noch etwas verlängern.

Allerhöchste Cabinetsordre.

Berlin, den 1. März 1821.

Auch in dem Verzicht auf die Einkünfte des hiesigen Gouvernements, welchen Sie im verflossenen Jahre leisteten, bewährte sich die hohe Gesinnung, die in allen Ihren Handlungen so entschieden hervortritt, und welcher Entsagungen für das Allgemeine mehr, als der eigene gesetzmäßige Anspruch, gelten. Diesem Selbstgefühl will Ich durch irgend ein anderes

Anerbieten nicht zu nahe treten; Ich wünsche aber, daß Sie in Meinem hierbei erfolgenden Bilde ein erneuertes Anerkenntniß desselben finden mögen.

Friedrich Wilhelm.

An Hardenberg.

Berlin, den 29. Mai 1821.

Ew. Durchlaucht wollen gütigst erlauben, daß ich Ihnen in Folge der mir am Sonntag gegönnten Unterredung über die Zukunft des Generals von Clausewitz, dessen dringenden Wunsch vortrage, daß es Ew. Durchlaucht gefallen möge, keinen Antrag dahin zu machen oder machen zu lassen, daß er in den Staatsrath aufgenommen werde. Er begnügt sich mit einer Königlichen Zusicherung, daß er eine Mission erhalten solle und hat sehr triftige Gründe, den Wunsch auszudrücken, daß jener Antrag nicht geschehe.

Gott erhalte Ew. Durchlaucht in Gesundheit und Heiterkeit.

Gr. N. v. Gneisenau.

An die Gräfin.

Berlin, den 12. Juni 1821.

Am Sonnabend, zwischen 8 und neun Uhr Abends sind unsere Coblenzer Kinder sammt und sonders gesund hier angelangt. Der kleine Gerhard hat sich sehr schön entwickelt und ist ein freundliches gutes Kind, der kleine August sieht ungefähr eben so aus und ist fett und wohlbeleibt. Ein Unfall ist den Reisenden unterwegs nicht begegnet und so mögen wir Gott danken, daß dieser Lebensabschnitt abermals glücklich zurückgelegt ist. Agnes sieht sehr wohl aus und ist etwas stärker geworden; ihre rothen Backen sind ihr geblieben. Daß Agnes, gegen Ende dieses Monats etwa, von hier abreisen darf, ist von ihrem Mann bereits genehmigt; sie wird mit meinen Pferden in kleineren Tagereisen gehen. Von dem Zeitpunkt ihrer Abreise sollst du vorher benachrichtigt werden.

Daß Euch Mlle. Le Comte gefällt, ist mir ein wahrer Trost. Stellt Euch eine junge Person von Bildung vor, die Armuths

halber ihre Mutter und Freunde, sowie ein geliebtes Vaterland verlassen muß, um in ein entferntes Land zu gehen, dessen Sprache sie nicht kennt, wie verlassen die sich dünken muß! Eine zarte Behandlung ist ihr also doppelt nöthig. — Mir fällt ein, daß man in der französischen Schweiz sowie in Frankreich in den Städten Roggenbrod nicht ißt; ich weiß auch, daß Personen, die des Roggenbrods nicht gewohnt sind, Unbequemlichkeiten davon haben, selbst Durchfälle. Z. B. die englischen Soldaten, wenn sie nach Deutschland kommen; sorge daher dafür, daß Mlle. Le Comte Semmel bekomme. Es ist dies um so nöthiger, da es noch nicht dahin gebracht ist, daß auf den Erdmannsdorfer Tisch gutes Roggenbrod komme. Am Freitag war ich, durch einen Brief der Agnes an August verleitet, nach Potsdam ihr entgegen gefahren, habe sie vergeblich dort erwartet, habe aber den August dort gesund gefunden. Er wollte des andern Tages nach Senske, um dort mit der Bredowschen Familie die Pfingstfeiertage zuzubringen. Hugo ist die letzteren drei Tage beständig bei uns gewesen.

Clausewitz an Gneisenau.

Den 20. Juni 1821.

Euer Excellenz habe ich die Ehre hierbei das geographische Heft und den Plan von Marengo zurückzureichen, indem ich zugleich meinen gehorsamsten Dank für die gütige Mittheilung dieser beiden interessanten Stücke sage. Ich finde in der Schlacht von Marengo ein ziemlich auffallendes Beispiel von dem Nachtheil der fast gänzlichen Trennung beider Waffen, nämlich der Cavallerie und Infanterie. Hätte der Vortheil, welchen man über das Centrum und den linken Flügel der Franzosen erhalten hatte durch muthige Cavallerieanfälle unterstützt werden können, so würde die Haupt Masse der französischen Truppen mehr verloren haben und den Punkt, wo sie auf Dessair traf in einem viel aufgelösteren Zustand erreicht haben. Außerdem würde die Colonne der Grenadiere nicht durch ein einziges Cavallerie Regiment von 500 Pferden in Schrecken gesetzt worden sein. Damit will ich nicht sagen, daß General Elsnitz nicht auch von dem österreichischen linken Flügel her die Schlacht siegreich entscheiden konnte, allein theils ist die Wirkung der Cavallerie nur auf dem Punkt *sicher*, wo das Loch schon gestoßen ist und die krystallinischen Gefüge der Ordnung und des Muthes gebrochen sind, theils zeigt sich auch der zweite gewöhnliche Fehler dieser isolirenden Tactik in diesem Fall darin, daß der General Elsnitz die Schlacht mit der Infanterie zugleich eröffnete und seinen und seiner Reiter Muth an den Consular-Garden brach in einem Augenblick, wo sich weniger gute Truppen das Ausreißen

nicht erlaubt haben würden, geschweige diese, wo das ganze Gebäude noch unerschüttert da stand und die rückwärts echelonnirten Reserve Colonnen vermuthlich den Eifer der österreichischen Reiterei sehr mäßigten. Das Feuersprühende Quarré des 2. Planes hat mich lebhaft an Borodinow erinnert, wo der General Uwarof auf eine ähnliche Art den linken Flügel der Franzosen umging. Er ließ ein Regiment italienischer Garden von seinem besten Cavallerie Regiment angreifen, aber vergeblich und die 3000 Pferde standen während der ganzen Schlacht ohne Wirksamkeit da, während sie im Schlachtfelde selbst die andere Cavallerie verstärkt und so verhindert haben würde, daß die französische gegen die Kleiderordnung eine Art von Redoute nahm, welche im Centro die Hauptrolle spielte.

Clausewitz an Gneisenau.

Dresden, den 18. Juli 1821.

Bonaparte ist nicht mehr! dieses Ereigniß, welches vor sieben Jahren durch die ganze Erde getönt haben würde, macht jetzt wie der Schlag an einer gesprungenen Glocke ein kaum vernehmbares Geräusch. Immer ist es als der Schluß einer merkwürdigen Periode anzusehen. Die Bourbons werden im Stillen jubeln, die Franzosen im Stillen trauern und Marie Louise wird beides oder vielmehr ein dreifaches vereinigen, sie wird officiell heimlich trauern, d. h. einen affectirten heimlichen Schmerz öffentlich zur Schau tragen.

Wir empfehlen uns Euer Excellenz und der ganzen Familie von Herzen und in der alten Ergebenheit und Verehrung.

Clausewitz.

Clausewitz an Gneisenau.

Dresden, den 2. August 1821.

—— Immer behält es indessen seinen Werth viel Interessantes gesehen zu haben, wohin ich als Soldat die Schlachtfelder von Dresden und Kulm und die Gegenden zwischen Dresden und dem Erzgebirge zähle. Doppelten Werth wird es für mich haben diese Gegenden gesehen zu haben, wenn meine Vorlesungen (im eigentlichsten Sinn) bei dem Kronprinzen fortdauern sollten, denn man spricht doch von Kriegsbegebenheiten, deren Schauplatz man nicht gesehen hat, wie der Blinde von der Farbe. Auch das Schlachtfeld von Wartenburg habe ich gesehen und ich freue mich darauf mit Euer Excellenz über die Kriegsereignisse des Jahres dreizehn so weit sie diese Gegenden berühren näher sprechen zu können.

Auch die Gallerie hat mir großes Vergnügen gemacht, so wenig ich auch von Bildern verstehe und so ungern ich mich mit Dingen beschäftige, die ich nicht verstehe. Das Bild der Maria habe ich ohne Zuthun irgend einer Affectation sehr bewundert und manches andere aus der italienischen Gallerie besonders aus der Venetianischen Schule und dann eine Menge von niederländischen kleinen Bildern, die das edlere häusliche Leben malen, also nicht die Teniers, sondern Miris, Metzous, Gerhard Dow u. s. w. Euer Excellenz würden durch eine Reise nach Dresden sehr belohnt werden und ich rede daher sehr zu, bei Ihrer Rückreise diesen Weg zu nehmen.

An Clauſewitz.

Warmbrunn, den 21. Auguſt 1821.

Mein verehrter Freund.

Tauſend Dank für Ihre beiden Briefe, die mich ſehr erfreut haben, indem ich ſtets ungeduldig war, zu vernehmen, wo Sie beide wären und wie es Ihnen ergehe. Den Einladungen derſelben konnte ich nicht Folge leiſten, denn einmal hatten ſich die Gröbenſchen Eheleute bei uns anmelden laſſen, die auch einige Tage mit uns hier verlebten, und dann hätte ich mich auch nicht ſo leicht entſchloſſen, Dresden zu beſuchen, ſo ſehr mich auch danach verlangt, denn ich muß doch wirklich beſorgen, daß irgend ein entflammter Kopf, wegen der Tage von Lüttich, eine Scene mit mir herbei führen könnte, die abermals mehr Redens in der Welt veranlaſſen würde, als gut iſt. Deswegen habe ich es ſeitdem ſtets vermieden, Dresden zu berühren, ſo lieb mir auch dieſer freundliche Ort mit ſeinen Kunſtſchätzen iſt.

Was anderen Tod und Kummer gebracht hat, iſt für meine Töchter Veranlaſſung zu Zeitvertreib und Fröhlichkeit geworden. Alte Bekannte haben ſie hier gefunden und neue Bekanntſchaften gemacht. So ſehr ich nun auch, mit nur zweimaliger Ausnahme darauf hielt, daß die Lehrſtunden nicht verſäumt wurden, ſo kamen die Mädchen doch in einen Strudel von Zerſtreuungen in geſellſchaftlichen Spielen, Tanz, Luſtparthien, der täglich ſich erneuerte, und die jungen Dinger fanden kein geringes Wohlgefallen daran. Die Geſellſchaft war übrigens in dieſem Jahre vereinigter und einiger als je, und es war viel heitere Jugend beiderlei Geſchlechter hier. Sogar meine Frau ward in den Wirbel fortgeriſſen, denn ſie entſchloß ſich, einen Ball zu geben, auf welchem ich indeſſen die gehörigen Accente von Eis und Champagner ſetze.

Hardenberg an Gneiſenau.

Berlin, den 17. October 1821.

Bei der Unterſuchung gegen den p. v. Hedemann ſind Ausſagen vorgekommen, wodurch Ihr Name, mein verehrteſter Freund, mit andern,

namentlich des Ministers von Humboldt, des Ministers von Boyen gemißbraucht worden ist. Von dem völligen Ungrunde dieser Aussagen kann Jedermann überzeugt sein, auch sind sie durch nichts auch nur dem Schein nach unterstützt, sondern die Sache offenbar von dem p. Hedemann seinen Mitschuldigen blos vorgespiegelt, um sich ein größeres Gewicht zu geben. Ich halte es indessen für Pflicht Ihnen Kenntniß von den in den Anlagen enthaltenen Aeußerungen zweier Officiere zu geben, für den Fall, daß Sie es für nöthig halten sollten, die nähere Vernehmung derselben und eine Rüge deshalb zu veranlassen. Sollten Euer Excellenz dieses für nöthig halten, so bitte ich mir demnächst Abschrift der darüber sprechenden Protocolle ganz ergeben aus.

Hardenberg.

An den Prinzen August v. Preußen.

(Concept.)

Berlin, den 28. October 1821.

Euer Königliche Hoheit mit einer Klage zu behelligen, fühle ich mich durch folgende Veranlassung gedrungen.

Der Fürst Staatskanzler von Hardenberg hat mir den hier anliegenden Auszug aus den Akten der über den Forstinspektor von Hedemann verhängten Untersuchung mitgetheilt. Ich erfahre daraus, daß zwei Officiere der Königlichen Artillerie, Namens Pierson und Wilkins von mir erzählt haben sollen, ich stehe an der Spitze einer geheimen Verbindung zum Zweck einer andern Gestaltung der Dinge.

Da eine solche Verbindung staatsverbrecherisch sein würde, so muß ich Euer Königlichen Hoheit unterthänigst bitten eine Untersuchung über die genannten beiden Officiere verhängen zu wollen.

G.

Gibsone an Gneisenau.

Danzig, den 5. Dezember 1821.

Hier an der Börse geht es sehr böse. Der Handel hat lange gestockt; Getreide ist fast der einzige Artikel, der die Aufmerksamkeit der Kaufleute erregt; man hat sich zu tief darin verwickelt, und da die englischen Häfen nicht aufgehen, so ist eine verderbliche Krisis gekommen. Wenn der Credit leidet, so kann der Kaufmann, der dessen nöthig hat, in Zeiten der Noth sich nicht leicht helfen, wenn er auch im Grunde solvent ist, manche Gegenstände des Vermögens aber nicht zu Gelde machen kann. Es ist zu besorgen, daß manches achtbare Mitglied unserer Börse in Verwickelung gerathen kann, wenn nicht Hülfsmittel zu finden sind.

Um diese zu suchen, reiset Ueberbringer dieses Herr Hoene, mein würdiger Freund nach dort. Er ist ein wohlhabender, gescheuter und sehr rechtlicher Mann, der sich von seiner Familie losreißt, um Freunden und Bekannten zu dienen, denn er selbst bedarf der Hülfe nicht, was auch mein Fall zum Glück ist. Desto mehr ist er also in der Sache zu trauen, und ich bitte Sie recht dringend, Sie, der Sie so gerne wohl thun, ihm mit Rath und That beizustehen. Ich weiß, Sie mischen sich nicht gern in öffentliche Angelegenheiten, allein Sie können vielleicht dem Staatskanzler ein Wort zu Gunsten seines Vorhabens sagen. Das Nähere wird er Ihnen selbst mittheilen. Ich gebe ihm auch einen Brief an Eichhorn.

An Gibsone.

Berlin, den 19. Dezember 1821.

Die über die beiden Artillerie-Offiziere zu Danzig verhängte Untersuchung hat sich folgender Gestalt eingeleitet. Aus den Untersuchungsakten gegen den Hedemann ging hervor, daß die beiden Offiziere mich als Haupt einer großen Verschwörung gegen die preußische Regierung genannt hatten. Man gab jedoch dieser Angabe in der Untersuchung selbst keine Folge; nur der Fürst Hardenberg gab mir, nicht in einem offiziellen, sondern in einem freundlichen Handschreiben Nachricht davon, nebst einer Abschrift der betreffenden Stellen aus den Untersuchungsakten, mir anheim stellend, ob ich der Sache folge geben oder sie auf sich beruhen lassen wolle. Ich wählte das Erstere, da es mir einmal darum zu thun war, dem unverständigen Geschwätz junger Leute ein Ende zu machen, und dann mir dadurch vielleicht eine Spur sich öffnete wo ich der vornehmeren Verläumdung näher rücken könnte. Was daraus erfolgen werde, ist mir noch ungewiß, da ich seit meiner dem Prinzen August übergebenen Klage nichts weiter über diese Angelegenheit gehört habe.

Ich habe übrigens nichts unfreundliches hier erfahren. Der gesammte Hof behandelt mich sehr gütig und ich würde Unrecht haben, mich über irgend etwas mich persönlich angehendes zu beschweren. Auch mit dem Fürsten von Hardenberg bin ich auf einem sehr freundlichen Fuß. Was man daher in der Provinz vom Gegentheil erzählt haben mag, ist grundlos. Hier und da

in der vornehmeren Welt mag es wohl manche geben, denen meine Gesinnungen verdächtig sind, aber man hat sich denn doch gescheut, mich davon etwas gewahr werden zu lassen. Es mag übrigens schwer sein, der Verdächtigung zu entgehen, denn auch der Fürst von Hardenberg ist in den Augen der großen Welt ein Jakobiner. Wer für die Entfesselung des Eigenthums, für die Freiheit der Gewerbe, für die Emanzipation des Landmannes sich interessirt, wird von selbiger für einen Radikalen ausgegeben. Hierin mögen Sie die Ursache der Ausschließung des Staats-Kanzlers von dem Konstitutions-Ausschuße suchen, eine Ausschließung, die sehr demüthigend ist. Es mag wohl in der Entfernung sehr leicht sein den Staats-Kanzler über angebliche Mißgriffe zu tadeln, aber ebenso schwer wird es in seiner Stellung Allen gerecht zu werden.

Dieser Zustand der Dinge würde mich seit langem schon vermocht haben, in die Einsamkeit zurückzukehren, da man aber gewohnt ist von beiden einander feindseligen Seiten allem eine falsche Auslegung zu geben, so würden die Liberalen von mir sagen, daß ich aus Opposition gegen die Regierung austrete, die Obscuranten: daß ich fortgeschickt sei. Beides möchte ich gern vermeiden, Ersteres, weil es nicht der Fall ist; Letzteres, weil man sich so etwas nicht gern nachsagen läßt, und so fahre ich denn fort zu bleiben, aber weit bin ich nicht von dem Entschluß zurückzutreten entfernt, eine günstige Gelegenheit hierzu abwartend. Sowie sich diese findet, werde ich selbige benutzen.

Gibsone an Gneisenau.

Danzig, den 22. Februar 1822.

Hoene hat seinen Zweck fast über alle Erwartung erreicht. Wirklich! Das Gouvernement hat sich höchst liberal gezeigt, in der hier ertheilten Unterstützung; ich möchte sagen fast zu liberal, denn es reicht Hülfe um einen guten Accord machen zu können, ohne sehr auf Sicherheit zu sehen, und es ist schlimm von dem Grundsatz abzugehen, nur gegen, allenfalls liberal geschätzte Sicherheit Unterstützung zu geben, da das Gegentheil leicht zu Mißbräuchen Anlaß giebt. Es läßt sich wohl rechtfertigen, einige wenige alte, respectable Handlungen aufrecht zu halten,

soviel möglich selbst mit einiger Aufopferung, und um den Credit des Ortes zu erhalten; allein man opfert auch Geld, wo dieser Zweck nicht erreicht wird, und öffnet die Thüre zu endlosen Ansprüchen, denn ein Jeder glaubt so viel Recht auf Hülfe zu haben als ein Anderer. Allein, dem sei, wie ihm wolle, der Staat hat sich echt väterlich bewiesen, und verdient die höchste Dankbarkeit.

An Gröben.

Berlin, den 16. Juni 1822.

—— Welche ist Steffens (den ich herzlich zu grüßen bitte) Meinung von den Griechischen Angelegenheiten? Ich meinerseits war mit der meinigen sehr in der Klemme. Auf einer Seite wünsche ich sehnlichst, daß den rohen türkischen Barbaren die schönen Länder am Bosporus entrissen werden möchten; auf der andern besorge ich, daß, einmal jenes Feuer dort entzündet, die Revolutionairs in Frankreich und Italien die Verwirrung benutzen und die Flamme durch Europa verbreiten möchten, wobei Preußens Besitzstand abermals in Frage gestellt werden könnte. Jetzt scheint durch Kaiser Alexanders Weisheit und Mäßigung das Ungewitter beschworen. — Steffens könnte wohl auch nach Erdmannsdorf kommen?

An Hardenberg.

Berlin, den 28. Juni 1822.

Ew. Durchlaucht sind so wohlwollend gewesen, mich zu seiner Zeit von der angeblichen über mich Statt gefundenen Angabe der beiden Artillerie-Offiziere zu Danzig, Pierson und Wilkins, unterrichten zu wollen. Ich war es mir schuldig, dieser Aussage Folge zu geben und bei des Prinzen August K. H. auf Untersuchung anzutragen. Das Ergebnis dieser Statt gefundenen Untersuchung enthalten die hier mitfolgenden Akten. Ew. Durchlaucht, auf Ihrem hohen Standpunkt, sind beßer als ich ausgerüstet, zu beurtheilen, ob, wegen anderweit vorgekommener Angaben, es nöthig seyn dürfte, diese Angelegenheit weiter zu verfolgen und ich harre darüber Ew. Durchlaucht weiterer Befehle.

Ew. Durchlaucht wollen die Huldigungen meiner treuen Verehrung genehmigen.

Gr. N. v. Gneisenau.
Gen. d. J.

Randbemerkung von Hardenberg.

Den 29. geantwortet die Acten zurückgeschickt und gesagt ich fände jede neue Verfolgung der Angelegenheit unnöthig, ihn über jeden Verdacht erhaben.

An Hardenberg.

Berlin, den 2. Juli 1822.

Ew. Durchlaucht vor meiner Abreise nach Schlesien meine persönlichen Huldigungen darzubringen, verhindert mich ein mir drohendes Unglück. Meine Tochter Scharnhorst nämlich schwebt in Lebensgefahr und ich bin aufgefordert schnell dorthin zu eilen. Nachdem sie eine glückliche Niederkunft gehabt hat, befällt sie auf einmal ein schlagartiger Zufall. Ich muß befürchten, sie nicht mehr am Leben zu finden. Ew. Durchlaucht werden einem erschütterten Vater Ihre Theilnahme schenken.

Gott erhalte Ew. Durchlaucht.

Gr. N. v. Gneisenau.

An Clausewitz.

Erdmannsdorf, den 5. Juli 1822.
Nachts 10 Uhr.

Mein verehrter Freund.

Der Tod ist zum Erstenmal in mein Haus eingezogen! Heute Mittags ist meine Agnes Scharnhorst verschieden. Ach, sie schied so ungern von ihrem jungen Leben, ihren Kindern, ihrem Mann, ihren Eltern. Zwar hat sie dies mit keinem Wort verlautbart, aber wir wissen es aus so vielerlei Anzeichen; sie sah ihren Tod voraus, verschwieg aber ihre Besorgnisse. Erst gestern Abend drückte sie ihre Besorgniß gegen Theresen aus. Ach! rief sie in

ihren Schmerzen, Thereſe hilf mir, ich ſterbe. Und ihre Krankheit war ſo ſchmerzlich, ihre Agonie ſo lang! ſeit geſtern 12 Uhr Mittags dauerte ſie, mit kleinen Zwiſchenzeiten der Hoffnung; ſie iſt endlich an den Folgen des Nervenſchlages, den ſie vor 11 Tagen erlitten, und der ſich nun ſeit heute auch langſam über die rechte Seite erſtreckte, ſanft verſchieden. Unentſtellt liegt ſie nun mit ſanften Zügen da, und wir ſind in Schmerz verſunken, um ſo tiefer, als uns geſtern Vormittags Hoffnung der Beſſerung aufrichtete.

Ich war nämlich geſtern gegen 4 Uhr Morgens hier angelangt. Ottilie kam mir mit guten Nachrichten entgegen; meine Frau beſtätigte ſelbige; Scharnhorſt war ſogar vergnügt über die ſeit 2 Tagen eingetretene Beſſerung. Mehrere Stunden nach meiner Ankunft ward ich endlich zu ihr gebracht; ſie lag in einem dunkel verhangenen Zimmer; ich konnte ihre Geſtalt beinahe nicht erkennen; ich faßte nach ihrer Hand, küßte ſie und ſagte einige Bewillkommungsworte; ſie konnte vor Bewegung nicht antworten, ſie ſuchte aber zitternd meine Hand nach ihrem Mund zu bringen und bedeckte ſie einigemals mit ihren Küſſen. Ich ward erſchüttert; es war dies ihr Abſchied von mir. Mit dem Mittag traten die Kopfſchmerzen wieder ein, die Fieberanfälle meldeten ſich nach kurzen Zwiſchenräumen; die arme wimmerte; die beiden Aerzte verſuchten ihre Mittel; nur wenig Linderung in kurzen Zwiſchenräumen ward bewirkt. Noch zweimal habe ich ſie geſtern und zwar bei mehrerer Helle geſehen, aber ſie war ſonderbar verändert; eine halbe Stunde vor ihrem Verſcheiden ſah ich ſie heute nochmal, drückte meinen Mund auf ihre Hand und ſchied von ihr mit dem Vorſatz, ihre Todesleiden nicht länger anzuſehen. Man ſah es geſtern nicht gerne, wenn ich zu ihr gehen wollte, darum erſchien ich nur einige Male und nur auf kurze Zeit.

Scharnhorſt war 4 Tage früher als ich angekommen. Als vor ſeiner Ankunft meine Frau mit ihr über ihren Mann redete, ſagte ſie: „ach, wenn mein Mann wüßte, wie krank ich bin!“

hüllte sich dann in ihre Bettdecke und weinte ingeheim und still, so daß man es nur an dem Zittern der Bettdecke wahrnehmen konnte. Sie sah ihr Scheiden von ihm und Kindern vorher, wollte aber die Mutter durch ihre Furcht nicht betrüben. Auch Theresen hat sie es bestimmt gesagt, daß sie nicht mehr lange leben würde, und zwar noch vor ihrer Niederkunft.

Es ist wohl nicht leicht eine Frau aus schöneren Verhältnissen geschieden, zu Mann, Kindern, Eltern, Geschwistern und Freunden. Das ist nun alles unwiederbringlich vernichtet! Ich hatte so recht meine Freude an ihr, wie sie sich zur achtungswürdigen Hausfrau und Mutter selbst ausgebildet hatte. Das ist nun dahin!

„Mutter, Mutter, wache doch auf" ruft Gerhard an ihrem Bette, das ist herzzerschneidend!

Meine arme Frau kann nur wenig Thränen vergießen; sie starrt so vor sich hin. Der arme Scharnhorst tiefbetrübt, doch gefaßt und besonnen. „Wie hab ich das verschuldet", jammert er. Die Schwestern liegen auf den Stühlen umher und weinen. Der Knaben Lustigkeit steht damit in schmerzlichem Kontrast. Das Schmerzenskind, die neugeborene Kleine, ist übelaussehend, von der Milch der erschrockenen Amme.

So ist mein Haus aus einer Wohnung der Heiterkeit in eine der Trauer umgekehrt. Zwischen allem diesem Schmerz und Jammer hindurch müssen wir drei Hauptleidtragende, Anstalten zu Beerdigung, Trauerkleidung und allen den verschiedenen derartigen Gegenständen treffen, und meine Frau und ich sind darinn so unerfahren!

Den 6. Morgens.

Soeben komme ich von dem Bette meiner armen Agnes; sie liegt da mit einem Anflug sanften Lächelns. Wie das schmerzt! ich fühle mich sehr unglücklich; sie war die Zierde meines Hauses, nun ist sie dahin!

Nun geht meine Bitte an Sie, verehrter Freund, dahin, daß

Sie oder Ihre Frau Gemahlin zu Prinzessin Louise K. H. sich begeben, und ihr Namens meiner die betrübte Begebenheit melden; sie hat stets so viel Huld für mich und mein Haus gehabt, sie wird meinen Schmerz mitfühlen, und auch bei der Prinzessin Wilhelm K. H. wird Ihre Frau Gemahlin diese traurige Pflicht gern übernehmen. Aber was wird Ihre Gemahlin jammern, diese glückliche von ihr beschützte Ehe zerrissen zu sehen! ich werde deshalb nicht schwarz siegeln, damit Sie beiderseits nicht zu sehr erschrecken, wenn Sie etwa meinen Brief eher als die Todesnachricht von anders woher erhalten.

Gott befohlen! mein edler treu mitfühlender Freund

G.

An Frau von Clausewitz.

Erdmannsdorf, den 8. Juli 1822.

Verehrte Frau Generalin.

Ich fahre fort meinen Bericht aus unserm Trauerhause abzustatten. Wie ich bereits Ihrem Herrn Gemahl schrieb, so war es unsere Absicht die verblichene heute zur Erde zu bestatten, die Gewitterluft zweier Tage aber lößte ihre irdische Hülle auf und der Arzt drang darauf, mit diesem traurigen Geschäft zu eilen. Wir Männer trafen also, ohne den Frauen davon Kenntniß zu geben, insgeheim Anstalten zur Beerdigung für gestern Nachts. Als alles gegen 10 Uhr in Bereitschaft war, unterrichtete ich meine arme Frau von der eingetretenen Nothwendigkeit und den geschehenen Anstalten, ihr anheim stellend, ob sie ihrer Tochter das nächtliche Geleite geben wollte. Sie war alsbald entschlossen dazu. Meine Schwiegermutter war dazu zu schwach. So setzte sich der Trauerzug in Bewegung, der Sarg getragen, das Dorf hinab, gen Lomnitz auf den Kirchhof. Dort ist an der katholischen Kirche eine Gruft, zu Erdmannsdorf gehörend, angebaut oder vielmehr in die Erde versenkt. Vor selbiger hielt der protestantische Prediger eine kurze Rede und dann ward der Sarg hinabgesenkt.

Meine Frau, ich, Kinder und Freunde ſtiegen noch hinunter. Ach! unter welchen Empfindungen! der Mond beſchien die jammervolle Scene. Frau von Zedlitz und ihre Schweſter Reſtorf haben ebenfalls unſerer heimgegangenen Tochter die letzte Ehre erzeigt, ſo wie zwei Vettern und meine Schwägerin; ſonſt war Niemand dabei, außer den Zuſchauern aus den beiden Dörfern. Um Mitternacht kehrten wir heim.

Heute Nachmittags zwei Uhr wird der Trauergottesdienſt in der evangeliſchen Kirche zu Lomnitz gehalten werden, wozu ſich wohl viele Nachbaren einfinden werden. Dafür muß man wohl dankbar ſein, aber es iſt ſo ſtörend für unſern Schmerz und der Beſorgungen und Veranſtaltungen ſind da ſo viele.

Vorhin traf ich meine Töchter nebſt Frau von Reſtorf beſchäftigt, die von dem theuren Haupt meiner Agnes genommenen Haare zu ordnen. Das iſt ſo wehmüthig. Immer kommen einem ſolche Gegenſtände unter die Augen, die ſchmerzlich an ſie erinnern. Ihr Leichenkleid war der Morgenanzug, den ich ihr für ihren Brautmorgen geſchenkt hatte. Das Zimmer, das ich ihr zu ihrer Fräulein-Wohnung eingerichtet hatte, ihr Brautgemach, ihr Sterbegemach, ihre Kinderſtube, das ſind ſo ſchmerzliche Contraſte.

Mein Troſt iſt die Erinnerung an ihre hohen Tugenden, ihre Häuslichkeit, ihre Liebe zu Mann und Kindern, ihre reine Sittlichkeit und ihr ſchönes weibliches Zartgefühl; aber die große Menge irdiſcher Güter, von denen der Tod ſie ſo ſchmerzlich riß, die Erinnerung hieran, verwundet tief.

Eben jetzt führt Gerhard ſeinen Vater im ganzen Hauſe umher, um die Mutter zu ſuchen, wie er ſagt. Ich zeige ihm von dem Balcon den Thurm zu Lomnitz, und ſage ihm, „dort ſchläft deine Mutter.“

den 9. July.

Die kirchliche Todes-Feier unſerer Agnes iſt geſtern von 3 Uhr an bis Abends vor ſich gegangen. Die Predigt hielt der Lomnitzer evangeliſche Geiſtliche, aus deſſen Händen ſie kurz vor-

her das Abendmahl empfangen hatte. Die Standrede hielt der Prediger des Prinzen Wilhelm zu Fischbach auf eine ganz vortreffliche Weise.

Heute 11 Uhr wird die Taufe der hinterlassenen Tochter sein, die wir so schmerzlich haben erkaufen müssen. Wir haben vorausgesetzt, daß wir Sie, gnädige Frau, als Mitpathe bei dieser feierlich schmerzlichen Handlung aufführen dürfen.

Ich habe nun die Idee, auf dem Lomnitzer Kirchhof eine Gruft, freistehend und abgesondert von der Kirche erbauen zu lassen, groß genug, um die Gebeine meiner hingeschiedenen Tochter und derjenigen von uns, die der Tod noch fordern wird, fassen zu können. Ihr Herr Gemahl ist wohl so gütig, über eine schickliche architektonische Form nachzudenken und mit G. R. Schinkel darüber zu reden, der gern einige Bleistiftzeichnungen zur Auswahl hierzu verfertigen wird.

Gott erhalte Sie, verehrte Frau Generalin und erspare Ihnen die Bitterkeit solcher Trennung. Mit treuer Verehrung

Ihr

ganz gehorsamster Diener
Gr. N. v. Gneisenau.

An Frau von Helvig, geb. von Imhoff.

Erdmannsdorf, den 7. Juli 1822.

Gnädige, verehrte Frau Generalin.

Meine Tochter Agnes von Scharnhorst ist nicht mehr; ihr Geist ist in die Wohnungen der Seeligen übergegangen; vorgestern Mittags endete ihr schönes ach nur gar zu kurzes Leben. Am 12. Tage nach ihrer Niederkunft befiel sie ein Nervenschlag, der ihre linke Seite, aber nicht ihre Seelenkräfte lähmte; so hielt sie sich, mit abwechselnden Zwischenräumen der Hofnung biß zum 5. dieses Mittags, wo unter vielen Schmerzen die Lähmung der linken Seite begann, und sie unter einer langen schmerzvollen Agonie, endlich, nach einem anscheinend ruhigen Schlaf, der etwa

zwei Stunden anhielt, sanft verschied. Ach sie schied so ungern und schmerzlich von ihrem jungen Leben, das in allen seinen Verhältnissen so glücklich war. Geliebte Kinder, ein geliebter Mann, liebende Eltern und Schwestern, Freiheit von Nahrungssorgen, eine blühende Jugend von 22 Jahren, es war wohl hart davon scheiden zu müssen! So viel glückliche Verhältnisse finden unter Millionen von Menschen nur selten Statt; es waren dies große Güter des irdischen Lebens. Und ihre reine Tugend, ihre große weibliche Zartheit, ihr Streben nach sittlicher Ausbildung, die stille Erwerbung von mancherlei Kenntnissen, die nur ihre nächsten Bekannten an ihr wahrnehmen konnten, hatten sie mir so achtungswürdig gemacht, und ich hatte meine stille Freude an ihr. Nun muß sie mir der Tod rauben! Noch vor ihrem letzten Kampf langte ich hier an. Wenig Worte konnten wir nur einander sagen. In erschütterter Bewegung führte sie mit ihrer noch gesunden rechten Hand die meinige an ihren Mund und überdeckte sie mit ihren Küssen. Es war dies ihr Lebewohl. Ach die Erinnerung daran ist wehmüthig. Ich bin sehr unglücklich.

Morgen wollen wir sie zur Erde bestatten. Der Tod hatte ihre Züge nicht im mindesten entstellt! ein sanfter Anflug von Lächeln hatte sich darüber verbreitet. Es war, als wenn sie wieder erwachen könnte „Mutter, liebe Mutter, wache doch auf„ rief ihr Kleiner. Der Kleinere streichelt sie mit heiterm freundlichen Gesicht. Das sind Wehmuths Scenen häuslichen Jammers! Meine arme Frau ist ganz gebeugt. Noch nie war der Tod in unser Haus eingezogen. Ihr theilnehmendes Herz wird wehmüthig unserer gedenken. Gott befohlen! verehrte Frau Generalin. Mit dem Wunsch, daß Sie vor ähnlichen Kummer bewahrt bleiben mögen, bin ich

Ihr

treuergebener Diener
Gr. N. v. Gneisenau.

An Clauſewitz.

Erdmannsdorf, den 12. July 1822.

Mein verehrter General.

Ihr freundliches Anerbieten, uns in unſerem Kummer mit Ihrer beiderſeitigen Geſellſchaft erfreuen zu wollen, nehme ich dankbar an; Es wird uns zum Troſt gereichen, von der Hingeſchiedenen mit treuen Freunden, die ihr Wohlwollen und Theilnahme geſchenkt hatten, reden zu können.

Eine ſchwere Berathſchlagung ſteht uns noch bevor. Was ſoll nun mit den drei hinterlaſſenen Kindern begonnen werden? Das natürlichſte iſt immer, ſie in dem großelterlichen Hauſe zu laſſen, aus einigen Außerungen Scharnhorſts indeſſen geht hervor, daß er ſolche mitzunehmen beabſichtiget. Soll er nun ſolche Miethlingen anvertrauen? Dies würde uns ſtets beunruhigen. Auf der anderen Seite ſcheint meine Frau es ſich nicht mehr zuzutrauen, die Knaben zu erziehen und zwar wohl mit einigem Recht. Alles, das iſt ſo betrübt! Klar iſt die Sache zwiſchen uns noch nicht zur Sprache gekommen; es mag wohl jeder vor der Erörterung ſich ſcheuen. Ich begreife dabei ſehr wohl, wie ſchwer es Scharnhorſt werden müßte, ſich von den Kindern zu trennen.

Wenn es noch eines anderen Motivs für Sie beide bedürfte hierher zu kommen, ſo wäre es der Umſtand, daß der Miniſter von Stein jetzt ſtündlich in Buchwald erwartet wird, wo er einige Wochen zu verweilen gedenkt. Er bringt ſeine beiden Töchter mit. Wenn Sie dieſen Brief erhalten, iſt wohl Prinzeſſin Louiſe bereits von dort abgereiſt.

An Frau von Clauſewitz.

Erdmannsdorf, den 31. Auguſt 1822.

Verehrte Frau Generalin.

Als bei Ihrem Scheiden von uns Ihr Wagen uns aus dem Geſicht war, da fiel mir es ſchwer aufs Herz, was alles ich Ihnen beiderſeits an Dank für Ihre Theilnahme an unſerem Unglück und

für die durch Ihre Gegenwart uns gewordene Aufheiterung hatte sagen wollen und vor Rührung nicht hatte sagen können, sowie Alles, was meinem untreuen Gedächtniß an vorgehabter Rathpflegung und Mittheilung entfallen war. Wir waren alle sehr bewegt. Nach einem solchen Unglück als das von mir erlebte scheint jede Trennung ein Vorbote der ewigen Trennung durch den Tod, und mehr und weniger mochte uns allen solche Ahnung vorschweben. Mir soll der Tod recht willkommen sein, ungeachtet aller Momente zu einem glücklichen Leben die mir noch übrig geblieben sind. Aber ein altes Sprüchwort sagt: Unglück kommt selten allein. Und da wünsche ich lieber von hinnen zu scheiden, ehe mich ein zweiter Schlag trifft. Wie oft habe ich Ihnen beiden, wenn Sie mein Glück priesen, gesagt: daß ich diesem noch ungetrübten Glück nicht traue, daß ich besorgte, daß ein Wetterschlag aus heiterem Himmel mich treffen könne? er hat getroffen dieser Wetterschlag und zwar schmerzlich.

Clausewitz an Gneisenau.

Berlin, den 5. Oktober 1822.

Hier hat sich seit Kurzem nichts so wichtiges zugetragen als die Ernennung des Minister Voß zum Präsidenten des Staatsrathes und Staatsministerii. Meine erste Frage war, ob man ihm eine besondere Geschäftsinstruktion ertheilt habe. Davon weiß Niemand etwas und so halte ich dies nur für den Fuß im Bügel. Freilich wird er sich factisch schon jetzt eine größere Wirksamkeit verschaffen als Altenstein sie in seiner Eigenschaft als Präsident des Staatsrathes genossen hat, denn er besitzt das Vertrauen des Kronprinzen und da er jetzt wieder etwas Neues ist, auch wohl das des Königs bis auf einen gewissen Punkt; aber das kann doch alles ohne die gehörigen Befugnisse nicht weit führen, ich sehe es daher nur als das Mittel an, ihn mit der jetzigen Staatsverwaltung bekannt werden zu lassen, und, wenn es der Zufall will, als eine Veranlassung zu neuen Erschütterungen des jetzigen Kanzlerthums. Die meisten Menschen sind mit dieser Anstellung zufrieden und erwarten davon mehr Ordnung und Sicherheit in der Administration, ich glaube allerdings, daß diese beiden Wirkungen von der Persönlichkeit des Minister Voß sehr gut ausgehen könnten, aber nicht von einer so intermediären Station. Ferner frage ich, ob denn diese beiden Sachen alles, oder auch nur das wichtigste sind. Mir scheint die vornehmste Frage zu sein, welche Ansichten ein Führer des Ganzen von der Stellung und den großen Verhältnissen dieses Ganzen hat. Ich kenne die des Minister Voß nicht, aber gesetzt sie wären falsch und kleinlich, so wird wahrlich

die bloße Ordnung in der Administration den Fehler nicht gut machen. Herr v. Humboldt meint, es fehlt garnicht am Gelde, wenn man nur ordentlich damit wirthschaftet; ich glaube allerdings, daß man mit 55 Millionen auskommen kann, aber ich glaube, daß man diese 55 Millionen nicht wird aufbringen können. Seit dem Kriege ist der Werth des Geldes um 40 Procent gestiegen, alle Preise gehen herunter, die der Getreidearten voran, die Abgaben aber sind garnicht nach dem Geldfuß normirt, sondern absolut, es scheint mir daher fast unmöglich, daß sie bestehen. Die Ausgaben des Staates hängen ebenfalls sehr wenig von dem Geldwerthe ab, denn ein Fünftheil geht auf Schuldenzinsen hin, die beim erhöheten Geldwerth eher steigen als fallen, und reichliche drei Fünftheile dürften in Gehalten bestehen, die alle normirt worden sind, wie die Preise der Lebensmittel sehr hoch waren und die Niemand jetzt herunterseßen will. Kommt dieser Mangel an Gleichgewicht wirklich zum Ausbruch, so wird man zu dem großen Hülfsmittel schreiten, die Armee zu schwächen, denn von der einen Seite schafft keine andere Ersparniß so viel, von der anderen Seite trifft der Nachtheil Niemand persönlich, denn den Generalstab wird man am wenigsten antasten, man verletzt blos eine Idee, über deren Werth und Richtigkeit sich streiten läßt, und deren Wirkungen sich spät, unmerklich in allgemeinen Erscheinungen äußern die nicht unmittelbar auf den Urheber zurückfallen. Wem ist es je eingefallen, von unserer schlechten Katastrophe im Jahre 1806 einen bedeutenden Antheil dem Minister Schulenburg zuzuschreiben; und doch war er derjenige, in dessen Hand sich die Staatsadministration damals am meisten konzentrirte und der durch Mangel an Ideen und Einrichtungen, die das Ganze belebt hätten, alles in Schwäche versinken und in wurmstichigen Formen lose und wackelig werden ließ. — Doch genug — verzeihen Ew. Excellenz diesen abhandelnden Ton, in den ich hineingerathen bin.

Valentini hat den 3. Theil seiner Kriegskunst erscheinen lassen, welcher den Türkenkrieg enthält. Ich habe das Frühere aus guten Gründen noch nicht gelesen, dieser Theil nimmt sich, wenn man das Inhaltsverzeichniß der Paragraphen durchläuft, ordentlich prächtig aus; wenn man aber an das Buch selbst kommt, so ist es peu de chose. Indessen empfehle ich es Ew. Excellenz dennoch, weil aus den Feldzügen von 1810 und 1811 einige ganz interessante Fragmente darin enthalten sind; man sieht aus ihnen, daß der Krieg gegen die Türken jetzt nicht mehr sehr verschieden von den anderen Kriegen ist (ungeachtet das Buch grade das Gegentheil aufstellt) und daß die Türken noch immer von einer seltenen wahrhaft naiven Dummheit, und bei dem übrigen Verfall ihrer kriegerischen Einrichtungen gar nicht mehr furchtbar sind.

Frau von Clausewitz an Gneisenau.

Berlin, den 26. October 1822.

——— ——— Die diesjährige Ausstellung enthält mehrere so vortreffliche Sachen, daß ich recht bedaure, daß Euer Excellenz diesen Genuß nicht mit uns getheilt haben; besonders zeichnet sich ein Bild von Begas aus, seine Familie vorstellend, das an Wahrheit und Ausführung dem Schönsten, was die niederländische Schule in dieser Art geleistet hat, vollkommen gleichkommt. Auch giebt es mehre vortreffliche Landschaften,

worunter sich drei von Catel und einige aus München sehr auszeichnen, auch eine sehr schöne Copie von einer herrlichen Landschaft von Schinkel, die ich erst bei dieser Gelegenheit kennen gelernt habe und die mich fast mehr als alle die übrigen anzieht. Es ist ein von hohen Felsen umschlossener See, in dessen Mitte sich ebenfalls auf einem Felsen ein sehr phantastisches Schloß erhebt, im Vordergrunde ist eine zahlreiche Gesellschaft auf schön geschmückten Gondeln, Musik am Ufer, kurz alles deutet auf ein frisches, frohes Leben und die beschneiten Alpen, die sich im Hintergrunde erheben, deuten an, daß man sich auf der Grenze der Schweiz und Italiens befindet und daß der Comer See wohl einige Veranlassung zu dieser schönen Composition gegeben haben mag. Graf Bernstorff hat ihn in Wirklichkeit besucht und ist ganz entzückt davon wie überhaupt von dem was er in Italien gesehen hat. Möge es uns doch auch noch einst vergönnt sein, diesen klassischen Boden mit einander zu betreten!

An Frau von Clausewitz.

Warmbrunn, den 1. November 1822.

Verehrte, gnädige Frau Generalin.

Mit Rührung habe ich Ihre mir wohlwollenden Glückwünsche zu meinem Geburtstag erhalten; ich weiß, daß unter allen denjenigen, die ich an diesem Tage zu erhalten pflege, keine redlicheren als die Ihrigen sind, und keine, die ich stolzer empfange. Ein solches Wohlwollen ist geeignet, mir das Vertrauen zu mir wieder zu geben, das ich manchmal zu verlieren in Gefahr bin.

Heute hat die kleine Agnes ihren ersten Zahn gezeigt, ohne Uebelbefinden. Sie wird alle Tage dem Gerhard ähnlicher und hübscher.

Das Bild von Schinkel, einen See und Luftfahrende vorstellend, dessen Sie lobend erwähnen, kenne ich; es hat noch einen Compagnon, ebenfalls einen See und Fischende, vornehme Gesellschaft des Mittelalters vorstellend. Diese beiden Bilder halte ich für die lieblichsten unseres Meisters.

Ja, ja, nach dem Lago di como und nach den anderen Seen, dahin möchte ich mit dem Clausewitzschen Ehepaar ziehen; dafür will ich für den Rest meines Lebens noch eine nahmhafte Summe aufwenden und manches andere, Geld, Pferde, Wagen pp. dafür hingeben, wenn dieser oft besprochene Plan einmal verwirklicht würde; aber bald, denn ich habe nun mein großes Stufenjahr, 63,

nämlich siebenmal neun, angetreten, und da endet man gewöhnlich; also schnellen Entschluß.

Ihr

gehorsamer Diener

Gr. N. v. Gneisenau.

An Clausewitz.

Warmbrunn, den 1. November 1822.

Mein verehrter Freund.

Meinen herzlichen Dank für Ihre freundlichen Glückwünsche zu meinem Geburtstage. Zum ersten male empfange ich sie von meinen Freunden mit Wehmuth. Es ist schmerzlich an solchen Merkzeichen des Lebens vorüberzugehen, wo ein Kreuz am Wege uns sagt, daß da ein geliebtes Wesen geendet und von uns nun geschieden ist, vielleicht auf ewig! Wie glücklich sind die in der Einfalt ihres Herzens sicher sind, daß sie ihre Lieben wiedersehen werden in Fleisch und Gebein, mit allen unseren Erinnerungen und menschlichen Gefühlen. So trägt meine Frau mit Ruhe und Heiterkeit ihren Verlust, wenn gleich oft noch ihre Thränen fließen; aber ihr ist ein künftiges Leben die höchste Gewißheit dieser Erde.

Es scheint mir, als ob Sie meinen, ich überlasse mich meiner Schwermuth, aber dem ist nicht so. Ich bin wohl heiter und selbst oft scherzend. Ueber meine Trauer werde ich meist Herr und lasse mich in Gesellschaft nicht von meinem Kummer beschleichen, aber in der Einsamkeit überlasse ich mich ihm gerne und fühle mich durch ihn veredelt. Diese stille Trauer ist mir lieb geworden und ich möchte sie gegen keinen anderen Zustand vertauschen.

Meine Gesundheit, abgerechnet mein Fußübel, ist zeither vortrefflich gewesen, trotz dem schwächenden Bade und dem noch schwächenderen Schwefel den ich innerlich gebrauche und der, obgleich ich mich durch dessen Gebrauch matt fühlte, meiner Natur

zuzusagen scheint. Mein Fuß ist nun ganz beruhigt, nur etwas Röthe daran erinnert an das dageweſene Uebel, Neigenfeind läßt mich aber der Zuverläßigkeit der Kur wegen, noch nicht davon los und verurtheilt mich zu längerem Gebrauch der Bäder und des Schwefels und ich gehorche.

In Ihrem vorletzten Briefe erwähnen Sie einen Gegenstand, der auch mir schon oft lebhafte Beſorgniſſe erregt hat, nämlich unſeren Finanzzuſtand. Ausgabe und Einnahme ſind nach dem Maaßſtab glücklicherer Zeiten abgemeſſen und wir wollen uns noch immer nicht eingeſtehen, daß wir in dem Zuſtand eines banquerotten Kaufmanns ſind, der ſeinen Aufwand noch nicht beſchränken will, in der Hoffnung, daß ſeine gewagten Speculationen gelingen werden. Jetzt wo unſer Leinwandhandel, die Ausfuhr des Holzes, des Eiſens und des Getreides vernichtet ſind, iſt es unmöglich, daß die neugeſchaffenen Abgaben eingehen können, daher das Deficit. Beſtände jene Ausfuhr noch, ſo würden die Abgaben mit Leichtigkeit eingehen, ſo aber werden wir an Geld gänzlich verarmen. Der Adel wird zuerſt ins Verderben und ſeine Güter bis zum Unwerth herabſinken, nur ein kleiner Theil ſeiner Mitglieder wird ſich im Beſitz erhalten können.

Ich beſorge aber noch Schlimmeres. Faſt ganz Europa neigt ſich zum Republikanismus. Die öſtlichen Staaten allein halten den Monarchismus noch aufrecht. Werden ſie es aber immer können? Wird in dem engliſchen Miniſterium ſtets genug Weisheit, Kraft und Glück vorhanden ſein, um den Ausbruch einer Revolution zu verhindern? wird die verwegene kleine revolutionaire Partei in Frankreich nicht endlich die zwar zahlreichere, doch weniger entſchloſſene royaliſtiſche beſiegen wie es in den Jahren 90—94 geſchah? Werden dann die öſtlichen Mächte unbeſchäftigt ſein? oder einig? um alsdann die letzten Kräfte des Königthums aufzubieten, den weſtlichen Aufſtand zu dämpfen? Was wird dann aus unſeren 11 Millionen werden? wird unſere Militairkraft nach allen Seiten hin entwickelt ſein und unſer Land-

wehrsystem ausgebildet? Denn noch ist es in seiner Kindheit. Das sind trübe Betrachtungen. Es ist zu wünschen, daß zu Verona*) all dieses reiflich erwogen werde. Freilich rede ich hier von einer Zeit, die ich Gottlob nicht mehr erleben werde, aber sie kann kommen, und dann ist es schlimm. Möge ich Unrecht haben, das ist das beste.

Von Prinzessin Louise habe ich vom Tage ihrer Abreise von Fürstenstein einen Brief erhalten, der ihren Abschied von den schlesischen Bergen ganz wehmüthig, ausspricht, aber den Vorsatz enthält, ihre Tage daselbst beschließen zu wollen.

Gott schütze und erhalte Sie bei Gesundheit und Heiterkeit. Das wünscht

Ihr

treuergebener Freund

G.

Clausewitz an Gneisenau.

Berlin, den 26. November 1822.

Scharnhorst ist seit acht Tagen verreist nach Hannover, wie er uns gesagt hat; vom General Pirch aber habe ich gestern erfahren, daß es in der alten Duell Angelegenheit ist, welche der Major D. und der Hauptmann B. mit einander haben, die der erstere in diesem Sommer abmachen sollte und nicht gründlich abgemacht zu haben scheint, so daß man jetzt für gut gefunden hat, ihm einen Offizier des Corps mitzugeben, der als Augenzeuge über den Hergang urtheilen könne, und da ist denn, wie es scheint, von Seiten des General Müffling die Wahl auf Scharnhorst gefallen. Unangenehm bleibt der Auftrag immer, obgleich ihn der Beweis des Vertrauens ehren muß. Sie sind glaube ich nach Braunschweig und in einigen Tagen müssen wir Nachricht haben.

Frau von Clausewitz an Gneisenau.

Berlin, den 29. November 1822.

Ew. Excellenz wissen wohl, daß ich nicht anmaßend genug bin um zu glauben, daß das Ausbleiben meiner Briefe für irgend jemand ein wahrer Verlust sein könnte, dennoch ist es mir ein drückendes Gefühl, daß ich schon beinahe vier Wochen im Besitz Ihrer freundlichen Zeilen bin ohne Ihnen meinen Dank dafür gesagt und ohne Ihnen gesagt zu haben, wie herzlich wir uns über die besseren Nachrichten von ihrem Fuß gefreut haben. — Hätte ich Ihre abermalige Einladung zur Wanderung nach dem Lande, „wo die Citronen blühen", auf eine meinen Wünschen gemäße Art beantworten können, so hätte ich nicht so lange gesäumt die

*) Wo grade ein Congreß der fünf Großmächte tagte.

Feder zu ergreifen und schnell hätten Sie mich bereit gesehen diese herrliche Reise in so guter Gesellschaft anzutreten; ich hätte auch für einen solchen Zweck ein bedeutendes Opfer nicht gescheut, allein mein Mann ist anderer Meinung und so viel Freude ihm eine solche Reise machen würde, wenn die Umstände sie von selbst herbeiführten, so ist sie ihm nicht Bedürfniß genug um in seinen Augen eine Ausgabe zu rechtfertigen, die unser kleines Capital vermindern würde, und obgleich ich die Kasse in Händen habe, muß ich mich doch bei solchen wichtigen Finanzangelegenheiten der Entscheidung der höheren Instanz unterwerfen. Es bleibt mir also nur die Hoffnung, daß ein großes Loos in der Lotterie, oder irgend ein anderes unerwartetes Ereigniß mich zur Erfüllung meiner Wünsche führen könnte, und so schwach begründet eine solche Hoffnung auch sein mag, so gebe ich sie doch nicht auf. Aber freilich darf ich weder erwarten noch wünschen, daß Ew. Excellenz die Ausführung Ihrer Pläne bis zu diesem ungewissen günstigen Ereigniß verzögern und so weh es mir thun würde Sie ohne uns abreisen zu sehen, so würde ich mich doch auch herzlich freuen, wenn Ihnen ein solcher Genuß zu Theil würde; ich würde Sie dann wenigstens in Gedanken begleiten und jede Freude mit Ihnen theilen und aus Ihren herrlichen Briefen würde Italien mit seinem frischen Sonnenglanz und dem Reichthum seiner Kunstschätze und seiner Erinnerungen auch bis zu uns herüberstrahlen. Die Reise des Kronprinzen ist, wie man sagt, bis zum künftigen Herbst aufgeschoben, bei seiner Liebe zur Natur und Kunst, seiner kindlichen Fröhlichkeit muß es eine doppelte Freude sein etwas Schönes mit ihm zu sehen und wenn Ew. Excellenz sich so einrichteten, daß Sie ohne förmlich mit ihm zu reisen, doch an den interessantesten Punkten mit ihm zusammenträfen, so glaube ich, daß Sie sich und ihm einen erhöhten Genuß bereiten würden. — Der König soll ganz entzückt von Italien sein und soll seinen Kindern sehr ausführlich und schön darüber schreiben. Von seinem Aufenthalt in Rom und Neapel sind, so viel ich weiß, noch keine Nachrichten hier,; es ist schade, daß er an dem letzteren Ort nicht etwas früher angelangt ist, um Zeuge von dem großen Naturschauspiel zu sein, was sich dort ereignet hat, es soll das bedeutendste sein, das seit Menschengedenken stattgefunden hat. Herr von Hügel hat einen sehr interessanten Brief von seinem Bruder darüber erhalten, der mit der österreichischen Armee in Neapel ist und grade in der Nacht, als der bedeutendste Auswurf statt hatte, den Berg bestieg um von einer dem Krater gegenüber liegenden Spitze Zeuge davon zu sein. Diese Neugierde scheint ihn der eminentesten Gefahr ausgesetzt zu haben, denn ein Regen von glühenden Steinen fiel auf der Stelle nieder, auf der er stand, allein er ist glücklicher gewesen als Plinius; er ist wohlbehalten zurückgekehrt und hat uns durch eine sehr geistreiche und lebendige Beschreibung des Geschehenen erfreut.

Die freudige Aussicht Ew. Excellenz gegen Neujahr hier zu sehen, wird uns durch die Besorgniß getrübt, daß Ihnen die Rückkehr in Ihr verödetes Haus doppelt schmerzlich sein wird, wenn Sie ohne Ihre Familie stattfindet und deshalb hätte ich gewünscht daß es der Gräfin gelungen wäre, ihren Widerwillen gegen Berlin zu überwinden; es hätte ja nur von ihr abgehangen ihre hiesige Lebensweise so still und ruhig einzurichten als sie gewollt hätte und wenn sie gleich von Hause aus erklärt hätte, daß sie und ihre Töchter diesen Winter nicht in Gesellschaft

gehen und nur ihre näheren Freunde sehen würden, hätte es ihr gewiß niemand verdacht. Auch kann ich mir nicht denken, daß bei diesem schönen milden Wetter die Reise der kleinen Agnes hätte schädlich sein können, doch begreife ich, daß Ew. Excellenz hierüber, wie über den vorigen Punkt die Bedenklichkeiten der Gräfin ehren und sie zu keinem Entschluß bereden wollen, der ihrer innern Ueberzeugung zuwider wäre.

Möchte es nur Ihren hiesigen Freunden gelingen Ihnen die häusliche Einsamkeit, die Ihrer hier wartet weniger drückend zu machen; an dem guten Willen dazu soll es gewiß nicht fehlen! — Etwas rechne ich auch auf die Freude, die Ihnen die beiden Knaben machen werden, die täglich an Liebenswürdigkeit und Interesse zunehmen und immer mehr an die Mutter erinnern, selbst Gerhard hat Momente wo er ihr sehr ähnlich sieht; ich habe die Kleinen diesen Morgen besucht und habe sie sehr munter gefunden, ich sagte dem ältesten, daß ich nach Erdmannsdorf schrieb und fragte wen ich dort grüßen sollte. Die Antwort war den Großvater, die Großmutter und die kleine Tante, die auch in der Ferne noch sein Liebling scheint.

An Frau von Clausewitz.

Erdmannsdorf, den 7. December 1822.

Hochverehrte gnädige Frau Generalin.

Sie wollen, gnädige Frau, meinen herzlichen Dank für das Schreiben vom 30. v. M. empfangen, womit Sie mich beehrt haben, obgleich der Anfang desselben alsbald eine abschlägige Antwort enthält, nämlich daß ich nicht so leicht darauf rechnen solle, in Ihrer beiderseitigen Gesellschaft eine Reise nach Italien zu machen. Da diese so lang sich verzogen hat, so fange ich an, darauf Verzicht zu thun und beruhige mich durch die Hoffnung, wenigstens die Alpen noch vor meinem Ende zu besuchen, vielleicht bleibt auch dies eine nicht erfüllte Hoffnung, woraus überhaupt das menschliche Leben größtentheils, und zwar zum Heil und zur Beruhigung der Menschen besteht.

An meine Rückkehr nach Berlin denke ich mit Bangigkeit. Wenn nicht in der Burgstraße ein Ehepaar wäre, ich würde gänzlich darauf verzichten, selbst aus ökonomischen Gründen. Seitdem ich mich selbst wieder mit der Landwirthschaft hier abzugeben angefangen habe, gewinne ich die Aussicht, die Zinsen meines in Erdmannsdorf angelegten Kapitals zu erwirthschaften, welcher Aussicht ich entsagen muß, sobald ich mich von hier entferne. In

Sommerschenburg habe ich durch verkehrte Bewirthschaftung eines nun entlassenen Amtmanns in einem einzigen Jahre 16,000 Thlr. verloren. Ginge es so fort, so würde das Erbe meiner Kinder sehr zusammenschmelzen. Besser und väterlicher wäre es demnach von mir gehandelt, wenn ich dem Aufenthalt in Berlin entsagte, meinen Haushalt einschränkte, und durch Ersparung zu gewinnen suchte, was in den letzten Jahren verloren ging. Ich würde bei der hiesigen Wohlfeilheit und bei der minderen Gelegenheit zu großem Aufwand dennoch ganz anständig leben können. Freilich meine Töchter würden vor der ihnen genommenen Aussicht, in Berlin von Zeit zu Zeit zu verkehren, etwas erschrecken, aber die Mädchen zeitig an Entbehrung und Entsagung zu gewöhnen, ist wohl ihrem Heil sehr ersprießlich und trägt gute Früchte.

Die drei Mädchen sind übrigens sehr fleißig, lesen viel und sind in Geschichte, Geographie pp. so ziemlich bewandert. Einen guten Guitarren-Lehrer habe ich in hiesiger Gegend aufgefunden und sie machen bei ihm gute Fortschritte, dabei lasse ich die zwei jüngeren sich fleißig im Singen üben und der falschen Töne werden weniger. Emilie hat sich überhaupt sehr zu ihrem Vortheil geändert; alle drei machen mir Freude und die kleine Agnes wird, nach der Meinung der Großeltern, täglich hübscher; dies alles erschwert mir die Trennung von hier. Bei so vielen anregenden Gründen zum Verbleiben auf meiner Hufe könnte demnach meine Beredsamkeit bei meiner Frau, um sie zu bewegen, nach Berlin zu gehen, von keinem großen Erfolg sein, wenn auch die Jahreszeit nicht solches wegen der kleinen Agnes bedenklich machte, da, obgleich jetzt noch mild, die rauhe Witterung dennoch täglich eintreten kann.

Sie sind wohl bereits von der nahen Ankunft des Herrn v. Stein und seiner Töchter in Berlin benachrichtigt. Die Angelegenheit der Provinzial-Verfassungen führt ihn dahin. Es wird dies ohne harte Stürme nicht abgehen, denn wie ich vernehme, soll er gegen manche Personen sehr erbittert sein.

Clausewitz an Gneisenau.

Berlin, den 7. Dezember 1822.

Ich bin wohl der erste, der Euer Excellenz eine Nachricht mittheilt, die Sie sowenig wie wir ohne herzliche Betrübniß vernehmen werden. Der Fürst Hardenberg ist in Verona, vom Schlage getroffen, verschieden. Die Nachricht ist in dieser Nacht hier angekommen; den Tag seines Hinscheidens weiß ich selbst nicht. — Wie seine Verhältnisse zuletzt waren, läßt sich allerdings nicht glauben, daß er noch viel geleistet, jenes befördert dieses aufgehalten haben würde; man kann wohl kaum sagen, daß er noch zählte, nichtsdestoweniger kann ich mich nicht enthalten, seinen Verlust zu bedauern. Euer Excellenz war er ein vieljähriger Freund, und sein Tod muß Sie also schmerzlicher berühren als uns.

Die Veränderungen, welche dieser an sich so merkwürdige Todesfall in der Administration veranlassen wird, dürften im ersten Augenblick so groß nicht erscheinen. Herr von Voß ist schon Präsident des Ministeriums, es bedarf also im Grunde nur einer Geschäftsinstruction für ihn um seinen Wirkungskreis insoweit festzusetzen als der Tod des Fürsten eine Leere lassen sollte. Man könnte hier Talleyrands bon mot fast umkehren und vom guten alten Fürsten sagen, qu'il a occupé plus de place qu'il ne laisse de vide. Wahrscheinlich werden das Kriegsministerium und die auswärtigen Angelegenheiten ihre Vorträge unmittelbar beim Könige haben, die übrigen Ministerien durch Herrn von Voß. Doch will ich auch nicht dafür stehen, daß man nicht wieder auf eine Cabinets Regierung denken sollte, die dem Könige bequemer sein dürfte als alles andere. Das muß sich schnell entwickeln.

Unter dem Siegel der Verschwiegenheit ist mir vor etwa acht Tagen vertraut worden, daß Herr v. Stein im December mit seinen Töchtern auf einige Monate herkommt; seine Absicht scheint wohl zu sein auf die Verfassungsangelegenheit einzuwirken, jedermann aber wird, weil die Sache bis jetzt ein Geheimniß geblieben ist, glauben, er käme, um sich als Nachfolger des Fürsten zu melden. Das thut mir leid für Stein, weil es den Schein eines verfehlten Anschlags auf ihn werfen wird. Von der Wirkung, die die Nachricht von des Fürsten Tod in Berlin macht, kann ich noch nichts sagen, denn ich habe noch niemand gesehen; — a priori dürfte sich aber wohl sagen lassen, daß Herr von Voß sich am meisten darüber freuen wird, denn es öffnet sich die Thür in dem Augenblick, wo er im Anlauf ist.

Graf Geßler*) an Gneisenau.

Ew. Excellenz danke ich gehorsamst für die interessante Kranken-Geschichte des Herrn Rust**). Fürst Hardenberg ist todt. Friede seiner Asche. Ich bin nicht wie der Spanier Buenco, der bis ans jüngste Gericht haßt. Der Herr vom Stein wird nie ins Ministerium kommen. Mit einem Auge, das er auch nicht mehr lange haben wird, und der Disposition, von der ich gestern die Ehre hatte mit Ew. Excellenz zu sprechen, taugt

*) Graf Geßler war ein Gutsnachbar Gneisenau's und Freund E. M. Arndts, der eine Anzahl Briefe von ihm veröffentlicht hat.

**) Rust war Hardenbergs Arzt.

er nicht mehr zum Geschäftsleben. Er weiß es und — niemand, am wenigsten ich, würde ihn dazu bereden. Für einen bestimmten Fall z. B. würde er guten Rath geben. Vor den democratischen Primanern fürchtet er sich freilich nicht, denn er ist gerade das Gegentheil der Schmalze, Witgensteine, und wie heißt der lumpige Groß-Inquisitor, der auch nach mir seine schmutzigen Krallen ausgestreckt hatte, vermuthlich, weil er gehört hatte, daß ich hier und da für einen ehrlichen Mann gelte.

Verharre Ew. Excellenz

ganz gehorsamster Diener
Geßler.

Clausewitz an Gneisenau.

Berlin, den 14. Dezember 1822.

Herrn von Steins Herkunft hat sich schon dahin verändert, daß er nicht mit den Töchtern und auf einige Monate, sondern nur auf einige Wochen kommt; ich bilde mir aber ein, daß er von keiner Seite sonderlich freundlich empfangen werden wird und so könnte es denn wohl geschehen, daß, wie er vor fünf Jahren in Wiesbaden nach einigen Stunden wieder abreiste, er hier nach einigen Tagen sich wieder davon macht. An einen Eintritt in das Ministerium, scheint mir, ist gar nicht zu denken. Uebrigens verlautet hier noch nichts von dem, was sich begeben wird.

An Clausewitz.

Erdmannsdorf, den 21. December 1822.

Von Herrn von Stein ist es recht, daß er jeden Anschein vermeidet, als wolle er in der höheren Verwaltung eintreten. Wenn die Wahl des Königs auf ihn fiele, so würde ich solche für sehr ersprieslich halten, wenn auch Herr v. Stein nur als Conferenz-Minister, ohne Departement, eintrete, nun der Staatskanzler nicht mehr lebt. Zu dieses Lebzeiten würde dies nicht angegangen sein, ohne den heftigsten Zwiespalt herbei zu führen; jetzt würde dies nur in geringerem Grad vielleicht garnicht stattfinden, und Herr v. Stein manches nützliche zur Berathung mitbringen können. Ich halte überhaupt die Maaßregel, Conferenzminister ohne Departement zu haben, für nützlich, weil nur ein solcher eine unparteiische Stimme, in der Regel, führen wird, dagegen auf der anderen Seite die theoretischen Flüge der Conferenzminister durch die praktische Uebung der Departements-Minister geregelt werden können.

Benzenberg an Gneisenau.

Brüggen bei Crefeld, den 3. Januar 1823.

Der Tod des Staatskanzlers ist mir sehr nahe gegangen. „Es ist ein eigenes Gefühl, so schreibt mir Westphalus Eremitta, wenn man die Intelligenz des Staates so erbleichen sieht.“ Seit dem Tode Lichtenbergs hat mir nicht das Weggehen von Jemand, der mir nicht verwandt war, so wehe gethan. Man war so gewohnt alles was man that und dachte, auf ihn zu beziehen, er, der würdig in einem großen Kreise menschlicher Thätigkeit dastand.

Er hat einen schweren Stand gehabt, denn im Grunde genommen stand er doch ganz allein. Durch seine Stellung als geheimer Cabinetsrath, denn das war er doch eigentlich, seit dem Abgang Beyme's hatte er das Ministerium gegen sich, wie solches seit 1797 immer gegen die geheimen Cabinetsräthe gewesen ist.

Ferner hatte er alle große inländische Familien gegen sich, theils als Ausländer, theils weil er vielfach ihre nächsten Interessen kränken mußte, obgleich er die entfernteren wahrnahm. In einem großen Staate giebt es aber keine Regierung, die auf die Dauer ist, als die der großen Familien, wie in Oesterreich, wie in England und jetzt wieder in Frankreich. ——

Bei uns sind jetzt die Sachen wohl so weit fortgerückt, daß sich ein Ministerium aus homogenen Talenten und Gesinnungen bilden kann, und welches mit der Arbeit zugleich den Lohn genießt.

Der Staatskanzler hat mit seinem klugen Zögern während fünf Jahren ein neues einförmiges und für alle Provinzen gleichförmiges Steuersystem eingeführt. Hiedurch hat er allen tapferen Reden der Provinzial Patrioten ein Ende gemacht und so das größte Hinderniß einer öffentlichen Gesetzgebung weggeräumt. Man kann jetzt unbedenklich mit der Ausführung des Dekrets vom 22. Mai 1815 den Anfang machen. ——

An Comtesse Emilie.

Berlin, den 5. April 1823.

Meine liebe Emilie.

Du machst mir eine poetische Schilderung von den Anfängen Eures Frühlings dort, aber ich glaube, daß wir hier weiter vorgerückt sind. Bereits an Ostern waren hier die Stachelbeersträucher begrünt und nun bricht alles mit Macht hervor. Aber freilich kann sich unser Frühling hier mit dem Eurigen dort nicht vergleichen; wir hier haben nur den Vortheil des zeitigeren Eintreffens desselben.

Du hast jetzt eine feierliche, und zwar sehr feierliche Handlung vor Dir, und wünsche ich, daß Du Dich mit Ernst darauf vorbereiten werdest. Niemand kann, es sei denn ein rohes Gemüth, der religiösen Gefühle zu seinem innern Glück und zu seiner Be-

ruhigung entbehren, am wenigsten ein Frauenzimmer. Jemehr Du Dich in solchen Gefühlen einheimisch machen wirst, desto mehr wirst Du Dich davon überzeugen.

Gott schütze und erhalte Dich.

Dein

tr. V.

G.

Clausewitz an Gneisenau.

den 21. Juli [Juni?] 1823.

Wir sind geschlagen; und zwar grade auf die Weise wie wir es vermutheten. General Witzleben hat die Sache, sobald er Euer Excellenz Schreiben erhalten hatte, gleich zur Sprache gebracht, dem Könige erzählt, daß 4500 Thlr. vorhanden wären, daß man unentschlossen sei, auf welche Art man das Denkmal*) einrichten sollte, und sich am Ende für eine kleine Bildsäule in Bronce entschieden habe; ob Seine Majestät vielleicht geneigt wären, einige alte Kanonenröhre dazu herzugeben; er selbst habe mehrere, die gesprengt worden wären, im Zeughause liegen sehen. — Der König hat erwiedert, er fände das nicht passend, er selbst habe genug gezeigt, daß er den Verstorbenen ehre, aber man sollte sich nun auch begnügen, etwas aufzustellen, was mit den 4500 Thlrn. bestritten werden könnte. Monumente auf Gräbern in Erz wären ganz ungewöhnlich, er riethe zu einem in Eisen. — Dies ist das Wesentliche meiner Unterhaltung mit Witzleben fast wörtlich; ich habe es übernommen, Euer Excellenz davon in Kenntniß zu setzen. Witzleben scheint es an gutem Willen nicht haben fehlen zu lassen, und war auch der Meinung, daß man den König niemals ganz hätte vorbeigehen können, daß man also, wenn man auch ohne die Kanonen sich hätte behelfen wollen, diese Klippe doch niemals vermieden haben würde. Gut ist es, daß die Mine auf diese Weise evacuirt worden ist, anstatt gesprengt zu werden; von unserm Schreiben kann nun wohl nicht mehr die Rede sein. Ich werde nun mit Schinkel sprechen, ob es noch zu etwas nützen kann, daß Tiek seine kleine Skizze in Gips abformen läßt und diesen demnach bescheiden. Die weitere Berathung der Sache muß nun wohl bis zu Euer Excellenz und des Generals von Knesebeck Rückkunft anstehen. Ich bitte, Ew. Excellenz wollen so gütig sein, diesen Herrn General von dem, was geschehen ist, zu benachrichtigen.

An Clausewitz.

Erdmannsdorf, den 15. July 1823.

Mein verehrter General.

Wir haben es Ihrem vorausseheuden prüfenden Geist zu verdanken, daß wir uns nicht eine herbe, abschlägige Antwort in ge-

*) Auf Scharnhorst's Grab.

schriebenen Worten zugezogen haben, von der viele Menschen mit Schadenfreude gesprochen haben würden; mündlich artikulirt mag sie wie so manches verhallen und spurlos verschwinden.

Was nun ferner beginnen! Auf eine architektonische Kleinlichkeit dürfen wir nicht zurückkommen. Ich bin versucht, einen Vorschlag zu machen, den ich Ihrer Prüfung übergebe, nämlich die Basreliefs an unseres geehrten Todten Statue in Berlin abzuformen, sie in Eisen gießen zu lassen und sie in ein marmornes, in Prag selbst anzufertigendes Piedestal vertieft einzulassen. Aber was nun auf das Piedestal? Das ist die Schwierigkeit. In Ermangelung etwas besseren, würde ich mir den Knesebeckschen Löwen gefallen lassen, aber nicht mit dem Kreuz, sondern mit einem Schild vielleicht mit dem Scharnhorstschen Wappen? Die vergoldete Inschrift möchte um den Fries laufen können. Was Sie besseres ersonnen haben, das lassen Sie mich ja wissen; Sie haben die nächste Verpflichtung dazu, denn Sie waren sein, Scharnhorsts Johannes, ich nur sein Petrus, doch bin ich ihm nie untreu geworden, wie jener seinem Meister. An dem Löwen könnte sich Tiek versuchen. Ich würde mir allenfalls das ganze Monument in Eisen gefallen lassen, wenn die Last nicht zu groß würde, was indessen bei dem Wassertransport weniger bedeutet, etwa die Ein- und Ausschiffungskosten und den Transport vom Ufer auf den Kirchhof ausgenommen.

Wäre es nicht angemessen, die kleine Skizze von Tiek an Werner zu geben und selbige in Bronze gießen zu lassen? sie würde doch manche Abnehmer finden und des Künstlers Arbeit wäre nicht vergebens gewesen.

Ihrer Frau Gemahlin, der ich meine Huldigungen darbringe, wollen Sie sagen, daß unsere kleine Enkelin Agnes ein sehr schönes Kind ist und, was mehr sagen will, von einer freundlichen, scherzenden, neckenden Heiterkeit. Noch will sie nicht auf meinen Arm; wenn ich ihr den Antrag dazu mache, schüttelt sie freundlich verneinend den Kopf und sagt mit Grazie Nein; doch küßt sie mich

jedesmal bereitwillig, wenn ich es begehre, sie wird wahrlich ihrer Tante Dohna ähnlich werden, was ihr nicht schaden wird, so Gott sie erhält.

Clausewitz an Gneisenau.

Berlin, den 26. Juli 1823.

Die Angelegenheit des Denkmals werden wir, sobald Euer Excellenz zurückgekehrt sind, wieder aufnehmen müssen. Ich gestehe, daß mir Euer Excellenz frühere Idee eines Würfels von Granit mit Basreliefs in Bronce am besten gefällt. Basreliefs in Eisen finde ich zu schlicht und die hiesigen zu nehmen, würde vielleicht wie eine Armuth an Erfindung erscheinen, auch würden die Künstler vielleicht sagen, daß sie ohne die Statue nicht selbständig genug wären, doch ich will den Künstlern nicht vorgreifen. Wegen einer Ausführung der Tieck'schen Skizze in Bronce bei Werner und Mieth werde ich mit den Künstlern sprechen, ich fürchte aber, daß man mir einwenden wird, die Skizze müßte dann erst noch neu bearbeitet werden, sie sei zu wenig ausgeführt. Uebrigens habe ich bei der Gelegenheit durch Schinkel erfahren, daß es mit der Angelegenheit des Denkmals für den Prinzen Louis genau ebenso gegangen ist. Prinzeß*) hatte auch eine Statue in Bronce gewünscht und zugleich einen Beitrag. Der König hat den Beitrag mit 1000 Thalern bewilligt, aber die Idee einer Statue in Bronce nicht gut gefunden; so ist denn das eiserne Cenotaphium entstanden.

Ueber meine Anstellung ist weiter nichts verlautet; ich frage nicht darnach und Graf Bernstorff spricht nicht davon, vermuthlich weil er sich fürchtet, mir zum dritten Mal eine falsche Hoffnung zu geben, und die Sache erst völlig reif werden lassen will. Wahrscheinlich wird sie erst nach des Königs Rückkunft entschieden und ich gestehe, daß ich fürchte, der König wird diesen Vorschlag ein hors d'oeuvre, d. h. durch nichts motivirt finden; ich suche also so wenig als möglich daran zu denken. In jedem Fall würden Euer Excellenz mich noch hier finden, denn so schnell könnte ich doch nicht abgehen. ——

An Clausewitz.

Erdmannsdorf, den 25. October 1823.

Mein verehrter General.

Ich fange meinen Brief mit dem Gegenstand an, mit welchem der Ihrige**) sich endet, nämlich mit dem Vorschlag, den alten Schloßgarten wiederherzustellen, den von Monbijou damit zu verbinden, und in den letzteren das neue Museum zu versetzen. Es

*) Prinzeß Luise, Fürstin Radziwill, Schwester des Prinzen Louis Ferdinand.

**) Ein Brief v. 21. Oct. dessen Inhalt aus dem folgenden erhellt.

ist mir unbegreiflich, wie solches mir nicht hat einfallen können, da ich mich seit langem im Geiste mit dem Bau von Häusern und Palästen längs den Spree-Ufern vom Lustgarten an bis an die Friedrichstraße beschäftigt habe, noch unbegreiflicher aber ist es mir, daß diese Idee unserem Schinkel nicht aufgegangen ist, da er ähnliche Pläne längst gehegt hat und es seines Amtes ist, darüber nachzudenken und der Aufbau seines Museums an dem von Ihnen vorgeschlagenem Ort weniger Schwierigkeit finden würde, als da, wo es die jetzige Absicht ist. Ich habe ihm daher mit heutiger Post geschrieben, und ihn auf Ihren Vorschlag aufmerksam gemacht. Er hat keinen Künstler-Hochmuth und geht leicht auf anderer Ideen ein; möchte es nur sonst nicht zu spät sein um eine Aenderung in Ansehung des Platzes zu bewirken.

An Frau von Clausewitz.

Erdmannsdorf, den 1. November 1823.

Hochverehrte gnädige Frau!

Gerührt bin ich wohl gewesen über Ihre freundlichen Glückwünsche zu meinem Geburtstag, aber auch beschämt über das bei weitem zu ehrenvolle, was Ihr verehrliches Schreiben für mich enthält. Wenn ich auf mein Leben zurückblicke, so muß ich mir sagen, (und der ganzen Welt möchte ich das gern sagen) daß ich weder in sittlicher, noch geistiger, noch thatsächlicher Hinsicht, auch nur den hundertsten Theit desjenigen verdiene, was Sie von mir sagen, und ich möchte doch nicht gerne, daß eine Frau, die wie Sie so hoch steht und die ich so tief verehre, von mir besser denke, als ich es gerade verdiene, schwach und beschränkt wie ich bin. Wenn Sie indessen mich mit Ihrem Wohlwollen beehren aus dem Grund, daß ich Ihnen beiden eine treue Verehrung und Anhänglichkeit gewidmet habe, so mag ich wohl sagen, daß ich solches Wohlwollen verdiene und auf dessen Fortdauer Anspruch machen darf.

Die kleine Enkelin hat die Rolle, die man ihr an meinem

Geburtstage aufgegeben hatte, sehr gut eingelernt. Als ich in meiner Frauen Stube die Glückwünsche der meinigen empfangen hatte, kam sie geputzt zur Thüre herein, einen großen Blumenkranz in der Hand, trippelte auf mich, der ich im Fenster saß, zu und rief immer da! da! mir den Kranz freundlich reichend.

Gegen die Zeit des Mittagessens hatten sich eine Anzahl Freiwilliger aus Hirschberg und Gegend eingefunden. Da kamen Prinz und Prinzessin Wilhelm mit Prinz Adelbert an, mich mit ihren Glückwünschen beehrend. Sie blieben eine Stunde bei uns, sich freundlich mit den Gästen unterhaltend zur Freude der ganzen Gesellschaft. Wie sehr diese mir erwiesene Ehre mein Ansehen unter meinen Nachbaren gehoben hat, können Sie sich denken.

Ueber unsere Lebenspläne haben wir, meine Frau und ich, noch keinen Entschluß zu fassen vermocht. Am liebsten möchte ich mich ganz aus dem Dienst und der Hauptstadt in die Einsamkeit zurückziehen, zurückgekommen in meinen Gesammtkräften und verdrossen wie ich mich fühle, wenn ich nur nicht besorgen dürfte, dem König dadurch zu mißfallen. So großen Antheil ich an dem Glück des Kronprinzen nehme, so möchte ich lieber seine Vermählung im Stillen feiern, als den Festlichkeiten derselben beiwohnen, diesen kann ich aber nicht füglich entgehen. Die Meinigen indessen werden mich zu diesen ersteren Festen nicht begleiten und vielleicht auch nicht zur Zeit jener in den Carneval verlegten nach Berlin kommen. Beschlossen ist indeß noch nichts weiter.

Wir haben die schönsten Herbsttage hier mit ungemein warmen Wetter und demnach oft Ursache zu klagen, daß Sie beide nicht hier sind, um solche gemeinschaftlich genießen zu können. Ihre Verheißung für den künftigen Sommer ist etwas mißlich. Wie weit möchten wir da voneinander getrennt sein, durch weite Länderstrecken, oder durch den kurzen Raum von drei Fuß Erde über meinem Grabe! die flüchtige Gunst des Augenblicks zu genießen, das ist die Regel des Lebens.

An Gibſone.

Berlin, den 31. Dezember 1823.

Mein verehrter Freund!

Unmöglich kann ich dieſes Jahr ſich endigen laſſen ohne Ihnen, mein verehrter Freund, zum Beginn des neuen meine treuen Glückwünſche zuzuſenden. Möge Ihnen ſolches in Geſundheit und Heiterkeit vorübergehen und mögen Sie mir ihr altes Wohlwollen ferner bewahren.

Lange habe ich Ihnen kein Zeichen des Lebens von mir gegeben. Den Sommer habe ich während einiger Monate auf dem Lande zugebracht; dann kam ich zu den großen Herbſtmanövern hier und nach Verlauf von 4 Wochen begab ich mich abermals auf das Land, von wo ich zu den Vermählungs-Feierlichkeiten wieder hierher zurückgekommen bin. Meine Familie iſt auf dem Lande, und ich lebe hier ſo ziemlich einſam inmitten der geſelligen Hauptſtadt. Ohne gerade krank zu ſein, fühle ich mich doch unbehaglich und ſchwach, beſonders fange ich an, zu fühlen, daß ich Nerven habe. Dieſer Zuſtand mag mehr oder weniger das gemeinſame Loos des Alters ſein, und ſo will ich mich geduldig darein fügen.

Was mich mehr bekümmert als der Zuſtand meiner Geſundheit, iſt die bei uns ſichtbar werdende allgemeine Verarmung und der gefahrvolle Stand der Gutsbeſitzer, deren Güter nur einigermaßen mit Schulden belaſtet ſind. Unſer verloren gegangener Getreide-, Holz-, Eiſen- und Leinwandhandel wird, bei immer mehr ſich ſelten machendem Metallgeld und ſinkendem Hypothekar-Credit die Verarmung der einen Hälfte der Gutsbeſitzer und den Ruin und Beſitz-Entſetzung der andern Hälfte unabwendlich herbeiführen. Ich ſelbſt, der ich nur zum vierten Theil des Werths meines Grundbeſitzes verſchuldet, folglich, vergleichungsweiſe, in einer ziemlich guten Lage bin, habe ſeit vier bis fünf Jahren, mit von meinem Kapitalvermögen leben, folglich mit jedem Jahre mein Vermögen

schwinden sehen müssen. Zwar habe ich bereits meinen Haushalt an Leuten, Pferden und Gastgebereien eingeschränkt, es reicht dies indessen nicht zu, und ich muß abermals neue Einschränkungen machen, so ungerne ich auch daran gehe. Wenn nun ich in solche Verlegenheiten komme, wie mag es denen ergehen, die zu jedem Termin starke Zinszahlungen zu machen haben und ihre Guts-Erzeugnisse zur Befriedigung ihrer Gläubiger unter dem Werth, oft unter dem Produktions-Werth verschleudern müssen.

Was ich hier sage, mögen Sie wohl viel klarer als ich es vermag, seit längerer Zeit eingesehen haben, und zwar in der Nähe, denn die preußischen Gutsbesitzer sind, bei Verschuldung über den Werth ihrer Güter, bereits im Stand erklärter Insolvenz, während die in den anderen Theilen der Monarchie nur erst noch befürchten müssen, darein zu kommen. Die Städte Ihres baltischen Meeres scheinen mir von demselben Schicksal bedroht zu sein, wie Trapezunt im schwarzen Meere, das aus seinem ehemaligen Glanz in die tiefste Armuth versunken ist, seitdem der Handel in andere Kanäle geleitet worden. Und wahrlich, der Handel in der ganz neuesten Zeit sucht gern ganz neue Wege. Wer hätte denken sollen, daß unsere Wolltücher wie jetzt durch die Engländer selbst nach Amerika verschifft werden würden, während sie sonst aus England verbannt waren! So mögen wir dem Zeitpunkt vielleicht nah sein, wo wir den Zucker um den halben Preis werden kaufen können, wenn die nächste Parlamentssitzung entscheidet, ob der ostindische Zucker zollfrei in England eingeführt werden darf.

Es gestaltet sich überhaupt eine neue eigenthümliche Zeit, nicht allein im Handel, sondern auch in Moral und Politik, Finanzen und Gewerben. Von Spanien darf ich wohl nicht erst mit Ihnen reden, ohne mit Ihnen in Widerstreit zu gerathen, da Sie der Politik Ihres Chefs, des Ministers Canning beipflichten müssen, der seine guten Wünsche für die Cortez und deren Armee bei mehreren Gelegenheiten öffentlich aussprach, und ich der Ruhe

in Europa und der Beruhigung Frankreichs wegen, mich für das Glück der französischen Waffen sehr interessirte*). Die Truppen der Cortez sind nun freilich bezwungen, aber viele gute Wünsche sind noch zu thun, die wohl nie, vielleicht nach einem Jahrhundert erst, in Erfüllung gehen werden. Wie sollen die so zerrütteten Finanzen dieses Landes wieder hergestellt werden, ohne der Geistlichkeit ihr altes Erbtheil zu nehmen, und wie könnte dies geschehen, ohne die Nation dem Protestantismus zu nähern, und wie dies, ohne den republikanischen Ideen ein großes Thor zu öffnen? Es giebt meines Erachtens nur ein Mittel einen einigermaßen beruhigten Zustand herbeizuführen, auf dem entgegengesetzten Weg nämlich, der Geistlichkeit den Thron, den Hofstaat, die Verwaltung und die Armee gleichsam zu verpachten, ihr alle Einnahmen zuzuweisen und es ihr zu überlassen, das Deficit aus ihren Einkünften zu decken. Das wäre dann eine geistliche Aristokrazie, die zu ihrer Gewalt über die Gemüther des Volks noch die der Verwaltung hinzufügt, mit Inquisition und Tortur in ihrem Gefolge. Zwischen jenem und diesem Extrem scheint mir ein anderer Weg nicht zu liegen. Vielleicht entdeckt einen solchen irgend ein großes Genie. Das unglückliche Land ist zu bejammern; sein Unglück ist eine Bonapartesche Erbschaft, deren auch wir andern einige gemacht haben.

Herrn O. Pr. v. Schön und dessen Gemahlin wollen Sie meine Glückwünsche zu diesem Jahreswechsel zu übergeben die Güte haben, Sie aber ferner in Freundschaft eingedenk verbleiben als

Ihres

treuergebenen Freundes und Dieners

Gr. N. v. Gneisenau.

---

*) Wie in Neapel eine östreichische, so war in Spanien eine französische Armee eingerückt, um der 1820 infolge einer Militär-Revolution wiedereingeführten Verfassung und den unausgesetzten inneren Unruhen ein Ende zu machen und dem König die absolute Gewalt zurückzugeben.

An Gröben.

Berlin, den 2. Januar 1824.

Mein verehrter Graf!

Ich darf den Beginn dieses neuen Jahres nicht vorüber gehen lassen, ohne Ihnen, mein alter geprüfter Freund, und Ihrer würdigen Gemahlin meine treuen Glückwünsche zu übersenden. Möge Gott Sie und die Ihrigen in seinen heiligen Schutz nehmen und Ihnen keine neuen Prüfungen zusenden, sondern von nun an, Ihr und der Ihrigen Leben in Gesundheit und Heiterkeit fortsetzen lassen. Mich, Ihren beiderseitigen Freund, lassen Sie fernerhin Ihrem Wohlwollen empfohlen seyn; ich verdiene es durch meine herzliche Ergebenheit womit ich Ihnen zugethan bin.

Es liegt mir noch ob, auf dasjenige zu antworten, was Sie mir in Ihrem letzteren Briefe über meinen Vorsatz, mich in das Landleben zurückzuziehen, gesagt haben. Es ist indessen leider so, wie ich Ihnen früher es geschildert. Die Kräfte sinken, das Augenlicht erlischt; das Gemüth wird unruhig und unentschlossen; das Combinationsvermögen verdunkelt sich; das Gedächtnis wird untreu. Unter solchen Umständen wird die Frage nachgerade zur Gewissensache, ob man länger dem Königlichen Dienst zur Last fallen, oder in die dem Alter so wohl anstehende Ruhe sich begeben soll. Die mildernde Ansicht der Freundschaft, die Ihr Brief enthält, ist wohl wegen ihrer Absicht dem Freund wohlthuend, aber freilich das hier entscheidende Selbstgefühl nicht überzeugend. Dem Kriegführen als Zuschauer und als Beispiel gebend, will ich zwar nicht entsagen, sondern es für meine Pflicht erachten nicht daheim zu bleiben, wenn die Andern ausziehen, aber es ist keine große, nicht einmal eine geringe Wahrscheinlichkeit, daß dieses sobald geschehen könne, bei der verständigen Politik, die die großen Mächte jetzt gewählt haben, die wesentlich friedlich ist und mehr gegen innere Störungen sich richtet, als gegen vermeintliche Bedrohungen von Außen. Nur eine Besorgnis bei dem von mir vorzunehmenden Schritt schwebt mir noch vor, nämlich die, daß man solchem,

wie bei anderen Anläſſen ſo oft geſchehen, mir ganz andere Motive leihen und hämiſche Auslegungen machen werde; dies kann man indeſſen nicht vermeiden.

Die Meinigen ſind noch von mir getrennt. Emiliens Confirmation ſoll noch vor ſich gehen und zwar nicht unter den Zerſtreuungen der Hauptſtadt, ſondern in der Stille des Landlebens; wenn dieſer religiöſe Akt vollbracht ſeyn wird, kommen ſie vielleicht hieher, um Scharnhorſt ſeine Tochter zu zeigen und meiner Frau die beiden Enkel, nach denen ſie ſich ſehr ſehnt, obgleich ſie es ſtets verſchoben hat, hieher zu kommen.

Ich hoffe, wünſche und bitte, daß Sie mir gute Nachrichten über Ihre Schwiegereltern und deren Kinder geben werden. Der General und die übrigen lieben Reiſenden haben mir einen von allen unterzeichneten Brief aus Wien geſchrieben, der mir viel Freude gemacht hat, indem er ſo viel freundliche Geſinnung für mich enthält. Möchten wir es doch bewirken können, daß wir künftigen Sommer wieder zuſammen in Erdmannsdorf zubringen könnten!

Unſerm lieben Steffens wollen Sie meine Neujahrsbegrüßungen ſo wie Mme. Steffens Namens meiner übergeben.

Nun, mein edler Freund, leben Sie wohl und bleiben Sie meiner ferner in Freundſchaft eingedenk als

Ihres

treuergebenen Freundes

Gr. N. v. Gneiſenau.

G.

An Gröben.

Berlin, den 10. Januar 1824.

Mein verehrter Freund!

Mein letzteres glückwünſchendes Schreiben wird Ihnen, mein theurer Freund, bereits den Beweis geliefert haben, daß ich es keineswegs übel empfunden habe, daß Sie in Betreff meines Ab-

tretens von der Bühne eine der meinigen entgegengesezte Meinung geäußert haben, noch konnte ich auch solches übel empfinden, da es ja die freundlichste, wohlwollendste Gesinnung von Ihnen ist, die Sie wünschen läßt, daß ich noch in der Armee verbleibe, eine Gesinnung, die ich dankbar erkennen muß und auch wirklich erkenne. Im Gegentheil, mein edler Freund, würden Sie mich höchlich verpflichten, wenn es Ihnen gefallen wollte, die Freundes Pflichten jedesmal recht streng auszuüben, wenn Ihnen etwas in meinen Handlungen, oder Gesinnungen, oder Absichten aufstößt, das Sie mißbilligen, und Ihren Tadel oder abweichende Meinung mir jedesmal mitzutheilen. Ich habe der Demuth und der Geringschätzung immer selbst genug in mir, um nicht selbst das Bedürfnis eines warnenden Freundes zu fühlen, und wenn man auch nicht über alle Dinge eine übereinstimmende Meinung haben kann, so hat man denn doch den Trost, sich verständigen oder rechtfertigen zu können. Lassen Sie mich daher stets wissen, was Sie von meinen Handlungen, Verfahren, oder Grundsätzen halten, und ich werde solches jederzeit dankbar erkennen.

Gott erhalte Sie und die Ihrigen gesund und heiter. Mit unverbrüchlicher Freundschaft

Ihr

treuergebener Freund

G.

Gibsone an Gneisenau.

Danzig, den 13. Januar 1824.

Mein hochverehrter Freund.

Ihr lieber Brief vom 31. v. M. hat mir viel Freude gemacht, denn er dient zum Beweise, daß Sie mich nicht vergessen haben. Recht herzlich erwiedere ich Ihre freundschaftlichen Wünsche beim Jahreswechsel, was Herr und Frau v. Schön ebenfalls thun. Ich hätte früher geantwortet, allein Herr von Schön war verreiset, und ich wollte ihm Ihren Gruß mittheilen, bevor ich Ihnen schrieb.

Ich bedaure sehr, daß es mit Ihrer Gesundheit nicht ganz nach Wunsche geht, allein das ist theils Folge der zunehmenden Jahre, und vielleicht haben Sie zu wenig Bewegung, zu wenig Aufheiterung. Daß Sie erst jetzt anfangen zu fühlen, daß Sie Nerven haben, ist grade nicht zu sehr zu verwundern; Sie haben ja über sechszig Jahre gelebt, und

Mancher hat schon solches Gefühl von der Wiege an. Wenn Sie aber Nerven und Gesundheit stärken wollen, so kommen Sie im Sommer her, um das Seebad zu brauchen. Es wird Ihnen gewiß sehr zuträglich sein. Sie werden viele Fremde in dem Badeort, Zoppot, und eine reizende Gegend finden. Kommen Sie ja, und gönnen Sie mir den doppelten Genuß Ihrer Gesellschaft, und zu Ihrer Genesung den Rath ertheilt zu haben. General v. Boyen kann Ihnen sagen, wie schön die Gegend ist, und er hat wohl wenig davon gesehen. Vielleicht wird Ihnen Zoppot zu lebhaft sein, allein geben Sie mir früh Nachricht, und wir werden für eine gute Wohnung sorgen.

Wenn ich es möglich machen könnte, so käme ich selbst nach Berlin, um Sie zur Herreise zu bereden, allein ich kann vom Pulte diesen Winter mich nicht losreißen. Den Wunsch habe ich oft, Sie zu besuchen, kann ihn aber noch nicht ausführen. Beschämen Sie mich und kommen Sie her; Herr v. Schön ladet Sie auch ein.

Es betrübt mich in der That, daß Sie auch den Drang der bösen Zeiten empfinden. Gebe der Himmel, daß diese sich bald bessern, auch Ihretwegen. Hier leiden alle Menschen darunter, im hohen Grade; die Gutsbesitzer wohl noch mehr als in Schlesien; die Kaufleute mehrstentheils auf's Schmerzlichste. Man kann sagen, daß Alle zu Grunde gehen. Wer sich noch erhält, fristet nur noch die finanzielle Existenz, denn wenn die Zeiten sich nicht ändern, so kommen Alle an die Reihe. Die meisten Gutsbesitzer und Kaufleute sind bankerott, oder nah daran. Das ist eine Folge der allgemeinen Beschränkungen des Verkehrs, und der großen Staats-Ausgaben. Allein man kann sich einigermaßen helfen, wenn man sich nur gehörig einschränkt. Bedenken wir nur, wie viel weniger unsere Vorfahren vor hundert Jahren ausgaben, und versetzen wir uns nur in die Zeiten zurück, — es würde schon gehen. Wir haben aber gegenwärtig zu viele und kostspielige Bedürfnisse, und können uns nicht gut davon losmachen. Wir sollten aus freiem Willen thun, wozu die Noth uns hinführt. Ich halte mir manches Kapitel hierüber, und schränke mich auch ein, allein es bleibt noch viel darin zu thun übrig. Nicht als wenn mich die Noth gerade so sehr drückt, allein wenn ich mir die Möglichkeit denke, daß es mir auch so gehen könnte, wie so vielen Andern um mich: so sage ich mir oft — sei sparsamer bei Zeiten, und um wenigstens Andern besser helfen zu können.

Indeß wünschte ich von Herzen, daß es Ihnen nur so gut ginge, wie mir. Es treffen mich zwar manche Verluste, allein ich bringe noch immer beide Ender zusammen. Ich denke auch die Zeiten werden sich bald bessern, und hoffe es, damit wir Alle geholfen werden mögen.

In der Politik sind unsere Meinungen und Ansichten verschieden. Ich habe die französische Unternehmung in Spanien nicht billigen können, und ich fürchte der günstige Erfolg der Waffen werde wieder eine Crisis bereiten, für Spanien und vielleicht für Europa. Die Franzosen sind wohl selbst darüber nicht ruhig, denn sie trachten die Wuth derjenigen zu zähmen für die sie gekämpft haben, und haben von ihren Freunden fast mehr zu fürchten, als von ihren Feinden. Wenn es nicht bestritten werden kann, daß Individuen und Staaten nach Naturgesetzen angetrieben werden, ihren Zustand zu verbessern: so kann es nicht gut gehen, wenn man sich diesem widersetzt. Eine Zeitlang mag das zu halten sein, doch nicht für die Dauer. Das Interesse der Mehrzahl der Menschen streitet da-

wider, und die dadurch veranlaßten Colliſionen bringen auch die Minderzahl durch eigenes Intereſſe zur Billigkeit. Der Zuſtand Spaniens iſt doch wohl jetzt ſchlimmer als unter der conſtitutionellen Regierung, und ſelbſt der frühere Zuſtand war ſchlimmer. Was iſt alſo durch den Umſturz dieſer gewonnen? — Die Ruhe im Lande kann nur durch fremde Truppen unterhalten werden. Selbſt die royaliſtiſchen Soldaten haben abgedankt werden müſſen. Faſt alle Wohlhabende werden aus dem Lande vertrieben. Die Colonien ſind verloren, und ſelbſt ihre natürliche Anhänglichkeit an das Mutterland wird durch das Benehmen der regenerirten Regierung vernichtet. Der Handel zwiſchen beiden muß aufhören, denn Spanien wird verarmt, und ſeine Induſtrien zu Grunde gerichtet. Wo die Mittel hernehmen, die Staatsausgaben zu decken? Die Noth wird erzwingen, was die Vernunft beſchließen ſollte. Man wird müſſen auf die Grundſätze zurückkommen, nach denen die Menſchheit ihren Zuſtand verbeſſern kann. Anſtatt ſich der Geiſtlichkeit hinzugeben, wird man ſich in die ewigen Beſtimmungen Gottes fügen müſſen. Das Alles geht ſeinen gewieſenen Gang, unaufhaltbar. Die Geſchichte lehrt, wie der Drang im Menſchen ſich zu entwickeln, ſeinen Zuſtand zu verbeſſern, alle Hinderniſſe überwindet, und man will die Erfahrung nicht benutzen! —

Mag indeß die Politik ihren Weg gehen; darüber wollen wir nicht ſtreiten. Kommen Sie nur zum Bade her, und ich werde Ultra werden — zum Wenigſten in der Freude.

Gott erhalte Sie, mein hochverehrter Freund, und gebe Ihnen Geſundheit und Alles was zum Glücke nöthig iſt. Bleiben Sie mir gewogen, der ich Ihnen ganz ergeben bin

Alexander Gibſone.

An Gibſone.

Berlin, den 6. Juni 1824.

Mein theurer edler Freund.

Ihre Briefe haben mir eine große Freude gewährt, ſo wie alles was ich über Sie von dem O. Pr. von Schön vernommen habe. Er iſt bei allem Unrecht, was er Ihnen gethan haben mag, Ihr wahrer Freund und ſpricht mit Begeiſterung von Ihnen. Aber ich kenne ihn ebenfalls darauf, daß er ſehr perſönlich iſt und diejenigen, die er in Schutz genommen, bei ihrem Unrecht ſchützt und ſo kann es leicht der Fall geweſen ſein, daß er durch eine falſche Darſtellung verleitet, einen ungerechten Ausſpruch nicht zurücknehmen will, um ſeine Untergebenen nicht zu kompromittiren. Er iſt übrigens ein Mann von großen Talenten und hier, zwar nicht wohlgelitten, doch in großem Anſehen. Beſonders will ihm der Kronprinz wohl. Die übrigen Herren im Regiment haben ihn

schnell expedirt um ihn bald loszuwerden und alle seine Vorschläge für die dortigen Provinzen sind ihm bewilligt worden. Er geht einer schönen Bestimmung entgegen, wenn er alles so ausführen kann, wie er es im Sinn hat*).

Sie haben mich zum Seebad eingeladen und ich bin Ihnen sehr dankbar dafür. Von dem Seebad zwar könnte ich nicht wohl Gebrauch machen, da ein Versuch, den ich im Jahr 1812 in England damit machte, mich dagegen abgeneigt gemacht hat, indem der Gebrauch desselben mich mit Congestionen nach dem Kopf bedrohte und ich einen Schlagfluß davon befürchtete; Sie allein indessen sind schon für mich anlokend genug, um gern eine Reise dorthin zu unternehmen, wäre nur nicht meine Familie in Schlesien, von der ich mich bei meinem eingetretenen Alter nicht gern entferne und deswegen auch ausgeschlagen habe, mit meinem Schwiegersohn zugleich die Reise nach der Schweiz zu unternehmen, zu der er mir zuredete und zuletzt allein abreiste. Mit meiner Gesundheit geht es übrigens besser, aber durch Familienkummer und Verdruß war ich sehr herunter gekommen und hatte angefangen zu fühlen, daß ich Nerven habe. Mit dem Frühjahr ward es besser und jetzt trinke ich in der hiesigen künstlichen Brunnenanstalt Pyrmonter Brunnen, der mir zu bekommen scheint. In wenigen

*) Schön war bisher Oberpräsident von Westpreußen gewesen und wurde 1824 Oberpräsident der vereinigten Provinz (Ost- und West-) Preußen. In dieser Provinz herrschte seit dem Kriege ein unerhörter Nothstand unter dem größeren Grundbesitz. In Westpreußen sollen allmählich $^3/_5$ aller Rittergüter der Subhastation verfallen sein. Schön erhielt deshalb vom Staate eine Baar-Summe von 3 Millionen Thalern, um den Grundbesitzern zu helfen. Die Verwendung war völlig seinem eigenen persönlichen Ermessen anheimgestellt. Es scheint, daß er sich seiner Aufgabe in einer vortrefflichen Weise erledigte, indem er unfähige Landwirthe aufgab und zu Grunde gehen ließ; den tüchtigen half. Auf diese Weise machte er sich freilich ebenso sehr persönliche Feinde wie Freunde, und es sind die entgegengesetzten Behauptungen laut geworden, daß er alte Familien habe untergehen lassen, wenn ein beliebiger ehemaliger Inspector mit einigen Tausend Thalern zur Anzahlung, sich erbot, ein Gut zu übernehmen, wie auf der anderen Seite, daß er nur adligen, nicht bürgerlichen Besitzern geholfen habe. Vgl. Maurenbrecher in den Grenzboten Jahrg. 1878, I, p. 7.

Wochen gehe ich nach Schlesien, um bis zu den dortigen Herbstmanövern, denen ich beiwohnen werde, auf meinem Gute zu verweilen, und dann bald wegen des Unterrichts meiner Töchter, hierher zurückzukehren. Möchte es Ihnen gefallen, oder möchten es Ihre Geschäfte erlauben, mir Ihren Besuch zu schenken, Sie würden dort alte Freunde und Freundinnen finden, denn Prinzessin Louise Radziwil kommt in unser Gebirg.

Was die Politik betrifft, so bin ich nicht so sehr Ultra, als Sie vielleicht glauben mögen, aber ich bestrebe mich, gerecht zu sein gegen alle, sowohl gegen diejenigen, die im Sturm einer blutigen Revolution das Ihrige verloren haben, als gegen diejenigen, die durch neue, zum Theil verwegene Theorien und ehrsüchtige Leiter sich haben verführen lassen, in Entwürfe einzugehen, deren Ausführung eine Regierung die wie jede die Pflicht der Selbsterhaltung als die erste betrachten muß, nicht gestatten darf. Aber ich bin etwas, das selten vergeben wird, nämlich ein Mann, der sich nicht leicht entschließt einer Partei anzugehören, indem man dadurch seine Unabhängigkeit Preis giebt und nicht mehr selbstständig handeln kann. Das wird mir weder das Hofgesinde, noch die Revolutionspartei vergeben; auch wollte mich der Dr. Jahn bereits im Jahr 1817 mit der Landsturm-Picke durchstechen, während die Polizei mich mit Spionen umgab. So geht es in solchen Zeiten politischer Gährung.

Nun, mein edler Freund, leben Sie wohl, rechnen Sie auf meine unverbrüchliche Ergebenheit und bewahren Sie mir Ihr wohlwollendes Andenken als

Ihrem
treuergebenen Freund und Diener
Gr. N. v. Gneisenau.

Clausewitz an Gneisenau.

Donnerstag den 23. [ohne Jahr].

Wenn Sie verehrungswürdigster Freund, morgen zur Princeß Luise gehen, so haben Sie das Vergnügen Prinz und Prinzessin Hatzfeld da

anzutreffen. Haben Sie nun nicht den Wunsch sich mit diesem Mainzer und Berliner Exgouverneur, mit diesem ambassadeur forcé und Ritter des schwarzen Adlerordens in spe, mit diesem General in Weibskleidern (als er aus Mainz floh) und diesem alten Weibe in Generalskleidern (seitdem) zusammenzufinden, so wünschen wir, daß Sie heute hingingen, weil wir dann das Vergnügen haben würden, Sie da zu sehen.

Cl.

Clausewitz an Gneisenau.

Berlin, den 19. August 1824.

Euer Excellenz gütiges Schreiben vom 7. d. M. habe ich erhalten*). Von dem leidigen Zeitungsartikel hatte ich schon erzählen hören; zum Glück ist er so verworren und abgeschmackt, daß der König, im Fall er ihn liest, wohl keinen von uns in Verdacht haben wird, irgend einen Theil daran zu haben.

Ich habe neulich mit Tiek über unsere Angelegenheit gesprochen, die noch um nichts vorgerückt war, weil Tiek Schwierigkeiten fand, die Kosten der Bildhauerarbeit vorher einigermaßen genau zu bestimmen und er sich scheute, eine zu große Summe dafür anzusetzen. Er hatte sich vorgenommen, erst eine ausführliche Zeichnung des Basreliefs zu entwerfen, um danach die Arbeiten zu überschätzen. Ich habe ihm gesagt, daß diese Bildhauerarbeit doch in jedem Fall gemacht werden müßte, weil sie doch die Hauptsache des Monuments ist, daß dazu das vorhandene Geld in jedem Fall zureichen würde, und daß wenn, wie er glaubte am Ende selbst ein paar tausend Thaler an dem Ganzen fehlen sollten, man immer noch das Mittel hätte, den Löwen wegzulassen, im Fall man sich gar nicht anders helfen könnte, weil dieser Löwe doch im Grunde nur eine spätere Zugabe ist. Um nun nicht ewig auf demselben Punkt zu bleiben, habe ich ihn aufgefordert und ganz ausdrücklich im Namen der Commission beauftragt, den Marmor von Carrara zu verschreiben, weil dies das erste sein muß, da er nicht vor dem künftigen Frühjahr ankommen kann und jetzt, wie Rauch sagt, die höchste Zeit zur Bestellung ist. — Ferner soll sich Tiek umsehen, ob er nicht einen wohlfeilen Steinmetz erhalten kann, weil er glaubt, daß der Anschlag auch in dieser Partie zu hoch ist. Er glaubt in Potsdam einen solchen zu finden. Den Löwen finden die Künstler alle viel zu theuer; sie hatten nur ungefähr auf die Hälfte gerechnet, und glauben die Eisengießerei wolle gleich bei dieser ersten Bestellung zu den Unkosten gelangen, welche ihr das Modell verursacht hat. In dieser Rücksicht ließen sich nun vielleicht in der Folge, wenn Euer Excellenz erst wieder hier sind, mit denjenigen Herren des Bergamtes, welche diesem Gegenstand vorstehen, ein freundlich Wort reden, um ihnen vorzustellen, daß sie sich in *diesem* Falle nicht grade wie Kaufleute betrachten müßten, sondern auch ihrerseits etwas zur Be-

*) Gneisenau theilt darin einen Artikel aus dem Journal des Débats v. 8. Juli mit, worin die Errichtung eines Denkmals für Scharnhorst als ein Sieg des Liberalismus unter Gneisenau's Auspicien geschildert wird. „Es ist kaum möglich; mehrere Unwahrheiten in so wenigen Zeilen zusammenzudrängen. Aus solchen Materialien wird die Geschichte geschrieben!" fügt Gneisenau hinzu.

förderung eines volksthümlichen Unternehmens beitragen könnten; also die Sache so einrichten, daß die öffentlichen Kassen nur keinen Schaden dabei hätten. Man wird diese Vorstellung mit um so mehr Erfolg thun können, als man den Nachsatz folgen lassen kann, daß wenn sie nicht bedeutend herunterließen, die Bestellung ganz unterbleiben müßte. Im schlimmsten Fall, meint Tiek, könnte man schon 500 Thlr. an dem Löwen ersparen, wenn man ihn ohne Plinthe gießen ließe und ihn auf eine Plinthe von Marmor legte. Dann wird freilich, wie er meint, der Guß nicht so gut gerathen; ich aber finde auch außerdem, daß der metallene Löwe auf der Plinthe von Marmor ein weniger gutes architektonisches Ansehen haben wird. In Rücksicht der Leiche wird es aber auch hohe Zeit sein, einige Vorkehrungen zu treffen. Man sagt, die Ueberschwemmung habe auf dem Invaliden-Kirchhof zu Prag eine große Verwüstung angerichtet und es dürfte jetzt wieder schwer sein, Scharnhorsts Grab herauszufinden. Wenn Euer Excellenz dem Sohne noch einmal schreiben, so bitte ich, empfehlen Sie ihm die Sache nochmals und veranlassen ihn, wenn es irgend angeht, über Prag zurückzukehren um an Ort und Stelle die nöthigen Vorkehrungen zu treffen. Da er selbst das Grab hat in Holz aussetzen lassen, so wird es ihm nicht schwer werden, dasselbe wieder aufzufinden und solche Maßregeln zu nehmen, daß man bis zum nächsten Jahre nicht neuen Ungewißheiten ausgesetzt sei.

Clausewitz an Gneisenau.

Berlin, den 9. September 1824.

Da Euer Excellenz in Liegnitz gewesen sind, so werden Sie wohl die Nachrichten über unsere Ersparungsmaßregeln schon kennen. Was ich davon weiß, ist blutwenig; das Handels Ministerium ist aufgehoben und dem Finanzministerio sowie dem des Innern zugetheilt worden, 2 Millionen 400000 Thaler sollen erspart werden, davon 1600000 auf den Militair- und 800000 auf den Civil Etat kommen. Diese Ersparungen sollen theils durch Gehalts Abzüge, theils durch Vereinfachung der Administration gewonnen werden. Die Gehalte unter 400 Thaler sind frei, bis 1000 Thaler ein Procent und so mit jedem Tausend um ein Procent steigend; doch nicht über 4 Procent. Außerdem aber die sämmtlichen Goldantheile. Das ist, was ich gehört habe; wahrscheinlich ist dabei viel Irrthümliches und Euer Excellenz ist vielleicht schon viel besser unterrichtet. Ich halte diese Sache für eine sehr schwache halbe Maßregel. Ist das Deficit auf dem Papier zwischen 2 und 3 Millionen, d. h. übersteigt der Etat unserer Ausgaben den Etat der Einnahme um soviel, so ist das wirkliche Deficit wahrscheinlich dreimal so groß, denn wie ist es möglich, daß der Grundbesitzer Steuern zahle, die angesetzt worden sind, als er drei bis vier mal so viel für seine Producten bekam als jetzt. Man wird also wohl genöthigt sein, die Steuern beträchtlich herunterzusetzen und dann wird ein Deficit zum Vorschein kommen, das andere Maßregeln heischt. — Die durch Vereinfachung der Administration beabsichtigten Ersparungen sind, wie gewöhnlich auf das Aussterben, nämlich mit dem Grundsatz eingerichtet, daß niemand etwas verlieren soll, die allgemeinen Gehaltsabzüge ausgenommen, damit wird die ganze Sache offenbar illusorisch. Das Bedürfniß ist so dringend, daß

man darauf nicht warten sollte. Mir scheint es unbegreiflich, wie man sich bei einer solchen Maaßregel beruhigen kann, während der Schaden und die Gefahr so offenbar sind. Endlich finde ich die Vertheilung der zu ersparenden Summen auf den Militair und Civiletat sehr unverständig eingerichtet; sie ist wie es scheint, nach dem Totalbedarf beider Etats normirt worden, nun sind aber die Gehalte in der Civiladministration so sehr viel größer, und der Militairetat hat so sehr vielmehr sachliche Gegenstände, die sich nicht verkürzen lassen, daß wenn er dieselben Ersparnisse machen soll, es nur auf Kosten der Menschen geschehen kann. Ich begreife nicht, wie Witzleben, der in der Kommission war, auf einen solchen Grundsatz hat eingehen können. Wenn mir ein Civilist oder ein Gelehrter mit der Meinung kommt, die selbst im Görres irgendwo steht, daß es unerhört oder widersinnig sei, wenn die Kriegsmacht die halben Staatseinnahmen oder mehr verzehrt, so werde ich ihm antworten, mit nichten mein Herr! Die Haupt-Idee, welche dem Staatsverband zum Grunde liegt, ist die Vertheidigung gegen den äußern Feind, alles Uebrige kann man strenge genommen als faux frais betrachten, es ist also gar nicht widersinnig, wenn eine Administration so eingerichtet ist, daß die Hälfte des ganzen Staatseinkommens und mehr auf die Vertheidigung gegen den äußern Feind verwendet werden kann, und das ist der Triumph Friedrichs des Großen, daß er es möglich machte, ⅔ darauf zu verwenden. Ich bin nie ein Feind der Civil Beamtenwelt gewesen, aber ich merke, daß ich es in meinem Alter werde, denn in diesen Leuten steckt ein solches Philisterthum von Eitelkeit, Stolz und Beschränktheit, daß man verzweifeln möchte. — Warum sollte bei den geringen Preisen der Lebensmittel ein Beamter, der 200 Thaler hat, nicht jährlich 10 Thaler also 5 Procent verlieren können? Wird er darum hungern? 200 Thaler sind doch immer 4mal soviel wie 50, die mit Kleidung, Brod und Service auf einen gemeinen Soldaten kommen. Und alle diese hochmüthigen Dummköpfe von Abschreibern in Berlin, die unter dem Titel von geheimen Räthen mit 1000 2 und 3000 Thalern bezahlt sind, warum können sie nicht 10 bis 20 Procent Einkommen verlieren? Statt dieses Unkraut zu beschneiden und auszujäten, wird man es menschlicher und bequemer finden, die Armee zu verringern. Das sind die Folgen einer Administration ohne Haupt. Der Graf Bülow soll ziemlich überrascht gewesen sein von der Aufhebung seines Ministeriums; da er indessen von seinem Gehalte nichts verliert und Mitglied des Staatsministeriums bleibt, so wird er sich trösten. Herr von Klewitz*) soll sehr lose stehen in diesem Augenblick. Graf Lottum, Wittgenstein wollen Ladenberg, General Witzleben Rother, vielleicht daß ihn dieser Zwiespalt noch eine Zeit lang rettet.

Daß der Major Fehrentheil**) aus Erfurt wegen Umtriebe gefänglich eingezogen nach Köpenik gebracht und in Rücksicht der Geständnisse, welche er bereits gemacht hat, auch schon vorläufig kassirt und seiner Orden verlustig erklärt ist, werden Euer Excellenz auch wohl schon in Liegnitz gehört haben. Gott weiß, was dieses konfuse Haupt aus Langerweile in Erfurt angefangen hat. Dies giebt der Sache einen neuen Eclat, die sonst nach und nach auszugehen schien. — Hierbei fällt mir eine

*) Finanzminister.

**) Ein früherer Adjutant Gneisenau's.

ganz hübsche Anecdote ein. Als Herr von Kamptz das Unterrichtswesen bekam, soll Ancillon einen langen dringlichen Brief mit Gegenvorstellungen an Wittgenstein geschrieben haben, worin er alles geltend machte, was sich dagegen sagen ließ; die Persönlichkeit des Herrn von Kamptz, die Unschicklichkeit Unterricht und Polizei in eine Hand zu geben. Dem Fürsten Wittgenstein war der Brief doch sehr unbequem gewesen, und als Herr von Kamptz sich in Kurzem den Beifall aller derer erworben hatte, die unter ihn getreten waren, sagte der Fürst ganz erfreut und etwas herausfordernd zu Ancillon: „Nun, Herr Geheimrath, was sagen Sie nun, da alle Menschen mit dem Herrn Kammerherrn von Kamptz so sehr zufrieden sind? Ancillon erwiederte: „Es ist kein Wunder, Euer Durchlaucht, denn seitdem Herr von Kamptz das Unterrichtswesen bekommen hat, ist er so liberal geworden, daß Herr von Schuckmann genöthigt sein wird, ihn selbst nach Köpenik zu schicken."

An Scharnhorst haben wir Euer Excellenz Auftrag ausgerichtet; er aß grade an dem Tage als der Brief einging bei uns und war sehr liebenswürdig.

Der Princessin Luise und ihrem ganzen Hause wollen Euer Excellenz treue herzliche Ergebenheit und die innigste Theilnahme versichern. Wir sind viel mit dem Gedanken beschäftigt gewesen, wie viel unangenehme Empfindungen sie in dieser Zeit gehabt haben mag; wie die Sachen stehen, bleibt indessen nichts übrig als sich mit Geduld zu waffnen, denn theils finde ich, daß die jungen Leute jetzt kaum noch zurückkehren können, wenn sie wirklich wollten, theils schöpfe ich für die Folge neue Hoffnung, weil der König jetzt keine Entscheidung gegeben hat, wie man doch hätte erwarten sollen. Ich habe vor Kurzem gehört, daß die Kronprincessin neue Hoffnungen habe; das würde die Sache gewiß sehr erleichtern.

An Clausewitz.

Erdmannsdorf, den 18. September 1824.

Verehrter General!

Die Truppenübungeu hier in der Provinz sind zur höchsten Zufriedenheit des Königs abgelaufen. Die Landwehr hat ihm und den Prinzen sehr gefallen. Die Angriffe darauf werden nun wohl schwächer werden und man wird nun nicht mehr eine Waffe wegwerfen wollen, weil das Gefäß derselben noch nicht vollkommen genug ausgearbeitet ist, was man jeden Augenblick kann, wenn man will, indem man tüchtige Offiziere dazu in Bereitschaft hält. Der Prinz Albrecht sagte mir: Papa ist außer sich vor Freuden, daß die Landwehr so gut ist.

Fehrentheils Katastrophe hat mich in Erstaunen gesetzt; nie hätte ich so etwas von ihm vermuthet; es hat mir immer ge-

schienen, als ob er eine gute Flasche Wein der besten Constitution vorziehe, und bei seiner Indolenz, Faulheit hätte ich sagen sollen, hätte ich mir nie vorstellen können, daß er mit Staatsumwälzungen sich abgeben würde. Sicherlich ist man ihm im Trunk beigekommen und er hat nachher seine in einem solchen Zustand gegebene Zusage aus falscher Schaam nicht verläugnen wollen. Es sollte mich Wunder nehmen, wenn man mich bei dieser Gelegenheit nicht abermals eine Rolle spielen ließe, da er eine Zeitlang mein Adjutant war. Aber was in aller Welt konnte die Revolutionaire bewegen diesen Rekruten anzuwerben, dessen Unbrauchbarkeit für ihre Zwecke ihnen doch einleuchten muste; diese Wahl beweist wenigstens nicht ihren Scharfsinn.

Das ist ja eine abscheuliche Geschichte in Coburg! Eine neue Semiramis wiegelt das Volk gegen seinen Regenten auf. Ich bin weit davon entfernt, den langweiligen Herzog in Schutz nehmen zu wollen, aber ihn so zu behandeln, das ist mir unerklärbar. Die Folgen einer solchen That müssen ja sofort über den Häuptern der Schuldigen sich sammeln. Ich erwarte indessen, daß man die Herzogin straflos ausgehen lassen und nur den schuldigen Pöbel strafen wird, gerade wie man mit den aufrührerischen Thronerben in Neapel, Portugall, Sardinien und selbst gegen den jetzigen König von Spanien verfahren ist. Wie werden jetzt Metternich und Gentz triumphiren, und müssen wir nicht selbst eingestehen, daß wir in unserem Unglauben an wirkliche positiv verrätherische Absichten in Deutschland zuweit gegangen sind, indem wir uns nur eine vorhandene republikanische Gesinnung, nicht aber förmliche derartige Pläne als vorhanden dachten? doch sollte ich dieses nur von mir allein sagen. Sie warnten schon früher.

Clausewitz an Gneisenau.

Berlin, den 1. Oktober 1824.

Euer Excellenz habe ich noch nicht danken können für die beiden gütigen Schreiben vom 21. und 28. v. M., weil die Manöver mich einige Tage von Berlin entfernt hatten. Sie sind seit gestern beendigt,

ohne irgend eine bemerkenswerthe Erscheinung darzubieten. Nicht einmal derbe Schelte hat es gegeben. Die Richtung der Feldmanöver ging gegen Paretz und der König hatte am 3. Tage heimlich die bei Brandenburg versammelte Torgauer Division herangezogen, um das Oder-Corps damit zu umgehen. Da es aber das offenbare Geheimniß gewesen war, so war der Erfolg auch nicht groß. General Alvensleben, der an diesem Tage das Oder-Corps führte, ging so vorsichtig zu Werk, daß man ihm nichts anhaben konnte. — Merkwürdig ist mir gewesen bei Gelegenheit dieses Manövers von dem die Fußgarde kommandirenden Obersten Röder ein Glaubensbekenntniß über die Führung des Gefechtes im Manöver und im Kriege zu hören ungefähr so, wie ich es selbst abgelegt haben würde, der ich mich doch zum Gardedienst wenig eigne, dabei mit dem Zusatz, er sei fest überzeugt, daß auch die Ansicht des Königs so sei. Dies zu einer Zeit, wo in allen Uebungsdispositionen das alte Wesen von Linien-Angriffen mit abwechselnden Treffen und Abscheidung der Waffen durchaus die Oberhand behält. — Woher kommt nun dies Wesen, wenn es nicht von den Garden ausgeht? General Alvensleben und Thiele sagen sich eben so sehr davon los; es würde also alles auf dem Herzog Carl und Prinz Wilhelm sitzen bleiben, davon aber der erstere viel zu wenig entschieden und der andere wohl noch zu scheu ist um dem Allgemeinen eine gewisse Richtung zu geben. Mir ist es ein völliges Räthsel.

In diesen Tagen kommen die Märkischen Stände hier zusammen; was sie verhandeln werden, ist ihnen bis jetzt noch ein völliges Geheimniß, wie mir einer derselben, ——— [?] sagte. Er meinte, wenn nur nicht der Berg die Maus gebiert, ich habe ihm geantwortet, daß es immer noch besser sein würde, als wenn er seines gleichen gebären sollte. Das ist nun allerdings hier nicht zu befürchten und einer öffentlichen Stimme in solchen Schranken mag man wohl mit einigem Interesse zuhören, denn es wird natürlich doch Vieles davon verlauten. Die Rebellion in Köthen, die man wohl wenn der Witz nicht zu alt wäre un orage dans un verre d'eau nennen könnte, wird freilich die Folge haben, daß die geringeren Rädelsführer bestraft werden, doch meint Graf Bernstorff, der Fürst werde sich nicht stark regen. Ich denke an dieser Diminutiv-Katastrophe haben die Umtreiber keinen Theil. Von Fehrentheils Capitalverbrechen habe ich nichts weiter gehört.

Es ist wieder stark die Rede davon, daß Klewitz Ladenberg Platz machen und als Oberpräsident nach Sachsen gehen soll. Schönberg, der nach Merseburg zurückgekehrt ist, soll in dieser Eigenschaft nach Schlesien gehen. Der letztere wird, wie das bei uns gewöhnlich ist, wegen seines Antheils an der Einschränkungscommission als Fremder vorzugsweise angefeindet; doch sind in einer drollig erfundenen, aber vermuthlich nicht wirklich ausgeführten Carricatur die Rollen besser vertheilt. Die Einschränkungs-Commission ist eifrigst mit dem Einrammen der Pfähle zum neuen Musteo beschäftigt. Ladenbergs Kopf ist der Ramm-Klotz, Witzleben giebt die Richtung an, Wittgenstein steht etwas in der Entfernung und sieht mit einer Lorgnette zu, Schönberg und Lottum ziehen an den Stricken und die geheimen Räthe, welche in der Folge reducirt werden sollen, sind die Pfähle, welche man einrammt. — Ueber diese geheimen Räthe soll es in der Folge wirklich hergehen; die welche jetzt 5000 Thlr. haben, sind auf 2800 normirt. Da aber alles dies auf's Absterben angesehen ist, so wird man wohl noch zu andern Ersparungsmitteln schreiten

müssen. Bei der Armee wird der Offizierstand des Ingenieur-Corps auf $^2/_3$, der der Artillerie auf $^3/_4$, der des General-Stabs auf $^1/_2$ heruntergesetzt. Daß man gerade die wissenschaftlichen Corps vorzugsweise angreift, ist gewiß gerade bei uns ein großer Fehler.

Die Landwehr scheint sich auf einige Zeit wieder festgestellt zu haben. Witzleben hält ihren Sieg für ganz entschieden; ich fürchte doch, daß nach einigen Jahren durch beständiges Miniren der Gegner das Fundament wieder lose werden wird.

Herr von Nagler, welcher jetzt hier ist, soll den Erwartungen des Fürsten Hatzfeld und des österreichischen Hofes nicht ganz entsprechen und mit dem Herrn von Münch*) sich bereits auf einen schlechten Fuß gesetzt haben. Graf Bernstorff spricht viel davon, daß seine Gesundheit ihn doch am Ende zwingen werde, sich zurückzuziehen; er scheint den letzten Stoß nämlich die Anwesenheit und das Treiben Hatzfeld's noch nicht ganz verschmerzt zu haben. Seine Stellung ist offenbar loser und schlechter geworden, seitdem er nicht ganz im Sinne Metternichs denkt und handelt; ich halte es für ein wahrhaftes Unglück, wenn er geht, denn in jedem Fall ist er rechtlich und gewissenhaft, wie keiner der anderen. Uebrigens fürchte ich, daß bei seiner Art zu denken, er sich nicht die mindesten Bedingungen gemacht hat; daß der König für ihn 100,000 Thlr. Schulden bezahlt hätte, wie man einmal sagte, ist eine völlige Erfindung. Er hat im vorigen Jahr für den spanischen Elephanten-Orden, dessen Verleihung an ihn nicht einmal in den Zeitungen gestanden hat, 3000 Thlr. baares Geld aus seiner Tasche geben müssen und er hat sie gezahlt, ohne ein Wort zu sagen; mich dünkt die Andern würden in einem solchen Fall guten Lärm geschlagen haben. Ich bin überzeugt, wenn er sich entschließen könnte, mehr mündlich mit dem Könige zu verhandeln, er würde sich besser mit ihm stehen als die meisten andern. In seinem Hause ist alles wohl und man empfiehlt sich Euer Excellenz auf's freundlichste. — Graf Zichy ist als Ambassadeur nach Rom ernannt, vermuthlich, weil man nach Berlin einen senden will, der uns stärker in Aufsicht nimmt.

An Clausewitz.

Erdmannsdorf, den 8. October 1824.

Mein verehrter Freund.

Ihr letzteres Schreiben, vom 1. d., hat mir eine doppelte Freude verursacht, indem ich daraus vernommen, daß Sie mit dem Zustand Ihrer Gesundheit zufrieden sind. Das Halsübel halte ich selbst für weniger bedenklich als man gewöhnlich zu thun pflegt, indem ich mehrere Menschen kenne, denen man davon einen unvermeidlichen Tod prophezeite und die noch heute ganz gesund

*) Nagler war preußischer, Münch östreichischer Vertreter im Bundestag.

herumwandeln. Es wird wohl lauwarmen Bädern weichen, die mir überhaupt für alle catarrhalische Uebel sehr wirksam zu sein scheinen. Auch suchten die römischen Imperatoren einen Ruhm darin, öffentliche Bäder anzulegen um ihre Römer vor Schnupfen und selbst vor dem nöthigen Reinigen der Nase zu bewahren, was für diese eine sehr wichtige Sache war, denn man fand es damals für einen, der nicht aus dem Pöbel war, als sehr unanständig, in der Nothwendigkeit zu sein, sich zu — schneuzen.

Wir führen jetzt hier ein stilles Leben. Einmal waren wir nach Fischbach eingeladen, und einmal nach Ruhberg. Einigemale machte diese Prinzessin Louise Besuch bei uns, und vor 3 Tagen nahm sie uns mit auf den Kynast, um die geschaffene Anlage des General Miltitz in dem Höllengrund zu sehen, eine steile, enge dichtbewachsene Felsenschlucht, die ehedem nur für wenige zugänglich, es jetzt für alle ist. Man kann sie für wohlgelungen halten. Bei ihrem Ausgang zeigt sich das alte Schloß von einer neuen und zwar sehr schönen Seite.

An das Bezahlen von 100,000 Thlr. Schulden für den Grafen Bernstorff habe ich nie geglaubt; es ist dies eine Erfindung der Mißgunst gegen ihn, aber wohl erinnere ich mich etwas dunkel an ein Versprechen, das ihm gemacht worden, ihm, wenn er eine Reihe von Jahren gut gedient haben werde, eine Güterschenkung machen zu wollen. Daß er 3000 Thlr. für den spanischen Orden gezahlt hat, verdenke ich ihm sehr. Er konnte sehr füglich vorschützen, daß es ihm bei den jetzigen landwirthschaftlichen Verhältnissen zu schwer falle, eine solche Summe zu entbehren, und daß er noch weniger seinem Herrn den Antrag machen könne, die Zahlung derselben zu übernehmen. Es war sicherlich, wenigstens eben so ehrenvoll, diesen Orden auszuschlagen als ihn zu erhalten und die Orden schutzbefohlener Staaten sind überhaupt nicht viel werth.

Aber in welchen Zeiten des Wahnsinns leben wir? Fehrentheil soll ausgesagt haben, der König von Würtemberg stehe an

der Spitze ihres Bundes? Ich glaube dies nimmermehr. Wohl traue ich ihm den Ehrgeiz zu, eine Rolle selbst mit schlechten Mitteln, zu spielen, aber auch so viel Verstand, daß er begreift, was ausführbar ist oder nicht. Man hat dies dem Fehrentheil in der Trunkenheit weiß gemacht, und die Zionswächter finden es ihren Absichten gemäß, daran zu glauben.

Clausewitz an Gneisenau.

Berlin, den 25. October 1824.

Da ich nicht so glücklich sein kann, Euer Excellenz meine herzlichsten Wünsche zum 28. October mündlich zu überbringen, so erlauben Sie es mir schriftlich mit der Versicherung zu thun, daß wir auch in der Entfernung an dem Fest Ihrer Familie den innigsten Theil nehmen werden und hoffen, daß Sie es in Wohlsein und Heiterkeit zubringen werden. Wenn die beiden fürstlichen Häuser Ihrer Nachbarschaft daran denken, welches freilich bei Fürstlichkeiten nicht leicht vorauszusetzen ist, so werden sie gewiß es an diesem Tage nicht an recht aufrichtig gemeinten Zeichen der Freundschaft und Theilnahme fehlen lassen. Ueberhaupt freuen wir uns, daß es sich so gefügt hat, die beiden fürstlichen Häuser im Sommer als ihre Nachbarn zu sehen, die in Memel und Königsberg Ihnen schon mit so vieler Freundschaft ergeben waren.

Der unvermuthete Tod des armen Thielmann hat Euer Excellenz gewiß, wie uns, sehr Leid gethan, und es dürfte schwer sein, ihn dort ganz zu ersetzen, er hatte sich im Leben viel umgesehen und eine gewisse Freiheit und Sicherheit des Handelns gewonnen, die den meisten unserer vornehmen Officiere fehlt; und die doch einem Mann an solcher Stelle allein gut steht. Der Auftrag für Paris ist erst 8 Stunden nach seinem Tode angekommen; und ihm also nicht das Vergnügen dieser Königlichen Gunst geworden, die vielleicht um so mehr Werth für ihn gehabt hätte, als er geglaubt haben soll nicht gut angeschrieben zu stehen.

In der Fehrentheil'schen Sache ist auch der Euer Excellenz bekannte Major Lisnewsky verwickelt und wird deshalb gleichfalls in Köpenik erwartet. Daß man bei allen diesen Sachen anfange, den König von Würtemberg zu nennen, habe ich früher hier schon sich in's Ohr sagen hören, es aber nur für ein gewöhnliches durch eine Menge logischer Sprünge und Substitutionen entstandenes Geschwätz gehalten.

An Clausewitz.

E., den 2. November 1824.

Mein verehrter General.

Tausend Dank für Ihre mir wohlwollenden Glückwünsche zu meinem Geburtstag. Bleiben Sie mir, in diesem meinem neu angetretenen Lebensjahre ebenso gewogen, als Sie mir in den

letzteren funfzehn derselben gewesen sind und seien Sie einer treuen Erwiederung von meiner Seite gewiß.

Thielmanns Tod hat mich wirklich überrascht, nicht weil ich bedeutend älter bin als er war und ich den gedämpften Trommelschlag seines Leichenbegängnisses als einen Generalmarsch zu meinem Aufbruch betrachten kann, wozu ich übrigens sehr bereitwillig bin, sondern weil ich Thielmann und todt niemals so zusammen gedacht habe, als todt mit den Namen Kleist, Tauenzin pp. Er hätte wohl noch eine Weile leben und für seine Kinder sammeln mögen.

An Frau von Clausewitz.

Erdmannsdorf, den 2. November 1824.

Verehrte Frau Generalin.

Beschämt ergreife ich die Feder, um Ihnen für all das freundliche zu danken, was ihr verehrliches Schreiben vom 26. und 27. v. M. enthält, das ich zwar durch die treue Anhänglichkeit, deren ich mir gegen Sie beide bewußt bin einigermaßen verdiene, aber bei weitem nicht durch solche Verdienstlichkeit, als Ihre überschwengliche Güte und Nachsicht mir leiht. Ueberhaupt habe ich dem Schicksal wegen der Ueberschätzung die mir von meinen Freunden zu Theil wird, viel abzubitten. Möge es mich nicht zu schwer dafür strafen und mich nicht an den empfindlichen Stellen verwunden. Ich will gerne leiden, sofern ich nur allein gestraft werde und fühle in Demuth, wieviel ich abzubüßen habe, sowohl an eigner Schuld als der des mich über Verdienst begünstigenden Glückes. Einmal schon bin ich schwer heimgesucht worden: möge es auf diese Weise nie wieder geschehen! —

Der Abend auf dem Ameisenberg war noch Ende September. Ich habe dort oben die Felsstücke ebnen, mit einer Brustmauer umgeben und eine rundumlaufende Sandsteinbank daran anbringen lassen. Es ist dies nun einer der in Betreff der Rundumsicht schönsten Punkte des Gebirges. Dahin ladete ich die Fischbacher und Ruhberger Häuser und das Buchwalder ein, und zwar nur

zum Kaffe mit Kuchen und Eis. Zwei Oktaven Kühe hatte ich in den dortigen Wald bestellt mit rein gestimmten Metallglocken versehen. Ein Klarinettbläser saß im Gesträuch und ließ sein Instrument Schalmeiartig ertönen; und einige Waldhornisten bliesen in einiger Entfernung Jäger-Stückchen. Das war alles und wenig genug; die umgebende großartige Natur that dabei mehr als dieser geringe Apparat; am meisten that dabei das Gefühl für Naturschönheiten, das die meisten Glieder der Gesellschaft mitbrachten. Für die Jugend hatte ich zwei Bivouaq-Feuer und Kartoffeln mitgebracht, die freudig gebraten und gegessen wurden, von den jüngeren Prinzen, von Wanda, von Gerhard und August und von Agnes.

Die beiden Prinzlichen Häuser nehmen unsere Zeit nicht so sehr in Anspruch als Sie zu glauben scheinen, desto mehr aber sind wir Sclaven der Warmbrunner Badegäste. Obgleich ich in diesem Jahre nicht jeden von da erhaltenen Besuch mit einer Einladung zu einem Diner erwiedert habe, so konnten wir doch nur selten etwas ruhig treiben, sondern wurden fast unausgesetzt gestört. Dies war ehedem nicht so, sondern ist erst so geworden im vorigen und diesem Sommer und ist buchstäblich hier eine wahre Landplage.

An Clausewitz.

Berlin, den 12. Januar 1825.

Ich habe eine Aufforderung an die Herren von Knesebeck, Schöler, Rühle, Schinckel, Rauch, Tieck ergehen lassen, sich nächsten Sonntag bei mir zu versammeln (um 2 Uhr) um über unser Denkmal zu berathschlagen und sodann bei mir zu essen. Ich benachrichtige Sie hiemit davon, mit der Bitte, sich zu jenem Tage nicht anderwärts zu versagen.

Guten Morgen!

Ihr

treuergebener Freund.

G.

An Gräfin Reden.

Berlin, den 19. Januar 1825.

Verehrte Frau Gräfin!

Ew. Excellenz verehrliches Schreiben vom 4. d. hat mir, wie Sie denken können eine große Freude gemacht, einmal durch die guten Nachrichten, die ich über Sie und die Ihrigen, sowie über die erreichten Zwecke Ihres dortigen Aufenthalts*) und über die himmlische Geduld der vortrefflichen Merline vernommen, und dann durch die freundliche Theilnahme die Sie mir durch Aufsuchung meines Großväterlichen Hauses bewiesen haben. Alles dortige wird mir dadurch aus meiner Knabenzeit wieder lebhaft vor die Seele geführt; alle untergegangenen, wie die aufkeimenden Hoffnungen; Irrthümer und Verirrungen; unverdientes Glück und steter Wechsel desselben, von meiner Kindheit an bis jetzt; fröhliche und betrübende Erinnerungen beengten und erweiterten mir die Brust, Dank gegen Gott muß die letzte Empfindung bleiben, sowie Ergebung in seinen Willen.

Daß Herr Domherr Oberthür noch lebt erfüllt mich mit freudiger Theilnahme. Lebhaft steht das Bild des schönen jungen Mannes vor meiner Seele, wie er ein Jüngling noch, bereits die hohe Würde des geistlichen Rathes gewonnen hatte. Frauen und Mädchen sahen mit Wohlgefallen auf den jungen Mann; der bessere Theil der studirenden Jugend mit Nacheifrung auf seine Bahn. Seine Manieren waren die des Hofmannes, und sein freundliches verbindliches Wesen gewann ihm alle Herzen. Wenn Würzburg ein Lichtpunkt des katholischen Deutschland geworden ist, so ist dieß vorzüglich Herrn Domherrn Oberthür zu danken. Er knüpfte daselbst vorurtheilsfrei die katholische Gelehrsamkeit an die protestantische an, und sein Beispiel hat gute Früchte getragen. Es ist sehr tröstend für mich gewesen, aus Ihrem Schreiben zu vernehmen, daß er eine glänzende Jugend und geehrtes Mannesalter, durch ein ehrwürdiges Alter krönt und er der Wohlthäter Würz-

*) In Würzburg.

burgs ist. Ich würde es nicht wagen einem so gefeierten Mann mein Bildniß, das eines vom Glück begünstigten Soldaten, zu übersenden, wenn Sie es, verehrte Gräfin nicht ausdrücklich wollten, und ich solchen Willen nicht als einen Befehl ehrte. Diesem gemäß sollen daher die Bilder mit nächster fahrender Post folgen nebst einem Schreiben von mir an ihn.

Herr Domherr Oberthür wird sich eines protestantischen Pfarrers erinnern Namens Herwig, der vor einigen und fünfzig Jahren zur katholischen Kirche in Würzburg übertrat, und dann Professor daselbst wurde. Dieser Mann wohnte in meinem großväterlichen Hause, und ich schloß mich an ihn und seine Bücher an. Von Letztern war damals nicht viel in den Würzburgschen Privathäusern. Er gab mir davon was er mir für nützlich hielt; unter anderen auch den Homer in einer deutschen Uebersetzung: da lernte ich die Ilias und Odyssee kennen; und von daher stammt meine Liebe zu literarischen Beschäftigungen.

Der Besitzer meines großväterlichen Hauses hat Ew. Excellenz einige verworrene Nachrichten über meine Verwandten gegeben. Eine Tante die einen Professor in Erlangen geheirathet haben soll, habe ich nie gehabt. Mein Großvater war Oberstlieutenant, und wenige Tage vor seinem Tode zum Obersten ernannt worden, was ihm aber nicht mehr bekannt geworden war. Herr Domherr Oberthür wird sich noch, wenn er gerade in Würzburg anwesend gewesen, des großen Leichenbegängnisses erinnern, das meinem Großvater weit über seinen Rang durch drei Regimenter und 4 Kanonen gehalten wurde. Er hatte einen Bruder der ebenfalls als Oberstlieutnant der Ingenieure gestorben ist; dann aus einer ersten Ehe eine Tochter, die einen Artillerie-Hauptmann Namens Schwab geheirathet, und außer einem andern Sohn, der Geistlicher und Pfarrer geworden ist einen Sohn hinterlassen hat, der als Stiftsherr zu Stift Haug gestorben ist. Aus der zweiten Ehe meines Großvaters stammten 1) meine Mutter, die einen Artillerie-Lieutnant und Protestanten, meinen Vater, zum großen Verdruß

der ihrigen, weil er ohne Vermögen und nicht ihrer Kirche war geheirathet hat, daher der so zeitig angehende Wechsel in meinen Schicksalen. 2) mein Oheim der ehemalige Würzburgsche Hauptmann, später Bairische Oberst Müller (nicht von Müller, da er meines Wissens in baierischen Diensten nicht geadelt worden) er ist an der Brustwassersucht gestorben. 3) meine Tante Margarethe, die einen Hauptmann beim Schwäbischen Kreis-Heere von Storr geheirathet hat, und bereits seit vielen Jahren verstorben ist. Auch dieser wird sich Herr Domherr Oberthür erinnern, denn sie war ihrer stark blonden Haare ohngeachtet, sehr hübsch, sehr lebhaft, sehr unterrichtet (sie sprach französisch, italienisch und englisch, las Gellerts nnd Wielands Schriften, die Geschichte des Fräuleins von Sternberg p. p. und kannte die damaligen Anfänge deutscher Literatur) und galt für wohlhabend, Umstände die viele junge Männer in meiner Großeltern Haus zogen. Andre Verwandten als die genannten habe ich in Würzburg nicht gehabt.

Die Gegend der Stadt die Ew. Excellenz jetzt bewohnen ist mir sehr wohl bekannt, sie war meine Erholung, denn weiter links stromaufwärts steht das meiner Tante gehörig gewesene kleine Haus, deren Sohn, den nachherigen Pfarrherrn ich manchmal, jedoch nur selten besuchen durfte. Da schwelgte ich denn in dem Anblick der Veste, des Leistenberges, der Kugel, des Flusses, der Schiffe, und sehnsuchtsvoll blickte ich stromabwärts im Geist nach Amerika und Indien, in Träumen von Colonisation, Städtegründung und Kriegführen versunken. — Das kleine die Gegenstände wiedergebende Bild dieser Gegend ist mir deswegen sehr werth.

An Frau von Clausewitz.

Berlin, den 12. Juni 1825.

Verehrte Frau Generalin!

Was soll ich zu Allem diesem, in den von Ihnen mir anvertrauten Briefen enthaltenen, mir so überaus Freundlichem sagen, als was ich von Früh bis Abends denke, nämlich: Herr! ich bin

nicht würdig, was mir das Glück an edler Freundschaft zugewendet, wahrlich ich kann Gott nimmermehr genug dafür danken.

Die arme, demüthige, sich selbst für verwittwet erklärende Pauline! möchte ihr doch das Glück geworden sein, dessen sie entbehrt und dessen sie so würdig ist! ——

Allerhöchste Cabinetsordre.

Berlin, den 18. Juni 1825.

Es sind heute gerade zehn Jahre als Sie dem Vaterlande einen der wichtigsten Dienste leisteten, indem Sie, durch eine rastlose Verfolgung des erkämpften Sieges, eine in der Geschichte beispiellose Auflösung des feindlichen Heeres herbeiführten und den ehrenvollen Abschluß des Friedens vorbereiteten, dessen Segnungen Europa seit jener Zeit ungestört genießt. Ich glaube die Mir und dem Vaterlande theure Erinnerung an diese Großthat nicht besser feiern zu können, als wenn Ich Sie heute zum General-Feldmarschall der Armee ernenne; wobei Ich wünsche, daß Sie diese Stelle lange in ungestörter Gesundheit bekleiden mögen, damit der Staat in Zeiten der Gefahr auf Ihre Dienste rechnen kann.

Friedrich Wilhelm.

Clausewitz an Gneisenau.

Dienstag den 21. Juni 1825.

Euer Excellenz reiche ich hierbei die Kabinets-Ordre gehorsamst zurück, die Sie so gütig waren, mir auf einen Tag zu erlauben. Die sehr freundliche Absicht und Gesinnung des Königs ist nicht zu verkennen und hat uns wahrhaft gefreut, es ist also nicht um daran irgend etwas zu verringern, wenn ich sage: ich würde sie noch anders abgefaßt haben. Worüber ich mich aber nicht beruhigen kann, ist, daß der Minister Hake Ihnen nicht mit einem neuen Etat aufwarten kann; von der vielseitigen, ja totalen Unschicklichkeit der Sache nicht zu reden, so ist diese cavaliere Art es abzumachen ein neuer auffallender Beweis, wie wenig er auf der Linie zu Hause ist, wo savoir faire und savoir vivre zusammenstoßen und wie wenig sein fein zugespitzter durch lauter Kleinlichkeiten blankgeschliffener Scharfsinn von einem tüchtigen Urtheil und gesunden Gefühl geleitet wird. Er ist ein vortrefflicher Kasernen-Inspector aber ein trauriger Kriegs-Minister und doch konnten wir noch viel schlechter daran sein.

An die Gräfin.

Sommerschenburg, den 7. Juli 1825.

Da bin ich nun vorgestern hier angekommen und habe Eure vier Briefe hier vorgefunden. Zwar war ich einige Male durch

Scharnhorst über Euer Wohlbefinden unterrichtet, aber es ist mir doch angenehmer, solches von Euch unmittelbar zu erfahren.

In den wenigen Stunden meines hiesigen Aufenthalts habe ich so viele unangenehme Entdeckungen machen müssen, wovon eine Einzige hinreichend wäre, das Gemüth zu beunruhigen. Aber die hiesigen Güter gehören, in landwirthschaftlicher Hinsicht, zu den schönsten, die es geben kann. Der hiesige Schloßhof hat eine seltene Lage. Er gewährt über ein fruchtbares, überall angebautes reiches Land 6 Meilen weit und über das ganze Harzgebirge durch seine hohe Lage eine seltene Aussicht, ist in einem Halbkreis mit Laubwäldern umgeben, hat schöne Baumgärten, auf der vorderen steilen Seite Terrassen mit Weinstöcken, Pfirsich, und Aprikosenbäumen, mit vortrefflichem Obst; die hiesigen Kirschen sind berühmt. Das Wohnhaus wäre, wenn eine Amtmannswohnung sonst noch vorhanden wäre, so ziemlich, und selbst bequem; es ist solches etwas alterthümlich, besser als das Wolmsdorfer, nicht so gut als das Nieder-Kauffunger; zur Noth könnten wir darin wohnen, wenn die 60 Meilen Entfernung nicht wären. Die Umgegend ist, die Aussicht über die weite Ebene ausgenommen, etwas bergig, sehr baumreich, sehr grün und sehr großwüchsig. Da der Forst an den Schloßgarten stößt, so würde man mit sehr wenigen Kosten einen vortrefflichen Park bald erschaffen können. Die gemeine Klasse hier ist gut gebildet, zum Theil sehr wohlhabend. Es sind hier auf den Gütern mehrere Bauern, die 30,000 Thlr. in Vermögen haben. Es wohnt hier in Sommerschenburg ein eleganter Schneider für Männer und Frauen, der 10 Gesellen hat, und sich Equipage hält; Du magst daraus auf den Wohlstand der Umgegend schließen. Die Wirthschaftsgebäude sind, bis auf eines, alle von Stein und mit Ziegeln gedeckt; vier Wirthschaftshöfe, wovon drei dicht beisammen liegen, so daß sie sich berühren, 7 Dörfer, 5 Pastoren, deren Stellen, wenn sie sich erledigen, vom hiesigen Dominio vergeben werden, und wovon die eine 1500 Thlr. einträgt.

Mit dieſem Brief zugleich wird wohl Auguſt eintreffen. Es ſteht ihm eine Veränderung bevor; der König will ihn nämlich mir als Adjutanten beigeben, vielleicht in der guten Abſicht, um ihm ein Avancement zu geben. Ich habe es dem Auguſt anheim geſtellt, ob er dieſe Beſtimmung annehmen wolle und er hat ſie angenommen.

An die Gräfin.

Sommerſchenburg, den 11. Juli 1825.

Je länger ich hier verweile, je beſſer gefällt mir der hieſige Ort, das Land und die Leute. Es wohnen hier im Ort mehrere Honoratioren, viele Handwerker; die Hälfte der Häuſer iſt mit Ziegeln gedeckt und freundlich blicken die rothen Dächer zwiſchen Obſt oder Waldbäumen und den verſchiedenen Schluchten hindurch. Der hieſige Schullehrer war Lieutenant in der Landwehr und iſt ein Peſtalozzianer, die Kinder leiſten unter ihm ungemein viel. Er iſt ein ſehr ſchöner junger Mann und heirathet nächſtens die eben ſo ſchöne Tochter meines Braumeiſters, ein des Sonntags elegant angezogenes Mädchen, die es aber in den Wochentagen nicht verſchmäht, mit dem Tragekorbe einherzugehen und Arbeit zu verrichten. Diebſtahl und Trunk kommt in der Gemeinde gar nicht vor; mehr als 3000 Thlr. jährliche Geldzinſen gehen richtig und ohne Rückſtand ein; von den an die ärmſten Einwohner von dem Dominio verkauften Ackerſtücken ſind alle verheißenen Zahlungen ohne den mindeſten Reſt eingegangen.

An die Gräfin.

Sommerſchenburg, den 25. Juli 1825.

Welche Freude Dir bevorſtand, wußte ich vorher. In Potsdam trug ich dem Geitſch auf, Scharnhorſt zu ſagen, er könne ja mit meinem Wagen die Kinder ſelbſt nach Erdmannsdorf bringen, und hier erfuhr ich bald, daß er den Entſchluß gefaßt, die Kinder mit dieſer Gelegenheit Dir zu ſchicken. Da rechnete ich

dann jeden Tag aus, wo die Kinder gerade sein, und wann sie in E. anlangen würden, und stellte mir die Freude vor, die Du darüber haben würdest. Um einen Tag indessen hatte ich deren Ankunft zu früh berechnet. Gottlob, daß sie glücklich angekommen sind.

Während Ihr vom Regen gelitten habt, schmachteten wir hier in erstickender Hitze; auch haben unsere Saaten von der lang anhaltenden Dürre gelitten. Hier um den Hof herum haben wir indessen schattige Gänge, wo wir uns erholen können. Es ist dies ein selten schöner Ort, und alles im Ueberfluß; Getreide, Obst, Stroh; nur ersteres hat geringeren Werth; der Scheffel Weitzen 1 Thlr., der Sch. Roggen 12 gr.

An Clausewitz.

Erdmannsdorf, den 1. November 1825.

Mein verehrter Freund!

Ihre mir so wohlwollende Glückwünsche zu meinem Geburtstag habe ich mit Freude und Dankbarkeit empfangen, da ich es weiß, wie sehr ich auf die Aufrichtigkeit derselben bauen darf.

Wohl ist es an dem, daß ich mich in diesem Jahr kräftiger als in dem vorigen fühle, auch ist die Lebenslust in diesem Jahr wieder in mir erwacht, die in den letzteren zu erlöschen begann. Letzteres kann indessen auch in dem Umstand liegen, daß ich für Sommerschenburg Einrichtungen zu treffen angefangen habe, zu deren glücklicher Durchführung mir noch zwei Jahre nöthig sind. Vielleicht ist auch dieses wieder eingetretene Gesundheitsgefühl gleich dem letzten Aufflammen einer erlöschenden Lampe.

In dem Brief an Frau von Clausewitz von demselben Tage heißt es: „Die Enkel toben in diesem Augenblick auf meiner Stube herum, daß ich mit diesem Brief kaum fortzufahren vermag."

An Clauſewitz.

Berlin, den 16. December 1825.

Ich athme etwas freier. Zur Zeit der letzten Nachricht aus Warſchau war nur der Großfürſt Michael abgereiſt; Conſtantin noch dort, und nicht zum Kaiſer ausgerufen.

Von der unkriegeriſchen Geſinnung des Großfürſten Conſtantin wurde mir heute eine merkwürdige Anekdote erzählt. Er hat nämlich einmal ſich dahin geäußert, daß er den Krieg durchaus nicht liebe und zwar aus dem Grunde, weil er die Soldaten ſchlecht mache!!!

Bei ſeiner Verheirathung mit der Fürſtin Lowitz ſoll doch, wie mir ein von ſolchen Dingen ſehr unterrichteter Mann vorhin erzählt hat, eine Entſagung von ſeiner Seite Statt gefunden haben.

Gott befohlen!

Nachtrag.

Außer dem General Miloradowitſch iſt noch der General Richter geblieben. Das Regiment Moskau iſt nicht das einzige geweſen, das vom Aufruhr angeſteckt war; auch das Regiment Pawlowski Grenadiere hatte Theil daran. Das ganze Regiment Chevalier-Garde ebenfalls, und marſchirte bereits gegen das Schloß, als es noch von ſeinem ihm entgegen eilenden Oberſten Alexis Orlow haranguirt und für den Kaiſer Nikolaus gewonnen wurde. Der Fürſt Trubetzki hatte ſich ebenfalls gegen den Kaiſer erklärt. Als die Sache eine andere Wendung nahm, hat er ſich in das Haus ſeines Schwagers, des öſterreichiſchen Geſandten, Lebzeltern, gerettet.

Der Kaiſer war ſchon Vormittags von dem vorſeienden Aufſtand unterrichtet. Bürger nahmen ebenfalls Theil daran. Der Kaiſer ritt unter ſie, haranguirte ſie, erklärte ihnen, daß, wenn ſie ihn nicht zum Regenten begehrten, er das Regiment niederlegen wolle und ſie ihn, (hier öffnete er ſeine Bruſt) niederſchieſſen möchten.

Ueber die obige That des Alexis Orlow hat die Kaiserin erklärt, daß selbiger sie alle gerettet habe; daß, ohne ihn, alles verloren gewesen wäre.

Viel Neues, selten was Gutes!

Ihr

treuergebener Freund

G.

An die Gräfin.

Berlin, den 24. December 1825.

Dein Schreiben vom 20. d. ist richtig bei mir eingegangen und ich freue mich über die darin gegebene Nachricht von Eurem allerseitigen Wohlbefinden. Möge nur die Mutter von einem Krankenlager befreit bleiben und sie das Weihnachtsfest in Eurer Mitte zubringen können. Auch die beiden Kinder hier habe ich gestern Nachts in vollkommener Gesundheit angetroffen, als ich von Potsdam heimkehrte, wo wir ein Trauerfest zu Ehren des Kaisers Alexander begangen haben.

Dieser unerwartete Tod hat uns sehr bestürzt, Gott allein weiß es, was daraus erfolgen kann. Der Großfürst Constantin hat durch eine schriftliche Akte bereits der Thronfolge entsagt; diese Akte ist, auf Befehl des verstorbenen Kaisers, am bestimmten Orte vom Senat aufgefunden und geöffnet worden. Als sie verlesen worden, wollte der Senat den nächstältesten Bruder des Kaisers, Großfürst Nikolaus zum Kaiser proklamiren, dieser hat aber solches nicht angenommen, da er nichts von dieser Entsagung wisse, und sie nicht mit unterzeichnet habe, darauf wurde Konstantin als Kaiser ausgerufen und ihm von den Truppen der Eid geleistet; die Nachricht davon ihm nach Warschau zugeschickt; er ist von da indessen noch nicht abgereist, und über seine Annahme oder Ablehnung der Krone herrscht noch die beunruhigendste Ungewißheit. Bei seinem heftigen, tyrannischen Karakter ist für die Unruhe in Europa viel zu besorgen. Bei dem sanfteren Karakter des Groß-

fürsten Nikolaus und dem Einfluß seiner vortrefflichen Gemahlin dürfen wir Hoffnung hegen, daß unsere Ruhe nicht gefährdet werde.

Du siehst hieraus wie betrübend jener Todesfall für alle diejenigen, die über unsere politische Stellung etwas nachdenken, sein müsse, und schon allein in dieser Hinsicht ist solcher Verlust sehr schmerzlich; wenn man aber erwägt, welch ein gütiger sanftmüthiger Regent der verstorbene gewesen, und welche Verdienste er namentlich um die Wiederherstellung unserer Monarchie gehabt, so müssen wir den so frühen Tod desselben doppelt betrauern.

Was ich oben von den Besorgnissen über die mögliche Thronbesteigung des Großfürsten Konstantin geäußert habe, davon wolleſt Du gegen Niemanden etwas äußern. Was uns einige Hoffnung giebt, ist der Umstand, daß Constantin in Warschau den Kaiserlichen Titel noch nicht angenommen. Auch will, wie erzählt wird, die Fürstin von Lowicz weder nach Petersburg ziehen, noch der griechischen Kirche beitreten.

An die Gräfin.

Berlin, den 12. Januar 1826.

Da kommt das Brüder-Paar in meine Stube getreten und wünscht mir Glück zu Deinem heutigen Geburtstag. Mit ihren Glückwünschen übermache ich Dir, liebe Frau, die meinigen. Möge Gott Dich lange gesund erhalten und Dir Zufriedenheit schenken, so weit dies im menschlichen Dasein möglich ist.

Aber ich habe mich hierbei zu schämen, denn ich überreiche meine Glückwünsche abermals mit leeren Händen. Zwar kam vorhin der Dir bekannte Jude Behrend und bietet mir Geld als Darlehn an, ich habe aber solches ausgeschlagen, und wenn ich Dir ein Geldgeschenk nicht anders machen kann, als daß ich es borge, so will ich lieber Dir es schuldig sein als anderen, und biete ich Dir daher abermals einen Wechsel oder eine Schuldverschreibung wie im vorigen Jahre an, obgleich ich begreife, daß mit Papier Dir nicht immer gedient sein kann, sondern manchmal

nur mit edlem Metall. Es geht aber in den Wirthschaften gar zu schlecht. Noch ist meine vorjährige Sommerschenburger Ernte nicht verkauft, so schlecht sind die Preise, und meine diesjährige ist im Schock-Ertrag und Ausdrusch zugleich eine mißrathene. Zum ersten Male sind dorten 80 Thlr. Geldzinsen Rest geblieben und zum ersten Male haben die Bauern ihr Zinsgetreide nicht in Geld, sondern in Körnern abgeliefert, wodurch mir also wiederum 400 Thlr. nach diesjährigen Preisen nur gerechnet (ehedem hat dieses Zinsgetreide das sechs- und mehrfache betragen) an der Einnahme fehlen. Das Holz ist auch im Preise gesunken und die Nachfrage danach nur gering. Diese Wohlfeilheit der landwirthschaftlichen Erzeugnisse hat dann auch wieder Einfluß auf den Preis des Grund und Bodens und das Dismembriren geht demnach schwächer wie sonst und das Land gilt wenig. So vertrocknen alle Quellen, nur die der Schafwirthschaft fließt noch, allein ich bin noch nicht auf der Zahl die ich, bei meiner ganz und gar darauf gerichteten Wirthschaftsart beabsichtige und habe noch zwei Jahre hierzu nöthig; übrigens habe ich auch dabei Unfälle erlitten; eine Anzahl der nach Sommerschenburg geschickten Schafe ist gestorben, und von den Lebenden hat ein Drittel verlammt, Verluste die ich durch Ankauf wieder ersetzen muß. Doch nun der Klagen genug, und ich will mich darüber freuen und Gott danken, daß Ihr sammt und sonders gesund seid.

An Gibsone.

Berlin, den 23. Januar 1826.

—— Die Unfälle der Landwirthschaft haben auch mich erreicht. Meine Magdeburger Güter sind im Ertrag ganz gesunken, da sie nach alter Weise bewirthschaftet worden. Die Einrichtungen indessen, die ich bei meiner Anwesenheit daselbst im Juli (der allererſten) getroffen habe, und Unterstützungen aus meiner schönen Erdmannsdorfer Heerde mit feinwolligen Mutterschafen sollen mir indessen wohl gute Früchte tragen, welches ich aber erst abwarten

muß, wozu ich freilich, bei meinem Alter, nicht viel Zeit mehr habe. Ich habe bereits eine sehr ausgezeichnete Heerde von mehr als 5000 Stück auf meinen Gütern, und werde durch die hinzukommenden Lämmer nächstens selbige auf 7000 Stück gebracht haben; 10,000 Stück ist die Zahl, die ich durch Wechselwirthschaft zu ernähren gedenke. Im Sommer 1827 werde ich auf diesen Punkt gelangt sein und dann bin ich geborgen, sofern ich so lange lebe und mich nicht Wirthschafts Unfälle treffen.

An Clausewitz.

Sommerschenburg, bei Helmstädt und Morsleben,
den 11. Juli 1826.

Mein verehrter General!

Am Tage St. Johannis haben wir Berlin verlassen und sind des andern Tages Abends hier angelangt, wo wir denn sogleich unseren Spaziergang in unseren Gärten und zuletzt in dem neuen sehr schönen und zugleich wohlfeilen Park begonnen haben. Alles dieses und die weite Aussicht auf einen sehr bevölkerten und gut angebauten Halbkreis, den in einer Entfernung von 5—8 Meilen der Harz begrenzt, hatte sehr den Beifall meiner Kinder; sie wohnen übrigens sehr gut und sind gut eingerichtet; vor allen aber wohne ich vortrefflich. Ich habe mir nämlich in einem uralten, von Rissen bedrohten Nebenhause, da, wo meine Stallleute im vorigen Sommer wohnten, einige Stübchen reinigen, demüthig tapezieren, und bescheiden meubliren lassen. Da habe ich durch meine kleinen Fenster hindurch die obenerwähnte Aussicht vor mir, nebst einer langen Terrasse auf welche eine Thür führt, um sie jeden Augenblick benutzen zu können, und mit wenigen Schritten von da, bin ich in meinen langen, dunkeln Schattengängen. Es ist dies jetzt wirklich ein selten schöner ländlicher Aufenthalt, nachdem ich Aenderungen mit meiner Wohnung und mit der Umwandlung eines, an meinen Garten grenzenden Eichenwaldes in einen Park mit breiten Wegen, vorgenommen habe. Auch findet

solcher in der Umgegend Beifall und füllt sich mit Spaziergängern.

In der Nachbarschaft, zwei Familien Alvensleben und zwei Familien Schulenburg, sind wir sehr freundlich aufgenommen und man erzeigt uns da viel Herzlichkeit; wir fanden da zahlreiche Gesellschaft an fremden Besuchenden, und an jungen Personen ihres Geschlechts fehlt es meinen Töchtern nicht.

An Clausewitz.

Sommerschenburg, den 18. Juli 1826.

Herrn von Stein hatte ich nicht in Nassau vermuthet, vielmehr geglaubt, er werde, wie sonst, die Anwesenheit der Badegäste in Ems scheuen und sich anderwärts aufhalten. Noch mehr verwundert es mich, daß er den Bade-Orts-Gesellschaften beiwohnt. Seine Natur scheint sich doch etwas geändert zu haben. Ich bitte Sie, ihm meine Grüße zu übergeben.

Ihre architektonische Beschreibung Ihrer Reise über Goslar und Cassel hat mich sehr interessirt. In Schönfeld habe ich einmal vor mehr als zehn Jahren im Quartier gelegen, aber damals waren da keine Schlösser vorhanden als etwa die Luftschlösser meiner Imagination, die doch wirklich, und zwar von mir so sehr unverdient zu steinernen geworden sind.

Meine Töchter fahren fort den hiesigen Aufenthalt sehr schön zu finden, obgleich sie nicht oft Gesellschaft sehen, indem unsere Nachbaren zum Theil verreist sind, zum Theil entfernt wohnen. Der Tochter unseres alten Feldherrn, der Gräfin Assеburg*), deren Wohnsitz nur zwei Meilen von hier entfernt ist, haben wir unsern Besuch gemacht. Das Schlößchen derselben liegt in einer vollkommenen, üppig fruchtbaren Ebene, zwei Meilen vom Harz entfernt, in einer durch reiche Vegetation und fleißigen Anbau sehr malerischen Gegend.

Aber die Nachricht über die Tochter unseres anderen Feld-

*) Tochter Blücher's.

herrn*) ist sehr betrübend. Möchte doch diese Mutter ihren Kindern nicht genommen werden! August Scharnhorst habe ich in Berlin gesprochen, und weder von ihm, noch von seinem Bruder Klage über Kränklichkeit gehört. Letzterer ist allerdings den kritischen Anfällen einer noch nicht entwickelten Gicht ausgesetzt, dabei aber kann man sehr alt werden und er würde vielleicht völlig gesund sein, wenn er die Mittel gebrauchte, die ich ihm zu verordnen noch nicht gewagt habe.

Mich hat Rust einer etwas beschwerlichen Kur unterworfen. Da ich nämlich in der letzteren Zeit mehr als sonst Anfängen von Schwindel unterworfen gewesen bin, so hat er für gut befunden, mir ein Blasenpflaster am Arm, das ich stets erneuern muß, zu verordnen. Da ich vernommen habe daß andere dasselbe Mittel gegen dasselbe Uebel mit Erfolg angewendet haben, so habe ich mich darein gefunden, obgleich es etwas beschwerlicher Natur ist, und, sei es, daß der hiesige Aufenthalt und die reine Luft der hiesigen hohen Gegend vortheilhaft auf mich wirken, oder daß Rusts philosophischer Blick die Quelle des Uebels entdeckt habe, ich befinde mich wirklich vor der Hand davon befreit, und genieße eine vortreffliche Gesundheit, die ich durch Herumreiten und Gehen in meinen hiesigen mannigfachen Geschäften und einfache Lebensart zu erhalten suche. Wirklich ist hier sehr viel für mich zu thun. Es ist jetzt nicht an der Zeit, Güter zu verkaufen, selbst nicht im Einzelverkauf, ich mußte mich daher schon entschließen, die hiesigen zu behalten und sie in der Kultur zu heben. Schöne Anfänge habe ich schon dazu gemacht, und nun verwandle ich ehemaligen Forstboden, der bisher nur zur Weide gedient hat in eine Vorwerkswirthschaft, die unter Pflug und Hacke genommen und binnen wenigen Jahren ein beträchtliches neues Gut bilden wird, welches geschaffen zu haben ich mich freuen will, sofern Rusts Kur anschlägt, sonst ich es wohl nicht blühen sehen möchte! Vor der Hand habe ich daran nur die Freuden einer zu üppig schaffenden

*) Gräfin Dohna, Tochter Scharnhorst's.

Phantasie, und die Leiden der Anschaffung der Gelder zum Aufbau des neuen Vorwerks.

An Clausewitz.

Erdmannsdorf, den 29. August 1826.

Von den diesjährigen Herbstmanövern werde ich mich also los sagen, halb erfreulich, und halb ärgerlich wie solche Uebungen sind. Was würden Herzog Carl und seines Gleichen nicht noch alles daraus gemacht haben, wenn ihnen der König freie Hand ließe. Dieser fast nur allein ist es, der unser neues Kriegs- oder mehr Armee-System noch aufrecht erhält. Innerhalb desselben haben sich die Truppenführer herumtummeln müssen, und so hat sich selbiges seit zehn Jahren ausgebildet, wobei die Widersprecher, mit jedem Jahre mehr, durch die That sich selbst widerlegen mußten. Dahin auf diesen Punkt, konnte sie allein der König durch seine Beharrlichkeit führen, und wir müssen ihm dafür Dank wissen.

Clausewitz an Gneisenau.

Berlin, den 21. September 1826.

Euer Excellenz verzeihen, daß ich Ihnen nicht sogleich weiteren Bericht über die Beisetzung der Ueberreste unseres gemeinschaftlichen Freundes*) gemacht habe; woran die Anwesenheit meines Schwagers und mancherlei durch das Herbstmanöver herbeigeführter Wirwarr Schuld sind. Die Beisetzung ist den 9. erfolgt, wie ich die Ehre gehabt habe, es Euer Excellenz vorläufig zu melden. Meine Frau hatte die Schmalzens davon unterrichtet und ich dem Sohn am 8. geschrieben und ihn zugleich gebeten, mich es wissen zu lassen, wenn er wünschte, daß einer oder der andere seiner nähern Bekannten davon unterrichtet werden sollte; er hatte hierauf selbst seinen Bruder in Siethen benachrichtigt und den Minister Boyen, so daß, außer dem Officier-Corps des Invalidenhauses, welche der General Kessel dazu hatte versammeln lassen, die beiden Söhne, die beiden Enkel, Schmalz mit seinen Töchtern, Minister Boyen und meine Frau die Anwesenden waren. Einige Officiere des zweiten Garde Regimentes, welche in der Nähe exercirten, fanden sich gleichfalls dazu ein. Der Sarg wurde durch 10 Invaliden-Unterofficiere auf den vierspännigen Leichenwagen gehoben, durch diesen bis an den Kirchhof gefahren und dann von den Unterofficieren bis zur Gruft getragen und versenkt,

*) Scharnhorsts Leiche war von Prag übergeführt worden auf den Invaliden-Kirchhof in Berlin.

nachdem die Enkel einen von meiner Frau mitgebrachten Lorbeerkranz auf denselben niedergelegt hatten. — General Schöler hatte ich gleichfalls benachrichtigt, er war aber verhindert zu kommen, und General Knesebeck, welcher erst einige Tage später hier eingetroffen ist, habe ich Bericht davon gemacht.

An Karl v. Raumer.

(Bruchstück in den Erinnerung. a. d. J. 1813 u. 1814.)

30. September 1826.

—— Iliacos intra muros peccatur et extra, kann man sagen. Von beiden Seiten ist viel gefehlt worden durch Uebertreibungen aller Art, im Absolutismus und Stabilismus, Liberalismus und Jacobinismus, und betrübt ist es, daß durch solchen Widerstreit so vieles Gute ist gehemmt und so viel Bitterkeit erregt worden. Ich meinerseits habe mich in den Mittelweg zurückgezogen und dadurch wenigstens meine Unabhängigkeit gerettet, wenn ich mir auch dadurch den Tadel beider Parteien zugezogen habe. Es ist unmöglich, sich einer streitenden Partei zuzugesellen und der Wahrheit treu zu bleiben. Einmal angeworben muß man helfen vertuschen und verheimlichen, um unseren Mitstreitern nicht zu schaden.

An Clausewitz.

Erdmannsdorf, den 30. September 1826.

—— Noch muß ich Ihnen eine Geschichte, obgleich Ihnen unbekannter Personen mittheilen, die sich durch ihre Unglaublichkeit auszeichnet, in einem Roman als eine schlechte Erfindung gelten würde, und dennoch wahr ist.

Hier in Schlesien, zwischen Breslau und Schweidnitz, lebt ein junger Graf ——, der mit einer Gräfin —— aus Sachsen, einer schönen, sehr schönen und in ihrem Wandel tadellosen Frau, verheirathet ist. Ein junger Mensch, wir wissen nicht wer? verliebt sich in sie, und um in ihre Nähe zu kommen, lernt er alle weiblichen Arbeiten, stricken, nähen, waschen, bügeln (oder plätten?) verkleidet sich als Mädchen und vermiethet sich in ihren

Dienſt, worin er ſo lange bleibt bis ſein Geſchlecht durch den Hausarzt entdeckt wird. Man kann ſich denken, welche Beſchämung hieraus für die junge Frau entſtehen muß, ein Gefühl, das faſt nie erlöſchen wird.

An Frau von Helvig.

Erdmannsdorf, den 3. October 1826.

Gnädige Frau!

Soeben habe ich meinen Einladungsbrief an Herrn und Frau von Kloch beendigt, und beginne nun den an Ew. Excellenz, denn mit den ſchwachen Gründen womit Sie Ihr Ausbleiben rechtfertigen wollen, kann ich mich nicht begnügen.

Das Reiſen iſt heutzutag viel wohlfeiler als ehedem geworden. Die Lohnkutſcher fordern weniger und machen größere Tagreiſen. Ein Jude hat mir für eine Reiſe nach Berlin und zurück, viel zu viel im Vergleich mit ſeinen chriſtlichen Standesgenoſſen, und doch nur 40 Thlr. einſchließlich der Beköſtigung des Kutſchers und der zwei Pferde, abgefordert, und hat den Weg nach Berlin in $2^1/_2$ Tagen, und zurück in ebenſo viel Zeit zurückgelegt. Wüßte ich gewiß, daß Sie nicht andere Urſachen haben, dieſe Reiſe abzulehnen, ich ſchickte Ihnen alsbald des Juden Pferde und meinen Wagen, um Sie und Dora hierher zubringen; in fünf Tagen könnten Sie hier ſeyn.

Wenn etwa die kleine Summa, die Sie zu ſolcher Reiſe bedürfen, in dieſem Augenblick nicht zu Ihrem Gebot ſtände, ſo habe ich mit heutiger Poſt Sorge getragen, Ihnen ſelbige bei dem Banquierhauſe, d. H. Mechow & Pietſch, Kurſtraße, zu vermitteln. Sie dürfen nur bei dem Herrn Pietſch Anzeige machen, daß Sie davon Gebrauch machen wollen.

Mit dem kleinen Raum, den ich Ihnen zu Ihrer Wohnung hier anbieten kann, werden Sie ſich, das weiß ich, begnügen, folglich ſteht Ihrem beifälligen Entſchluß nichts entgegen, und ſchon

dieſe Beſeitigung der materiellen Einwendungen muß Sie vermögen, die Reiſe anzutreten.

Aber Gründe höherer Art fordern Ihre Achtung. Derjenigen Schweſter, die Sie mütterlich gepflegt, und trefflich ausgebildet haben, und die mit Dankbarkeit und Liebe an Ihnen hängt, dürfen Sie den Troſt nicht verſagen, ihre Geneſungsſtunden mit Ihnen zubringen zu können. Die Seele beherrſcht den Körper. Die Unterhaltung mit Ihnen kann nicht anders als wohlthätig auf die Beruhigung des verlezten Gemüths der armen Mutter wirken, hingegen würde ſie es ſchmerzlich empfinden, Ihre Anweſenheit vermiſſen zu müſſen, auf die ſie ſich unterwegs ungeduldig gefreut hätte. Welchen Erſatz hierfür könnten wir der getäuſchten Schweſter geben?

Alſo nun keine Widerrede weiter!

Dem armen Kloch haben Sie wohl ſein Wehklagen und ſeine Nahrungsſorgen zu ſtreng verargt. Was die Beſorgniſſe eines Landwirths erregte, waren nicht ſowohl Nahrungsſorgen, als vielmehr Exiſtenzſorgen. Es galt Seyn oder Nichtſeyn. Wer z. B. ehedem ein Gut hatte, das 10,000 Thlr. eintrug, darauf aber 100,000 Thlr. Schulden hatte, galt immer noch für einen ſehr wohlhabenden Mann, denn er hatte 5000 Thlr. Einkünfte. Seit einer Reihe von Jahren aber trugen die Landgüter meiſt nur unter der Hälfte ein. Dem Mann unſeres Beiſpiels aber blieb Nichts um zu leben; er mußte demnach noch mehr Schulden machen, die leicht in einigen Jahren den vierten Theil ſeines eigenthümlichen Vermögens betragen konnten. Ein ſolcher Mann, der ernſtlich ſeinen Vermögenszuſtand erwog, mußte bei der unterdeſſen eingetretenen Creditloſigkeit und Zinſenſteigerung, die Möglichkeit erblicken, daß ihm ein bedeutendes Kapital gekündigt würde, und er dann ein anderes Darlehn dafür nicht ermitteln könnte. In dieſem Fall war ein ſonſt wohlhabender Mann verloren, ſein Gut verfiel in den Concurs, und bei der öffentlichen Verſteigerung deſſelben, wurde es etwa mit der Hälfte desjenigen

Kapitals von dem Meistbietenden erworben, als es ehedem gegolten hätte. Mehrere Gutsbesitzer sind auf diese Art untergegangen; noch mehrere sind auf dem Wege dahin. Ein Hausvater mochte also mit Recht darauf denken, seine Ausgaben einzuschränken, einmal des materiellen Erwerbs wegen, und dann als Sicherung gegen Kündigung seiner Gläubiger, die zu dieser Zeit die Lebensart und Betriebsamkeit ihrer Schuldner genau ins Auge fassen, um, wenn ihrem Kapital durch Mangel derselben Gefahr droht schnell mit der Kündigung bei der Hand zu seyn, bevor der Credit des Schuldners völlig erschüttert wird. Eine Kündigung zieht schnell die andere nach sich, und so Mancher sah sich vom Sturz seines Hauses übereilt, der im Vertrauen auf den alten Kredit, die neueren Zustände unbeachtet gelassen, und sich noch wohlhabend gewähnt hatte und der Widerkehr der ehemaligen Preise landwirthschaftlicher Erzeugnisse entgegensah. Um von mir selbst zu reden, so gab es eine Zeit, wo ich ganz schuldenfrei war; für einen Gutsbesitzer eine seltene, fast einzige Lage und durch den Lauf der Zeit bin ich sehr in Schulden gerathen. Ich schränkte aber späterhin meinen Haushalt ein, sah nur wenige Gäste bei mir, und bin dadurch so weit gekommen, daß ich sorgenlos meine Freunde und nähere Bekannte bei mir sehen kann; auch hat sich uns Landwirthen ein Schimmer von Hofnung jetzt aufgethan, von dem es zu wünschen ist, daß er sich verwirklichen möge.

In der Zuversicht, Sie bald hier zu sehen, bitte ich Sie, die Versicherung meiner Ihnen gewidmeten Verehrung zu genehmigen als

Ew. Excellenz

ganz gehorsamster Diener

Gr. N. v. Gneisenau, F. M.

An Clausewitz.

Erdmannsdorf, den 1. November 1826.

Sie rühmen sehr meine Gesundheit und ich auch; aber meinem Gefühl nach habe ich mich seit 3—4 Jahren eben so wohl

als jetzt befunden, obgleich man mir hinterher gesagt hat: Damals habe ich nicht wohl ausgesehen. Solcher Reden wegen nenne ich mich auch le bien portant imaginaire. Rust hat mir bei meiner Abreise von Berlin ein kleines Blasenpflaster auf den Arm und zwar bei Todesstrafe anempfohlen; dieses habe ich mit Unbequemlichkeit ein Vierteljahr getragen; da sagt mir Neygenfeind, ich solle es wieder ablegen; es sei keine Gefahr dabei und ich könne mit leichten inneren Mitteln den Zweck der Ableitung ebenfalls erreichen. Das habe ich mit Freuden gethan und befinde mich wohl dabei. Wir wollen nun die Wirkung abwarten; auf jeden Fall aber will ich in diesen Tagen mein Testament machen, wenn etwa ich die Reise in das große Vielleicht schnell antreten müßte. Ich thue dies recht gern, denn es ist doch so manches, was mein Gemüth unruhig bewegt und es könnte mir noch manches schmerzliche begegnen, sofern ich lange lebte. Bei der mir innewohnenden Heiterkeit sollten Sie solche Keime der Unzufriedenheit in meinem Innern wohl nicht vermuthen, aber dem ist nicht anders. Wenigstens glaube ich mir bewußt zu sein, meine Umgebungen solche Beunruhigungen nicht durch üble Laune empfinden zu lassen, es sei denn daß einer oder der andere sich meine gerechte Mißbilligung zuzieht.

Clausewitz an Gneisenau.

Berlin, den 5. Dezember 1826.

Eine Neuigkeit, welche wir hier haben, werden Euer Excellenz vielleicht schon wissen; es ist die Anstellung Alexanders von Humboldt, oder richtiger die Fixirung desselben in Berlin. Er hat statt der bisherigen Pension von 2000 Thlr. ein Gehalt von 5000 Thalern bekommen, wird wahrscheinlich Präsident der Akademie der Wissenschaften, Director der Museen u. s. w. oder etwas ähnliches werden; hat bouche en cour, also die Verpflichtung viel um die Person des Königs zu sein und muß sich in Berlin aufhalten doch mit der Erlaubniß jährlich drei Monate reisen zu dürfen. Diese Anstellung des Bruders, dann, das Dejeuner, welches der König vor etwa 4 Wochen in Tegel eingenommen hat, bringt die Leute immer wieder auf die Idee zurück, daß der Wilhelm in's Ministerium wieder eintreten würde. Mir scheint diese Folgerung aber ganz ohne Zusammenhang mit jener Anstellung. Alexander, der in Paris nicht mehr leben konnte wegen beengter Finanzen, und auch wohl nicht mehr

ganz so gern leben mochte, weil er seines Liberalismus wegen nicht gut angeschrieben war und doch am Ende ein Mensch ist, der die große Welt nicht ganz entbehren kann, Alexander Humboldt, meine ich, hat die persönliche Gunst, welche der König und der Kronprinz für ihn haben, benutzen wollen, um sich für sein übriges Leben ein angenehmes Dasein zu verschaffen, angenehm, wenn auch nicht in jeder, doch in vieler Hinsicht; was sich daran für die Folge noch anknüpfen läßt und ob er Neigung haben könnte, einmal in die wirkliche Administration einzutreten, mag dahingestellt sein. In jedem Fall ist es gewiß, daß die Anstellung von seinem Wunsche ausgegangen ist, ohne daß man ihn hier dazu angeregt hätte. Das Wunderbarste ist, daß er, wenigstens soweit aus seinem Urtheil über die Pariser Welt hervorgeht, ein sehr entschiedener Liberaler zu sein scheint. Daß ein solcher jetzt, wo alles ein wenig die entgegengesetzte Richtung nimmt, in solchem Grade gewissermaßen bei der Person des Königs hier angestellt wird, entlockt den Liberalen lebhafteste Freude, den entgegenstehenden einen [——— ?] Schrecken und die Unbefangenen setzt es in Verwunderung. Erfreulich muß auch diesen dabei sein, daß der König damit einen Beweis seiner Freiheit von aller politischen Parteiung giebt.

An Clausewitz.

Erdmannsdorf, den 9. December 1826.

Das ist ein trefflicher Entschluß des Königs, Alexander Humboldt an seinen Hof zu versetzen und ihm die Präsidentur der Akademie und das Direktorium der Museen zu übergeben. Eine würdige Hofcharge! Möchte sie beibehalten werden können!

An Hofrath Schrader*)

Berlin, den 22. Februar 1827.

——— Mein Freund Gibsone, der englische Konsul in Danzig will durchaus, ich solle Sommerschenburg gegen eine große Herrschaft in Westpreußen mit 43000 Morgen Wald, einer Stadt, 27 Vorwerken (polnische) und 8000 Einwohner vertauschen und verheißt mir dadurch ein großes Glück. Der Versucher steht mir nah; aber Sommerschenburg ist gar zu schön und dessen Bewohner mit nur geringen Ausnahmen, so wackere Leute, daß ich mich zu einer so weit aussehenden Unternehmung bei meinem hohen Alter nicht verstehen kann.

*) Patrimonial-Richter für Sommerschenburg.

An Gibsone.

Berlin, den 24. Februar 1827.

—— Das Jesuiten-Unwesen in Frankreich empört mich. Früherhin habe ich des Königs Karl Partei genommen, aber nach den Vorgängen der letzteren Jahre sage ich mich von ihm los; er erregt seiner Regierung viele Feinde und Schlimmeres kann daraus entstehen, wenn nicht andere Begebenheiten davon ableiten.

Gibsone an Gneisenau.

Danzig, den 27. Februar 1827.

Der Landtag erregt stets mehr Interesse. Die Deputirten, die eben nicht mit besonderem Vertrauen herkommen, reisen doch mit der Hoffnung ab, daß Gutes daraus hervorgehen wird. Sie bilden sich für den öffentlichen Beruf aus, was seit dem letzten Landtage ziemlich auffallend sein soll, und es entsteht ein Gemeinsinn in den Provinzen, durch persönliche Achtung befestigt. Durch diesen Landtag werden manche localnützliche Vorschläge dem König vorgelegt werden, aber auch einer von großer, allgemeiner Wichtigkeit — die Steuer-Verwaltung zu reformiren. Die an den König darüber gerichtete Denkschrift ist in äußerst starken Ausdrücken abgefaßt, doch ganz der Wahrheit getreu und dem Uebel angemessen, wovon auffallende Beweise in zwei Beilagen von der Kaufmannschaft von Königsberg und Danzig enthalten sind, und wodurch der Antrag, die Beschwerde vor den König zu bringen, mit lebhafter Einstimmigkeit angenommen wurde. In der Denkschrift heißt es, die Steuer-Verwaltung sei in ihrem Fache völlig unkundig, indem sie den Handel ganz vernichte, und alle angesehene Kaufleute disgustire, daß sie sowohl in öffentlichen Blättern, als in ihren Circular-Schreiben sich alle Einsendung von Waaren verbitten. Ich erwähne der Sache, da gewiß dort viel darüber gesprochen werden wird. Thatsachen werde ich nicht anführen, indem das zu weit führen würde, und Sie wohl Gelegenheit haben werden die Beschwerden von Danzig und Königsberg an die Stände zu lesen, allein das versichere ich auf Ehre, daß der Unwille unter den hiesigen Kaufleuten über die Unvernunft und Willkühr der gegenwärtigen Steuer-Verwaltung hier so groß als allgemein ist. In Königsberg und andern Seestädten soll es ebenso sein, und überall hat man sich gefreut über eine neuliche Bekanntmachung mehrerer hiesiger Kaufleute in der Liste der Börsenhalle, wodurch sie sich Einsendungen von Waaren unter den bestehenden Umständen verbitten. Selbst in Stettin klagt man sehr über dieses Steuer-Unwesen obgleich man dort in der Ausführung bei weitem nicht so streng ist, und die Möglichkeit zuläßt, nicht bei jeder Gelegenheit als Defraudant behandelt, oder wenigstens mit Ordnungsstrafen belegt zu werden. Diese Begünstigung Stettins ist um so empfindlicher, da es den Ost- und Westpreußen auf den Gedanken führt, man betrachte sie, der Entfernung von Berlin wegen, als weniger zum Preußischen Staate gehörend wie die Bewohner Stettins. Die Königsberger sollen auch schon in ihren Beschwerden darauf ange-

spielt haben, daß ihr commercielles Interesse sie eigentlich an Rußland knüpfe, und Danzig ist fast in derselben Lage. Und fürwahr, es ist ein Glück für Preußen, daß die Russische Regierung eben nicht Verehrer findet! Allein, soll man deswegen in diesen Grenz-Provinzen die Liebe und Anhänglichkeit an den König schwächen? —

Die Sache ist bedenklicher, als mancher sich vielleicht vorstellt. Diese Provinzen sind dem ersten Anfalle eines Krieges mit Rußland ausgesetzt, und müßten deswillen mit Schonung behandelt werden. Die Bewohner müssen aber nicht blos durch Geld-Interesse, sondern auch durch moralische Bande an ihren König gefesselt werden. Der König thut auch alles Mögliche um solches zu bewirken, allein die engherzige, willkührliche, rücksichtslose Büreaucratie handelt im ganz entgegengesetzten Sinn. Die Rechtlichkeit wird nicht beachtet, und die Schlechtigkeit nicht bestraft. In diesen Provinzen sind viele Polen, die ohnehin nicht gut Preußisch gesinnt sind, und jene Büreaucratie macht sie es noch weniger. Auffallende Beispiele hat man davon. Im Kriege von 1806 hat einer schon gesehen, wie wenig manche Theile der an Polen angrenzenden Provinzen an Preußen attachirt waren. Man hat gesehen, wie damals der Preußische Staat, wie ein Witzling sagte, in ein Tintenfaß ersoff und sollte, man möchte sagen, ihn nicht in ein Sandfaß ersticken lassen. Vor etwa drei Jahren hatte die Auswanderungssucht nach Portugal in diesen Provinzen sehr um sich gegriffen und gegenwärtig ist die Sucht nach Polen auszuwandern, in Pommern, an der Westpreußischen Pommerschen Grenze und im Schlochau'schen ebenso groß. Die Noth mag dazu etwas beigetragen haben und beitragen, doch auch im hohen Grade der Unwille über manche Willkühr und manche Härte in der Erhebung der Steuern. Das sollte und mußte vermieden werden. Streng müssen zwar die Steuern erhoben werden, doch nicht hart; und sind Menschen in der traurigen Lage, zumal unverschuldet, daß sie nicht zahlen können, so muß man nicht durch Execution Gegenstände des dringenden Bedürfnisses von ihnen wegnehmen. Ich höre daß man selbst mit den Leuten, denen zur Erhaltung des Lebens in dieser Jahreszeit Beschäftigung gegeben wird, hierin keinen Unterschied macht, oder doch nicht als Regel. Zwar ist es schwer die Grenze zu bezeichnen wo die nöthige Strenge aufhören soll um nicht in Härte auszuarten; doch muß man lieber zur Seite der Milde sich neigen und eher Einen durchschlüpfen lassen, der zahlen könnte, als Hunderte durch harte Zwangsmittel drücken, die nicht zahlen können. Man sollte im Sinne des Königs, der Gnade handeln, und nicht in dem der Büreaucratie, der Plusmacherei. Der gute Herr v. Schön ist selbst von diesem Fehler nicht ganz frei.

Wenn Oeffentlichkeit im Lande bestände, so würden sehr viele Ursachen zu Beschwerden nicht stattfinden. Die Büreaucratie würde dadurch im Zaum gehalten werden. Die vorhin erwähnte Bekanntmachung in der Börsenhallen-Zeitung gegen Einsendung von Waaren nach hier, liefert, wie ich höre, einen Beweis davon, indem sie dort viel Sensation gemacht haben soll. Aber die hohen Beamten trauen sich nicht einmal unter der Controlle der Gesetze zu stehen; denn Niemand kann gegen sie eine Klage bei Gericht anbringen, ohne ihre eigene Bewilligung dazu!

Ich schreibe Ihnen über diese Gegenstände, weil es gut ist, daß Sie Kenntniß davon haben, als hoher Staatsbeamter, dem das Wohl des

Landes nicht gleichgültig sein kann und der vielleicht Gelegenheit hat das Uebel bekämpfen zu helfen. Ich für mein Theil habe kein directes Interesse mehr an Preußen, aber weh muß es Jedem Gutgesinnten thun, diese Wiege der Aufklärung in Deutschland und im östlichen Europa dessen Regierungs-Grundsätze, so mild und gerecht sind, durch Mißgriffe in der Verwaltung verhaßt gemacht zu sehen!

An Gibsone.

Berlin, den 27. April 1827.

In diesem Augenblick ist der Minister von Stein hier. Er besitzt noch alle seine alte Lebendigkeit, seine Fertigkeit in treffenden Sarkasmen, seine großen Tugenden und auch seine Fehler, kurz er ist noch der Alte. Er wäre ein vortreffliches Ferment in ein Ministerium, ohne Portefeuille, wo er nur vorzuschlagen, zu erörtern, aber nicht zu verwalten hätte. Ich kann diesen Wunsch nicht unterdrücken, habe aber nicht die Hofnung ihn erfüllt zu sehen. Der ihm zugeschriebene Ultra-Aristokratismus ist nicht vorhanden. Allerdings ist er in seinen Gesinnungen ein alter Reichsfreier Baron, der auf seine Standesverhältnisse streng hält, aber mit seinem scharfen Verstand einsieht, daß in der Gestaltung der neueren Zeit die Nothwendigkeit vorhanden war, billige und gerechte Zugeständnisse den anderen Ständen zu machen. So hält er demnach eine gerechte Mitte, so ungefähr wie unser König.

In unserer hiesigen Aristokratie hat Cannings Ernennung zum Premier-Minister eine tiefe Sensation gemacht. An ihrer Spitze ist der Herzog von Cumberland davon auf das Krankenlager geworfen worden, wie man sagt, und zwar an einer Gallenkrankheit, nachdem er nur kurze Zeit das Glück seiner Genesung von seiner Blindheit genossen hat; die Sehkraft ist ihm indessen geblieben. Den Austritt der Mitglieder des alten Ministeriums hat man ihm noch verhehlt. Canning wird aber wohl einen harten Stand haben, wenn er die zahlreiche, mächtige und reiche englische Aristokratie, die mit nur geringer Ausnahme ihren Haß auf ihn geworfen hat, bekämpfen soll.

An Herrn und Frau von Clauſewitz.

Sommerſchenburg, den 15. Juni 1827.

Wie ſchön habe ich Alles gefunden! die grünenden vielverſprechenden Saaten gewähren einen herrlichen Anblick. Nichts iſt mißlungen. Meine Lämmerheerden ſind ausgezeichnet ſchön; die Schaafheerde 4000 Häupter ſtark. Meine neuen Schöpfungen gewähren guten Fortgang; ich werde in nicht langer Zeit ein neues Gut von 1500 Morgen dargeſtellt haben. Meine Wohnung hat durch Verſchönerungen gewonnen und eine neue Terraſſe davor gewährt eine ſeltene Ausſicht über fruchtbare Höhen und Gründe, 6 Meilen weit, und mehr als 15 Meilen breit. Möchte ich Ihnen beiden nur dieſes Alles zeigen können; Sie ſind beide ſo würdig dergleichen zu ſehen. Sie möchten auch leicht hier ſchneller Ihre völlige Geneſung erreichen als in Berlin. Raum haben wir, Sie beide aufzunehmen.

An Frau von Clauſewitz.

Erdmannsdorf, den 1. October 1827.

Verehrte, gnädige Frau Generalin!

Erlauben Sie, verehrte Frau, daß ich ein unſere Angelegenheit nahe berührendes Verhältniß berühre, das zwiſchen uns noch nicht zur Sprache gekommen iſt, und doch endlich erwogen werden muß.

Wenn in den Familien-Beſtimmungen des Geſchlechtes der Grafen von Brühl und namentlich über das Pförtner Majorat die Bedingung enthalten ſein ſollte, daß von Seiten einer in dieſes Geſchlecht heirathenden Tochter ein Stammbaum beigebracht werden müßte, ſo habe ich zu erklären, daß ich ſolches nicht vermag, und in dieſem Fall müßte ich der Freude, Ihren Herrn Bruder zum Schwiegerſohn zu haben, und mit Ihnen in Familienbande zu gelangen, entſagen, ſo ſchmerzlich dies mir ſein würde, indem ich mir nicht erlauben würde, Ihren Herrn Bruder in einem mög-

lichen, wenngleich sehr entfernten Fall der Offenwerdung des Majorats in die Nothwendigkeit zu setzen seiner Nachkommen wegen seine Wahl bereuen zu müssen. Wenn daher eine solche Bedingung vorhanden ist, so bitte ich Sie recht inständig, ihn zu vermögen, seinen etwaigen Antrag zu unterlassen und dieses Verhältniß lieber nicht zur Ausbildung kommen zu lassen, wo es denn schmerzlicher sein würde, es aufzulösen, worauf ich doch bestehen müßte.

Nach einem früheren Vorgang die Verheirathung Ihres Herrn Vetter Kurt mit Fräulein von Pourtalez, könnte man einigermaßen schließen, daß ein solches Familien-Statut in der Ihrigen nicht vorhanden sei, vielleicht aber hätte Ihr Herr Vetter, weiter entfernt von der Möglichkeit der Eröffnung für ihn, und befangen von der persönlichen Liebenswürdigkeit der jungen Pourtalez, sowie vom Abglanz des Goldes ihres Vaters, weniger Bedenklichkeit dabei haben dürfen; vielleicht ist er selbst bereits von der Nachfolge im Besitz des Majorats durch die Heirath seines Vaters ausgeschlossen gewesen und hatte demnach durch die seinige nichts zu verlieren.

Nach ihrer Vertreibung aus Oesterreich haben meine Vorfahren in Dürftigkeit gelebt. Mein Vater war im Besitz der Familienpapiere, hat aber solche durch Brand, indem in seiner Wohnung in Wien Feuer ausbrach, verloren. Der katholisch gebliebene Theil der Familie hat in Oesterreich fort geblüht; einer davon war Präsident in Schlesien; dieser Zweig ist ausgestorben; der andere, nämlich der unsere, hat gehungert. Mich allein hat unverdientes Glück gehoben; ich weiß selbst nicht wie. Nun wollen die Leute vieles von meinen Familien-Verhältnissen erfahren und ich kann keine Auskunft geben, oder nur wenig aus den Unterredungen mit meinem Vater über diesen Gegenstand. Mein Emporsteigen ist mir deswegen oft unbequem geworden und wenn ich auch, meiner Kinder wegen, die materiellen Vortheile nicht verschmähe, die mir das Glück zugewendet hat, so wünsche ich doch

oft, nicht so hoch gestiegen zu sein. Ich kann mir übrigens das Zeugniß geben, daß ich mein Glück mit Demuth trage.

Wenn unsere anderen Entwürfe nicht zur Ausführung kommen, wenn meine obigen Bedenklichkeiten beseitigt sind, und wenn Ihr Herr Bruder (dieser Punkt hätte sollen zuerst genannt werden) meiner Tochter und mir die Freude und Ehre erzeigt, um sie anzuhalten, so habe ich wohl noch einen anderen Wunsch in Bereitschaft, nämlich den, daß er dem Dienst*) entsage und sich hier niederlasse, die Ereignisse abwartend. Es ist mir zwar nicht wahrscheinlich, daß in den nächsten zehn Jahren Krieg hier entstehen würde, wenn aber doch, so würde Ihr Herr Bruder, im Fall er kriegslustig wäre, eine Anstellung finden. Dauert aber der Friede so lang und noch länger, so kann er in der Ruhe des Landlebens seine Zeit freier, unabhängiger, angenehmer und selbst wohlfeiler verleben. Vielleicht kommt Schilda zum Verkauf; dessen zeitheriger Besitzer, H. v. Rothkirch, ist landflüchtig geworden. Bis dahin könnte Ihr Herr Bruder, wenn er nicht vorzöge hier bei mir zu wohnen, in Warmbrunn eine Wohnung nehmen; auch weiß ich für ihn eine andere bequeme Wohnung, nämlich das Schloß in Nieder-Kauffung, welches Otto Zedlitz gern um ein geringes vermiethen würde, aber freilich ist der letztere Ort entfernter. Ueber solchen Plänen brüte ich; vielleicht sind es Luftgebilde, ich wollte sie aber dennoch zu Ihrer Kenntniß und Prüfung bringen.

Bei mir hat sich noch ein anderer Plan ausgebildet und zwar der, den Dienst ganz zu verlassen, nicht aus Unzufriedenheit, sondern im völligen Bewußtsein der Unzulänglichkeit meiner gesunkenen geistigen und körperlichen Kräfte, die es mir zur Gewissenssache machen, dem Dienst zu entsagen. Auch bin ich hierzu fest entschlossen, obgleich sich in diesen Entschluß einige Bitterkeit mengt, nämlich die Betrachtung, daß ich dann Ihrer und Ihres Herrn Gemahls Nähe für einen großen Theil des Jahres entsagen müßte. Hierzu kommen aber auch ökonomische Betrachtungen, in-

*) Graf Brühl war östreichischer Rittmeister.

dem ich durch solchen Entschluß alsbald eine Ersparung in meinen Ausgaben machen würde, die sich auf mehr als 3000 Thlr. jährlich berechnen lassen, und dieser Umstand ist heutzutage bei dem geringen Ertrag der Landgüter wohl zu beachten. Wollte Ihr Herr Bruder sich hier in der Nähe ansiedeln, so würde ich ihn in die Verwaltung meiner Güter einweihen und ihn zum Vormund meiner Kinder ernennen; eine große Beruhigung für mich bei dem unbegrenzten Vertrauen, das ich in ihn setze.

Welche andere Pläne und Wünsche sich hieran knüpfen, mögen Sie errathen; es geziemt mir nicht sie durch meine Ansicht begründen zu wollen. Ihrem Herrn Gemahl, den ich so aufrichtig verehre und der mein Orakel ist, gebührt es allein, darüber zu entscheiden. Aber wenn er sich, aus eigener Ueberzeugung, dereinst bewogen sehen sollte, in das Landleben sich zurückzuziehen und ich dann noch am Leben wäre, so würde es dann mich sehr beglücken, ihn ganz in meiner Nähe zu wissen. Wir drei Familien würden wohl in Eintracht, heiterer Mittheilung und wechselseitigen Dienstleistungen den Ersatz für so manches Andere finden können.

Frau von Clausewitz an Gneisenau.

Berlin, den 6. October 1827.

Ich habe diesen Morgen den inhaltreichen Brief Euer Excellenz erhalten und kann den Tag nicht endigen, ohne Ihnen die verschiedenen Gefühle zu schildern, die er in mir erregt hat. Vor allen Dingen muß ich aber die Besorgnisse Ew. Excellenz wegen des Stammbaums beseitigen. Wenn ich auch meinen Großvater*) von mancher Schwäche und Thorheit nicht freisprechen kann (wie mir das noch in Pförten recht klar geworden ist) so ist es ihm Gottlob doch nicht eingefallen seinen Nachkommen irgend eine Bedingung dieser Art vorzuschreiben, und weder die Heirath meines Onkels noch die seines Sohnes hat ihren Rechten den mindesten Abbruch gethan. Uebrigens wenn es eine Bedingung dieser Art gäbe, so wären die Rechte meines Bruders auch schon in einiger Gefahr, da meine Mutter als Engländerin natürlich die strengen Forderungen einer deutschen Ahnenprobe auch nicht erfüllen kann. Ew. Excellenz können also in dieser Rücksicht ganz außer Sorgen sein und ich bitte Sie zu glauben, daß mein Bruder sich durch die Hand einer Fürstin gewiß nicht so geehrt fühlen würde, als durch die Ihrer Tochter. — Der

*) Der kursächsische Minister Graf Brühl.

Wunsch Ew. Excellenz ihn künftig in Ihrer Nähe zu haben, ist ein Beweis Ihres Wohlwollens für ihn, der mich tief rührt und für welchen ich Ihnen in seinem Namen den innigsten Dank sage. Wir haben uns auch in der letzten Zeit mit manchen Plänen dieser Art beschäftiget und ich bin überzeugt, daß wenn es nur auf das Glück und die Zufriedenheit meines Bruders ankäme, diese auf dem Lande und in der Nähe Ew. Excellenz viel gesicherter sein würden als in irgend einem Dienst, wo es doch immer Opfer und Unannehmlichkeiten giebt, aber wenn ich an die Zukunft denke, an sein geringes Vermögen, an seine gänzliche Unkenntniß der Landwirthschaft und die für diese so ungünstigen Zeiten, so scheint der Ankauf eines Guts allerdings als ein sehr gefährliches Unternehmen und um in Unthätigkeit auf dem Lande zu leben, ist er doch noch zu jung. Das ehrenvolle Vertrauen, was Ew. Excellenz ihm schenken wollen, würde er gewiß durch seinen Eifer und seine edle Denkungsart verdienen, aber auch hierbei würde seine gänzliche Unerfahrenheit in allen Geschäften dieser Art leicht gefährlich werden können. Kurz es scheint mir eine Sache, die von allen Seiten wohl geprüft und überlegt werden muß, ehe man einen Entschluß faßt: ich habe aber freilich nur eine sehr untergeordnete berathende Stimme dabei, da mein Bruder selbst wissen muß, was ihm frommt. Auf jeden Fall wird er die gütigen Gesinnungen Ew. Excellenz mit eben dem innigen Dank erkennen, mit dem sie mich durchdrungen haben.

Nun erlauben mir Ew. Excellenz noch einen Gegenstand Ihres Briefes zu berühren, der mich mehr, als ich es zu sagen vermag, erschreckt und betrübt hat und der seiner Wichtigkeit nach wohl den ersten Platz in meiner Antwort hätte einnehmen sollen. Sie werden leicht errathen, welchen ich meine. — Als Sie mir einst in Coblenz einen ähnlichen Entschluß ahnden ließen, hielt mich eine Art von Blödigkeit ab, mich demselben so lebhaft zu widersetzen, als ich es gewünscht hätte, ich habe mir das seitdem oft vorgeworfen und obgleich ich weit von dem anmaßenden Gedanken entfernt bin, daß meine Vorstellungen und Bitten Ew. Excellenz wankend machen konnten, so muß ich Sie doch zu meiner eigenen Beruhigung um die Erlaubniß bitten, Ihnen einige der Gründe zu entwickeln, die sich nach meiner Meinung diesem Entschluß so mächtig widersetzen. Vor allen Dingen muß ich die hypochondrischen Vorstellungen bekämpfen, die Ew. Excellenz als einen Beweggrund desselben anführen. Weit davon entfernt die geringste Abnahme Ihrer körperlichen oder gar Ihrer geistigen Kräfte zu bemerken, kann ich Ew. Excellenz betheuern, daß ich nicht allein, sondern mehrere Personen, die das Glück hatten Sie bei Ihrer letzten Anwesenheit hier zu sehen, sich über Ihr blühendes, rüstiges, ja jugendliches Aussehen gefreut haben, und ich von mehreren Seiten die Bemerkung gehört habe, daß Sie sich wahrhaft verjüngt hätten. Bedenken Sie, daß ähnliche hypochondrische Anwandlungen Sie veranlaßten Coblenz zu verlassen, was Sie doch wohl zuweilen bereuet haben und erlauben Sie mir Sie recht dringend zu bitten, diesmal Ihren Entschluß wenigstens länger zu prüfen, ehe Sie ihn zur Ausführung bringen. Was die Armee, was der Staat, was die öffentliche Meinung verlieren würde, wenn Sie sich zurückzögen, müssen Sie trotz Ihrer Bescheidenheit selbst besser fühlen, als ich Ihnen zu sagen vermöchte, ich will also diese Gründe, so wichtig sie sind, unberührt lassen, um Sie nur auf das aufmerksam zu machen, was zunächst Ihre Familie

und Ihre Freunde angeht. Bedenken Ew. Excellenz wie schwer die gänzliche Trennung von Ihren beiden lieben Enkeln Ihnen und Ihrer Frau Gemahlin werden würde, wie schmerzlich es auch für Scharnhorst sein würde, seine Tochter in den Wintermonaten nicht mehr zu sehen und wie leicht ihn das zu einem Entschluß bringen könnte, der Ihnen und der Gräfin sehr weh thun würde. Bedenken Sie ferner, wie schmerzlich in dem Kreise Ihrer hiesigen Freunde Sie vermißt werden würden! Wer weiß, wie bald das Schicksal ihn ohnedem trennen, wie bald es uns, wie bald es Bernstorff's hinwegführen wird, eilen Sie ihm doch nicht durch eine freiwillige Trennung voraus! — Wohl wäre es ein schöner Gedanke mit Ihnen vereint in Schlesien zu leben, aber dieser Plan könnte ja auch in einigen Jahren noch ausgeführt werden und ist ohnedem für uns noch nicht zur Reife gediehen. Die Oeconomie ist für einen Familienvater allerdings eine Rücksicht, aber sollte Ihr hiesiger Aufenthalt wirklich einen so bedeutenden Unterschied in Ihrer Ausgabe machen? Wenn Sie eine schwere Miethe bezahlen müßten, wäre dies allerdings der Fall, aber da Sie eine Wohnung haben, da Sie zu nichts verpflichtet sind, da es von Ihnen abhängt Ihren hiesigen Aufenthalt abzukürzen und wohl nicht einmal Schwierigkeiten haben würde, wenn Sie einmal einen Winter auf dem Lande zubringen wollten, so begreife ich nicht warum Sie diesen letzten Faden zerreißen wollen, der Sie mit Berlin und dadurch mit so vielem verbindet, was Ihnen lieb und interessant ist. — Rücksichten gegen den Staat können es nicht sein, denn außerdem, daß Ew. Excellenz diesem in höherer Rücksicht gewiß bedeutend schaden, wenn Sie sich zurückziehen, so ist Ihr jetziges Gehalt so gering, daß die Pension, die man Ihnen geben würde, kaum geringer sein könnte und es daher füglich als eine solche betrachtet werden kann. — Erlauben Sie mir noch hinzuzufügen, daß der Eintritt meines Bruders in den hiesigen Dienst doch noch unter die möglichen Dinge gehört, daß er dann wahrscheinlich hier angestellt werden würde und daß Sie ihn und die liebe Hedwig (wenn ich mir ihr Schicksal schon als vereinigt denken darf) eines großen Glücks berauben würden, wenn Sie ihnen die Aussicht nähmen auch hier alle Jahre einige Zeit mit Ihnen vereinigt zu sein. Lassen mich Ew. Excellenz Sie also noch einmal bitten und beschwören nur nichts zu übereilen. In Jahr und Tag kann sich manches anders gestalten und vielleicht ziehen wir dann alle vereinigt nach Schlesien. Ich empfehle diese Zeilen Ihrer Nachsicht und hoffe daß Sie wenigstens die Reinheit der Absicht nicht verkennen werden, die sie veranlaßte.

Empfehlen Sie mich Ihrer Frau Gemahlin und den jungen Damen auf das Herzlichste besonders meiner lieben Hedwig. Wie glücklich wäre ich, wenn die Deutung, die Ew. Excellenz ihrem stillen in sich gekehrten Wesen geben, die richtige wäre! — Aber ich bin oft recht kleinmüthig aber mir zugleich recht bewußt, daß, was auch Hedwig entscheidet, sie mir immer gleich theuer bleiben wird.

Clausewitz an Gneisenau.

Berlin, den 6. October 1827.

Mit höchst schmerzlicher Empfindung habe ich in Euer Excellenz gütigem Schreiben an meine Frau gesehen, daß Sie den Entschluß sich ganz aus dem Dienst zurückzuziehen immer fester bei sich werden lassen. —

Verzeihen Sie gütigst, wenn ich über diesen Punkt Ihres Briefes, auch unaufgefordert, meine Ansichten und Wünsche sprechen lasse.

Was zunächst die ökonomischen Rücksichten betrifft, die Euer Excellenz bewegen, so kann ich denselben unmittelbar freilich nicht viel entgegensetzen. Allerdings wird man Ihnen nicht viel weniger als Pension anbieten können, als Sie jetzt sogenannten Gehaltes haben, und ein beständiger Aufenthalt auf dem Lande würde wohl einige Ersparnisse herbeiführen. Aber ich zweifle, daß diese bedeutend sein werden und — verzeihen Euer Excellenz mir diese Betrachtung — man kann Sie doch nicht länger ohne das Gehalt Ihrer Stelle*) dienen lassen. Zwei Jahre, die so verflossen sind, sehe ich schon als eine schwere Schuld des Anstandes und der Verpflichtung an, die der Kriegsminister und die der König gegen Euer Excellenz eingegangen ist. Diese Schuld muß mahnen und es muß also in diesem Punkt eine bedeutende Veränderung Ihrer Verhältnisse eintreten. Daraus aber würden doch bedeutende Vortheile hervorgehen, die aufzugeben Ihnen als ein wahres Opfer erscheinen müßte, wenn Sie dabei an Ihre Familie denken. Also schon in dieser Rücksicht möchte ich Euer Excellenz beschwören, diesen Entschluß noch anstehen zu lassen.

Eine zweite Betrachtung ist die, daß mit Euer Excellenz Austritt aus dem Dienst der Entschluß verbunden ist, dann ganz und gar auf dem Lande zu bleiben. Ich weiß sehr gut, wie wenig Interesse Ihnen das hiesige Stadtleben darbieten kann, aber dies wenige ist Ihnen dann vielleicht ein fühlbarer Verlust; und schon der Wechsel des Aufenthaltes bringt eine gewisse Frische ins Leben. Euer Excellenz nehmen einen lebhaften Theil an allen großen Erscheinungen der Welt, Sie haben ursprünglich eine fröhliche und heitere Art sie aufzufassen und wenn diese auch in den letzten Jahren wirklich etwas trüber geworden sein sollte, so sind Sie doch weit entfernt, dadurch in eine blos contemplative Einsamkeit zurückgescheucht zu werden und darum kann Ihnen auch diese niemals zusagen; sie scheint mir vielmehr mit dem ganzen inneren Lebenshaushalt, den Euer Excellenz geistige Natur fordert, nicht im Gleichgewicht zu sein. Also auch in dieser Beziehung möchte ich Sie dringend bitten, diesen letzten Schritt nicht zu thun, wenigstens nicht jetzt und bis das Schicksal Ihrer lieben Töchter sich erst mehr entwickelt hat.

Endlich gedenke ich, und zwar zuletzt, dessen was mir am meisten am Herzen liegt, des Staates, des Heeres und Ihrer Freunde.

Ich will vom Kriege nicht reden, weil es ja in einem solchen Fall offenbar ganz gleichgültig ist, in welchem Verhältniß Euer Excellenz sich befinden; nach der bloßen Rangliste hat man ja noch nie einen Feldherrn gewählt, und wie kleinlich wir auch sonst werden möchten, bis dahin geht meine Besorgniß nicht. — Für den Krieg also, würde Sie der Ruf zur ersten Stelle in Erdmannsdorf so gut finden als in Berlin, und wenn Sie ernstlich bezweifeln könnten, ob Sie ihm folgen sollten, so könnte doch, nach meiner Meinung, ein solcher Zweifel nur in dem Augenblick der Frage selbst entschieden werden, wenn das Buch des Schicksals auf-

*) Gneisenau bezog auch als Feldmarschall nur das Gehalt als General, 6000 Thlr. und hatte, wie schon oben bemerkt, als Gouverneur von Berlin nur die Gouvernements-Wohnung, für die 1200 Thlr. gerechnet wird. (Nach dem Etat im Archiv d. Kriegs-Minist.)

geschlagen ist und alle Umstände klar vor Augen liegen. Nur dann werden Euer Excellenz sich ganz fühlen, sich Ihrer selbst ganz bewußt werden, und dann sich selbst richtig beurtheilen und nur dann im Stande sein eine Entscheidung zu fassen, die gerecht ist gegen sich selbst und den Staat.

Aber im Frieden knüpft sich an Euer Excellenz Person ein stillwirkendes aber großes Gewicht, und eine wohlthätige Bedeutung. Ihre jetzige Stellung ist die eines Mannes, der sich von den gewöhnlichen Geschäften zurückgezogen hat, der aber dem höheren Staatsleben mit Antheil und einem prüfenden Blick folgt und in der öffentlichen Meinung die erste Stelle einnimmt. Sie stehen, wenn Sie auch mit der Administration nichts zu thun haben, doch an der Spitze des Heeres, und Heer und Volk ist darauf stolz. — Dies ist nicht bloßer Glaube in mir sondern eine wohlgeprüfte Erfahrung. Euer Excellenz haben in unserer großen Krisis die wichtigste Rolle gespielt und sind dadurch der Repräsentant dieses großartigen Kampfes geworden; Sie genießen im Heer und im Volk unbestritten die höchste Achtung und eine wahre Verehrung. Sie können diese Stelle nicht verlassen, ohne daß eine wahre Lücke entsteht; freilich nicht in dem gewöhnlichen Geschäftsbetrieb, nicht im Briefschreiben aber in den Gefühlen und dem Zutrauen aller derer, die ihr Auge auf das höhere Staatsleben gerichtet haben und in dem Einfluß, den Euer Excellenz Ansehen übt. Glauben Sie nur, Sie sind der Anhalt für die Ueberzeugung vieler Tausende und wenn Sie abtreten, so wird in vielen politischen Beziehungen und in den Hauptdingen unserer kriegerischen Einrichtung ein solcher Wirrwar unreifer und in Gährung übersprudelnder Meinungen sich ergießen, daß damit großer Schaden angerichtet werden kann. Fragen Euer Excellenz andere, die das Heer, die hiesige Welt, den Hof kennen, fragen Sie Grolmann, Sie werden dieselbe Stimme hören.

Verlassen und verwaist werden alle Ihre nähern Freunde dastehen — was mich betrifft, so mag ich nicht daran denken, wie mir zu Muth sein wird, wenn ich das einzige Wohlwollen verloren haben werde, was sich jetzt noch in den höhern Stellen für mich findet.

Wenn diese meine Betrachtungen auf Euer Excellenz Entschluß auch keinen entscheidenden Einfluß haben werden, so würde ich schon sehr erfreut und beruhigt sein, wenn sie ihn nur vor der Hand aufhalten könnten, und in dieser Beziehung darf ich wohl die eine noch hinzufügen, daß wenn mein Schwager so glücklich wird, Ihnen näher anzugehören, auch für alle die verschiedenen Chancen, die in Beziehung auf sein künftiges Schicksal eintreten werden, es sehr wichtig sein wird, wenn Euer Excellenz bis dahin jenen wichtigen Entschluß noch nicht ausgeführt haben.

Möge nur die liebe kleine Hedwig nicht unempfindlich gegen meinen Schwager bleiben; ich würde es nicht fürchten, wenn sie Zeit hätte ihn recht kennen zu lernen, denn er ist wirklich ein liebenswürdiger höchst edler und dabei sehr kräftiger Mensch, Eigenschaften, die das Gemüth Hedwigs gewiß ansprechen würden; aber 14 Tage sind freilich eine sehr kurze Zeit und ich glaube, daß ohne Neigung Hedwig ihre Hand nicht vergeben würde. Ich kann ihr wohl einen reichern Mann wünschen, aber nach meiner innigsten Ueberzeugung keinen, der sie glücklicher machen wird. Ich betrachte die Vereinigung als die erfreulichste Begebenheit, die mich in diesem Leben noch treffen kann und Marie wie ich würden die Hedwig nächst unsern Geschwistern wie das liebste auf der Welt betrachten.

Ich muß meinen langen Brief schließen, durch den ich hoffentlich Euer Excellenz nicht ungeduldig gemacht haben werde. Ich empfehle mich Ihrem ferneren Wohlwollen, lege Ihnen unsere Wünsche nochmals ans Herz, bitte mich Ihrer Frau Gemahlin und den Kindern zu empfehlen und bin in treuer Verehrung

Ihr

ergebener

Clausewitz.

An Frau von Clausewitz.

Erdmannsdorf, den 16. October 1827.

Verehrte Frau Generalin!

Noch zwei andere Briefe, die mit diesem heute aus meinem Hause an Sie, verehrte gnädige Frau, gerichtet sind, werden Ihnen sagen, daß eine glückliche Braut sich darin befindet. Meine Tochter Hedwig trägt ein von Glückseeligkeit strahlendes Antlitz herum, und ich habe, seit sie meine Tochter ist, noch nicht so viele freiwillige Glückseeligkeit athmende Küsse von ihr bekommen als seit zwei Tagen. Ich meinerseits fühle mich auch glücklich in dem Anblick ihres Glückes und über die Erwerbung eines mir so willkommenen Schwiegersohnes. Selbst meine Frau sieht ganz verklärt aus, und für sie steht Ungarn und alles, was sich ferner begeben kann, vor der Hand im Hintergrund.

Als Ihr Herr Bruder vor einigen Tagen bei mir um Hedwigs Hand warb, und ich ihm meine Einwilligung freudig ertheilte, machte ich jedoch alsbald die Einwilligung Ihrer Frau Mutter zur Bedingung, und obgleich wir, nach der vielen Güte, die sie stets für Hedwig gehabt hatte, an einer diesfälligen freundlichen Antwort eben nicht zweifeln dürfen, so habe ich selbige doch abwarten wollen, bevor ich ein Schreiben in dieser Angelegenheit an sie zu richten mir erlaubte.

An Herrn und Frau von Clausewitz.

Erdmannsdorf, den 22. October 1827.

Gnädige Frau Generalin und lieber Herr General!

Schöne Zeit! Mit umgehender Post kommen von geliebten Freunden freundliche Briefe an, die uns verkünden, daß sie gern

unsere Verwandten werden wollen! da sitzen wir, nach geendigter Abendmahlzeit traulich am runden Tisch zusammen. Gieseke tritt mit Zeitungen und — Briefen herein und Hedwig ergreift sogleich die Flucht in ihr Cabinet, in Ungewißheit über ihr Schicksal, ob auch die strenge Mutter sie als Schwiegertochter annehmen werde. Nach eröffnetem Briefe eilt ihr Graf Brühl nach, theilt ihr die fröhliche Entscheidung mit, und sie tritt mit verklärtem Angesicht wieder an die Tafelrunde, unsere Glückwünsche empfangend. Es ist nicht möglich, ein glücklicheres Antlitz zu sehen, als das ihrige. Vater und Mutter freuen sich darüber sowie über den herzlichen Ausdruck der ihnen wohlwollenden Gesinnungen von Seiten der neuen Verwandten in der Burgstraße. Ja wohl bin ich Ihnen beiden recht dankbar für das Interesse, welches Sie dieser Angelegenheit gewidmet haben sowie Ihrer Frau Mutter für die Zuneigung womit sie unsere Hedwig beehrt. Gebe Gott, daß sie solche nie verwirken, sondern Ihrer Frau Mutter eine gute Tochter sein werde, wie sie uns gewesen ist und hoffentlich bleiben wird.

Gestern als ich in Ruhberg war, trug mir Prinzessin Luise auf, der Hedwig zu sagen, sie nehme es ihr sehr hoch auf, daß sie ihre Liebe zum Grafen Brühl nicht verhehle sondern offen zeige. Dieses Zeugniß wird Ihnen allerseits als unverdächtig gelten.

So sehr vieles ist nun zu berathen, daß ich wohl den, wenngleich vergeblichen Wunsch fühle, wir möchten alle in einem Familienrath über wie und wann zusammen sitzen. Das läßt sich nun nicht ausführen, wir müssen uns demnach mit eignem Rath behelfen.

In Ungewißheit, ob ich diesen Brief werde fortsetzen können, will ich ihn lieber sogleich mit seinem Schluß versehen und der ist der alte, so wie ich

Ihr

alter Freund und Diener

G.

An Gibsone.

Berlin, den 12. Januar 1828.

Mein verehrter Freund!

Aus Ihrem freundlichem Schreiben vom 31. December habe ich mit Zufriedenheit Ihre glückliche Ankunft in Danzig vernommen und danke ich Ihnen für Ihre desfallsige Benachrichtigung.

Der Abschied von Ihnen fiel mir wohl sehr schwer, um so mehr da ich meine dadurch hervorgerufene wehmüthigen Gefühle für eine Vorbedeutung hielt, daß ich Sie nicht mehr sehen würde, und bei meinem Alter ist ein solcher Gedanke wohl sehr natürlich.

Aber auch in anderer Hinsicht lastete auch, während Ihrer hiesigen Anwesenheit so mancher Kummer auf meinem bewegten Gemüth, daß ich wohl meiner gesammten Herrschaft über mich bedurfte, um meine Empfindungen darnieder zu halten. Ihre Gegenwart half mir dabei; ohne selbige wäre es mir schwerer geworden; die Trennung von Ihnen aber kümmerte mich um desto mehr. Wenn Sie also bemerkt haben, daß ich weniger mittheilend war als sonsten, so wissen Sie die Ursache.

Schön ist hier angelangt und mit ihm die Zwietracht. Er hat sogleich den Ministern seine Besuche gemacht, mit Ausnahme von Schuckmann und Motz*). Wie dieses empfunden wurde, läßt sich denken. Letzterer hat sich sogleich seine Defensive zubereitet. Er hat nämlich aus den Ministerial-Akten zusammen getragen, was die Provinz Preußen seit dem Kriege an Geschenken erhalten hat, um damit Schöns Begehren neuer Summen abzuwehren, und siehe da! er hat die Berechnung von mehr als 34, sage vier und dreißig Millionen Thaler mit Einschluß der dahin gegebenen Lieferungsscheine, dargelegt. Es wird nun Schön schwer werden, noch mehr Geschenke für seine Provinz zu erhalten, und er würde, wenn sie ihm gewährt würden, dies nur dem mächtigen Beistand seines hohen Alliirten zu verdanken haben.

*) Finanzminister.

Die Entlassung des zeitherigen Ministeriums in Frankreich und die Bildung eines neuen hat gestern unsere diplomatische Welt sehr aufgeregt. Die Urtheile darüber sind noch sehr schwankend.

Gott erhalte Sie, mein verehrter Freund und bewahren Sie mir Ihr Wohlwollen.

Ihr treuer Freund
Gneisenau.

An Gibsone.

Berlin, den 20. Januar 1828.

Die Wahrhaftigkeit gebietet mir, Ihnen zu melden daß meine Ihnen in meinem letzteren Schreiben gegebene Nachricht, als ob der O. P. v. Schön dem Minister von Motz absichtlich nicht seinen Besuch gemacht habe ungegründet ist. Beide haben sich verfehlt und es ist also nur ein Zufall gewesen, daß sie sich nicht alsbald in den ersten Tagen gesehen haben. Es ist übrigens noch keine Kontestation zwischen beiden gewesen, indem die streitigen Fragen noch nicht zur mündlichen Verhandlung gekommen sind. Ich bitte Sie daher, denen, welchen Sie diese irrthümliche Nachricht mitgetheilt haben könnten, solche zu widerrufen.

Gestern sind zweierlei Nachrichten über eine Ministerial-Veränderung in England hier angelangt; die erstere an die Börse, daß Lord Holland in das Ministerium berufen sei; die andere, über Paris, daß Wellington und Peel in das Ministerium getreten seien. Wir müssen die Bestätigung der einen oder der anderen abwarten; jede derselben ist geeignet, Erschütterungen hervorzubringen. Auf jeden Fall werden die Ministerial-Veränderungen in England und in Frankreich Veranlassung und Gelegenheit sein, dem Traktat vom 6. Juli*) für das Weitere zu

*) v. J. 1827. Rußland, England und Frankreich hatten sich in demselben verbunden, zwischen der Türkei und Griechenland eine Pacification zu Stande zu bringen, selber aber keine Gebietsvergrößerung zu suchen.

entsagen und Rußland ferner nicht zu verhindern, seinen Landkrieg gegen die Pforte zu beginnen, was meines Erachtens, ungeachtet aller Abmahnungen Oesterreichs, unausbleiblich sein wird. Wir scheinen allerdings am Vorabend wichtiger Ereignisse zu sein, und ich theile hierin Ihre Meinung.

An den General von Schmidt*).

Berlin, den 21. April 1828.

Hochwohlgeborener Herr,

Hochzuehrender Herr General;

Ew. Hochwohlgeboren gefällige Anzeige, daß des Königs Majestät geruht haben, Sie zum Generalmajor und zugleich zum Brigade-Commandeur der 2. Landwehr-Brigade zu ernennen, habe ich zu erhalten die Ehre gehabt. Wenn auch die letztere Ernennung nicht in Ew. Hochwohlgeboren Wünschen gelegen haben mag, so habe ich doch solcher Wahl Ihrer Person meinen unbedingten Beifall geben müssen. Es gehört unstreitig für einen Landwehr-Brigade-Commandeur ein viel größerer Aufwand von Verstand, Beurtheilungskraft, Kunst des Benehmens mit Menschen aus allen Ständen und Dienstkenntniß und Anstrengung dazu, um mit Erfolg zu wirken, als für einen Brigade-Commandeur der stehenden Armee, und in allen diesen Beziehungen haben Se. Majestät in Ihrer Person eine ausgezeichnet gute Wahl getroffen und ich kann nicht anders als gute Wirkung hievon erwarten.

Wenn wir nun noch erwägen, daß eine große, gut gebildete Armee nur allein uns in Ansehen bei unseren Nachbarn setzen kann, wir aber nicht die Geldmittel besitzen, um eine solche fortwährend auch im Frieden zu erhalten, so bietet die Landwehr-Verfassung allein uns die Möglichkeit, in den Europäischen Angelegenheiten Achtung zu gebieten und nicht auf eine niedrigere Stufe hinabsteigen zu dürfen. Also: entweder Wahl des Ranges unter den großen Mächten Europa's mit Landwehr, oder ohne

*) Bisher Commandeur des Regiments „Colberg".

Landwehr hinabsteigen zu denen des zweiten Ranges. Sie, lieber Herr General, haben viel zu viel zum Ruhm der Preußischen Armee beigetragen, als daß Sie Sich nicht des Ranges freuen sollten, den sie der Monarchie erworben hat.

Uebrigens wird dereinst die Landwehr in einer ganz andern Gestalt auftreten, als es in dem letzteren Kriege der Fall war, wo für eine solche Institution nichts vorbereitet war und wir unter mancherlei Entbehrungen tumultuarisch selbige begründen mußten. Ich sehe Sie schon im Geiste an der Spitze Ihrer Brigade in das Feld ziehen und diese besser, bei weitem besser ausgerüstet und gebildet, als es je König Friedrichs Garde war. Der Geist, den Sie solcher wohl vorbereiteten Truppe einhauchen werden, läßt mich an dem zu erwerbenden Kriegsruhm derselben nicht zweifeln.

Meine wohlbegründete Hochachtung bleibet Ihnen, mein lieber Herr General, fortwährend gewidmet und verbleiben auch Sie meiner in Freundschaft eingedenk als

Ihres

treuen Freundes und Dieners

Gr. N. v. Gneisenau F. M.

Allerhöchste Cabinetsordre.

Berlin, den 13. Juni 1828.

Ich erfahre daß Sie im Begriff stehen, Ihre jüngere Tochter zu verheirathen. Da Mir ein so erfreuliches Ereigniß in Ihrer Familie eine angenehme Veranlassung giebt, Ihnen Meine Theilnahme und Mein Wohlwollen zu bezeigen, worauf Ihre Verdienste um den Staat Ihnen gerechte Ansprüche geben, so benutze ich dieselbe mit wahrem Vergnügen, indem ich mit dem aufrichtigsten Glückwunsch zu der Verbindung Ihrer Tochter ein Geschenk von zehntausend Thalern verbinde, um Ihnen die dabei zu bestreitenden Ausgaben zu erleichtern. Der Kriegsminister ist beauftragt dasselbe anzuweisen.

Friedrich Wilhelm.

An Gibsone.

Berlin, den 1. Juli 1828.

Die leidige Hypochondrie, von welcher ich im verwichenen Winter so sehr geplagt war, hat mich verlassen und ich habe wieder

meine Heiterkeit zum größeren Theil gewonnen und wenn Sie zu uns nach Schlesien kommen wollen, so will ich Ihnen versprechen, ein heitererer Gesellschafter zu sein, als ich es während Ihrer hiesigen Anwesenheit gewesen bin.

Bei aller Desorganisation des Osmanischen Reiches werden die Russen immer keine leichte Aufgabe zu lösen haben, wenn sie solche stürzen wollen. Der Türke ist persönlich tapfer, fertig im Gebrauch der Feuerwaffen und wehrt sich, fährt nicht ein abergläubiger Schreck in ihn, hinter Wällen und Mauern verzweifelt. Mangel an Fourage und gefährliches Klima sind seine Bundesgenossen; Fanatismus kann ihn zur Wuth begeistern. Dies sind allerdings Momente, die bei der Berechnung des Kampfes nicht aus der Acht zu lassen sind.

Ueber Wellington ist ein guter Witz gemacht worden. Er hatte außer 4 Offizieren seines Hauptquartiers, auch noch Mr. Arbuthnot, mit dessen Frau er ein zärtliches Verhältniß hat, in das Ministerium genommen. Da sagte man, er habe nicht allein sein Hauptquartier in das Ministerium gebracht, sondern auch sein Nachtquartier.

An Clausewitz.

Erdmannsdorf, den 16. September 1828.

Mein verehrter General!

Das hier anliegende Schreiben ist wohl das erste offizielle, welches ich an Sie gerichtet habe.

Fritz Brühl ist vor einigen Tagen hier angelangt, etwas magerer geworden, da er während seiner Abwesenheit wieder drei Fieber-Anfälle gehabt hat; er ist übrigens gesund und heiter und gedenkt seinen Abschied in 14 Tagen hierher zu erhalten.

Die Anwesenheit des Königs und anderer hoher Personen hat folgende Feste bisher zur Folge gehabt. Den Tag nach der Ankunft des Königs war Diné in Fischbach, wobei es meiner Frau und Ihrer Frau Schwiegermutter nebst Hedwig freigestellt

war, zu erscheinen, oder erst zur Abendcour auf dem Schweizer Hause zu kommen; sie wählten angezeigter Maaßen, das Letztere. Bei dieser Cour war der ganze dasige Raum angefüllt. Abends war Soupé in Alhambra, wozu wir aber nicht eingeladen waren.

Sonntags in aller Früh, zwischen 7—8 Uhr kam der König hier vorgefahren, stieg ab, kam die Treppe herauf, stand vor meiner Frau Schlafstube. Ein Bedienter kam zu mir hereingestürzt, mir diese Ankunft verkündigend; ich schnell aus meinem Ueberrock in einen Frack, die Treppe hinunter, empfing den König, und führte ihn dann in die unterste Stube. Das Frauenzimmer stack noch in den Betten und verließen selbige schnell genug, konnten aber, wie natürlich, nicht mehr sich ankleiden. Der König, nach einigen Minuten Aufenthalt und mehreren sehr freundlichen Ausdrücken, fuhr dann weiter. Ein Glück war es, daß ich mich bereits angekleidet befand.

Desselben Tages war Diné in Fischbach. Uns wurde der hohe Besuch der hohen Herrschaften zum Abend angesagt. Prinz Carl jedoch und die 3 jungen Radziwils bestiegen die Schneekoppe, um von da die Fußreise über den Gebirgskamm fortzusetzen. Die Fürstin von Liegnitz schloß sich hierzu an, jedoch um Abends zu der anderen Gesellschaft hierher zu kommen, was sie auch ausführte, jedoch ganz durchnäßt wurde. Abends langte die Gesellschaft, mit Ausnahme des Prinzen Carl und der 3 Radziwils hier an, wo sie Thee und Soupé einnahmen und bei Regen und stockdunkler Nacht dann wieder heimfuhren.

Gestern, Montags, war Fahrt zum Kochelfall, die aber mißrieth, indem Nachmittags Regen eintrat, des Abends haben sie Thee in Warmbrunn eingenommen.

An Clausewitz.

Erdmannsdorf, den 26. September 1828.

Brühl wartet immer noch auf seinen Abschiedsbrief. Der Erzherzog Ferdinand hat sich sehr bitter über seine Abschieds-

Forderung vernehmen lassen und geäußert, er habe soeben zum Major vorgeschlagen werden sollen. Der Erzherzog Karl aber ist sehr freundlich gegen ihn gewesen.

Vom Professor Conrad habe ich gestern einen gut geschriebenen Brief erhalten, enthaltend die Bewilligung der Aufnahme meines Sohnes in sein Haus. Wir machen nun Anstalt um diesen, noch vor Ende dieses Monats, aus der Anstalt in Bunzlau hierher zu versetzen, ihn mit Wäsche und anderem Nöthigen zu versehen, und ihn dann in der ersten Hälfte Octobers an seine neue Bestimmung abzusenden. Ich fühle mich Ihnen höchlich verbunden für all' die Sorgfalt und Bemühungen die Sie dieser Angelegenheit gewidmet haben.

Welch ein Gewinn durch die Zusammenziehung eines Bataillons von Gelehrten*) für die Wissenschaften erhalten werden könne, vermag ich nicht zu begreifen, da sie zu kurze Zeit beisammen sind. Auch sind die Gegenstände, worüber Vorlesungen dort gehalten worden sind, meines Bedünkens, nicht von der Wichtigkeit um deswegen eine weite Reise zu unternehmen. Vielleicht daß wichtigere noch gehalten werden? Aber daß der König sich freundlich gegen sie beweist — denn A. Humboldt wird wohl nicht sein Fest auf *seine* Kosten geben — gefällt mir, denn solche Coquetterie ist immer nützlich; sie verbreitet Glanz über die Regierung und dient zur Ermunterung, der Wissenschaft sich zu widmen. Namentlich verdient es die Naturwissenschaft, die, mit Unrecht von den philologischen Wissenschaften überflügelt worden.

An Clausewitz.

Erdmannsdorf, den 11. October 1828.

Verehrter Herr General!

Royer ist in Ruhberg. Wir haben uns einigemale gesehen. Was er mir über Frankreich gesagt hat, steigert meine Unruhe über einen Angriff von dieser Seite her. Royer meint, nur die

*) Die Naturforscher-Versammlung in Berlin.

Verschiedenheit der Ansichten unter den Liberalen, wovon die einen den Dauphin, die anderen das Orleansche Haus, die Republikaner endlich die Verfassung der Nordamerikanischen Republik haben wollen, verhindere allein den Ausbruch des Continental-Kriegs, da die Liberalen den ehemaligen Ruhm der französischen Waffen und die Rheingrenze wieder hergestellt wissen wollen.

Von Scharnhorst habe ich abermals zwei Briefe, den einen aus Genf, den andern aus Marseille. Im ersteren drückt er sein Mißvergnügen darüber aus, daß Herr Eynard in Genf ihn so kalt empfangen habe, wodurch er beinahe wäre irre gemacht worden, wenn seine Reise nur auf einem momentanen Entschluß beruht hätte. Die Sache hat sich aber durch einen Zeitungs-Artikel erklärt, welchem zufolge Capod'istrias in einem Briefe an Eynard über die Menge der dort befindlichen Philhellenen klagt, indem er nicht wisse was mit ihnen anzufangen und sich die fernere Zusendung anderer Griechenfreunde verbittet. Diesem zufolge hat Scharnhorst keinen sonderlichen Empfang in Nauplia zu gewärtigen und dieses wird ihn in große Mißstimmung versetzen. Er hat seine Fahrt nach Livorno auf einem Kaufartheischiff verdungen. An der französischen Grenze war ihm ein Blatt der Allgemeinen Zeitung, das er nur zum letzten Gebrauch bei sich hatte, konfiszirt worden.

Meine Kritik über die hiesigen Herbstmanöver habe ich bereits vor 8 Tagen eingesendet. Die mir von Ihnen und dem General Müffling übersendete Kritik habe ich so gelassen wie sie war und nur meine abweichende Meinung beigefügt, die darin besteht, daß die Berechnung des Winkels, der sich verkleinert, wenn die Angriffs-Truppen aus einer größeren Basis vorgehen als deren Frontlinie beträgt, wenn sie dicht vor dem Feind anlangen, mir zu künstlich vorkomme, und überhaupt hier, im konkreten Fall, der Winkel sich nur wenig verkleinert habe. Bei Anwendung dieses Gesetzes würden umfassende, konzentrische Angriffe nicht stattfinden können. Ferner habe ich bemerkt, daß beide Generale des Pitschen-

bergs zum Angriff sich mit Nutzen hätten bedienen können und daß Conradswaldau hätte in Vertheidigungsstand gesetzt werden müssen, wodurch die Cavallerie-Brigade nicht hätte abgeschnitten werden können, deren Verurtheilung zum Absitzen ich für ungerecht erklärte und zugleich für schädlich, indem sie an die Kapitulationen im freien Felde erinnere und sie gleichsam rechtfertige. In meinem Briefe an Witzleben habe ich gesagt, daß im Kriege ein solches Manöver als hier angeordnet worden, nicht stattgefunden haben würde, indem keiner der Generale um geringen Gewinn sich der Gefahr eines großen Verlustes ausgesetzt hätte. Man dürfe nach Friedensmanövern die Fähigkeiten der Generale nicht beurtheilen, da so viele Momente zur Beurtheilung, Tapferkeit, schneller Blick, Entschlossenheit, Beharrlichkeit, Ergreifung des Ungewöhnlichen pp. dabei fehlen. Die Kritik über solche Friedensmanövers scheint mir übrigens mehr zur Prüfung des Kritikers selbst, als zu der der manöverirenden Generale geeignet. — Alles was ich darüber geschrieben habe, halte ich selbst übrigens für ein elendes Machwerk, da ich mich zu solchen Arbeiten für sehr unfähig halte und der ich nur von einigen Inspirationen gelebt habe. Ja, wenn ich Ihr großes kritisches Talent besäße, da wollte ich mich wohl brüsten!

Ihrer Frau Gemahlin empfehle ich mich zu geneigtem Wohlwollen und bitte Sie, Ihrer Frau Schwiegermutter meine Verehrung auszudrücken. Sie, mein verehrter General, wollen meiner in Freundschaft eingedenk verbleiben als

Ihres

treuen Freundes und Dieners

Gneisenau.

An Clausewitz.

Erdmannsdorf, den 21. October 1828.

Verehrter Herr General!

Meinem heutigen offiziellen Schreiben sende ich dieses nach, um Ihnen meine Zufriedenheit über die Königliche Belobung auszudrücken.

Ich erinnere mich, in meinem letzteren an Sie gerichteten Schreiben meine zum Theil in meiner Beischrift zu ihrer beiderseitigen Kritik der Manöver, zum Theil für mich privatim niedergeschriebenen Betrachtungen ein elendes Machwerk genannt zu haben, ich will mich aber hiermit dagegen verwahren, als ob ich unsere Gesammt-Arbeit damit gemeint habe; solche Benennung gebührt nur allein demjenigen, was ich unter großen Geburtsschmerzen zur Welt gebracht habe.

Jetzt, wo wir mehr in Einsamkeit sind, lese ich Ihr Werk über Napoleons ersten Feldherrn-Feldzug und erfreue mich innig an Ihrem Geist.

In 8—10 Tagen will Brühl von hier nach Berlin gehn, da werde ich ihm den Bruno mitgeben. Selbiger ist zeither hier auch in einer Erziehungs-Anstalt gewesen. Emilie lehrte ihn singen; sie mit Hedwig lehrt ihn auch tanzen; ich lasse ihn fleißig aus dem Französischen übersetzen; des Abends lehrt ihn Schulz reiten und beim Frühstück, Mittagessen und Thee lernt er von Brühl gut sprechen, oder vielmehr kann er es lernen.

Gestern Abend sind die beiden Prinzlichen Häuser hierher zu einem Besuch gekommen. Der Abend ging ganz gut vorüber, indem Tini Schafgotsch unvergleichlich sang.

An Fr. Förster.

Berlin, den 3. Januar 1829.

Die Worte welche Ew. Wohlgeboren in Ihrem sinnigen Gedicht, der Runde des großen Kurfürsten*) mir in den Mund ge-

*) Der Kurfürst kommt auf der Runde in der Neujahrsnacht 1829 in den versammelten Staatsrath und läßt sich von den Mitgliedern Bericht erstatten. Von den Militärs meldet ihm Gneisenau:

„Mit hohem Verstand, beredtem Mund,
Thut er dem Kurfürsten also kund:
„„Euer Durchlaucht ist nicht unbekannt,
Daß Preußen ein Kriegsstaat wird genannt,
Dieweil wir selbst in Friedenszeiten
Uns stets zu Schutz und Trutz bereiten;

legt haben, sind mir ganz recht, denn deren Inhalt ist der Traum meiner Jugend, die Ueberzeugung meiner männlichen Jahre, der Gegenstand meiner Kämpfe in späteren, und nun der Trost meines Alters. Ich habe Ihnen daher meinen Dank auszudrücken, daß sie mich eine solche Rede haben halten lassen.

Empfangen E. W. die Versicherung meiner hochachtungsvollen Ergebenheit.

Ihr

aufrichtiger Freund und Diener

Gr. N. v. Gneisenau F. M.

An Clausewitz.

Berlin, den 16. Januar 1829.

Graf Roeder hat viele Lobsprüche über die Oper: Die Stumme von Portici vom König erhalten, mit dem Auftrage, den ausgezeichneten Personen der Oper Geschenke zu machen. Dieses hat demnach Roeder gethan, der Comité der Oper aber, Wittgenstein, Spontini, Schoppe pp. wollten diese Ausgabe nicht genehmigen und Spontini erklärte, Remunerationen müßten nur bei seinen Opern gegeben werden. Der König hat indessen den Streit

---

Die Waffen zu tragen hat sein Beschwer,
Der Kriegsstand dafür die höchste Ehr.
Doch entfernt ist thörichter Uebermuth
Von dem Degen und von dem Federhut,
Ein Jeder tritt, groß oder klein,
Hoch oder gering in den Heerbann ein,
Es rühmt sich ein Jeder aus jedem Stand:
Ich diente dem König, dem Vaterland.
So steht vollzählig ein tapfres Heer
Und wohlgerüstet die Landeswehr,
Die Festungen alle sind wohlgefüllt,
Und Preußen bereit, sobald es gilt,
Sey es im Westen, sey's in Osten; —
Sonst ist nichts Neues auf Wach und Posten.""

In demselben Gedicht werden die vier Sklaven vom Sockel des Denkmals ausgelegt als „der Obscurant", „der Revolutionär", „der malcontente Aristocrat" und der „Papist".

zum Vortheil Roeders entschieden, darauf Spontini Urlaub auf 9 Monate begehrt, und hierauf der König erwiedert, er könne auf 11 Monate Urlaub haben (Spontinis Contrakt läuft mit den 11 Monaten zu Ende).

Ich bitte um die Nummer desjenigen Journal des Débats, worin der von mir roth angestrichene Artikel über die Glückseeligkeiten des Mittelalters steht, von denen ein neu erschienenes Buch in Frankreich Kenntniß giebt.

Meine herzlichen Grüße an Sie beide

Gneisenau.

An Gibsone.

Berlin, den 9. Mai 1829.

Daß Schön Ihre guten Lehren übel empfunden hat, verwundert mich nicht. Er ist viel zu eitel, als daß er nicht sich für unfehlbar halten sollte; daher sein Streben nach Genialität und seine Geringschätzung anderer Talente. Endlich in letzter Instanz, stammt seine Widersetzlichkeit gegen die hiesigen Minister aus dem Verdruß, daß er selbst nicht Minister ist, und wäre er es, so würde er darnach streben, der Chef des Ministeriums zu sein und Staatskanzler. Es wird Ihnen schwer werden, eine völlige Aussöhnung mit ihm zu bewirken und gelingt es Ihnen, so ist es die diplomatische Kunst, die Ihnen beiwohnt, die solch schweres Werk nur allein vollbringen kann.

Gott befohlen!

Gneisenau.

An Stein.

(Gedr. Pertz, Stein VI, 710.)

Berlin, den 1. Juni 1829.

Hochgeborner Reichs Freiherr!

Hochzuverehrender Herr Staatsminister und Landmarschall!

Die Heimsuchung von einer Krankheit im verwichenen Winter, an der Ew. Excellenz litten, hat uns, Ihre Freunde hier, seiner

Zeit recht beunruhigt, glücklicherweise haben wir von Ihrer Genesung, wenn auch nicht durch Sie selbst, so doch durch Ihre Hausgenossin, zuverläßige und erfreuliche Nachricht erhalten, der wir recht sehr dafür uns verpflichtet erachten.

Wenn es diese Krankheit gewesen ist, die Sie von einem Besuch Ihrer Freunde hier abgehalten hat, so müssen wir solche Widerwärtigkeit beklagen, aber vielleicht wären Sie, auch ohne ihr Erscheinen, dennoch nicht hieher gekommen, und daran würden Sie Unrecht gehabt haben, denn wenn Sie hier erscheinen, so freuen sich Alle darüber, Aristokraten und Liberale, die Letzteren, weil sie von Ihnen Sätze und Lehren vernehmen, die mit einem Theil ihrer Ansichten übereinstimmen, Erstere, weil sie wissen, daß, trotz solchen Sätzen und Lehren, Ihre Natur und Ihre Ueberzeugung dennoch eine rein aristokratische ist. Sie sollten also, jetzt bey schönem Frühlingswetter, noch hierher kommen, und selbst auf den für alles Gute empfänglichen Kaiser von Rußland könnten Ihre Lehren und Ansichten einen für sein großes Reich wohlthätigen Einfluß haben. Sie haben deswegen nicht nöthig, bei den Hoffesten zu erscheinen.

Für die mir übersandte Abschrift des Briefes von Capod'istrias bin ich Ew. Excellenz sehr verbunden; auch ich habe einen von ihm erhalten. Das Wunder, von dem er spricht, daß es eintreten müsse, wenn aus dem neu entstandenen griechischen Staat etwas werden solle, ist nun freilich nicht anders zu deuten als auf die große moralische Verderbtheit seines Volks, von welcher Seite her auch ich immer die größten Hinderniſſe erwartet habe; allein könnte derselben nicht durch eine Bevormundung von Seiten der Europäischen Mächte, und durch eine bewaffnete Macht, die dem neu gestaltenden Präsidenten zur Unterstützung diente, gesteuert werden? Dieser muß Autokrat seyn, denn von griechischen National-Versammlungen, in der Gesunkenheit dieses Volkes, läßt sich Nichts erwarten, als Raub, Mord und Betrug. Dennoch müssen wir, aus Dankbarkeit für unsere Bildung, die wir von

deſſen Vorfahren ererbt haben, nichts verſäumen, was zu ſeiner neuen Geſittigung beitragen kann.

Von meinem Schwiegerſohn Scharnhorſt habe ich mehrere Briefe von dort erhalten; einen Auszug daraus habe ich der hieſigen Staatszeitung einrücken laſſen. Er iſt über Korfu, Zante, Patras und Korinth nach Aegina gegangen, von da nach Nauplia, von wo er wieder über Korinth nach Aegina gehen wollte. In Nauplia hat er die Bekanntſchaft des Oberſten Heidegger gemacht, der ihn ſehr wohl aufgenommen hat, leider aber wegen ſeiner geſchwächten Geſundheit nach Deutſchland zurückkehren muß. Für meinen Schwiegerſohn haben ſich dort die Umſtände zu ſeinem Nachtheil geändert; er ſuchte den Krieg, und findet da den tiefſten Frieden. Seine weiteren Abſichten kenne ich nicht.

Herrn von Tourgenieff habe ich aufgenommen, wie es ein Mann der von Ew. Excellenz kommt, und von Ihnen empfohlen iſt, verdient. Mit der Angelegenheit ſeines Bruders ſteht es wohl nicht zum günſtigſten, denn der Umſtand, daß er ſeine Geſtellung zur Unterſuchung verweigerte, hat etwas ſchielendes für jeden, der nicht genau von den Umſtänden unterrichtet iſt. Selbſt ſein Bruder ſpricht hier in ſo liberalen Sentenzen, daß es den hieſigen Ariſtokraten auffällt. Namentlich war dieſes an einem Tiſch der Fall, wo er neben dem Grafen Brandenburg ſaß, und unter andern ſich der Freundſchaft des Sir Robert Wilſon rühmte, wie man mir nachher erzählte. So etwas iſt hier, nach den vielen Unbeſonnenheiten der Liberalen in unſerer Monarchie, hoch verpönt. Er will übrigens die Ankunft der Kaiſerin abwarten und hofft, durch ſeinen Freund Joukowski ſich eine Audienz bei ſelbiger zu vermitteln. Eine klare und kurze Darſtellung der Nichtigkeit der gegen ſeinen Bruder gerichteten Anklage durch die alibis würde nöthig ſein; die voluminöſe Vertheidigungsſchrift wird der Kaiſer nicht leſen. Ich wünſche ſehr, daß er ſeinen Bruder, und vielleicht auch ſich rechtfertigen könne, denn er iſt ein gebildeter, geiſtreicher

Mann. Auch Frau von Clausewitz hat ihre Vermittelung bei Prinzessin Wilhelm angeboten.

Kommen Sie hieher, kommen Sie nach Schlesien, da finden Sie viele Freunde, die sich an Ihrem Funkensprühenden Geist freuen, wenn auch mancher etwas dadurch versengt wird. Ihr Gefühl für das Edle und Gute macht Proselyten, in dem einsamen Cappenberg geht ihr Apostelberuf verloren. In Petersburg hat 1812 Ihr Predigen der Standhaftigkeit und Beharrlichkeit große Wirkung hervorgebracht. Die Gestaltung des heutigen Europa ist die Folge davon. Ihre Lehren können hier viel Nutzen schaffen.

Gott erhalte Sie in Gesundheit und Heiterkeit zur Freude Ihrer Freunde und gedenken Sie meiner mit Wohlwollen als

Ihres

treuen Freundes und Dieners
Gr. N. v. Gneisenau F. M.

An Gibsone.

Berlin, den 3. Juli 1829.

Es scheint mir, als ob Sie den Ausbruch eines neuen Krieges als zu gewiß ansehen und Preußens Verbindung mit Rußland als entschieden annehmen.

Ich wiederhole Ihnen was ein früherer Brief von mir bereits enthielt, daß unser König das Blutvergießen viel zu sehr verabscheut, als daß er fähig wäre, einen Krieg leichtsinnig zu unternehmen. Ich selbst, obgleich ich durch den Krieg auf meinen Standpunkt gelangt bin, muß ihm hierin beistimmen und bin von dem Wunsch durchdrungen, daß Preußen durch eine Reihe von Friedensjahren sich zu mehrerem Wohlstand entwickeln möge, wohl begreifend, daß solche Entwicklung in ihrem Beginnen durch Krieg aufs neue gestört werden könnte.

Der König hat sich die möglichste Mühe gegeben den Ausbruch des Kriegs Rußlands mit der Pforte zu verhindern und, seit diesem Ausbruch, die streitenden Mächte zu versöhnen; auch

würde ihm solches vielleicht besser gelungen sein, wenn nicht Oesterreich die Hartnäckigkeit der Pforte stets bestärkte.

Aber auch der Kaiser von Rußland ist sehr zum Frieden geneigt. Er entsagt allen Länder-Eroberungen von der Pforte. Weder Bulgarien, noch auch die Moldau und Wallachei nimmt er in Anspruch, Rußland, sagte er mir in einer Unterredung, sowie er dies auch dem General Dörenberg und anderen geäußert hatte, hat der Länder mehr als zuviel; es kommt uns nur darauf an, diejenigen welche wir besitzen, in Werth zu setzen. Was Rußland hierzu wünschenswerth sein muß, ist die Durchfahrt durch den Bosporus und den Hellespont, um seine Produkte, Holz, Talg, Häute, Getreide, Caviar pp. zu verkaufen, eine Durchfahrt die seinen Handelsschiffen schon durch frühere Traktate gesichert war. Erhielte Rußland hierzu noch einige kleine Nester am Fuß des Kaukasus, um seine Unterthanen gegen die Menschen-Räubereien der kaukasischen Gebirgsvölker, die ihre Sklaven und Sklavinnen nach Konstantinopel verkaufen, zu schützen, so läßt sich der Kaiser wohl den Frieden gefallen.

Die Meinung, daß Rußland bis nach Konstantinopel seine Armeen senden und das türkische Reich umstürzen könne, ist wohl schlecht begründet. Die Erfahrung des letzteren Feldzugs kann dem Unbefangenen darthun, daß man in Bulgarien und Rumelien den Krieg nicht führen kann, wie in Polen, Deutschland und Frankreich; nur wenige Truppen können da aufgestellt werden, weil man nur wenige da ernähren kann; das ungewohnte Klima und die lokalen Krankheiten vermindern da in verstärktem Verhältniß die Armeen, und wenn auch die Russen stets siegten, mit wieviel könnten sie vor Konstantinopel ankommen und was würden diese wenigen vor einer volkreichen, fanatischen, und nicht schlecht befestigten Hauptstadt bewirken? Würden sie wohl den Weg in die Heimath wieder finden?

Die andere Hypothese, daß Rußland jetzt den Krieg an Oesterreich erklären und wir ihm dabei beistehen werden, hat die

größte Unwahrscheinlichkeit gegen sich. So lange Rußland sich im Krieg mit der Pforte befindet, hat es wohl weder den Willen noch die Kräfte einen Krieg mit Oesterreich zu beginnen; dieses würde sogleich seinen Krieg gegen die Türken lähmen, die Kommunikationen der Donau Armee den Oesterreichern Preis geben und Schwärme von Barbaren an und über die Donau in seine Länder locken; höchstens ist Rußland auf die Vertheidigung gegen Oesterreich einigermaßen gefaßt, durch die Aufstellung der Sackenschen Armee und der Garden. Wenn aber dereinst das gereizte Rußland, in Friede mit der Pforte, gegen Oesterrreich einen Krieg unternehmen sollte, so hat unser König wohl weder Veranlassung noch den Willen, Rußland beizustehen; selbiges hat Kräfte genug einen solchen Krieg allein durchzufechten.

Wenn uns Rußland, wie Sie sagen und ich nicht abläugnen will, so sehr gefährden kann, so wäre eine solche Drohung, es angreifen zu wollen, sofern es Oesterreich angriffe, eben nicht geeignet, uns dessen Freundschaft zu sichern und es könnte dereinst einer so unfreundlichen Drohung sich wohl erinnern.

Stets gerüstet zum Krieg muß es auch unsere stete Sorgfalt sein, im Frieden mit unseren Nachbaren zu leben und keinem derselben gerechten Anlaß zu Mißvergnügen zu geben, eine Politik die wir seit dem Frieden mit Glück beobachtet haben.

An Clausewitz.

Sommerschenburg, den 22. Juli 1829.

Sie haben mir durch Ihr Schreiben vom 20. d. eine große Freude verursacht, und ich sehe Ihrem darin verheißenen Besuch mit Ungeduld entgegen. Die Anwesenheit *solcher* Freunde wird in unsere Einsiedelei eine heitere Revolution einführen und die Gegend, wo Kaiser Heinrich seine Merseburger Ungarn-Schlacht begann, wird neben Ihrer Geschichtskundigen Frau Gemahlin doppelt interessant uns erscheinen.

Aber machen sie sich darauf gefaßt, nicht besser zu wohnen

als etwa in Königswinter und zwar mit einer aus Ihren Fenstern nur beschränkten Aussicht; Stubengeräthe und alle dergleichen Gegenstände materieller Civilisation werden nur dürftig sein, alles was daran fehlt, muß und wird durch die Herzlichkeit der Wirthe aufgewogen werden.

Uebrigens bin ich mit meinem diesjährigen Aufenthalt zufrieden. Der neue Amtmann hat sich als ein thätiger, einsichtiger Landwirth bewiesen, meine neuen unter den Pflug genommene Felder mit schönen Saaten bestellt und überall Ordnung eingeführt, so daß ich eine Freude daran haben kann. Er ist kein träger Schwierigkeitenmacher und hat sich in der Theorie der neuen Wirthschaftsarten und in der Praxis gleich gut ausgebildet. Er verspricht von den beiden Gütern gute Einkünfte.

Einen anderen Plan, als den, zur Zeit Ihres Besuchs in Erdmannsdorf von hier abzureisen, haben wir nicht gehabt, Sie können also zu jeder Zeit mit gutem Gewissen Ihre Reise hieher antreten, ohne besorgen zu müssen, uns in einem Vorhaben zu stören.

•

An Frau von Clausewitz.

Sommerschenburg, den 29. Juli 1829.

Verehrte Frau Generalin.

Der gerade Weg ist der beste. Diesen Ausspruch Ihres geehrten Schreibens vom 27. d. will ich wiederholen und anrufen, indem ich Ihnen frei und offen erkläre, daß der Besuch Ihres Herrn Vetters und dessen Familie in Erdmannsdorf, ohne Ihre und Ihres Herrn Gemahls Gegenwart, etwas beengendes für uns haben würde, zumal auch Ihr Herr Bruder nicht dabei gegenwärtig sein kann, indem nach einem mit dem Ihrigen zugleich eingegangenen Briefe Hedwigs, die Breslauer Herbstmanövres den 20. August beginnen und Mitte Septembers erst endigen.

Sie, verehrte Frau Generalin, sind die Seele jeder Gesellschaft, worin Sie sich befinden. Ihr unermeßlicher Vorrath von

topics of conversation, die durch Ihre genaue Bekanntschaft mit Ihren Pförtner Verwandten noch mehr bereichert werden, würde die Unterhaltung während der Dauer des Besuchs immer lebendig erhalten und die Witzblitze (erlauben Sie mir das übelklingende Wort) Ihres Herrn Gemahls dabei nicht fehlen. Wäre nun noch Ihr Herr Bruder anwesend, so hätten wir eine überreiche Unterhaltung zu gewärtigen. Vergleichen Sie nun aber diesen gesellschaftlichen Zustand mit dem, wo meine Frau und ich den Conversations-Aufwand fast allein zu bestreiten haben!

Es ist hiernach ganz natürlich, daß ich nur den Wunsch ausdrücken kann, daß es den Pförtnern gefallen möge, ihren Besuch in Erdmannsdorf bis dahin zu verschieben, wenn Sie beide dort anwesend und zugleich die Herbstmanövres beendigt sind. Da können wir ruhig, unbeschränkt durch Zeit und Rücksichten allzusammen die muthmaßlich schönen Septembertage verleben und Sie Ihre Verwandten in die Häuser Fischbach und Ruhberg würdig einführen.

So hätte ich also mein Gewissen erleichtert und offenherzig mich erklärt, wie es sich unter Freunden gebührt.

Wir leben hier ein sehr einsames Leben; nur erst Einen Besuch haben wir gemacht und erhalten! mitunter haben auch Regentage uns auf unsere Zimmer beschränkt. An Beschäftigung fehlt es mir nicht, wenn Schlegels „göttliche Faulheit" mich nicht beherrscht; denn da liegen Stöße von Rechnungen und Schichten von zu beantwortenden Briefen vor mir, wenn ich die Felder besucht habe und heimkehre. Meine Töchter müssen sich auf Lektüre und Kirschen-Essen beschränken. August ist stets auf der Jagd.

An Gibsone.

Sommerschenburg, den 20. August 1829.

Mein Schwiegersohn Scharnhorst ist aus Griechenland wieder zurückgekehrt und bereits in Rom eingetroffen. Er mag wohl den Zustand daselbst nicht sehr einladend gefunden haben, um eine

Anstellung zu begehren. Bei der Roheit des griechischen Volkes und bei der Unkenntniß ihrer Sprache mag es für einen Ausländer immer schwer sein, dort zu wirken. Selbst Capodistrias scheint keine große Hoffnung in die Wiedergeburt seines Volkes zu setzen. Er schreibt an den Minister von Stein „nur durch ein Wunder könne Griechenland gerettet werden". Dieses Wunder könnte wohl das klassische Großbrittanien bewirken, ist aber nicht dazu geneigt.

Die russische Armee macht große Fortschritte. Wenn General Diebitsch die Schwierigkeiten der Verpflegung überwinden und noch mehr Truppen herbeischaffen kann, so möchte es ihm wohl gelingen bis vor Adrianopel zu gelangen; ob hinein? ist mir noch sehr zweifelhaft, es müßten denn die Türken jeden Funken ihres alten Geistes verloren haben, um die zweite Hauptstadt ihres Reichs vertheidigungslos zu lassen und nicht aus dem nahen Konstantinopel Vertheidiger, im Verein mit den bereits unter dem Sultan selbst organisirten Reservetruppen, herbei zu ziehen. Im Gegentheil darf man annehmen, daß Diebitsch ein kühnes Wagstück unternommen habe, wenn er auf Adrianopel losgeht, ein Wagstück, das wie so manche andere gelingen, das aber auch mißlingen kann und dann viel Gefahr in seinem Gefolge hat. Vielleicht ist aber dieser Uebergang über den Balkan nur auf die Unterstützung der Friedens-Unterhandlungen berechnet und was die Franzosen nennen: faire une pointe.

An dem Wunsch des Kaisers Nikolaus, den Frieden unter billigen Bedingungen zu bewirken, darf man nicht zweifeln. Die Sendung des Gen. Müffling ist auf sein Andringen geschehen. Gegen unsern Gesandten Royer in Konstantinopel sind die Russen mißtrauisch; sie glauben, daß er ihnen nicht gewogen ist, und darum wollten sie schon vor dessen Abreise von Berlin seine Absendung verhindern, worin ihnen aber nicht gewillfahrt wurde. Eine so wichtige Angelegenheit aber als der jetzige Friedensschluß werden könnte, wollten sie jedoch nicht in seinen Händen wissen, und baten darum um Müfflings Ernennung zu diesem Geschäft.

In wie weit dieser freundlicher gegen die Russen gesinnt sein möchte, muß ich dahingestellt sein lassen. Wenigstens möchte die heilige Anna deren Orden mit Diamanten er bei der Anwesenheit des Kaisers in Berlin erhalten hat, ihm zu wenig dünken und er auf den heiligen Alexander Newski gerechnet haben.

Ueber Rußlands Kriegskräfte herrschen in Europa noch viele Irrthümer. Gläubig nimmt man an, daß die Armee dieses Reichs 800,000 Mann stark sei. Ein geistvoller Offizier und guter Beobachter, der Major von Gerlach, der mit Prinz Wilhelm in Rußland gewesen ist, hat über diesen Gegenstand eine Denkschrift geschrieben, die er mir mitgetheilt hat. Daraus geht hervor, daß die gesammte Kriegsmacht Rußlands, auf allen den weiten Punkten dieses großen Reichs, noch nicht die Hälfte davon beträgt. Dieses hindert jedoch nicht, daß die Russen in Ländern, wo man wie in Polen, Deutschland, Frankreich die Verpflegung leicht beschaffen kann, sehr gefährliche Feinde sein können; aber in dünn bevölkerten Gegenden wie in Bulgarien und jenseits des Balkans, ohne Fahrwege oder mit nur sehr wenigen, wo man aus Magazinen sich verpflegen und diese zum Theil mit sich führen muß, wird Rußland nie mit großen Armeen auftreten können.

Clausewitz an Gneisenau.

Berlin, den 20. August 1829.

Zwei große Begebenheiten sind, seit wir Euer Excellenz verlassen haben, aus dem Schooß der Zeit hervorgetreten. Die Einnahme von Erzerum, und der Sturz des französischen Ministeriums. Beides bringt alle Köpfe in Gährung und man sieht nichts als Krieg. Ich glaube noch nicht einmal an einen Bruch zwischen Rußland und England, wenn ich aber den auch als möglich zugeben will, so bezweifle ich doch durchaus eine Theilnahme Frankreichs und Oesterreichs. Grade der Wechsel des Ministeriums möchte es den Franzosen doppelt schwer machen, sich in dem der europäischen Liberalität entgegengesetzten Sinne auszusprechen. Wie der Fürst von Polignac ein solches Ministerium durchzuführen gedenkt, ist mir kaum begreiflich; es dürfte leicht ein ministère de cent jours werden. Vermuthlich denkt er die öffentliche Meinung mit einzelnen liberalen Maßregeln zu gewinnen, aber ich fürchte, der König von Frankreich und die Partei, welche ihm gemüthlich ist, beurtheilen diese öffentliche Meinung ganz falsch. Sie können sich nicht daran gewöhnen in den Franzosen ein ganz verändertes neugeschaffenes Volk zu sehen, meinen

immer noch den unter dem Druck der Minorität schmachtenden alten Royalismus hervorzurufen und dann, von ihm getragen, mit Leichtigkeit fortzurudern; aber das sind Täuschungen einer veralteten Schönen, die es den häßlichen Moden des Tages zuschreibt, wenn sie keinen Effect mehr macht. Mir scheint, daß dies Ministerium nur bestehen kann, wenn es von Gewaltstreich zu Gewaltstreich fortschreitet und das würde dann in letzter Instanz Unruhen und Bürgerkrieg herbeiführen. — Von der andern Seite habe ich eine Art Schadenfreude, daß die Liberalen für ihre unmäßigen Forderungen wenigstens vor der Hand bestraft sind. Ueberhaupt können wir es uns gefallen lassen, daß die innere Spannung dieses Land nach außen hin neutralisirt. Die Wahl des General Bourmont zum Kriegs-Minister beweist entweder, daß die Regierung um einen solchen sehr verlegen war oder es ist ein großer Mangel an Tact.*)

Der schnelle Fall von Erzerum beweist von neuem, wie morsch dieses türkische Gebäude ist; doch zweifle ich, daß in diesem Jahr von den Russen weder in Asien noch in Europa neue Fortschritte gemacht werden. Wahrscheinlich hat Diebitsch an der Spitze seines strategischen Dreiecks keine 30000 Mann disponibel; und was sie bis jetzt eingenommen haben, können sie allenfalls den Winter hindurch behaupten, sind also zu keiner Art von Rückzug und Aufgeben genöthigt, welches immer das Ansehen einer strategischen Niederlage giebt — ich halte doch dafür, daß wir keinen neuen Feldzug erleben, sondern bis dahin den Frieden haben.

An den Generallieutenant von Steinmetz.

Erdmannsdorf b. Hirschberg, den 10. October 1829.

Ew. Excellenz

habe ich meinen verpflichteten Dank abzustatten für die gefällige Uebersendung des Recepts zum schwedischen Lebens Elixir, ich muß indessen von dem Gebrauch dieser Arznei besorgen, daß, wenn selbige die Wirkung thut, wie das Recept verheißt, mehrere Patienten zum Selbstmord werden verleitet werden, denn wenige würden im Stand seyn, den Ueberdruß des Lebens zu bekämpfen, der sich in solchem hohen Alter einfindet, und noch wenigere sich ohne Nahrungssorgen biß an ihr Ende hindurch zu bringen. Wenn indessen diese Arznei nur in dem Greisen Alter vor Krankheiten, wenn auch nicht vor dem Tod schützt und bewirkt, daß man einer schmerzlosen Existenz genießt, so hat sie hinreichendes geleistet.

Meine Frau, die in ihrem Wirkungskreise gern Rath und Arznei-Mittel vertheilt, gelokt durch die schönen Verheißungen des

*) Bourmont commandirte 1815 im Heere Napoleons eine Division, ging aber am Tage vor der Schlacht bei Ligny, mit seinem Stabe, zu den Preußen über.

Recepts, hat sich desselben alsbald bemächtigt, um das Mittel nach Vorschrift anfertigen zulassen und aus ihren Händen erwarte ich die heilsame Arznei, wenn solche bereitet seyn wird. Wäre sie schon bereitet gewesen, so hätte ich wohl Veranlassung gehabt, mich derselben zu bedienen, indem ich einen leichten Krankheitsfall auszuhalten hatte, den die Aerzte bald in einen schwereren verwandelt hätten. Meine gute Natur kämpfte indessen mit Erfolg gegen Aerzte und deren Mittel.

Mit dem Wunsch, daß Ihr Recept an Ew. Excellenz zur Verwunderung der Nachwelt seine verheißenen Wirkungen leisten möge, und daß Sie Sich dabei eines heitern Lebens erfreuen mögen, bin ich, unter der Bitte, Ihren Kindern mich zu wohlwollendem Andenken zu empfehlen, in den alten Gesinnungen meiner Ihnen stets gewidmeten wohlbegründeten Verehrung

Ihr

alter Freund und Kriegsgefährte
Gr. N. v. Gneisenau F. M.

Clausewitz an Gneisenau.

Berlin, den 24. October 1829.

Ob wir gleich Euer Excellenz täglich ein langes Leben und alles Glück, was dazu gehört um es angenehm zu machen, wünschen, so ist es doch natürlich, daß wir für den 28. October diesen Wunsch noch besonders articuliren, und das Bedürfniß haben, vertreten durch unsere Briefe unter den Glückwünschenden Ihrer Familie und naher Freunde mitzuerscheinen. Wir hoffen, daß die liebe Hedwig mit ihrem kleinen freundlichen Engelsgesicht unser Botschafter sein wird. — Fritz schreibt meiner Frau, daß Euer Excellenz sich jetzt recht wohl befinden und daß Ihr Blutumlauf leichter und regelmäßiger zu sein scheint als vor Ihrem Unwohlsein. So dürfen wir in der That hoffen, daß Sie sich in diesem Jahr nicht blos eben so wohl, sondern besser befinden werden, als im vorigen und es ist uns in den Mitteln, die Euer Excellenz jetzt selbst als so wirksam kennen gelernt haben, gewissermaßen eine Garantie für ein recht langes Leben aufgegangen.

Welchen Grad der Theilnahme dieses Wohlsein im ganzen Lande findet, haben wir bei unserer Ankunft hier deutlich gesehen. Es hatte sich die Nachricht Ihres Todes grade an dem Tage unserer Ankunft verbreitet, und ich kann wohl ohne die mindeste Uebertreibung sagen, daß die Bestürzung allgemein war. Viele schickten zu meiner Schwiegermutter in's Haus, die, obgleich von Euer Excellenz völliger Herstellung unterrichtet, dadurch fast wieder irre ward, und erst durch unsere Ankunft

beruhigt wurde. Von allen Seiten habe ich die sorgenvollste Theilnahme erzählen und rühmen hören und ich habe sie selbst in der Menge Fragender erfahren, die mich auf der Straße festhielten um Nachrichten von Euer Excellenz Gesundheit zu haben. Der erste, welchem ich diese habe geben müssen, verdient wohl vorzugsweise genannt zu werden: es ist der König. Als ich zu meiner Meldung in's Zimmer trat, eilte er auf mich zu und frug, ob ich von Erdmannsdorf käme — „habe zwar das traurige Gerücht, was sich gestern mit einem Male verbreitet, natürlich nicht geglaubt — konnte wohl denken, daß ich etwas mehr davon wissen würde, wie die andern, oder — (sich selbst berichtigend) wie die meisten andern wenigstens — aber konnte doch immer nicht wissen, was die Ursach davon gewesen — ob der Feldmarschall nicht bedeutend unwohl gewesen". — Ich sagte darauf, daß es nur die Folge einer Erkältung und gestörten Verdauung gewesen sei und Euer Excellenz sich seitdem sogar viel wohler befänden als vorher. Er sagte, es sei ihm lieb dies zu hören, wobei sich unverkennbar ein herzlicher Antheil in seinen Zügen zeigte. Zu mir hat der König nie so freundlich gesprochen, als an diesem Tage. Ueberhaupt sagen die, welche ihn mehr sehen als ich, daß er immer freundlicher wird, und gewiß ist es, daß er bei allen Ständen immer mehr in der Liebe und Anhänglichkeit steigt.

An Herrn und Frau von Clausewitz.

Erdmannsdorf, den 30. October 1829.

Verehrte Frau Generalin!

Unter den vielen Glücksgütern, womit mich die Vorsehung beschenkt hat, steht mit den Ausgezeichnetsten derselbeu die Freundschaft, womit Sie und Ihr Herr Gemahl mich beehren, obenan, und ich frage mich oft, womit ich selbige habe verdienen können, es sei denn durch die Verehrung und Liebe, wodurch ich mich zu Ihnen beiden hingezogen fühle und die Sie wohlwollend anerkennen. Um so unbefangener erfreue ich mich daher Ihrer freundlichen Glückwünsche zu meinem Geburtstag, da ich weiß, daß selbige so redlich gemeint sind, und um so weniger werden Sie zweifeln, daß meine Dankbarkeit dafür von mir tief empfunden ist.

Mein liebes Paar ist heute abgereist, und um das trübe Gefühl darüber zu erheitern, richte ich sofort heute meine Briefe an Sie beide. Je länger Fritz in meinem Hause zubringt, desto werther wird er mir, und desto lebhafter der Wunsch, mich nicht mehr von ihm trennen zu dürfen. Dadurch, daß Sie diesen lieben Schwiegersohn mir zugewendet haben, wird meine Dankbarkeit gegen Sie

noch immer gesteigert; er hat uns alle gewonnen, uns, unsere Freunde und Nachbarn; Jedermann ist ihm gewogen, und seine Frau verliebt in ihn, wie eine Frau es nur sein kann.

Meine Gesundheit, vermeine ich, ist sehr gut; nur ein Zeichen ist vorhanden, das einigem Zweifel darüber Raum geben könnte, Schläfrigkeit in den späteren Abendstunden der letzteren Tage, was aber durch mein frühes Erwachen veranlaßt sein könnte. Ich habe übrigens die vorgeschriebene Arznei, Püllnaer Wasser regelmäßig gebraucht, und meine Eßlust ist um etwas besser als in der Zeit vor meiner Ohnmacht, wodurch ich Sie so sehr erschreckt habe. Ich will mich bestreben künftighin, wie im vorigen Winter in Berlin, meine Ohnmachten, Schwindel oder Schlagflüsse oder was es sonst sein mag, in der Nacht abzumachen, da erschrickt Niemand, ich fühle nichts davon, und komme mit einem blauen Auge davon.

Die Zuverlässigkeit der Aerzte ist bei mir, selbst nach meiner letzteren Erfahrung noch nicht zu einem Glaubensartikel geworden, nur so weit bin ich in der Erkenntniß fortgeschritten, daß man deren Hülfe in manchen Fällen nicht entbehren kann, und daß man manchmal, schon des Anstandes wegen, sie rufen lassen muß; wenn man selbst einen Krankheits-Anfall erleidet, und immer, wenn eines der unsrigen davon heimgesucht wird.

Verehrter Herr General!

Der Anfang des Nebenblattes drückt auch Ihnen, mein wohlwollender Freund, meine Gesinnungen der Ihnen von mir gewidmeten Verehrung und meine Dankbarkeit für Ihre Glückwünsche zu meinem Geburtstag aus. Ich bin wohl stolz darauf, mir solche Freunde erworben zu haben, obgleich ich mir mein Glück nicht erklären kann. Denn was ich für Sie beide fühle, ist nichts als der schuldige Tribut der Huldigung für so seltene Talente und solch' edle Gesinnung, sowie der Dankbarkeit für empfangene Beweise des Wohlwollens, somit nichts als die schlichte Anerkennung meiner mir obliegenden Verpflichtungen gegen so viele Beweise des Wohlwollens womit Sie mich beehrt und beglückt haben, und, wenn die

Rechnung gezogen werden sollte, würde ich mich da nicht in einem großen Rückstand befinden?

Das Interesse, welches der König an meinem Gesundheitszustand genommen hat, ist mir wohl sehr erfreulich gewesen und hat mich gerührt. Ich bin Ihnen für Ihre Benachrichtigung davon sehr verbunden.

Wie ich bereits gemeldet habe, so geht es mit meiner Gesundheit ganz gut. Ueber meine hypochondrischen Grillen bin ich Herr geworden und wenn gleich so manches in der Gestaltung meiner mir vom Schicksal mir zugewiesenen Verhältnisse mir recht drückend wird, nnd ich mir oft einen schicklichen Ausgang aus dem Leben wünschte, so will ich doch soviel möglich Herr über mich bleiben, und tragen was nicht zu ändern ist.

Der Glückwünschenden an meinem Geburtstag waren über funfzig. Der Orangeriesaal und das Zimmer daneben gaben kaum den Raum für die Gäste her. Einem und dem Andern wurde Schuld gegeben, daß er sich im Trunk übernommen habe, doch bin ich geneigt, dies für üble Nachrede zu halten.

Gestern war ich Gratulant, und huldigte in Fischbach, ich wollte jedoch nicht lang der Gesellschaft meines Brühlschen Ehepaares entbehren und bat daher, nach abgegebenen Glückwünschen, den Prinzen, mich, wegen meiner in der Abreise begriffenen Eheleute, wieder fortbegeben zu dürfen, welches, wie natürlich, mir gewährt wurde. Ich bin jedoch ungewiß, ob der empfindliche Prinz nicht etwa meine Bitte übel genommen haben könne, und wünsche daher, daß Ihre Frau Gemahlin in ihrem nächsten Briefe an die Prinzessin etwas zu meiner Entschuldigung einfließen lasse, wenn anders Sie beide solches für passend finden.

Ein Artikel der allgemeinen Zeitung sagt, der Großfürst Constantin wolle am Rhein Güter kaufen, um da zu wohnen, weil seine Gemahlin das nördliche Klima nicht mehr vertragen könne, und ein Artikel des Journal des Débats erzählt, der Kaiser Nikolaus habe dem Großfürsten den Rath gegeben, zu reisen. Was

mag hiervon wahr sein? Der Fürstentitel und eine Million Rubel sollen die weitere Belohnung des F. M. Diebitsch sein. Ich meinerseits betrachte den Adrianopler Frieden als einen für Rußland günstigen Waffenstillstand.

Unter herzlichen Wünschen für Ihr Wohlsein und Ihre Zufriedenheit unterzeichne ich mich als

Ihren

treuen Freund und Diener

Gr. N. v. Gneisenau,

F. M.

Clausewitz an Gneisenau.

Berlin, den 21. November 1829.

Daß General Müffling den Schwarzen Adler-Orden bekommen hat, ist eine Neuigkeit, die mir die heutige Zeitung weggenommen hat. Vom Kaiser von Rußland hat er den Wladimir erster Klasse bekommen, der bekanntlich noch etwas seltener vergeben wird, als der Alexander Newsky. Ob er außerdem noch mit reichen Dosen beschänkt worden ist, weiß man nicht; die des Sultans habe ich gesehen; sie schien mir höchstens ein Paar tausend Thaler Werth zu haben.

Müffling ist sehr interessant und amüsant über seine Reise zu hören*). Seine Aussagen bestätigen ganz den schwachen Zustand der Türkei, die jämmerlichen Anstalten aller Art, die Unbedachtsamkeit und Stumpfheit des Divan. Der Sultan scheint ihm von all den vornehmen Türken, die er gesehen hat, der Beste und Vernünftigste, und es ist auch nur, indem er auf Privat-Wegen an diesen zu kommen, gewußt hat, daß er mit dem Reis-Effendi hat fertig werden können. Er beschreibt den Sultan weniger farouche als wir ihn uns denken, und sagt, daß der Ausdruck seiner Augen eine große Aehnlichkeit mit den Augen von wem hätte — das rathen Euer Excellenz einmal — von Herrn von Schilden. Müffling sagt, er hatte die Bemerkung kaum ausgesprochen, als alle seine Begleiter zugestimmt hätten. Einen schwermüthigen Ausdruck ist man in den Augen der türkischen Kaiser wohl gewohnt, aber ganz so häßlich hatte ich mir doch nicht gedacht. Als Diebitsch über den Balkan gegangen war, soll der Stand der türkischen Streitkräfte ungefähr folgender gewesen sein. 20,000 Mann in Rustschuk, 20,000 in Schumla, 13,000 in Slivno, 8000 in Kirkkliss, 20,000 Adrianopel, 6000 Karaburnu, bei Constantinopel selbst nur 3—4000 Mann, zusammen also noch nicht 100,000 Mann. — Die neue Infanterie, sagt Müffling, sieht aus als wenn man in Berlin die Straßenjungen und die Nachtwächter zu einer Compagnie vereinigte. Die Leute von mittlerem Alter getraute sich

*) Müling hat in seinen Memoiren selbst ausführlich über diese Mission berichtet.

nämlich die Regierung nicht zu nehmen, weil in ihnen der Janitscharen-Geist steckt. Nichtsdestoweniger war der Divan, als Müffling in Constantinopel ankam, voll Uebermuth und Hoffnungen. Sie hatten die Nachricht, daß in dem russischen Heere die Pest ausgebrochen sei, daß Diebitsch Anstalten mache zurückzugehen und daß die Versuche die Unterhandlungen anzuknüpfen, welche grade um diese Zeit und in Folge der vom Kaiser hier gegen D'Agout gemachten Aeußerungen, durch die Franzosen gemacht wurden, die Folgen dieser Verlegenheit wären; die Antwort des Divan war daher, sie würden unterhandeln, aber nicht eher als bis der letzte Mann der russischen Truppen das türkische Reich geräumt hätte und alle Festungen herausgegeben wären. Diese Antwort ist um so türkischer, als die Anträge der Franzosen mißverständlich viel geringere Forderungen Rußlands ausdrückten, als es des Kaisers Absicht war, nemlich die bloße Cession von Anapa. Aus diesem stolzen Traum sind sie durch den Marsch von Diebitsch auf Adrianopel gerissen worden. Dieser Marsch gehört, wenn die Umstände genau so sind, wie sie dem General Müffling angegeben wurden, gewiß zu den schönsten Zügen in der Kriegsgeschichte. Diebitsch hatte nach allen Entsendungen nicht mehr als 12,000 Mann bei sich, damit ging er 13,000 auf den Leib, die sich bei Slivno befanden. Diese fand er in einer sehr starken Stellung und der Fassung, als wenn sie es auf einen tüchtigen Kampf ankommen lassen wollten. Er ließ von seinen Truppen 6 Angriffs-Colonnen bilden und stieg damit den Berg hinan auf dem die türkische Stellung war; wie er die halbe Höhe erreicht hatte, liefen die Türken davon und überließen ihm ihr Geschütz. Die russischen Generäle wollten es versuchen ihnen den Weg nach Adrianopel zu verlegen, damit sie nicht zu dem dortigen Corps von 22,000 Mann stoßen möchten. Diebitsch sagte ihnen — was macht ihr da, laßt das bleiben; diese Kerle müssen nach Adrianopel, damit sie dem dortigen Corps die Pest des Schreckens und der Verwirrung mittheilen. Und so geschah es denn auch. Von der ganzen russischen Cavallerie aufs Aeußerste getrieben, kamen diese Flüchtigen nur nach Adrianopel um dort alles in Schrecken zu setzen und das Corps auf seiner Flucht mit fortzureißen. Der Lieutenant Clair hat, als er von Müffling zu Diebitsch gesandt wurde, diese 30,000 Mann auf seiner Rückkehr nach Constantinopel eingeholt und erzählt, daß man keinen Begriff von dem Zustand dieser Truppen haben könne; die Baschi ritten allein über die Felder, weil sie fürchteten, von ihren Leuten ermordet zu werden. Auch wurde ihnen nicht allein der Eintritt in Constantinopel versagt, sondern sie wurden selbst gleich nach Asien hinübergeschifft. So war also der Sultan genöthigt in dem Augenblick, wo eine feindliche Armee sich ein Paar Tagemärsche von seiner Hauptstadt befand 30,000 Mann seiner Truppen selbst zu entfernen. Hieraus sieht man wohl deutlich genug, wie viel Mühe es den europäischen Mächten kosten wird, das türkische Reich in Europa noch einige Zeit auf den Beinen zu erhalten. — Der Gedanke des General Diebitsch, das Corps von Slivno nicht von Constantinopel abzu schneiden, ist meiner Meinung nach außerordentlich schön; so wie denn überhaupt sein Zug über den Balkan dadurch, daß er so schwach war, zu den kühnsten Unternehmungen gehört. Müffling, der ihn zwar nicht selbst gesehen, aber doch schriftlich viel mit ihm verkehrt hat, rühmt sehr seine preußische Gesinnung und sein höchst edles Benehmen. Als in Constantinopel die Einnahme von Adrianopel bekannt

wurde, war guter Rath theuer und der Sultan, ganz niedergeworfen, fühlte, daß er nur in der Großmuth des Kaiser Nicolas Rettung finden könne, und daß er sich ihm unbedingt in die Arme werfen müsse. — Unter die stärksten Züge der Verwirrung gehört unstreitig der, daß 150 Kanonen, welche der Sultan nach Adrianopel beordert hatte, weil es dort an Geschütz fehlte, so spät in Marsch gesetzt wurden, daß sie angezogen kamen, wie Diebitsch sich schon im Besitz befand, und daß der mit seinem Kopf für die richtige Ablieferung verantwortlich gemachte Führer dieses Convoi's auch gar nicht glaubte, da der Waffenstillstand eingetreten war, seine Bestimmung ändern zu dürfen, sondern nur den General Diebitsch bat, ihm einen Empfangs-Schein für die richtige Ablieferung zu geben. Müffling sagt, sowie er die Sachen kennen gelernt habe, hätte von einer Vertheidigung Constantinopel's gar nicht die Rede sein können.

An Gröben.

Erdmannsdorf, den 10. November 1829.

Ich habe Ihnen noch meinen, durch die Anwesenheit lieber Gäste in meinem Haus, verspäteten Dank auszudrücken für die freundliche Theilnahme, die sie meinem Uebelbefinden und meinem Geburtstag bezeigten. Jenes war wohl an und für sich nicht von sonderlicher Bedeutung und wurde nur gesteigert durch die starken Purganzen, womit man mich bediente. Nach wenigen Tagen machte ich mich wieder, von der ärztlichen Bevormundung loß, und, obgleich noch manchmal einige leichte vorbauende Mittel brauchend, so befinde ich mich doch vollkommen gesund. Ich halte indessen dafür, daß meine Konstitution apoplektisch ist, was die hiesigen Aerzte ableugnen und den bewußtlosen Zustand, worin ich schon einigemale gerathen bin, für eine Ohnmacht ausgeben, vielleicht nur aus ärztlicher Höflichkeit.

Daß ich je meinen siebzigsten Geburtstag feiern würde, hätte ich nimmer gedacht. Wenn ich mein langes Leben überschaue, und die Wohlthaten überzähle, die mir unverdient von Gott geworden, und welche treue Freunde er mir hat zugewendet, worunter Sie unter den ersten sind, so ist mein Herz mit Dank erfüllt gegen denjenigen, von dem mir alles dieses geworden. Mein ganzes Leben erscheint mir als ein Wunder. Wie ich als mutterloser, von meinem Vater, der auf Abentheuer in der Welt herumirrte,

nicht unterstützter Knabe baarfuß in die Schule ging, nachher von meinen Großeltern aus dieser Dürftigkeit befreit wurde, aber von Jesuiten und Franziskaner Mönchen nur einen geistig dürftigen und abergläubigen Unterricht erhielt, dagegen von einem ehemaligen protestantischen Prediger Bücher besserer Art erhielt, die das Bedürfnis besserer Lektüre in mir erregten; wie ich späterhin mein kleines großväterliches Erbe verschwendete und in die peinlichsten Verlegenheiten gerieth, wie ich mich aus allen Verirrungen glücklich retten konnte, oder vielmehr durch höhere Hand gerettet wurde, dies Alles muß mir als ein Wunder erscheinen. Wie der König mich unter so vielen anderen, die höher standen als ich, gerade mich zum Befehl in Colberg ernannte, mich fortwährend erhob, mir in unseren Feldzügen durch seine Aufträge Beweise eines hohen Vertrauens gab, alles das begreife ich nicht. Meinem Erstaunen darüber kommt nur meine Dankbarkeit gleich.

Wieviel auch von diesem Leben mir noch zugemessen sei, ich bin bereit, es aufzugeben, aus Furcht, nach so vielem Glück müsse endlich eine Unglücksperiode erfolgen. Eine Anmahnung zu dieser Furcht habe ich wohl durch den Tod meiner seeligen Tochter erhalten!

Ihre Ansicht, daß durch den Adrianopler Frieden nicht gut für die Griechen gesorgt sei, theile auch ich, aber es ist dies nicht Rußlands Schuld, denn dieses war durch den Traktat vom 6. Juli und durch die vorjährigen Protokolle gefesselt. Uebrigens betrachte ich diesen Frieden nur als einen Waffenstillstand. Sogar habe ich auf einem sicheren, und zwar diplomatischen Wege erfahren, daß seit Unterzeichnung des Friedens Intrigans dem Sultan eingebildet haben, nicht Großmuth, sondern andere Ursachen hätten den Kaiser von Rußland bewogen, der Einnahme von Konstantinopel zu entsagen, und diese Idee habe den Sultan zu thörichten Aeußerungen hingerissen. Man hoffe indessen, dieses werde keine Folgen haben.

Ihrem Herrn Schwiegervater wollen Sie mich gelegentlich

auf das herzlichste empfehlen, so wie Ihrer würdigen Frau Gemahlin, und Ihre Kinder von mir herzlich grüßen.

Gott schütze und erhalte Sie trefflicher Freund. Gedenken Sie meiner ferner mit Wohlwollen als

Ihres

treuen Freundes und Dieners

Gr. N. v. Gneisenau F. M.

Unserm verehrten Kronprinzen, reich an Gaben, Gemüth und Edelsinn, der selbst da, wo er irrt, immer nur aus einem edlen Grunde irrt, wollen Sie meine ehrerbietigen und wahrhaftig ehrerbietigen Huldigungen darbringen.

An Stein.

(Vollständig bei Pertz, Stein VI, 776.)

Erdmannsdorf bei Hirschberg

den 19. November 1829.

Verehrte Excellenz!

Ihren Auftrag in Betreff der Hinterlassenen des leider zu früh hingeschiedenen General v. Horn habe ich erfüllt und selbigen mich auf Sie berufend dem General v. Witzleben vorgelegt, welcher hierbei nicht zu umgehen war und es auch nicht verdient umgangen zu werden, zugänglich wie er ist allen edleren Gefühlen. ——

Allerdings habe ich die kriegerischen Tugenden des verewigten Generals kennen gelernt. Er war ein seltener Kriegsanführer wegen seiner stürmischen Tapferkeit vereint mit seltener Ruhe und Heiterkeit und wegen seiner Wirksamkeit auf die Truppen, die ihn anbeteten. Ein preußischer General, von solchen Divisionsanführern unterstützt, dürfte nie am Sieg verzweifeln, es sei unter welchen Umständen es wolle.

Ein würdiges Grab für Horn dürfte der Danziger Hagelsberg sein. Horn's Vertheidigung desselben ist der einzige Glanzpunkt der Belagerung dieser Stadt. Die Blockhäuser im bedeckten Weg ausgenommen, waren fast alle Ingenieur-Anordnungen entweder ungenügend, oder unzweckmäßig oder überflüssig und die

Anwendung der Truppen von Seiten Kalkreuths ungeschickt und matt. Er selbst hatte sich in den letzteren vierzehn Tagen nicht mehr auf den Wällen des Hagels- oder Bischoffsberges sehen lassen, sondern war in dem gewölbten Thorweg des Stadtwalles geblieben, während Horn auf dem Hagelsberg nicht von der Stelle wich. Der unglückliche Ausgang dieser Vertheidigung hat Horn's Verdienstlichkeit dabei nicht in ihr volles Licht treten lassen, ebensowenig als das des Majors Bousmard, der, als Poulets Rathgeber, vermuthlich diesem die Idee angegeben hatte, Blockhäuser in die Waffenplätze des bedeckten Weges zu legen, da dieser Vorschlag in des Letzteren Werk: sur la défense des places fortes bereits enthalten war, und hier zum ersten mal, seitdem aber von den Franzosen öfters ausgeführt wurde. Diese beiden Umstände, Horns Vertheidigung des Hagelsberges und die beiden Blockhäuser als verständige Mittel dazu, haben die Ehre der Vertheidigung von Danzig gerettet, soweit dies möglich ist. Bis zur dritten Parallele kann ich als Augenzeuge davon sprechen. ———

Daß Sie sich auf ihrer westphälischen Burg so ganz absperren und ein einsames Leben führen, kann ich nicht billigen und Ihre litterarischen Beschäftigungen sind mir dafür keine Rechtfertigung. Sie könnten selbige und wohl, wegen vorhandener großer Hülfsmittel bequemer in Berlin treiben und man könnte wohl die Preisfrage stellen, was verdienstlicher sei, auf seine Zeitgenossen in beflügelter Rede wohlthätig zu wirken und das jetzige Geschlecht erziehen zu helfen, oder aus seltenen Urkunden die ältere Geschichte fragmentarisch herstellen zu wollen. Zu Ersterem sind Sie wohl wie keiner befähigt und das Andere können Sie dabei nebenher noch immer treiben.

Wie auch Euer Excellenz Beschluß hierüber ausfalle, immer bleibe ich Ihnen von Herzen ergeben und ich bitte Sie meiner in Wohlwollen eingedenk verbleiben zu wollen

Ihres

treu ergebenen Freundes und Dieners

Gr. N. v. Gneisenau F. M.

An Clauſewitz.

Erdmannsdorf, den 25. Dezember 1829.

So rückt alſo die Zeit, vor der ich mich immer gefürchtet habe, heran, wo ich mich von Ihnen mein verehrter Freund, trennen ſoll! Sie und ihre Frau Gemahlin allein waren immer die Anziehungspunkte, die mich nach Berlin zurückkehren ließen. Und in welche entfernte Provinz mögen Sie nun verſetzt werden! Auch Ihr Aufenthalt in Erdmannsdorf wird mir da verkürzt werden, und doch muß ich billigen was Sie zu thun beſchloſſen haben. Unwillig bin ich, daß man Ihnen nicht die Stelle des General Müffling übertragen hat*), ausgerüſtet, wie Sie hierzu ſind, während Krauſeneck, meines Erachtens, dies ſo wenig iſt.

An General von Hofmann.

Berlin, d. 5. Februar 1830.

Mein lieber Herr General!

Ich erachte mich Ihnen recht ſehr verbunden für Ihre mir wohlwollenden Neujahrswünſche und verſichere Sie meiner treuen Erwiederung derſelben.

Wir haben ein wichtiges Jahr durchlebt. Die Schwäche des osmaniſchen Reichs hat ſich offenkundig gemacht. Man wird ſicherlich jetzt ſchon darauf denken, wie künftighin die Trümmer deſſelben vertheilt werden ſollen. Drollig war es, daß der britiſche Geſandte, darauf inſtruirt, den Frieden zu hindern, aus Furcht für ſein im nahen Aufruhr der Hauptſtadt gefährdetes Leben, ſelbſt bitten mußte, den Frieden zu bewirken.

Wir beide, Sie und ich, treffen in Einer Anſicht zuſammen, nämlich, daß nun, wo Finnland Rußland gehört, es beſſer für Rußland wäre, wenn der größere Theil von Petersburg am Dneper etwa bei Kiew läge. Die Ruſſen ſind indeſſen reich genug, ſich eine dritte Hauptſtadt zu bauen, wenn ſie es nicht vorziehen, eine ſolche zu erobern, nämlich Conſtantinopel, wozu es wohl kommen

*) Als Chef des Generalſtabes der Armee.

könnte, denn ich halte den geschlossenen Frieden eben nicht für einen dauerhaften.

In Adrianopel allein sind zwanzig Russische Generale gestorben, so gefährlich ist das dortige Klima. War dies immer so? In Trajan's dacischen Feldzügen ist, meines Wissens, davon nicht die Rede, und Hadrian würde seine neue Stadt doch nicht in solch ungesunden Gegenden angelegt haben.

Einen Kandidaten zur griechischen Krone haben wir in unsern Mauern, den Herzog von Mecklenburg. Der König von England und der Kaiser Nikolaus haben sich ihm günstig erklärt, es scheint jedoch, als ob Wellington seinen Schutzbefohlenen Leopold v. Coburg in der letzteren Zeit durchgesetzt habe. Jener ist besser für eine solche Rolle ausgerüstet als dieser.

Leben Sie wohl! Empfangen Sie die Versicherung meiner innigen Hochachtung und gedenken Sie meiner ferner mit Wohlwollen als

Ihres

ergebenen Freundes

Gr. N. v. Gneisenau.

An Friccius.

Berlin, den 11. Februar 1830.

Ew. Hochwohlgeboren

wollen mir es zu gut halten, wenn ich unerachtet Ihrer vielen wichtigeren Geschäfte, Sie bitte, mir in der in den hier beiliegenden Papieren dargestellten Angelegenheit Ihren Rath und Aufklärung darüber zu ertheilen.

Der Verfasser des hier beiliegenden Briefes ist der Major von Gruben. Er war während der Belagerung von Colberg mein Untergebener, befehligte die Infanterie des Schill'schen Corps und war ohne Widerrede einer der tapfersten Offiziere der dasigen Garnison.

Daß selbiger wegen einer Disciplinarstrafe zu einer sechs-

monatlichen Festungsstrafe verurtheilt worden, ist mir unbegreiflich, sofern seine Darstellung des Vorgangs unbestritten ist. Ob selbige zuverlässig, und auf welche Weise ihm geholfen werden möge, darüber erbitte ich mir Ihre Aufklärung und Rath. Wenn Ew. Hochwohlgeboren mir beides mündlich ertheilen können, so bitte ich Sie, mir die Stunde anzuzeigen, in welcher Sie daheim seyn werden, wo ich mich dann zur Vermeidung Ihnen daraus erwachsender Schreibereien, zu Ihnen begeben werde.

Es ist meine alte wohlbegründete, Ihnen gewidmete hochachtungsvolle Ergebenheit, womit ich mich unterzeichne.

Ew. Hochwohlgeboren

ganz ergebener Freund und Diener

Gr. N. v. Gneisenau. F. M.

An Gibsone.

Berlin, den 12. März 1830.

Die diplomatischen Berichte über das Abenteuer des Herzogs von Cumberland sind so gewendet, daß eine Unschuld desselben daraus hervorgehen soll. Hierauf begründet, hat der Herzog Carl auf der Parade den versammelten Offizieren die feierliche Erklärung der Unschuld des Herzogs gemacht. Wenn crim. con. matters in England, wie Sie meinen, strenger genommen werden, zumal bei Frauen, so haben Sie vollkommen Recht in Hinsicht auf die mittleren und selbst die niederen Stände, wo in England bei Frauen die Reinigkeit der Ehen meistens noch streng bewahrt wird, während auf dem Continent darüber leichtsinniger gedacht wird. Aber in den höheren Cirkeln in England soll darüber weit mehr Leichtsinn herrschen als diesseit des Canals und ich habe hier behaupten gehört, während es Engländer nicht läugneten, daß in England keine vornehme Familie sei, die nicht ein weibliches Mitglied von schlechtem Ruf zähle. Wir hier in Berlin zählen in den höheren Ständen nur 3 Frauen, zwei davon alt,

die dritte alternd, die einen üblen Ruf haben, während die übrigen alle sich untadelhaft betragen.

An Clausewitz.

Berlin, den 24. März 1830.

Mein verehrter Freund!

Mit Betrübniß habe ich den Unfall vernommen, der Sie durch den Tod Ihres seel. Bruders betroffen, und die neue Sorge, die dadurch auf Ihnen lastet. Ich begreife, wie störend sie auf die Freiheit ihres Gemüths bei den Ihnen aufgelasteten neuen Studien und technischen Kenntnisse*) einwirken muß.

Auch mir hat mein Vater durch seine zweite unglückliche Ehe eine schlimme Erbschaft hinterlassen, so schlimm, daß mein Leichtsinn allein mir es möglich gemacht hat, bei deren so oft wiederkehrenden Wirkungen noch den Rest von Heiterkeit — oft nur einer simulirten, gezwungenen — zu bewahren, der mir noch übrig geblieben ist. Wie glücklich mag man mich manchmal halten, und wie beunruhigt fühle ich mich oft!

Ihre starke Seele wird ihren Gleichmuth bald wieder gewinnen und so wollen wir denn tragen, was uns das Verhängniß zugemessen hat und uns mit einander trösten.

Ihrer Frau Gemahlin wollen Sie mich zu Wohlwollen empfehlen und ihr sagen, daß meine Frau noch immer ohne Ottilie, ohne Wagen, und ohne Hoffnung ist, sobald von Breslau zu scheiden, wo es ihr übrigens vortrefflich gefällt, das heißt, in Hedwigs Wohnung und im Umgang mit dem Ehepaar, denn zur Stadt kommt sie nicht.

An Clausewitz.

Berlin, den 27. April 1830.

Die Stelle in dem Briefe Ihres Herrn Bruders über Gerlach und Reyher bezieht sich auf den Umstand, daß Ersterer die Anstellung des Letzteren bei Prinz Wilhelm Sohn hat hindern

*) Clausewitz trat aus der Infanterie zur Artillerie über.

und rückgängig machen wollen, auch den Prinzen bereits zu seiner Meinung bekehrt und zu dem Versuch gebracht hatte, diese Anstellung abzuändern, was aber nicht gelang, aus dem Grunde, er sei nur ein Roturier. Meines Wissens ist es noch nicht lange her, das auch die Gerlachs dergleichen waren.

An Stein.

(Vollständ. bei Pertz VI, 850.)

Berlin, den 25. März 1830.

Verehrte Excellenz!

Es liegt mir die Pflicht ob, Ew. Excellenz geehrtes Schreiben, dessen Gegenstand die Städte-Ordnung ist*), nun, nachdem wir die Sitzungen zu den diesfälligen Berathschlagungen eröffnet haben, zu beantworten. Es wäre freilich allen Partheien sehr erfreulich gewesen, wenn es Ihnen gefallen hätte, das von Ihnen gezeugte Kind selbst zur Taufe zu bringen, und dieses großartige Institut — und eines solchen erfreut sich kein anderes Reich, selbst nicht England — in seiner letzten Ausbildung anzuerkennen, Sie haben indessen dies nicht gewollt und wir müssen, selbst indem wir darüber klagen, Ihren Willen ehren, wenn wir auch Ihre Beweggründe nicht anerkennen.

Zu Ew. Excellenz Freude kann ich Ihnen sagen, daß noch keine einzige Stimme sich gegen das Institut überhaupt erklärt oder solches als ein revolutionaires angesprochen hat, wie manche erwarteten. Weder in den Sitzungen noch in der Gesellschaft habe ich auch nicht den leisesten Anklang davon vernommen. Die Berathschlagung darüber ist offen, unbefangen, obgleich oft in widersprechende Meinungen über das Wie? der Ausführung gespalten.

Für die Idee eines Collegiums der Obmänner**) wird sich, wenn dieser Vorschlag zur Berathschlagung kommen wird, wahr-

*) Gedr. bei Pertz, Stein VI, p. 848.

**) Nach der Städte-Ordnung von 1808 war der Magistrat der Stadtverordneten-Versammlung untergeordnet. Beide Collegien sollten jetzt, auch nach Stein's Wunsch, einander nebengeordnet und zur Entscheidung der Differenzen

ſcheinlich die größere Hälfte, jedoch nur mit einer geringen Mehrheit, erklären. In mittleren und kleinen Städten wird es indeſſen oft ſchwierig ſeyn, hinlänglich qualificirte Männer hiezu zu finden, ebenſo zu den Notablen. Die Deputationen und deren Erſprießlichkeit werden ohne Zweifel von der Mehrheit anerkannt werden.

Zu bedauern iſt nur, daß ſo manches Mitglied unſeres Staatsraths, nach dem Ruhm des Scharfſinns ſtrebend, in Spitzfindigkeit verfällt, und dadurch die Berathſchlagung ſo langſam vorrückt. Nach vier Sitzungen ſind wir erſt bis zum 12. § des Miniſterial-Erlaſſes gelangt. Wären Sie hier, wir wären ſicherlich weiter und ſo mancher hätte ſich geſcheut in Ihrer Gegenwart und aus Furcht vor Ihren Donnerworten, mit ſeinen kleinlichen Bedenklichkeiten hervorzutreten.

Die Rechte der mit großem Grund-Eigenthum in den Stadt-Feldmarken Angeſeſſenen werden vindicirt, und die ſeither etwa obgewaltete Ungerechtigkeit findet ein Ende; auch ſind alle Stimmen, von den höchſten bis zu den niedrigſten gegen das Eingreifen der Provinzial-Regierungen.

Ew. Excellenz desfallſiges Schreiben habe ich, Ihrem Auftrag gemäß, dem Miniſter des Innern und H. pp. Streckfus mitgetheilt, ſodann auch, auf Anrathen des Letzteren, dem Kronprinzen und Herzog Karl.

Nach Analogie zu ſchließen, werde ich Ihnen in etwa zwanzig Wochen von der beendigten Berathung über die Städte-Ordnung Nachricht geben können, und, wie ich ſicherlich erwarte, gute Nachricht.

Wir ſind am Vorabend einer neuen Revolution, ſofern Gott nicht ſolches Unglück abwendet. Dieſes franzöſiſche Volk iſt, mit geringen Ausnahmen, einer guten Conſtitution nicht fähig. Wie

das Collegium der Obmänner geſchaffen werden. Die Notabeln ſollten die Intelligenz in den Communal-Verwaltungen vertreten. In den Deputationen ſollten die Stadtverordneten ſich direct an der Verwaltung (nicht bloß Beſchlußfaſſung) betheiligen.

wäre dort unsere Städte-Ordnung mißbraucht worden, während bei uns kein einziger Tumult darüber entstanden ist. Die linke Seite der französischen Deputirten-Kammer zielt sicherlich auf eine Republik; sie hat die Reichthümer der alten Revolutionshäupter vor Augen und will deren ebenfalls erwerben. Ein gut ausgedachter und kräftig ausgeführter Staatsstreich allein scheint mir Rettung möglich zu machen. —

Ueber Clausewitz'ens Anstellung in der Artillerie werden sich Ew. Excellenz wohl gewundert haben. Es fehlt zu den höheren Stellen dieser Waffe an tauglichen Subjecten und da fiel auf Clausewitz wegen seiner unbezweifelten Talente die Wahl. Nun wird er der Schüler seines Schülers *), aber in Kurzem sein Meister. —

Nun leben Sie wohl, verehrte Excellenz, in körperlichem Wohlsein und Heiterkeit des Geistes, am Abend eines ruhmvollen Lebens, auf das Sie mit Zufriedenheit zurückblicken können. Gedenken Sie meiner als eines Ihnen aufrichtig ergebenen

Freundes und Dieners
Gr. N. v. Gneisenau. F. M.

An Herrn und Frau von Clausewitz.

Erdmannsdorf, den 3. Juni 1830.

Verehrte Frau Generalin und verehrter Herr General!

Der vorgestrige und der heutige Tag sind für mich immer freudige Erinnerungsfeste gewesen, die ich mit Dank gegen die Vorsehung gefeiert habe, die mir so theilnehmende Freunde gegeben hat; zum Erstenmal seit einer Reihe von Jahren soll ich selbige in der Entfernung von Ihnen verleben und Ihnen meine Glückwünsche nur schriftlich ausdrücken können. Ich thue dies hiermit und kann die Worte nicht finden, die dies hinlänglich vermöchten. Gott schenke Ihnen Gesundheit und Zufriedenheit, ist alles was ich Ihnen zu sagen vermag und was dennoch Alles in sich schließt, obgleich in schlichten Worten.

*) Des Prinzen August, Chefs der Artillerie.

Wir sind so ziemlich am Ende unserer Vorbereitungen für die Aufnahme des prinzlichen Paares. Ohne die Hülfe meiner weiblichen beiden Adjutanten hätte ich dies nicht zu bewirken vermocht. Indem wir nun alles von seiner Stelle rücken und mustern, werden wir gewahr, wie ärmlich unsere häusliche Einrichtung ist, wie wacklich so manches, wie nur kaum auf die Vorderseite berechnet, gleich einer abgetragenen Weste mit einem leinenen zerrissenen Hintertheil, gleich einem Theater, wenn man seinen Standpunkt hinter den Couliffen nimmt; die Natur um uns herum muß die Stelle des Theatersaales vertreten, da sind herrliche Beleuchtung, schöne Dekorationen, saftig gemalte Scenerien, das müßte das geringere Material verdecken, wenn nur das hohe Paar und Gefolge nicht hinter die Couliffen kämen! doch, sie müssen Vorwillen nehmen. Ich hätte es nicht ändern können, wäre ich auch ein Crösus. Alles ist hier herum in Beschlag genommen; Tischler, Sattler, Tapezierer, alle kaufbaren Möbel in den beiden benachbarten Städten. Ehe man auf dem letzten Berg vor Fischbach diesen Ort siehet, hört man schon den Klang der Zimmermannsäxte; kommt man über den Gipfel, so gewahrt man das Gewühl der Arbeitenden; Gerippe von Gebäuden und Brücken zeigen sich und man schüttelt den Kopf, wenn man erfährt, das Alles solle in zwei Tagen ein heiterer Saal und bedeckter Zugang zu demselben sein, in welchem sich die höchsten Personen von Berlin und Petersburg versammeln sollen. Bei der Geschäftigkeit des Anordnens ist Prinz Wilhelm zwischen zwei Balken durchgefallen und hat sich die beiden Schenkel etwas geschunden, woran er noch lahm geht.

Heute ist eine große Desolation über das Haus Fischbach gekommen. Alles war in Einrichtung der Wohnungen daselbst vollstreckt; die Kaiserin*), wie sie begehrte, unten, der König und die Fürstin v. Liegnitz oben, und demgemäß das Uebrige bequartirt; da kommt ein Brief vom König, der da will, daß seine Wohnung

*) Die Gemahlin des Kaisers Nicolaus, älteste Tochter Friedrich Wilhelms III.

unten bereitet und ihm die Zimmer der Kaiserin gegeben werden sollen. Alles muß demgemäß anders eingerichtet werden. Ueber die Schwierigkeit dies zu bewirken ist die Prinzessin Wilhelm außer sich.

Mit den Comödianten wird das Gebirge verschont und zwar auf Veranlassung der Kaiserin, die meinte, der Schneekoppe gegenüber würde sich ein Theater schlecht ausnehmen. Doch heißt es, Md. Sontag werde kommen, und Graf Roeder sollte sie beim Gesang begleiten. Mama bitte ich zu sagen, daß nach einer mir gemachten bestimmten Versicherung der Prinzessin Luise Md. Sontag nicht civilistisch, sondern durch einen Priester getraut ist, folglich als eine rechtmäßige Frau angesehen werden muß; sie hat Ersterer die Geschichte ihrer Verheirathung erzählt. Was man dagegen einzuwenden vermöchte, wäre der Umstand, daß solches heimlich geschah; sie ist übrigens auf einem sehr freundlichen Fuß mit ihrer Schwiegermutter, was doch sehr für sie spricht.

Hedwig ist von mir eingeladen worden hierher zu kommen, nach vorläufigen Briefen an andere ist sie aber dieses nicht Willens. Für Brunos militairische und wissenschaftliche Ausbildung hat Brühl einen sehr zweckmäßigen Plan entworfen und auszuführen angefangen, der in der Hauptsache darin besteht, daß der Vormittag von aller Frühe an dem praktischen Dienst, der Nachmittag Privatunterricht und schriftlichen Arbeiten bestimmt ist, dadurch nun werden Brunos Kräfte dergestalt in Anspruch genommen, daß er, wie Brühl schreibt, des Abends mit dem Löffel im Maul einschläft.

Meine Töchter tragen mir auf, Ihnen ihre Glückwünsche zu übergeben; ich bitte, mich Mama ergebenst empfehlen zu wollen, sowie unseren Bernstorffschen Freunden. Mit treuer Anhänglichkeit verharre ich

Ihr

alter Freund und treuer Diener

Gn.

Den 5. Juni, Morgens.

Meine Gäste sind gestern Nachts 12 Uhr hier angelangt, nach dem sie noch von Hirschberg aus zu einem Soupé nach Fischbach entbeten worden und die Nacht vorher ein dergleichen bis 1 Uhr Nachts bei der Fürstin Karolath auszustehn gehabt hatten; sie kamen wohl etwas erschöpft durch die Hitze und die starken Tagereisen hier an.

Md. Sonntag kommt nicht; der Grund davon ist mir unbekannt; die Herrschaften werden also auf sich selbst reduzirt sein.

In einigen Stunden muß ich mich auf den Landshuter Berg, zwei Meilen von hier begeben, um an der Grenze des Kreises Se. Majestät als Stand desselben empfangen zu helfen.

Der Kaufmann Gebauer in Schmiedeberg hatte sich geweigert, Einquartirung zu nehmen. Endlich erklärte er sich einwilligend, begab sich nach Fischbach, um das dasige Möblement zu sehen, und sagte, nun wolle er seinen Gästen noch bessere Möbel geben, reiste nach Breslau, kaufte davon was kostbar war und richtet sein Haus auf das prächtigste ein. Seine Gäste sind der Graf Modene, dessen Tochter und F. Urusoff. Es ist dies ein ächter Zug von Kaufmannsstolz.

Nun muß ich schließen; meine Gäste, hoch und gering, werden bald erwachen und der Hausherr muß da in Bereitschaft sein, auch der Brief vor meiner Abreise zur Post befördert werden. Gott erhalte Sie gesund

G.

An Clausewitz.

Erdmannsdorf, den 15. Juni 1830.

Verehrter Herr General!

Soeben habe ich mit dem Fernrohr die Schneekoppe beobachtet und bemerkt, daß die erlauchte Gesellschaft jetzt um ¾ auf 3 Uhr den Kegel wieder heruntersteigt, begleitet von einer zahllosen Menge Volks, bei schönem Sonnenschein. Dieser mag dazu ge-

dient haben, selbige wieder abzutrocknen, denn mehrere Stunden vorher waren die Reisenden in Regenwolken eingehüllt, die sich auf sie ohne Zweifel entladen haben.

Der Fürst Wolkonsky hat sehr gegen diese Reise protestirt und zwar im Auftrag des Kaisers, allein dem König schien selbst daran gelegen zu sein, vielleicht bewogen durch der Kaiserin dringenden Wunsch, und er setzte seine Absicht durch, und zwar mit der Bestimmung, daß die Reise nicht weiter als bis zur Hampelbaude gerichtet sein solle, es ließ sich aber vorhersehen, daß sie bei leidlichem Wetter würde verlängert werden.

Gestern, um meine krebsgängige Erzählung in ihrem Gang zu erhalten, waren wir, ich und die meinigen, zu Thee, Theater und Soupé im Zeltsaal eingeladen. Viel Volks war da versammelt, innerhalb und außerhalb. Das Zuströmen der Menschenmenge ist überaus groß. Verwichenen Sonntag waren in Fischbach 500 Wagen gezählt worden und Warmbrunn war wie ausgestorben. Alles Bier ist ausgetrunken.

Der König ist sehr heiter und freundlich, und steigt viel herum. Zu übermorgen ist die Abreise der Kaiserin festgesetzt; nach ihr reist der König fort; der übrige Theil des Hofes wird dann folgen.

Meine Frau hat den Auftrag von mir, Ihnen beiden aus meinen Briefen mitzutheilen, was Sie darin interessiren könnte, ich hoffe, daß sie dieses erfüllt. Mit Ihrem Beobachtungsgeist würden Sie freilich, wären Sie anwesend gewesen, mehreres entdeckt haben, als mir bei meiner geistigen und leiblichen Blödsichtigkeit gestattet ist.

Wir hier sind durch diese Anwesenheit der hohen Gäste wenig in unserer gewohnten Lebensweise gestört worden. Nur zwei Mittage und zwei Abende sind wir in Fischbach gewesen, und zweimal waren die dortigen Gäste hier oder auf dem Ameisenberg. Des Morgens waren unsere Gäste hier mit uns zum Frühstück zusammen, was öfter zwei Stunden und darüber dauerte, worauf

sie nach Fischbach fuhren und vor Mitternacht nicht wiederkamen. Die Prinzessin geht eben so gern auf ernste als auf heitere Unterhaltung ein und wir haben uns sehr gut mit ihr eingerichtet. Auch sie ist, wie mich gestern Elise versicherte, mit uns zufrieden und hat ihr versichert, sie freue sich immer auf das Frühstück mit uns. Beide genannte Prinzessinnen sind sehr innige Freundinnen geworden.

Daß Gerlach mit seinem geistreichen Paradoxenkampf ein gutes Ingredienz für unsere Frühstücksunterhaltung ist, können Sie denken. Ohngeachtet in politischer Ansicht gleichgesinnt mit seinem Prinzen, entgegnet er doch allem, was dieser sagt, mit Widerspruch, so daß dieser ihm einstens sagte, man könne nicht mit ihm leben ohne mit ihm zu streiten.

Was in diesem Brief für meine Frau interessant sein dürfte, bitte ich Ihre Frau Gemahlin, ihr mitzutheilen. Noch will ich hinzufügen, daß Boguslaw zum Sterben in Fürstin Urusoff verliebt ist, zur Belustigung der ganzen Gesellschaft und der eignen Mutter. Er ist mit einem tüchtigen Schnurrbart und zwei ansehnlichen Backenbärten versehen, so daß er einer Moosrose gleicht. Diesen guten Ausdruck habe ich nicht erfunden sondern entliehen, nicht aus diesem Thal hier, sondern aus Westphalen durch Tradition von meiner Mündel Gall.

Was Sie mir von Scharnhorst geschrieben haben, ist mir wahrhaft tröstlich. Es war mir immer bang davor, daß sein Unwille sich steigern möchte; durch Ihren Brief bin ich dieser Sorge los. Es hat mir immer geschienen, als ob er sich während seiner Anstellung bei Prinz August nur wenig mit der Artillerie beschäftigt und mehr als nöthig seinen geographischen Beschäftigungen nachgegangen sei, und doch schien jenes die Absicht des General Müffling und Witzleben gewesen zu sein.

Der Herzog Carl von Mecklenburg ist beleidigt, daß der König ihm ganz spät erst von der hiesigen Zusammenkunft gesprochen und gefragt hat, ob er nicht Theil daran nehmen wolle.

Es sei nun zu spät, übrigens hielten ihn die Staatsräthlichen Geschäfte von dieser Reise ab, hat er geantwortet.

An Clausewitz.

[Auf dem oberen Rand.] Erdmannsdorf, den 9. Juli 1830.

Wenn dieser Brief nicht gesiegelt, sondern nur zusammengenäht ist, so geschieht dies aus der Absicht um die Postgesetze nicht zu verletzen, da selbiger von unserem mit der ordinairen Post zurückreisenden Bedienten Heinrich postfrei mitgenommen wird. Brühls Brief werde ich persönlich wieder zurück begehren.

Verehrter Herr General!

Nach Ihrem letzteren Briefe durfte ich annehmen, daß Sie in dieser Zeit mit Ihrem Mentor August auf Unterrichtsreisen sich befänden, aus dem von meiner Frau gestern eingegangenen aber erfahre ich, daß Sie wohlweißlich daheim geblieben sind, und sonach richte ich dieses Schreiben an Sie, obgleich ich Ihnen nichts anderes zu sagen habe, als daß ich Sie liebe und verehre.

So tumultuarisch belebt unsere Gegend vorher war, so einsam ist sie jetzt. Vortreffliche Tage und Stunden wechseln mit regnigen. Wir vergnügen uns mit Lesen und Spazierengehen, meine Kinder auch mit Erdbeerensuchen. Da kam, um die Stille unseres Hauses zu beleben, mit einemmale eines Nachmittags Fritz an, auf einem sogenannten Plauenwagen, gefahren von einem Glätzer Bauer; er war über Trautenau und den Schmiedeberger Paß gekommen. Da war große Freude, aber sie dauerte nur kurze Zeit, denn er blieb nur den folgenden Tag hier und reiste vorgestern früh wieder ab, ohne sich halten zu lassen. Den Tag nach seiner Ankunft fuhr ich mit ihm nach Ruhberg, aber auf der Höhe davor begegnete uns bereits die Prinzessin mit den ihrigen die zu einem Diné in Fischbach fuhr, gegeben zu Ehren der Prinzessin Johann von Sachsen. Als die kleine Prinzessin Marie die Prinzessin Johann erblickte, fragte sie sogleich: wo ist

denn die Gräfin Roeder? und bestätigte sonach die große Aehnlichkeit der beiden Schwestern.

Vorgestern speisten wir in Ruhberg und zwar in sehr kleiner Gesellschaft, denn außer der Prinzessin Louise ihren Töchtern, Kupsch, Klingohr, Frl. Lange und uns vieren war Niemand am Tisch. Nach Tisch fuhr die Prinzessin mit Frl. Lange spazieren, und die jungen Prinzessinnen sollten sie zu Pferde begleiten. Ich war im Begriff, in Buschvorwerk einen schuldigen Gegenbesuch zu machen, da wollten die Reiterinnen mir Gesellschaft leisten, ich war demnach factisch zur Würde eines Chevalier cavalcadour gekommen, Mama fuhr hinter uns mit. Da indessen H. v. Wachsmann nicht daheim war, so setzten wir unsern Ritt bis Steinseiffen fort, und kehrten dann wieder, respective heim.

So leben wir ein für mich ganz angenehmes Stillleben, indem ich mit ganz interessanten Lesereien mich vergnüge, nur selten gestört durch Besuche. Nichts fehlt mir, als Ihre beiderseitige Gegenwart und die einiger anderer Personen meiner Familie, und es wird mir schwer, mich darin zu ergeben, daß ich Sie diesen Sommer über nicht bei mir sehen soll, weder hier noch in Sommerschenburg. Doch gebe ich noch nicht die Hoffnung auf, Sie vielleicht noch am letzteren Ort zu sehen, und wäre es auch nur auf so wenige Tage als im vorigen Jahr. So viel wird sich wohl Prinz August abhandeln lassen?

Ehe ich nach Sommerschenburg abreise, mache ich noch einen kleinen Aufenthalt in Berlin, um meiner Frau die Töchter nicht zu lange vorzuenthalten und scheue deswegen die Kosten des Umweges nicht, deren Unterschied sich durch die Kosten des Aufenthalts in Dresden ausgleicht. Auf meiner Reise nach Berlin gedenke ich meinen Weg über Pförten zu nehmen. In Betreff des dasigen Majoratsherrn hat mir Fritz mitgetheilt, daß der untreue Justizbeamte deswegen wieder in sein Amt eingesetzt worden, weil jener keine Aufsicht über dessen Geschäftsführung geführt und also dessen Leichtsinn veranlaßt hat.

Hierbei theile ich Ihnen mit, was mir Fritz in Betreff der Landwehr-Cavallerie geschrieben hat. Durch die praktische Richtung und Brauchbarkeit seiner Bemerkungen angeregt, habe ich ihm aufgetragen, selbige zu ordnen und ein Ganzes daraus zu bilden und ich habe die Absicht, versteht sich nach vorher mit Ihnen darüber gepflogenem Rath, davon Gebrauch zu machen. Jetzt, wo er, wie ich von mehreren vernommen habe, als ein guter Cavallerie-Offizier anerkannt ist, wird man ihm seine Bemerkungen nicht verübeln und es kann daraus etwas für die Armee sehr ersprießliches hervorgehen.

Ihrer Frau Gemahlin empfehle ich mich ganz gehorsamst, sowie auch Ihrer Frau Schwiegermutter und Sie bitte ich, mir hold und gewogen zu bleiben als

Ihrem

treuen Freund und Diener

G.

Nach Fritzens Erzählung befindet sich General Röhl in bedenklichen Gesundheitsumständen. Graf Münster in London schreibt mir: diese Nacht um 3 Uhr endete die Agonie, welche die traurige Kunst der Aerzte so unglaublich zu verlängern im Stande gewesen ist*)!

Also eine Agonie zu verlängern, darin ist die Kunst der Aerzte groß, aber nicht darin, die Krankheit heilend abzukürzen, sage ich. Und sollte es, zur Bestätigung meiner geringen Achtung für die Kunst der Aerzte, wahr sein, daß Rusts Messer das Leben des Ministers Motz abgekürzt hat?

Clausewitz an Gneisenau.

Berlin, den 31. Juli 1830.

Ich halte meine Versetzung nach Breslau**) im Herbst für um so ausgemachter, als Witzleben mir schon im Frühjahr sagte, meine Dienstleistung sollte nur bis zum Herbst dauern und der Tod Röhl's dies nun noch erleichtert. Sehr muß ich dem Prinzen danken, daß ihn diese neue

*) Es ist ohne Zweifel der Tod König Georg IV. von England gemeint.

**) Als Inspecteur der 2. Artillerie-Inspection.

Verstimmung über meine Versetzung nicht gegen mich persönlich verstimmt hat, denn er hat mich, eine gewisse Zurückhaltung abgerechnet, sehr freundlich behandelt. Da ich nun seit vier Monaten vom Morgen bis zum Abend nichts thue, als mich practisch und theoretisch mit der Artillerie zu beschäftigen, so fange ich an, etwas darin zu Haus zu sein, so daß ich selbst die Uebernahme der Breslauischen Inspection im Herbst für ganz thunlich halte. — Je mehr ich das ganze Wesen kennen lerne, um so mehr drängt sich die Ueberzeugung auf, daß wir alles Scharnhorst verdanken. Was seit 1815 geschehen ist, hat freilich alles Braun gemacht, aber Braun selbst verdankt sein ganzes Wissen und Können Scharnhorst. — Aber er bekennt dies so wenig, daß er vielmehr die Besorgniß hat, man möchte es errathen.

An die Gräfin.

Erdmannsdorf, den 9. August 1830.

Liebe Frau!

Deine Besorgnisse wegen der Unruhen in Paris sind ganz wohlbegründete. Zwar glaube ich, daß die bis jetzt darüber angelangten Berichte übertrieben sind, und noch nicht so viel Blut geflossen ist, als angegeben wird. Aber die Gemüther sind doch in einer Unglück drohenden Stimmung, die leicht in einen gefährlichen Ausbruch übergehen kann. Ueberdies haben Revolutionen eine ansteckende Natur, und ich bin überzeugt, daß jetzt bereits die revolutionären Gemüther in Europa allerwärts in Aufregung sind und gefährliche Hoffnungen sich vorspiegeln, ja wohl gar schon Pläne entwerfen.

Daß etwas geschehen muß, um die Ungezogenheit der Ultra-Liberalen zu zügeln, ist gewiß; daß das von den französischen Ministern gewählte Mittel gefährlich ist, scheint mir eben so gewiß. Wer gewaltsame Mittel anwenden will, muß viel Verstand, viel Muth und viel Entschlossenheit besitzen und mit seiner Person bezahlen und dem Ungewitter die Stirne bieten. Des Königs von Frankreich Reise nach Lille wäre nicht in diesem Sinn, aber wie gesagt, ich glaube noch nicht daran.

Aber liebe Frau wie kommst Du dazu, Dich über das dort vorgefallene zu beunruhigen und die französische Regierung zu tadeln? Du bist ja immer für das Alte und der König von Frank-

reich ist es auch, wenn man die Sache will, so muß man sich auch ihre Folgen gefallen lassen.

Ich sage Dir dies, weil Du Dich öfters bitter gegen unsere neuere Gesetzgebung in Betreff der bäuerlichen Verhältnisse erklärt hast. Aber die Welt bleibt nimmer stehn; alles bildet sich weiter und anders. Unserem Zeitalter ist die Ausbildung der inneren Verhältnisse der Staaten zu Theil geworden. In Frankreich ist die Dienstbarkeit der Bauern durch die Revolution auf blutige Weise und ohne Entschädigung der Gutsherrn begründet*) worden; wir Preußen mußten darauf denken, den Gutsherrn bei Aufhebung der Dienstbarkeit, eine Entschädigung zu verschaffen; vielen ist daraus noch über die Entschädigung ein Gewinn erwachsen namentlich mir, indem ich von den hiesigen Bauern 6000 Thlr. für die Dienste erhalten habe, und fortfahre, mit dem zeitherigen Gespann den Acker zu bearbeiten, ohne ein Pferd mehr angeschafft zu haben.

Diese neue Gesetzgebung ist zu vergleichen dem Entladen einer Mine, die unter unseren Füßen angelegt ist, und wo wir nach und nach das Pulver herausgeschafft haben. Zwar wird außerdem doch noch revolutionaire Gesinnung mehr als gut ist, vorhanden sein, aber es ist dann die Aufgabe der Regierung, solche so weit es möglich ist, zu vermindern und zu versöhnen und Gewalt erst bei rohen Ausbrüchen derselben anzuwenden. Diese meine Art unsere Gesetzgebung anzusehen, habe ich Dir schon einige Male zu entwickeln gesucht, allein, wie mir scheint, nicht mit Glück, ebenso wenig bei Deinem Sohn August, der seine politischen Meinungen sich von seinen vornehmen Freunden zubereiten läßt.

Vor 40 Jahren bereits sagte Mirabeau in der französischen Nationalversammlung, die Revolution werde die Reise um die Welt machen und der Bösewicht hatte Recht. Aus Europa ist sie bereits in Amerika eingedrungen und acht Republiken sind daselbst

*) So der Wortlaut; was Gneisenau sagen will, ist klar.

entstanden. Wenn die Regierungen nicht vorsichtig sind, wird die Ansteckung sich weiter ausbreiten.

Nun zu etwas heiterem. Vom Sommerschenburger Amtmann habe ich einen Wirthschaftsbericht erhalten, wie man ihn nicht leicht lesen wird. Alles ist dort auf das günstigste geschildert; ich werde Dir einen Auszug daraus mittheilen.

Die neue Brennerei thut die besten Dienste und wird sehr einträglich werden; der neue Brunnen giebt gutes Wasser, besonders tauglich zum Bierbrauen und der Absatz des Bieres vermehrt sich dadurch; eine neue Gelegenheit zum Absatz des Branntweins ist gefunden und dieser wird gut bezahlt; die Feldfrüchte stehen sehr schön und nie vorher ist eine so schöne Erndte gewesen; der Sommerraps ersetzt einen Theil des verloren gegangenen Winterrapses und ist der schönste der dortigen Gegend; die Viehzucht geht sehr gut; die Kornpreise sind gestiegen; das neue Land artet sich sehr gut; noch mehreres neues Land ist gemacht worden; wieder einige Bauern haben den Rest ihrer Dienste abgelöst und bereits abschlägig bezahlt. So kann ich demnach einem bessern Ertrag der dortigen Güter entgegensehen und von meinen Einrichtungen den gehofften Gewinn ziehen.

Was die vom Amtmann gerühmten neuen Aecker betrifft, so mag August daraus sich eines Besseren belehren; denn erst unlängst hat er sich darüber hier sehr höhnisch ausgelassen, obgleich er bereits im vorigen Jahr ein sehr großes Stück neuen Ackers ganz vortrefflichen Winterraps tragen sehen konnte.

Auch hier haben wir bereits 950 Schock Roggen eingescheuert, also dreimal mehr als im vorigen Jahr und mehr als hier seit meinem Besitz geschehn.

Leider ist meine obige Hoffnung zu Grunde gegangen und die Begebenheiten in Paris sind noch schlimmer als man erwarten durfte. Der König von Frankreich ist verloren und vermuthlich kommt auch dessen Sohn um seine Krone, die dem Herzog von Orleans zu Theil werden wird. Dann zeigt sich

der Krieg in der Ferne. Wie sich die Politik der anderen Mächte gestalten wird, steht noch dahin.

An die Gräfin.

E., den 14. August 1830.

Meine liebe Frau!

Du willst meine Ansicht über die uns drohenden Begebenheiten wissen? In meinem letzteren mit dem Deinigen sich kreuzenden Briefe habe ich Dir solche zum Theil schon entwickelt. Durch Europa und durch Amerika weht ein Geist der Revolution und des Republikanismus. Letzterer will sich zwar noch in einem liberalen Royalismus verhüllen, aber so wie sich die Dinge mehr und mehr in seinem Sinn enthüllen, nimmt er die Maske ab, entthront die Könige und setzt die Volksherrschaft ein. Gegen diesen Republikanismus muß man daher ankämpfen, durch weise Gesetze, um jedem Ausbruch zuvor zu kommen, durch Waffengewalt, wo dieser Geist dennoch übermächtig ist.

Vor mehr als 30 Jahren habe ich Dir öfter diese meine Ansicht entwickelt, wie es scheint, ohne Eindruck zu machen. Euch Frauen interessiren die Angelegenheiten der Kinderstube, des Hausstandes und der Verwandtschaft, und zwar in Folge weiser göttlicher Einrichtung, gewöhnlich mehr als das öffentliche Leben und Krieg und Politik, und, wenn nur der Kanonendonner nicht in Eurer Nähe ertönt, so seid Ihr zufrieden, wenn Kinder und Eltern gesund und der Mann gehorsam oder wenigstens fügsam ist, und darum wunderteſt Du Dich in den ersteren Jahren unserer Ehe darüber, wenn ich mich mit Bonapartes erstem Kriege in Italien eifrig beschäftigte und Zeitungen und Journale eifrig las. Ich habe daraus viel gelernt, was mir hinterher Nutzen brachte. Bonaparte war mein Lehrer in Krieg und Politik. Herrschte er noch in Frankreich, er würde sich verschmitzter benommen haben, als Carl der Zehnte und sein Ministerium, und kräftiger.

An Nicolovius.

Erdmannsdorf bei Hirschberg, den 16. August 1830.

Hochwohlgeborner Herr,

Hochzuehrender Herr wirklicher Geheimer Ober-Regierungsrath und Ritter!

Dieses Mal trete ich vor Ew. Hochwohlgeboren nicht als ein Supplikant für einen Anderen, der meine Vermittelung aufruft, sondern ich erlaube mir, in einer mich selbst angehenden Angelegenheit Ihren freundlichen Rath mir zu erbitten.

Das Erkenntniß gegen den Pastor - - - zu Wormsdorf, Herzogthums Magdeburg, ist erfolgt und derselbe für unfähig erklärt worden, sein Amt ferner zu verwalten, jedoch mit Beibehaltnng seiner Rechte eines Emeriti und eines Theils der Emolumente der Pfarre.

Der Superintendent —— zu Ummendorf, nur eine Viertelstunde von Wormsdorf wohnhaft, hat bei seinem Herrn Bischoff aufs neue in Antrag gebracht, daß mir, als katholischem Glaubensgenossen, nur mit denen Einschränkungen die Wiederbesetzung der Pfarre zu Wormsdorf gestattet werden solle, welche das allgemeine Landrecht vorschreibt, und sich erboten, bis zur definitiven Entscheidung der Sache, Wormsdorf als Filial interimistisch zu verwalten, das heißt, bis dahin alljährlich wenigstens zwei Drittel der großen Einkünfte der dasigen Pfarre zu beziehen.

Dieses beruht jedoch auf keiner offiziellen Angabe, sondern nur auf einer Privat-Mittheilung.

Es ist mir wohl befremdend, daß man gegen mein Wahlrecht Einwendung aus dem Grund macht, weil ich ein Katholik sei.

Von einem protestantischen Vater gezeugt, und von einer katholischen Mutter geboren, bin ich, nach bald darauf erfolgtem Tod meiner Mutter, in der Religion des Ersteren, nemlich in der protestantischen erzogen und in der Schule aus Dr. Luthers Katechismus unterrichtet worden. Da mein Vater verarmte, und in

der Welt herum irrte, so verfiel ich in die größte Dürftigkeit, dergestalt, daß endlich meine katholischen Großeltern, dieses vernehmend, sich meiner erbarmten, mich in ihr Haus zu Würzburg aufnahmen und, wie natürlich, mich in der katholischen Lehre unterrichten ließen. Wie sauer mir die Auffassung dieser Lehre wurde, will ich nicht näher erzählen, sondern davon nur so viel, daß ich öfters ein lutherischer Hund gescholten wurde. Bereits als Jüngling habe ich so wenig als möglich mich zur katholischen Kirche gehalten, einen förmlichen Uebertritt zur protestantischen Kirche scheute ich indessen, um nicht meinen katholischen Verwandten ein Aergerniß zu geben. Meinen Gottesdienst verrichte ich meistens in protestantischen Kirchen, manchmal in der hiesigen katholischen, wegen der hiesigen Einsassen dieses Glaubens. Meine Kinder, männliche sowohl als weibliche habe ich in der evangelischen Kirche erziehen lassen, worin sie auch konfirmirt sind.

So ist es gekommen, daß ich in den Armeelisten als Katholik verzeichnet stehe, der ich doch eigentlich nicht bin. Unter solchen Verhältnissen aber mir mein Patronat-Recht streitig machen zu wollen, halte ich für ungerecht. Was das allgemeine Landrecht darüber bestimmt, ist mir unbekannt, indessen praktisch hier in Schlesien ernennt der protestantische Patron katholische Pfarrer, sowie hingegen der katholische Patron evangelische Pastoren. Selbst meine Frau, die der evangelischen Kirche angehört, hat als ehemalige Patronin von Kauffung dem Pfarrer Suckel die Anwartschaft auf die dasige katholische Pfarre ertheilt, und meine hiesige Nachbarin, die katholische Gräfin Mattuschka hat bei Wiederbesetzung des evangelischen Pastorats in Arnsdorf ihre Rechte als gutsherrliche Patronin unbestritten geübt.

Uebrigens ist mir in der Königlichen Schenkungs-Urkunde über die Domaine Sommerschenburg, wozu Wormsdorf gehört, unbedingt und ohne Rücksicht auf meinen Nominalglauben das Patronat von Wormsdorf übertragen, und königlicher Wille und königliches Wort können durch Sophisterieen und Spitzfindigkeiten

nicht gedeutet werden, und zwar am wenigsten, wo Privat-Interesse im Hintergrund sich zeigt.

Ich scheue indessen Prozesse und liebe den Frieden und da ist mir der Gedanke aufgestiegen, ob nicht etwa das hohe Ministerium der Geistlichen, Unterrichts- und Medicinal-Angelegenheiten dieses streitige Patronat nnentgeltlich übernehmen wolle? Die Wormsdorfer Pfarre ist die einträglichste des Herzogthums Magdeburg, und alle Kosten dieses Patronats könnten füglich aus den Einkünften derselben bestritten werden, sofern man das Einkommen derselben aus den Ländereien derselben behufs der Patronats-Kosten mit einer Beisteuer belegte. Jeder zum Pfarrer daselbst Erwählte würde sich dieses gern gefallen lassen, indem seine Kirche noch immer die reichste des Herzogthums bliebe.

Noch muß ich bemerken, daß ich bereits eventualiter einem schon im Amt befindlichen Pfarrer meine Zusage zur Ernennung gegeben, und, obgleich ich nicht, im Fall der geneigten Gewährung meiner desfallsigen Bitte fordern will, daß ein hohes Ministerium auf meine Zusage Rücksicht nehme, so würde es dennoch eine Beruhigung für mich sein, wenn dies, versteht sich, nach angestellter Ermittlung der Würdigkeit des Bewerbers, geschähe.

Von Ew. Hochwohlgeboren Güte darf ich eine freundliche Aufnahme dieser meiner Zuschrift erwarten: Ihnen bleibt hinwiederum meine hohe Achtung und treue Ergebenheit gewidmet.

Ew. Hochwohlgeboren

ergebener Freund und Diener

Gr. N. v. Gneisenau F. M.

An Hofrath Schrader.

Erdmannsdorf, den 17. August 1830.

Wohlgeborener Herr,

Hochzuehrender Herr Geheimer Hofrath!

Für Ew. Wohlgeboren mir gemachte Mittheilung über die dortigen geistlichen Umtriebe habe ich Ihnen einen recht sehr ver-

pflichteten Dank auszudrücken. Den von Ihnen mir gegebenen Rath, dem Ministerio der geistlichen Angelegenheiten das Patronat von Wormsdorf anzubieten, habe ich bereits befolgt. Es scheint mir aber, als ob solches darauf nicht eingehen werde, obgleich ich vorgestellt habe, daß für das Ministerium keine Lasten daraus erwachsen könnten, sofern man die Einkünfte der dasigen Pfarre, der einträglichsten des Herzogthums Magdeburg, um etwas verminderte und hiervon die Kosten des Patronats bestritte. Ich bezweifle indeß ob man auf meinen Vorschlag eingehen werde.

Es ist mir hierüber eine andere Idee aufgestiegen und ich unterwerfe solche Ihrer Prüfung, nämlich die, das Patronat der Gemeinde Wormsdorf selbst anzubieten und ihr die Wahl ihres Predigers zu überlassen. Eine solche Verfassung besteht bereits in unseren westphälischen Provinzen seit langer Zeit und sie hat daselbst die segensreichsten Wirkungen hervorgebracht. Unsere vornehmsten Geistlichen in Berlin sind zuerst durch solche Wahlen in ihr Amt berufen worden und dann später wegen ihrer großen Kanzelgaben nach Berlin versetzt worden. Auch hier in Schlesien besteht in allen seit Friedrich II. gestifteten evangelischen Kirchen eine ähnliche Einrichtung. Die Gemeinde beruft nämlich 12 Candidaten zu Probepredigten, aus diesen werden 3 von der Gemeinde gewählt und dem Gutsherrn präsentirt und dieser wählt hinwiederum einen davon zum Pastor. Die Westphälische Einrichtung aber ist die bessere.

Wenn Ew. Wohlgeboren meinen Gedanken für ausführbar finden, so bitte ich Sie alsbald die Einleitung zu dessen Ausführung zu treffen. Sie kennen sicherlich die leitenden Einwohner der dasigen Gemeinde und mit diesen wäre der Anfang der Verhandlung zu machen. Ich sollte denken, daß die Zweckmäßigkeit dieser Einrichtung Jedem alsbald einleuchten müßte, zumal von Ihnen vorgetragen, und daß die Mitglieder der Gemeinde auch einigen Werth auf die Ehre legen würden, deren sie als Gesammt-Patrone ihrer Kirche theilhaftig werden, so wie auf das Loswerden

der Einwirkung des Kirchenpatrons in ihre kirchlichen Angelegenheiten. Ob ich hierin richtig urtheile, muß ich Ihrer Sach- und Ortskenntniß überlassen.

An Clausewitz.

Erdmannsdorf, den 18. August 1830.

Ihr Schreiben vom 31. v. M. ist für mich sehr anziehend gewesen, da es den Stand Ihres Verhältnisses zu Ihrem Prinzen, zum General Braun, zu G. Witzleben und zu Ihrer neuen Waffe so klar auseinander setzt. Ich augurire gut davon, sofern Sie genöthigt wären, den Befehl über ein Drittheil derselben auf die Dauer zu übernehmen und ich sehe dann mit Gewißheit voraus, daß Sie mit Ihrem Prinzen die Rolle tauschen werden und er statt des Belehrenden der Belehrte sein wird.

Vorgestern hat Brühl, meiner Bitte Gehör gebend, seine Frau hierher begleitet, aber morgen in aller Frühe verläßt er uns wieder, indem sein Regiment am Sonnabend in die Kantonirung marschirt. Hedwig sieht sehr blühend aus; sie bleibt hier, bis ich nach Berlin reise, um mit mir dahin zu gehen.

Aber diese meine Reise nach Berlin, ich kann sie füglich jetzt nicht unternehmen. Unter der jetzigen Gestaltung der Dinge in Frankreich würde man bei meiner Erscheinung in der Hauptstadt zu einer Jahreszeit, worin ich gewöhnlich mich dort nicht aufhalte, sofort annehmen, ich sei gerufen und daraus Schlüsse auf einen nahe bevorstehenden Krieg ziehen, die dem König sehr unangenehm sein würden. Diesen Verdruß will ich ihm ersparen und lieber noch länger hier verweilen, obgleich ich, der Freunde und der Kinder wegen mich nach Berlin, und des Nutzens wegen nach Sommerschenburg sehne. Ein noch roher Gedanke ist mir aufgestiegen, nämlich meine beiden Mädchen unter dem Schutz ihrer Schwester nach Berlin reisen zu lassen, um sie deren Mutter nicht zu lange vorzuenthalten, und für meine Person auf geradem Wege, nämlich über Dresden und Leipzig nach Sommerschenburg

zu gehn. Dadurch ist wenigstens das Geldinteresse beachtet, aber die Gemüthlichkeit nicht befriedigt. Ich werde diesen Gedanken noch verarbeiten, wie eine Speise, die man nicht gern ißt und die noch dazu unverdaulich ist.

Die längst geladene Mine ist endlich gesprungen! Welche neue Reihe von Begebenheiten wird davon die Folge sein! Ich halte es für unmöglich, hierin zu rathen, was die Europäischen Mächte thun sollten, selbst wenn sie auch einig wären, etwas zu thun, oder fähig dazu. Jeder Beschluß darüber kann Glück oder Verderben in seinem Gefolge haben. Man könnte ebensowohl ein blindes Loos darüber entscheiden lassen, es ist sicherlich nicht blinder als das Urtheil der Diplomatie hierin.

Ihre Frau Gemahlin, gegen die ich manchmal Carl X. entschuldigen wollte, hat über mich gesiegt; sie hat dieses Königs Charakter richtiger beurtheilt. In seinem religiösen Fanatismus glaubte er sich dem Altar mehr verpflichtet als seinem Volk und am Ende fehlte ihm der Muth, durch die That zu bewähren, was er als Grundsatz ausgesprochen hatte. Nämlich vor einiger Zeit antwortete er, als man ihm Vorstellungen über die Gefährlichkeit der von ihm beabsichtigten Maaßregeln machte: je préfère monter à cheval que monter à l'echaffaud. Aber er hat nicht Wort gehalten, und ist erst dann zu Pferde gestiegen, als seine Sache in Paris verloren war, um sich auf die Flucht zu begeben. Noch ist er nicht gerettet und mag wohl noch durch eines Fanatikers Hand sein Ende finden, bevor er die brittischen Küsten erreicht.

Eine Beschuldigung gegen ihn, wovon ich nie etwas gehört habe, steht jetzt im Cabinet de lecture und stand früher, vor mehreren Jahren bereits, in einer englischen Zeitung, nämlich eine Protestation gegen den Duc de Bordeaux als gegen ein untergeschobenes Kind, unterzeichnet vom Duc d'Orléans. Prinzessin Luise und der Fürst Radziwil sind von dem guten Grund dieser Beschuldigung völlig überzeugt, indem sie mehrere genaue Um-

stände bei der vorgespiegelten Geburt vernommen hatten, lange vor den jetzigen Begebenheiten. Ist die erwähnte Protestation ächt, so wird diese höchstwichtige Angelegenheit an das Tageslicht gezogen werden, da es in dem Interesse des Herzogs von Orleans liegt, seiner Usurpation den Charakter der Rechtmäßigkeit zu verschaffen, und den König unter der Last eines von ihm ausgeübten gehässigen Verbrechens zu erdrücken. Der Beweis davon würde vielleicht sogar die sich möglicher Weise bildende Coalition gegen Frankreich entwaffnen.

Aber, wird sie stattfinden, diese Coalition? Besteht noch die heilige Allianz in der Gesammtheit ihrer Bestimmungen? Wird das entfernte Rußland sogleich seine Armee gegen den Rhein senden? Wird das von Frankreichs Grenzen isolirte Oesterreich an dem Kriege theilnehmen wollen? England wird und darf es nicht, Spanien kann es nicht. Bleiben demnach einige Rheinfürsten und unser bedrohtes Preußen, denn der König der Niederlande in seinem Egoismus wird sich zuschauend verhalten wollen, bis man auch ihn vorfordert.

Sind wir gehörig gerüstet und können wir uns ohne Gefahr rüsten? Denn die Palissadirung unserer Rhein-Festungen würden die französischen Machthaber sofort als eine Kriegserklärung ansehen? Haben wir genug Gewehre? Ich zweifle. Alle anderen Kriegsrüstungen, da sie in Geheim nicht betrieben werden können, werden sofort das Kriegsfeuer entzünden, da es im Interesse des Herzogs von Orleans liegt, sich bei seiner Nation einen Namen zu machen und seiner Regierung Glanz zu verleihen. Bei einem Angriff auf uns würden höchstens Baiern und Darmstadt im ersten Feldzug unsere Verbündeten sein und auch diese nur so lang als wir nicht geschlagen sind.

Selbst wenn auch die anderen Mächte sich mit uns redlich verbündeten, können sie doch nur erst spät im Feld erscheinen, und bis dahin müssen wir unsere äußersten Kräfte anstrengen, um standhaft so viel von dem Unsrigen zu behaupten, als möglich ist.

Da habe ich eine Menge gewichtiger Fragen niedergeschrieben und mir dringt sich dabei das alte Sprüchwort auf: Ein Narr kann mehr fragen als zehn gescheidte Leute beantworten, und somit will ich Sie mit Fragen nicht länger behelligen. Wenn Sie mir nur soviel antworten können, daß ich zu schwarz sehe, so will ich mich wohl beruhigen.

Aber die revolutionaire Partei in Frankreich hat ihren Aufruhr wohl vorbereitet und organisirt. Traditionen aus ehemaliger Revolutionszeit, geheime Gesellschaften unter der Maske der Maurerei, Verabredungen, Bestechungen, bei Steigerung republikanischer Gefühle durch die Zeitungen, und Verrath, z. B. der General Walsh und geschickte Anordnungen zur Befestigung und Vertheidigung der Straßen, haben dieser Partei den Sieg über ihre Gegner verschafft, die den unpopulären Marmont zum Anführer hatten, während König und Dauphin die ihrigen nicht zum Widerstand ermuthigten.

Noch habe ich eine schwache Hoffnung, daß der Herzog von Orleans es schwer finden wird, sich gegen die sich bildenden feindseeligen Parteien zu behaupten, gegen die Royalisten, gegen die Republikaner und gegen die Bonapartisten. Möchten diese Parteien in einen Bürgerkrieg verfallen! Dadurch würde das uns drohende Unwetter wenigstens erst nach Jahren ausbrechen. Die Geschichte lehrt, daß eine Nation aus Bürgerkriegen stets tapferer und kriegerischer hervorgeht und wir würden später dann immer noch bedroht bleiben, aber wir hätten dann Zeit, unsere Kriegsrüstung vorzubereiten und zu steigern. Genug für heute.

An Gibsone.

[Ohne Datum.]

—— Da ist denn endlich das Ungewitter in Frankreich ausgebrochen. Lange habe ich die Gutwilligkeit des Königs von Frankreich vertheidigt, gestützt auf Zusicherungen und Schriften von ihm und dem Dauphin ausgestellt, die sehr liberale Gesin-

nungen athmen, und die mir von einem Freund des Königs, dem Grafen Bruges, der selbst ein gemäßigter Liberaler ist, waren mitgetheilt worden. Der Umstand, daß der König unmittelbar nach seiner Thronbesteignng die Censur aufhob und die Preßfreiheit einführte, mußte mich in meiner Ansicht bestätigen, aber die Congregation und die Jesuiten haben nach und nach ihre Herrschaft über ihn verstärkt, und das Ministerium Polignac mit seinen unsinnigen und über dies noch schlecht ausgeführten Maßregeln hat die Explosion herbeigeführt.

Vor einiger Zeit wurde der König gewarnt, die Pyramide nicht auf die Spitze zu stellen, er antwortete: je préfère monter à cheval que monter à l'echaffaud. Ein großes Wort! Aber wie hat er es bewährt? Während am Dienstag, den 27. Juli man sich in Paris um seinen Thron auf das heftigste schlug, setzte er sich, nicht zu Pferde, sondern zum Whist an den Spieltisch!

Dieser unglückliche Monarch glaubte dem Altar mehr als seinem Thron anzugehören und vermeinte, in seiner religiösen Ansicht, sich das Märtirerthum verdient zu haben, folglich bei seinem Tod sofort in das Himmelreich, ohne vorgängige Qual im Fegefeuer aufgenommen zu werden. Bei dieser seiner Ansicht beklage ich ihn nicht. Ist nur einigermaßen seine leibliche Existenz gesichert, so wird bei seinen Ueberzeugungen und seinen Gefühlen, er ein weit glücklicheres Leben führen, als bisher auf seinem Thron und bei den steten Aufregungen und Einflüsterungen der Jesuiten und der Ultras. Vermuthlich theilen der Dauphin und die Dauphine diese Gesinnungen, vielleicht doch diese weniger, indem sie dem König Vorstellungen über die bevorstehenden Gefahren bei der Durchführung der von ihm beabsichtigten Maßregeln gemacht hat, aber nicht gehört wurde.

Clausewitz an Gneisenau.

Berlin, den 20. August 1830.

Euer Excellenz sollte ich wohl bei meiner gestern erfolgten Ernennung zum Inspecteur nach Breslau eine förmliche dienstliche Meldung machen;

ich bitte aber um die Erlaubniß es in dieser freundschaftlichen Form zu thun. Der König hat dabei bestimmt, daß ich bald nach meiner neuen Bestimmung abgehen sollte, daher ich mir nur bis Ende des Monats habe Frist ausbitten dürfen. Diese Eile hängt übrigens nicht etwa mit den Zeit-Begebenheiten zusammen, sondern der eigentliche Grund ist um mich hinschicken zu können, ehe Prinz August zurückkehrt und keine weiteren Einreden zu erleben.

Die Pariser Weltbegebenheit hat Euer Excellenz auf dieselbe Weise ergriffen wie mich, wie ich aus Ihren klassischen Briefen an die Gräfin ersehen habe. Ich möchte diese Briefe drucken lassen und in allen Ständen und Klassen verbreiten. Daß die Ansichten über diese Begebenheiten hier sehr verschieden sind, nach dem Standpunkt der Parteien, werden Eure Excellenz sich selbst sagen; anfangs wollte die Partei der Ultra nichts als marschieren und Frankreich unterwerfen; nach und nach hat sich doch das Blut etwas abgekühlt. Der König war, wie Euer Excellenz das wohl nicht anders erwarten werden, höchst gemäßigt; Ancillon aber unvernünftiger als man es hätte von ihm erwarten sollen. Es scheint wohl, daß an einen Krieg der Mächte gegen Frankreich jetzt nicht gedacht wird; aber freilich können täglich dort Ereignisse eintreten, die ihn nothwendig machen und außerdem scheint es mir auch eine ausgemachte Sache, daß die Franzosen ihn bald um jeden Preis suchen werden. Wenn man bedenkt, was in Italien für Funken in der Asche glühen, die, wenn sie zur Flamme aufschlagen wollen, doch von den Oesterreichern werden ausgetreten werden müssen, so dürfte das vermuthlich für die Franzosen die erste und beste Gelegenheit zum Bruch sein.

Da unsere Mobilmachungs Pläne bisher noch nicht ganz beendet und festgestellt waren, der Kriegsminister aber abwesend ist, so hat der Herzog Carl den Auftrag erhalten, mit einer Commission, welche aus den Gen. Krauseneck, Ribbentrop und einem Civilrath bestehen soll, in der aber Rühle in der Rolle des abwesenden Krauseneck fungirt, die Sache zu bearbeiten. Unbegreiflich ist es, daß der Kriegsminister diese Sache so lange hat anstehen lassen, so wie seine jetzige Abwesenheit, um so wahrscheinlicher aber die Nachricht, welche ich heut von den Umgebungen des Prinzen Carl vernommen habe, daß der Kriegsminister das Gouvernement von Neufchatel bekommen habe und Müffling zum Kriegsminister ernannt sei. Das erstere hat man schon seit längerer Zeit gesagt; jetzt fügt man hinzu, der König sei sehr ungehalten über die nichtfertigen Mobilmachungspläne.

Meine jetzige Anstellung ist mir in diesem Augenblick allerdings noch weniger willkommen als früher; denn im Kriege würde ich mich lieber aufhängen als sie zu behalten. Ich habe das dem General Witzleben erklärt, und er hat mir mehr als einmal die feste Zusage erneuert, daß ich im Kriege nicht in der Artillerie bleiben sollte.

Ich lasse mich über die Pariser Begebenheiten nicht weiter aus, weil ich doch nur sehr viel schlechter widerhohlen könnte, was Euer Excellenz in den zwei Briefen, welche Ihre Frau Gemahlin so gütig gewesen ist uns mitzutheilen, so unnachahmlich gut gesagt haben. Neuere oder umständlichere Nachrichten als die der Zeitungen hat man übrigens hier nicht, wenigstens verlautet nichts davon.

Anfang September siedelte Clausewitz von Berlin nach Breslau über und nahm seinen Weg über Erdmannsdorf. Der General Witzleben hatte ihm den Auftrag gegeben, den Feldmarschall wissen zu lassen, daß der König sich sehr freuen würde, ihn in Berlin zu sehen. Clausewitz benutzte zugleich die Gelegenheit, Gneisenau zur Annahme des Armee-Commandos zu bereden, im Fall ihm ein solches angetragen werden würde. Es gelang ihm jedoch nicht, Gneisenau positiv dazu zu bestimmen, wenn er auch der Hoffnung war, daß seine Gründe nicht ganz ohne Eindruck geblieben seien*). Die Kriegsgefahr war inzwischen dadurch noch näher gerückt, daß auch in Belgien eine aufständische Bewegung losbrach. Die Bevölkerung verlangte die Trennung von dem 1815 geschaffenen Königreich der Vereinigten Niederlande und eine erhebliche Partei wünschte die Vereinigung mit Frankreich oder wenigstens die Erhebung eines Sohnes Louis Philipps zum König von Belgien. Da es unglaublich schien, daß Frankreich auf einen so außerordentlich lockenden Gewinn verzichten würde, so schien auch der Krieg unvermeidlich.

Etwa den 20. September reiste Gneisenau nach Berlin.

Clausewitz an Gneisenau.

Inowraczlaw, den 21. October 1830.

Euer Excellenz gütiges Schreiben vom 14. d. Monats**) habe ich gestern in Thorn erhalten; obgleich sehr erfreut, über dieses Zeichen Ihres gütigen Andenkens hat mich doch dies Schreiben nicht erheitern können. Ich habe daraus entnehmen können, daß die Berathungen in Berlin über das verständigste Benehmen und Handeln vor und in der großen Krise, der wir entgegengehen, nicht so geführt werden, wie mein patriotisches Herz es wünscht. Ich hätte das Bedürfniß die ausgezeichnetsten Männer in ein Conseil vereinigt zu sehen, was über die Hauptpunkte unserer jetzt zu haltenden Politik und über die vornehmsten Maaßregeln, welche daraus hervorgehen, sich regelmäßig und im steten Zusammenhang beriethe; statt dessen scheint es, daß diese Kräfte einzeln in divergirenden Richtungen sich bewegen oder auch ganz ohne Mitwirkung sind. In einem solchen Rath möchte man den kühnsten Entschluß fassen; ich würde mit Vertrauen seiner Ausführung entgegen sehen, aber daß man außerhalb des Rathes,

*) Nach Schwartz, Leben Clausewitz'.

**) Dieser Brief fehlt.

und im widersprechenden Sinn mit dem Kabinet, anregt und declamirt und unüberlegt spricht, wie ich das, wenn Ihr Brief auch kein Wort davon sagt, doch alles im Geiste lebhaft vor mir sehe, das bedaure ich aus dem Grund meines Herzens, weil es eben den gänzlichen Mangel an zusammengehaltener und verständig geleiteter Kraft beweist. Hätte man in den ersten Tagen des Monats August eine Macht von 150000 Mann an Frankreichs Gränzen bereit gehabt, so würde ich sehr der Meinung gewesen sein, damit unverzüglich auf Paris zu marschiren, den Revolutionsdämon in seinem Entstehen zu erdrücken und die Sache zum Besten einer gemäßigten Ansicht und Partei zu entscheiden, ehe das französische Volk selbst sich besinnen konnte. Jetzt, nachdem die Revolution Zeit gehabt hat alle Theile des Reichs zu durchdringen, bleibt nichts anders übrig als abzuwarten, bis sie sich selbst überlebt, d. h. bis sie durch Krisen und Erschütterungen einen Theil ihrer eigenen Anhänger ermüdet und nach Ruhe verlangen macht. Frankreich ist nur bei innerem Zwiespalt zu besiegen, nemlich niederzuwerfen und zu einem vernünftigen Frieden zu zwingen; ist es einig, so wird man auch bei einem recht glücklich geführten Krieg nie damit zu Stande kommen und sich zuletzt, in der Ermüdung der Kräfte einen Frieden gefallen lassen, der die Sachen schlechter stellt als sie in diesem Augenblick noch sind. Nun ist aber nichts gewisser, als daß ein plötzliches Losbrechen gegen Frankreich und seine Revolution, jetzt, nachdem man den König anerkannt, Frankreich aber noch keine Ursache zum Unfrieden gegeben hat, in diesem Lande die leidenschaftlichste Indignation und bei den eigenen Völkern Zweifel und Mißbilligung erregen würde. Wer diese moralischen Kräfte für eine Nebensache hält, hat die Geschichte der letzten vierzig Jahre nicht klar durchdacht. Mit ziemlicher Sicherheit darf man aber erwarten, daß sich in Frankreich neue Revolutionen aus dem Schooß der ersten entwickeln werden und daß dann der Friedensbruch von diesem Lande ausgehen wird. Allerdings ist Frankreich jetzt nicht gerüstet und in der Folge wird es das sein; allein man soll diesen Umstand nicht überschätzen, indem man sich an alte hergebrachte Ideen des siebenjährigen Krieges hält. Was fehlt Frankreich an seiner Rüstung. Waffen gewiß nicht; es fehlen nicht Menschen, es würde nicht fehlen der gute Wille; es ist also nur die Formation, welche fehlt; ich fürchte aber, daß diese, wenn alles einen Stoß des Enthusiasmus bekommt sich in drei bis vier Monaten weiter bringen läßt, als wir nach unserm gewöhnlichen Administrations Maaßstab wo alles durch das enge Oehr eines Kriegs-Ministeriums gehen muß, annehmen. Es würden aber, was man auch sagen mag, wenigstens vier Monate hingehn ehe die Verbündeten, selbst mit Ausschluß von Rußland und England zum ersten gemeinschaftlichen Bogenstrich ihrer Ouvertüre kommen werden. So dürfte dieser Vortheil des Ueberfalls, den man jetzt vielleicht sehr hoch anschlägt, zu einem sehr kleinen herunterfinken, nimmermehr gemacht um den moralischen Kräften das Gleichgewicht zu halten, die man dadurch in die feindliche Wageschale wirft. Die belgischen Provinzen sind freilich ein sehr schlimmer Incidenz Punkt; aber ich frage, was ist da noch zu verlieren oder zu gewinnen, nachdem die sämmtlichen Festungen den Händen der schwachen Regierung entschlüpft sind? Wenn man in 8 Wochen, und früher kann es schwerlich geschehen mit 60, oder 80,000 Mann in Belgien einrückt, so wird man die Belgier so gut gerüstet finden, als es

ihre Lage zuläßt, und eine ähnliche französische Macht bereit sie zu unterstützen. Wollte die französische Regierung sich zu dieser Maaßregel nicht entschließen, so hätte gewiß ihre letzte Stunde geschlagen. Ich finde daher allerdings, in diesem Augenblick, und nachdem die niederländische Regierung den rechten Zeitpunkt zur Gewalt theils versäumt, theils schlecht benutzt hat, daß es besser ist durch Nachgabe der Zügel dem Pferde erst wieder Maul zu verschaffen, wie die Stallmeister sagen; mir scheint, daß sich dadurch die Sache immer noch auf einen bessern Punkt zurückführen läßt als der der gegenwärtigen Stellung ist. — Wie dem Allem auch sei, für das nächste Frühjahr sehe ich den Krieg als unvermeidlich an.

Was mich aber mehr als alles betrübt hat, ist die Aeußerung, die Euer Excellenz über sich selbst machen, und der Entschluß, welchen Sie aussprechen, den Oberbefehl über das Heer *nicht* zu übernehmen. War denn Blücher 1813 jünger als Euer Excellenz es jetzt sind? Nein, er war älter. — War er gesunder — nein, er war hinfällig und Sie sind von einer Gesundheit und Körperkraft, wie wenig Männer in ihren sogenannten besten Jahren es sind. — Auch bedurfte Blücher sehr des Rathes und der Unterstützung anderer, werden Sie mir sagen — allein dieses Rathes hätte er auch in seinem 50. Jahr bedurft und Euer Excellenz haben ihn jetzt so wenig nöthig wie damals, als Sie Blücher mit dem Ihrigen unterstützten. Und wenn Euer Excellenz den Befehl über die Armee ablehnen und der König frägt Sie auf ihr Gewissen, wen Sie würdiger halten, was wollen Euer Excellenz dann antworten? — Sie haben das Gefühl dem Könige Ihre Dienste schuldig zu sein; aber wenn Sie diese Pflicht redlich erfüllen wollen, so können Sie nicht die Dienste eines untergeordneten Mannes meinen, denn das *sind* nicht die Ihrigen. — Oder wollten Sie wie Boufflers mitgehen um im Augenblick des Unglücks durch ihre Persönlichkeit die große Lücke auszufüllen, welche die Unzulänglichkeit der Andern in solchem Augenblick ganz sichtbar werden läßt — aber dann wäre es doch offenbar besser die Lücke nicht erst entstehen zu lassen. Die Aufgabe ist doch offenbar leichter, wenn man aus vollem Holze schneidet als aus verschnittenem und verdorbenem. Alle diese Betrachtungen können Euer Excellenz unmöglich entgehen, und sie sind ja für das Wohl des Staates und Landes von einer so ungeheuren Wichtigkeit, daß ein Gesetz der Nothwendigkeit aus ihnen hervorgeht, dem Euer Excellenz sich gegen alle Neigung, und bei allen Zweifeln, die Sie in sich selbst setzen wollen, doch werden unterwerfen müssen. Euer Excellenz Bescheidenheit ist etwas höchst Edles, ein wahrer Diamant in Ihrem Character; aber *als Ansicht* betrachtet würde es, verzeihen Sie mir den Ausdruck, doch nur eine Einseitigkeit sein. Sie mögen sich so gering oder unzulänglich halten, als Sie wollen; Sie müssen immer zugeben, daß keiner mit Ihnen auf einer Linie steht und daß der König, wenn er nicht einen verderblichen Fehlgriff thun will, keine andere Wahl hat. Sieht es jetzt im Kabinet des Königs nicht nach einer solchen Ansicht aus, so wird es doch dazu kommen, wenn die großen Tage mit ihrem ereignißschweren Schooß herannahen werden. Ich kann mir wenigstens nicht denken, daß nach den Erfahrungen, die wir gemacht haben, dennoch kleinlichen Intriguen Spielraum gegeben werden würde. Und nun erlauben mir Euer Excellenz noch, zur Beantwortung der Zweifel, welche Sie gegen sich selbst er-

heben, eine der Menschenkenntniß angehörige Bemerkung: Wenn der Mensch einer schweren Arbeit, einer großen Anstrengung, einer gefahrvollen Thätigkeit eine Zeitlang entwöhnt ist, so erscheinen ihm diese Dinge immer größer, und seine Kräfte immer geringer, als beide sich späterhin finden. Hiervon macht nur die mit den Schwierigkeiten noch unbekannte Jugend eine Ausnahme. Das haben gewiß andere Feldherrn, wenn sie nach längerer Ruhe wiederum an die Spitze eines Heeres treten sollten, ebenso gefühlt; nur hat Ehrgeiz und Eitelkeit sie verhindert darauf Rücksicht zu nehmen oder gar es selbst zu bekennen. Euer Excellenz sind nicht ehrgeizig, noch weniger eitel und vollkommen wahr — das ist der ganze Unterschied. Was jene aus Ehrgeiz thaten, ihre Kräfte noch zu versuchen, thun Sie das aus einem edlern Gefühl, aus dem der Hingebung für das Beste des Staates. Es fehlt Ihnen hauptsächlich eine Eigenschaft, die mit wenig Ausnahmen allen großen Feldherrn beigewohnt hat, es ist der Egoismus. Dies ist kein Spiel des Witzes, sondern meine recht innige Ueberzeugung, der Egoismus ist in einem großen Feldherrn von ganz eigenthümlicher Kraft und Wirksamkeit; aber Euer Excellenz haben eine Kraft, die ihn ersetzt; es ist die große und reine Liebe für König und Vaterland. Auf diese stütze ich meine Hoffnungen. Durch diese Vorstellungen von neuem belebt, schließe ich meinen Brief fröhlicher und freudiger, als ich ihn begonnen habe. — Ich empfehle mich Euer Excellenz und Ihrem ganzen Hause zum gütigen Andenken und bin mit der alten Verehrung

Euer Excellenz
treuergebener
Cl.

An Clausewitz.

Berlin den 30. October 1830.

Verehrter Herr General!

Seit meinem letzteren sind die Begebenheiten hier um nichts vorgerückt und wohl auch nicht auf Seiten der betheiligten Mächte, mit Ausnahme von Rußland, wo auf Diebitzsch' Vorschlag ein Theil der Armee auf den Kriegsfuß gesetzt ist um nöthigen Falles schneller herbei eilen zu können.

Die Diplomatie glaubt noch immer an die Möglichkeit der Aufrechthaltung des Friedens. Ein Kongreß ist beschloßen, der Ort desselben aber noch nicht bestimmt. England dringt darauf, daß er in London sich versammeln solle, wahrscheinlich aber wird der Haag beliebt werden.

Wellingtons Aeußerungen stehen mit einander im Widerspruch, er will nicht zugeben, daß fremde Truppen die bedrohten noch im Besitz der Holländer befindlichen Festungen besetzen sollen

und dennoch erklärt er bestimmt, daß Belgiens Trennung von Holland nicht zugegeben werden dürfe!

Das englische Ministerium befindet sich in einer bedenklichen Krisis, selbiges hat ein neu zusammengesetztes Parlament vor sich worin die Oppositions-Mitglieder in stärkerer Anzahl vorhanden sind. Einige Herren der Opposition sollten in das Ministerium angeworben werden, diese aber, z. B. Lord Palmerston, haben den Antrag abgelehnt. Irland droht sich von der Union abzulösen und überdies vermindert sich das öffentliche Einkommen, während die Handels-Verlegenheiten und die der Fabriken steigen. Bei den wenigen Truppen, die sich in England befinden und die kaum hinreichend sind, um Aufständen der Radicalen zu wehren (aus Irland dürfen durchaus keine Truppen jetzt entfernt werden) ist auf keinen anderen Beistand von Seiten dieser Macht zu rechnen als auf den durch einige Kriegsschiffe, wenn sie sich auch entschlösse, Theil an einer bewaffneten Einwirkung gegen Belgien zu nehmen, woran ich zweifle.

Unsere Prinzen sind sehr empört gegen das Benehmen des von Oranien; übrigens sprechen sie sich sehr kriegerisch aus.

Bernstorff hat ein sehr geistvolles Mémoire gegen eine bewaffnete Einwirkung gegen Frankreich geschrieben; es ist schwer, den darin aufgestellten Argumenten andere von gleichem Werth entgegenzusetzen. Hätte man indessen alsbald 150,000 Mann am Rhein in Bereitschaft gehabt und sie sofort gegen Paris in Marsch gesetzt, so wäre dies sicherlich die vollgültigste Widerlegung dieses Mémoirs gewesen. Daß der zurückgekommene Minutoli auf dem ganzen Weg von Paris nach der Schweizergrenze 3 dreifarbige Cocarden wahrgenommen, glaube ich Ihnen schon gemeldet zu haben.

In Erstaunen hat es mich gesetzt, daß der Kaiser von Oesterreich in seinem Vertrauen gegen den General Zieten so weit gegangen ist, ihm zu sagen, daß er nicht wisse, wem er den Oberbefehl über seine Armee anvertrauen solle, indem er keinen dazu

fähigen General habe. Wie wäre es möglich, daß nach zwanzigjährigen Kriegen kein dortiger General sich für die höhere Kriegführung ausgebildet hätte! Am Ende müßte der Kaiser seinen Widerwillen gegen den Erzherzog Karl überwinden und ihm den Oberbefehl übergeben.

Der König ist zweimal im Theater mit großem Vivatruf empfangen worden, das eine Mal bei dem ersten Erscheinen der Prinzessin Albert in der Oper, und dann bei der Aufführung der Jungfrau von Orleans, wo alle darin befindlichen Stellen von Treue gegen den Monarchen und von Aufopferung Guts und Bluts für selbigen tumultuarisch mit Beifall aufgenommen wurden. Dessen Wunsch und Bestreben für Beibehaltung des Friedens sind es, die ihm solche patriotische Aeußerungen erworben haben und wohl auch der Beifall der zahlreichen Liberalen, Ultra-Liberalen und Republikaner, die es mit Zufriedenheit bemerken, daß die Revolution in Frankreich durch Preußen nicht gestört werden soll.

Mit General Witzleben habe ich mehrere Verhandlungen gehabt, und mit hoher Zufriedenheit seine Geschicklichkeit für seine Stelle und die höheren Staats- und Kriegsgeschäfte bemerkt. Auch Bernstorff giebt ihm ein gutes Zeugniß. Bei seinem vortrefflichen Gedächtniß ist ihm alles gegenwärtig, Namen, Zahlen und Orte. Von jedem Bataillon weiß er, wo es sich in jedem Augenblick befindet; nicht die geringste Pedanterie ist in ihm. Ich wünsche, daß ihn der König, bei ausbrechendem Kriege bald in die höheren Stellen bringen möge, sowie auch Sie, mein verehrter General, bei der Armuth an hierzu geeigneten Generalen, die wir nicht abläugnen können. Ihre Denkschrift über die Kriegführung gegen Frankreich*) habe ich alsbald nach meiner Ankunft in Berlin dem General Witzleben übergeben. Selbiger hat hernach gegen mich geäußert, von Ihnen könne man nichts anderes als treffliches erwarten.

*) Ohne Zweifel die bei Schwartz, Leben Clausewitz' II, p. 418 ff. abgedruckte.

Von den Führern der neuesten französischen Revolution ist einer derselben bitter bestraft worden. Jerneau, der Shawl-Fabrikant hatte nach Erscheinen der Ordonnanzen im Juli sofort 15,000 Arbeiter entlassen, mit Auszahlung eines vierzehntägigen Lohnes. Diese, nebst den anderen entlassenen Arbeitern leisteten dann der Revolution ihre Dienste. Da aber zu einer solchen Zeit Jeder mit seinem Geld haushält und jedes Kaufen vermeidet, so fehlte dem Jerneau bald das Geld zum Betrieb seiner mannigfachen Fabrikationen und da er diesen Betrieb mit fremden Kapitalien bewirkte, so kamen Anforderungen, die er nicht befriedigen konnte, und er machte einen Banquerott von der ungeheuern Summa von 40 Millionen Fr. Diese Notiz beruht auf Russischen diplomatischen Berichten. Wie Sie wissen, so ist die Russische Diplomatie stets im Besitz der besten Nachrichten.

Was ihr günstiges Urtheil über mich betrifft, so kann ich selbiges nicht theilen. Täglich habe ich jetzt Gelegenheit, das meinige zu bestätigen und meine festen Vorsätze. Kriegsscheu bin ich nicht, im Gegentheil ist der Krieg für mich die glücklichste Zeit und der Wunsch, auf eine ehrenhafte Weise aus dem Leben zu scheiden, dringt sich mir immer mehr auf. Darum werde ich sicherlich mitziehen, aber den Oberbefehl zu führen, dazu fühle ich mich geistig untüchtig, wenn auch mein Körper mehr als seit langer Zeit fähig ist, die Kriegsbeschwerden zu ertragen.

Wir haben seit einigen Wochen nicht weiter von vulkanischen Zuckungen aus den unteren Schichten des deutschen Volkes vernommen. In Sachsen indessen soll völlige Anarchie herrschen, namentlich in Dresden und Leipzig; ich meinerseits kann mich nicht dem Glauben hingeben, daß nun alles vorüber sei. Aus den materiellen Interessen der unteren Klassen kann uns noch manches Unheil erwachsen und diese sprechen am beredetsten zum Volk, vielmehr verwundere ich mich, daß es gerade hierüber jetzt so still ist.

Ihre Frau Gemahlin befindet sich wohl. Wir waren gestern

Abend mit ihr bei Savigny zusammen. Auch ihre Frau Schwiegermutter befindet sich ganz leidlich. — Meine treuen Wünsche folgen Ihnen.

Ihr

alter Freund und Diener

Gr. N. v. Gneisenau.

An Clausewitz.

Berlin, den 5. November 1830.

Mit dem Wunsch, daß Sie von Ihrer kleinen Unpäßlichkeit sich wieder erholt haben mögen, um Ihre Reise nach Breslau fortsetzen zu können, sende ich Ihnen dahin diesen Brief. Derjenige, den ich nach Schweidnitz richtete, wird wohl bereits in Ihren Händen sein. Seitdem hat sich hier nichts wichtiges ergeben und wir befinden uns noch immer in unserer versöhnenden und hoffenden Politik. Ob sie ausreichen werde, nachdem aus dem französischen Kabinet alle gemäßigten Männer ausgetreten und durch Individuen der äußersten Linken ersetzt sein werden, ist mir zweifelhaft. Selbst Witzleben vermeint, daß der Krieg im kommenden Frühjahr uns wohl erreichen könne.

Diebitsch ist noch immer hier, ohne daß ich hätte bemerken können, daß er Conferenzen habe. Die mit Krauseneck, Grolmann, Witzleben und mir haben nur viermal stattgefunden. Daß er in Gesellschaft gehe, habe ich nicht vernommen und so oft ich an dessen Wohnung des Abends vorbei komme, bemerke ich Licht in den Zimmern seiner Wohnung. Meine Töchter erzählen mir, daß das Gerücht, er heirathe Fräulein v. Bülow, sich noch immer erhalte und daß er sich mit ihr beschäftige. Ich war oft sein Tisch-Nachbar und habe ihn stets sehr liebenswürdig und ungemein offenherzig gefunden. Seine Sprache ist weniger kriegerisch geworden, vermuthlich weil er uns so friedlich gefunden. Auch der Umstand, daß wegen der Cholerakrankheit die diesjährige Rekruten-

Aushebung in Rußland abgesagt werden mußte, mag hierzu beigetragen haben.

Auch Metternichs Ansichten in Betreff der Angelegenheiten in Frankreich vor den Juli-Tagen sind bitter getäuscht worden. Als die Nachricht von der Eroberung Algiers bis zu ihm gelangte, war er gerade in Johannisberg anwesend, da klatschte er sich in die Hände und rief aus: nun kann die französische Regierung mit der Charte machen was sie will.

Gleicherweise hat er von der sächsischen Regierung eine mißfällige Antwort erhalten, als er ihr Vorstellungen in Betreff der abgenöthigten Bewilligungen machte und forderte, sie solle das bewilligte zurücknehmen. Diese antwortete ihm, sie werde dies nicht thun und habe es nur zu bereuen, daß sie früherhin den Rathschlägen des Oesterreichischen Cabinets, zeitgemäße Bewilligungen zu verweigern, Gehör gegeben, wodurch ihr ihre dermalige Bedrängniß zugezogen worden.

In meiner Unterredung mit Witzleben ist er mit mir übereingekommen, daß für den Fall eines Krieges, Generale wie Sie, Grollmann pp. hervorgezogen, in die höheren Stellen gehoben und die anderen entfernt oder daheim gelassen werden müßten. Es war dabei die Rede, dem Prinzen August ein höheres Commando und den General Grolman ihm als Chef des Generalstabes zu geben. Wenn Sie den Ehrgeiz hätten, diese Stelle sich zu wünschen, so glaube ich daß sie Ihnen noch erreichbar ist.

Vorgestern ist im Grunewald eine große Sauhetze gewesen. Alle Prinzen, auch der von Baiern, waren gegenwärtig und eine große Anzahl von Offizieren und anderen Eingeladenen, unter anderen auch Krüger*). Das Diné gab der Kronprinz. Die vielen Libationen erhitzten die Köpfe, die Politik wurde nun natürlich der Gegenstand der Unterhaltung. Der Kronprinz brachte dann die Gesundheit aus: die gute Sache. Die geleerten Gläser wurden stampfend zerbrochen. ——

*) Der Maler.

Leben Sie wohl verehrter General, und mögen Sie die Sorgen einer ersten Einrichtung an einem neuen Wohnort überwunden haben. Mir ist die Abreise Ihrer Frau Gemahlin sehr schmerzlich; Nun Sie beide nicht mehr hier sind, finde ich Berlin für mich sehr verödet.

Wenn Ihnen meine Beurtheilung der öffentlichen Angelegenheiten als richtig erscheint, so macht mich dies sehr eitel, denn das Ihnen inwohnende kritische Talent habe ich Ihnen stets beneidet, weil es mir abgeht.

An Clausewitz.

Berlin, den 12. November 1830.

Talleyrand soll in London den Vorschlag gemacht haben, die sächsische Familie auf den belgischen Thron zu berufen und Sachsen zur Entschädigung dem König der Niederlande zu geben, um dadurch Gleichheit der Religion der Regenten Familien mit der der Völker zu bewirken.

In diesen Tagen ging hier das Gerücht umher, der Hauptmann von Sommerfeld von den Jägern nebst 2 Mann sei von den belgischen Insurgenten verwundet worden, selbiges hat sich aber nicht bestätigt. Die Belgier bestreben sich übrigens recht eifrig, den Herzog von Alba zu rechtfertigen, der 60,000 ihrer Köpfe abschlagen ließ, welches dann doch die Wirkung hatte, daß sie bis zum Jahr 1790, also mehr als 200 Jahre lang ruhig blieben, freilich mit Ausnahme der Bataver, die durch ihre Moräste geschützt waren und bei ihrer geringeren Wohlhabenheit weniger Beutelohn darboten.

An Clausewitz.

Berlin, den 13. November 1830.

Meinem heute abgesendeten Brief sende ich diesen nach, um Ihnen zu sagen, daß ein Waffenstillstand im Vorschlag ist, vermöge dessen die belgischen Provinzen im Besitz der Insurgenten

verbleiben und ihnen auch die Provinz Antwerpen sammt der Citadelle übergeben wird; die Dauer dieses Waffenstillstandes soll sich den Winter hindurch verlängern und unterdessen das Weitere beschlossen werden. Dieses habe ich aus hohem Mund bei soeben beendigter Gratulations-Cour vernommen.

Dann soll, wie ich von weniger erlauchten Personen gehört habe, ein Ländertausch in Vorschlag sein, dem zufolge Wir die Rheinprovinz abtreten, die zur Entschädigung des Königs der Niederlande dienen würde; der König von Sachsen würde dann Belgien und wir Sachsen erhalten.

Gott befohlen!

G.

Clausewitz an Gneisenau.

Breslau, den 13. November 1830.

Ich bin ganz Euer Excellenz Meinung, daß ein Krieg im Frühjahr unvermeidlich ist; die niederländische Angelegenheit treibt die Franzosen mit Gewalt ist eine feindseelige Stellung gegen die andern Mächte; dies würde der Fall sein bei einer festen Regierung, wie viel mehr bei einer Volksherrschaft und diese findet doch in Frankreich offenbar statt. Drei Millionen Unterthanen und eine Menge starker Festungen ohne Schwerdtstreich zu gewinnen; die Handschelle los zu werden, welche in jedem Kriege das Auftreten einer großen feindlichen Macht vierzig Meilen von der Hauptstadt, den Franzosen anlegte, die daraus entspringende Aussicht ihre Grenze wieder bis an den Rhein auszudehnen, das Alles sind so ungeheure Vortheile, die dabei so nahe liegen, daß, wenn man billig sein will, man es selbst der in Paris herrschenden Volkspartei nicht verdenken kann, wenn sie es einer jeden Regierung die darauf Anspruch macht, sie zu beherrschen, zur Hauptbedingung macht, diese ungeheuren Vortheile nicht von der Hand zu weisen. Die Franzosen müßten sich gewaltig vor einem Kriege mit dem Auslande fürchten, wenn sie diese Conjunctur nicht benutzen sollten; wie sollten die stolzen eitlen und muthigen Franzosen aber zu einer solchen Furcht kommen, da sie auf den Beistand der Italiener, Polen, Irländer und Gott weiß, welches andern Volkes rechnen werden. Wenn man alle diese Dinge in's Auge faßt, so müßte man es für ein halbes Wunder erklären, wenn der Friede auch nur noch ein Jahr bestehen sollte. Die einzige Hoffnung, die uns politisch bleibt, ist die, daß in Frankreich selbst große Parteiungen entstehen, und diese werden nicht ausbleiben, wenn man ihnen Zeit dazu läßt. Diese Zeit auf's Aeußerste zu verlängern und die öffentliche Meinung in Frankreich und bei sich selbst dadurch zu gewinnen, daß man den Franzosen überläßt den Frieden zuerst zu brechen, das sehe ich für die Hauptsache unserer politischen Bestrebung an; nächstdem aber die Vorbereitung zu einer Rüstung,

als gälte es Leben oder Tod, denn das wird es gelten mehr als je. Ein glücklicher Krieg ist ein herrliches Arcanum gegen alle politischen Krankheiten; sorgen wir also dafür, uns zu sichern, soweit es in unserer Macht steht! Zu einem glücklichen Krieg gehören zahlreiche Streitkräfte und gute Feldherren. Dies letztere bringt mich wieder auf das Capitel meines letzten Briefes. Weit entfernt, durch das, was Euer Excellenz mir seitdem darüber gesagt haben, anderer Meinung geworden zu sein, möchte ich schon jetzt an Allem verzweifeln, wenn ich sehe, daß darüber nur ein Zweifel sein kann. Der Mann, welchen Euer Excellenz in Ihrem letzten Schreiben als zu einer höheren Stellung bestimmt, bezeichnen, soll der die ganze Armee kommandiren, oder will man die Streitkräfte und den Befehl zersplittern, damit jeder etwas bekomme? Eins wäre so verderblich wie das andere. Ich will wohl zugeben, daß der Fall vorkommen kann, wo man zwei Feldherrn statt einen braucht, allein das müßte nur als ein nothwendiges aus den Umständen hervorgehendes Uebel betrachtet werden und nicht von vorn herein vorausgesetzt. Wenn Grolmann diesem Manne zur Seite gestellt werden soll, so deutet das auf die Hauptrolle, denn es wäre doch wieder eine unglaubliche Kraftverschwendung Grolmann einer untergeordneten Stelle wieder beizuordnen. Was mich betrifft, so danke ich sehr für diese Stellung, denn ich halte es für eine Art von Derision diesem Mann eine Hauptstelle aufzutragen. Lieber nehme ich ein einziges Bataillon als jene Stelle. Ueberhaupt ist mir eine Division das liebste; und da ich meiner Stellung im Range nach Anspruch darauf habe, ohne darum andern vorgezogen zu werden, so glaube ich darauf rechnen zu können, wenn man nicht etwa glaubt, daß ich untüchtiger dazu bin als alle übrigen 17. Soviel würde es ungefähr heißen, wenn man mich in der Artillerie ließe, wo ich nach der Organisation der Artillerie General zweier Armeecorps werden würde, eine Stelle, die mir wie das fünfte Rad am Wagen scheint. Dies würde mich ganz unglücklich machen, und der General Witzleben würde mir dadurch sein vielfach gegebenes Wort brechen. Wenn Euer Excellenz gelegentlich für meine künftige Stellung im Kriege etwas thun können und wollen, so bitte ich, daß Sie nur die Stelle, von welcher Ihr Brief beiläufig spricht, und die eines Artillerie Generals von mir abwenden wollen; alles übrige will ich mir gefallen lassen. Mir ist es schon durch den Kopf gefahren, daß Diebitsch den Ehrgeiz haben könnte, ein Doppel-Feldmarschall zu werden und dann die preußische Armee mit unter seinen Commando-Stab nehmen. Das wäre ein schlimmes Ereigniß, denn erstlich habe ich durch seinen Türkenfeldzug keine so hohe Meinung von seinem Talent bekommen, daß sie mich die Schlachten von Görschen und Bauzen vergessen ließe, zweitens paßt er für den Character unserer Armee und Kriegführung nicht. Alles das macht mir viel Sorgen, und mein einziger Trost ist noch, daß sich, wenn die Gefahr naht, manches noch ganz anders stellen wird.

Die abgeschmackte Ansicht Metternich's, daß die Expedition nach Algier oder vielmehr die Eroberung dieses Platzes, dem Könige von Frankreich ein solches Uebergewicht über alle gefährlichen Tendenzen seines Volkes geben sollte, daß er davon nichts mehr zu befürchten hätte, haben alle die Leute getheilt, die nicht im Stande sind ihre Meinungen von ihren Wünschen zu trennen. Wenn er Frankreich bis zu den Ufern des Rheines hätte vergrößern können, das wäre in der Richtung der Nation

gewesen und würde vieles einstweilen beschwichtigt haben; aber der Krankheitsstoff hätte sich doch wieder hervorgearbeitet, und man sieht nun recht, wie Bonaparte aus diesem Grunde gezwungen gewesen ist von einer Eroberung zur andern fortzuschreiten.

Die Begebenheit, welche Euer Excellenz mir aus der Umgebung von Berlin mittheilen, thut mir sehr weh. Ueberhaupt sind diese Saiten unangenehm zu berühren.

Clausewitz an Gneisenau.

Breslau, den 16. November 1830.

Das sind ja höchst betrübende Nachrichten, welche Euer Excellenz zweites Schreiben vom 13. enthält; wobei ich bemerken muß, daß ich ein erstes von diesem Tage nicht erhalten habe. Mehr noch als der entehrende Waffenstillstand in Belgien betrübt mich die andere Nachricht, die ich unter den jetzigen Conjuncturen nur für zu wahrscheinlich halte, wenn sie auch jetzt noch bloßes Gerücht sein sollte. Das hieße den Franzosen Belgien und die Rheinlande zur besseren Verdauung erst ein wenig zuzubereiten. Der nächsten Verlegenheit auf Unkosten der Zukunft ausweichen, ist freilich Sache aller schwachen Cabinette, sowie aller schlechten Wirthe, dies System wird aber jene wie diese zum Bankerott führen. Das System schwache Staaten an die französischen Grenzen zu schieben, ist ja handgreiflich eins, was nothwendig die Franzosen wieder zum Herrn von Europa machen muß; und wie schwer es auch Preußen werden mag, der Grenzhüter Europa's nach dieser Seite hin zu werden, so ist es dies doch seiner eigenen Existenz schuldig. Welche Thorheit ist es zu glauben, daß wir hinter dem Rhein gesicherter oder stärker sein werden. Sind wir hinter dem Rhein, so sind die Franzosen an dem Rhein, und ein Kind kann begreifen, daß es gefährlicher ist, wenn der Krieg in Westphalen als wenn er bei Luxemburg geführt wird. Geht die Politik, zur Vermeidung eines nothwendigen für das fernere Bestehen unerläßlichen Kampfes diese Wege, so ist nichts gewisser, als daß wir die Zeiten der Jahre 5 bis 12 wiederkehren sehen, wenn auch kein Bonaparte an die Spitze der Franzosen kommt. — Uebrigens mögen wir uns nur nicht einbilden, daß wir mit Sachsen in einem idyllischen Verhältniß leben würden. Lassen Sie uns nur unser strenges Militair-System nach Dresden und Leipzig bringen, so wird man bald gewahr werden, daß dieses Völkchen noch schlechter preußisch sein wird als es sächsisch war. — Wenn der König der Niederlande Belgien nicht behalten kann und soll, wozu braucht er eine Entschädigung? Er hat es ja durch seine eigene Schuld verloren. Er würde die Rheinprovinzen nicht halb so lange besitzen, wie er Belgien besessen hat. Euer Excellenz werden die Richtigkeit meiner Folgerungen und Befürchtungen gewiß nicht bezweifeln und alle die Sorge theilen, welche sie für die Zukunft einflößen müssen. Sind Sie auch nicht im Rathe des Königs, so stehen Sie doch so, daß Ihre Meinung und Ihr Rath nicht unbeachtet bleiben werden. Lassen Sie Ihre warnende Stimme da vernehmen, wo sie wirksam werden kann. Ein solcher Ländertausch ist das Aufgeben einer standhaften Stellung, ist ein Zurücktreten mit einem Fuß; der brutale übermüthige Geist der französischen Volksherrschaft wird darin augenblicklich den wankenden

Muth des Gegners erkennen und ihm einen derben Stoß vor die Brust geben, daß er taumelnd niedersinkt. Ich schließe, weil die Post abgeht; ich habe diese nicht versäumen wollen um auch meine schwache Stimme zu erheben; vielleicht daß sie dazu dient, Euer Excellenz allzugroße Zurückhaltung in Etwas zu überwinden. Wenn Männer wie Sie schweigen, wer soll dann reden, oder vielmehr, auf wen soll dann gehört werden?

An Clausewitz.

Berlin, den 17. November 1830.

Ueber die Fortdauer Ihrer Anstellung in der Artillerie bei einem ausbrechenden Krieg seien Sie unbesorgt. Witzleben wird sein, Ihnen gegebenes Wort, daß Sie selbiger entnommen werden sollen, nicht brechen; selbiger hat mir darüber bereits früher die bestimmtesten Zusicherungen gegeben.

Wenn von einer zweiten Armee die Rede gewesen, so bezieht sich dieses auf denjenigen Theil der unsrigen, mit welchem sich deutsche Bundestruppen vereinigen sollen, und zu dieser Befehlführung eignet sich einigermaßen derjenige Mann, dessen Sie in Ihrem Briefe erwähnen und der Ihnen von jeher so viel Langweile gemacht hat.

Neben dem Journal des Débats lese ich nun auch die Gazette de France. Diese giebt täglich Auszüge aus den republikanischen Zeitungen. Diese Auszüge lassen nicht daran zweifeln, daß es auf einen neuen Umsturz der Regierung abgesehen ist. Die neuen Minister sind nichts weniger als fest gewurzelt und nach deren Vertreibung dürfen wir dem Krieg entgegensehen. Ich nenne diese Zeitungen republikanisch, obgleich sie hier nur liberal genannt werden; aber was sind die ehemaligen liberalen Lehren im Vergleich mit denen in diesen Zeitungen!

Was ich seit langem befürchtet ist endlich näher gerückt. England ist am Vorabend einer Revolution. Es wird viel Aufwand von Verstand und Entschlossenheit von Seiten der Engländischen Minister erfordern, um den annahenden Sturm zu beschwören.

Berlin, den 18. November 1830.

Meinem zur Abgabe an die Post bereiten Schreiben von vorgestern will ich diese Nachschrift beigeben in Beantwortung Ihres soeben mir überlieferten Briefes vom 16. d.

Der General Knesebeck hat in einer Unterredung mit mir vorgegeben, er habe den angeblichen Ländertausch in einer Gesellschaft beim Kronprinzen zum Scherz ersonnen und dadurch sei er in das Publikum gekommen. Ich selbst habe indessen etwas ähnliches in der allgemeinen Zeitung gelesen, nur mit dem Unterschied, daß Preußen bei einem Ländertausch nicht betheiligt wird, sondern solcher nur zwischen den Niederlauden und Sachsen stattfinden solle. Aber auch hierbei würden die Nachtheile eintreten, deren Sie erwähnen und der neue König von Belgien zum wenigsten ein Vasall Frankreichs werden, seine Unterthanen aber stets gefährliche Feinde der Holländer und durch die Verbündung Hollands und Sachsens die Franzosen den Vorwand gewinnen, in das Herz von Deutschland einzudringen. Der Krieg also würde durch eine solche Vertheilung der Gebiete nicht entfernt werden. Die großen Mächte indessen wollen den Frieden durchaus erhalten und bitten vorläufig nur um Waffenstillstand. England ist jetzt vor der Hand unmächtig; Oesterreich nicht sehr eifrig und wohl nur um Italien besorgt; Rußland allein, bei seiner großen Macht und Gefahrlosigkeit, bereit, die Polizei auszuüben. Preußen ist demnach in eine bedenkliche Lage gerathen; Krieg und Frieden ist gleich gefahrdrohend; jener würde unpopulär sein, wäre er bereits ausgebrochen. Ob er populärer sein werde, wenn er künftighin sich entzündet, ist noch die Frage. Der Ultra-Liberalismus verbreitet sich immer mehr. Man rechtfertigt, was in Frankreich geschieht, man rechtfertigt sogar den Aufstand der Belgier. Wie weit solche Gesinnungen gehen, will ich Ihnen durch folgende Anekdote darthun.

Ein guter Royalist hatte den Einfall, den Ihnen bekannten logischen Brief des Grafen Kergorlai an die Pairskammer beson-

ders abdrucken zu lassen und den Verkauf desselben für 1 Sgr. zum Besten der Armen der hiesigen Buchhandlung Cosmar und Krause zu übergeben und dieses durch die Zeitungen bekannt zu machen. Mehrere Tage darauf erscheint eine Erklärung der genannten Buchhandlung in den Zeitungen, daß sie sich mit diesem Verkauf nicht abgeben werde. In dieser Erklärung ist die Gesinnung des Buchhändlers und seiner Kunden, sowie die überwiegende Mehrheit des lesenden Publikums enthalten.

Wir gehen sicherlich einer Revolution entgegen, wenn auch nicht in der nächst bevorstehenden, so doch in einer späteren Zeit. Wenn auch ich selbige nicht erlebe, so kann ich doch trüber Besorgnisse darüber mich nicht erwehren, sei es in Hinsicht auf den Staat oder der auf meine Kinder und Freunde. Wenn ich noch länger zu leben wünschte, so wäre es nur bei der Hoffnung, mit Ihnen künftighin über meine vergeblichen Besorgnisse lachen zu können. Worauf wäre eine solche Hoffnung zu gründen?

Gott befohlen.

G.

An Clausewitz.

Berlin, den 22. November 1830.

Von dem Gerücht eines Ländertausches habe ich seither nichts mehr vernommen. Daß die Hoffnung auf Erhaltung des Friedens steigt, können Sie aus den Zeitungs-Nachrichten schließen, und zwar aus dem willigen Empfang des Waffenstillstandes von Seiten der Deputirten in Brüssel und den Reden des Marschalls Maison und des Herrn Bignon in Paris. Ich meinerseits theile indessen diese Hoffnung nicht völlig.

Nach einem vom Prinzen Albrecht dem König, dem Hof, und anderen Personen gegebenen Diné machten die Prinzen, mit Ausnahme des Kronprinzen, aber im Verein mit dem Prinzen August, in geschlossener Masse einen Sturm auf den General Witzleben, ihm Vorwürfe machend, daß die Armee nicht bereits in Marsch

gesetzt sei. Dieser soll übrigens die Politik des Königs sehr ruhig und sehr gut vertheidigt haben.

Nachdem die Kosten der Mobilmachung (für 7 Corps mehr als 20 Millionen) werden bestritten sein, wird der Unterhalt der Armee für ein Kriegsjahr auf 78 Millionen berechnet. Man muß also sofort den Krieg mit Schuldenmachen beginnen.

Die Wünsche des Publikums sollen für Frankreich sein, und selbst für Belgien. Der Krieg ist nicht in der Gunst des Publikums. Ich glaube, daß wenn Frankreich mit einem Krieg drohte, und zur Verschonung mit selbigem die Bedingung stellte, die Provinzen des linken Rheinufers wieder zu erhalten, das Publikum es billigen werde, daß solche abgetreten würden; so wenigen Werth legt man auf sie und so sehr sind ihre Gesinnungen verdächtigt.

Mama will durchaus, daß wir der Cholera von der einen Seite und der revolutionären Gesinnung von der anderen Seite wehren sollen. Ich habe ihr gesagt, mir dünke beides gleich unmöglich, sie ist aber von solcher Unmöglichkeit nicht zu überzeugen und vermeint, es liege an unseren schlechten Anstalten.

Sabalkanski wird, wie das hiesige Publikum behauptet, das Fräulein von Bülow heirathen; er soll sich sehr mit ihr beschäftigen, ich selbst habe nur bemerken können, daß er auf Bällen, wenn er nicht mit ihr spricht, sie doch mit den Augen beobachtet. Ich bin mit ihm auf einem sehr herzlichen Fuß.

Es ist Ihnen vielleicht nicht uninteressant zu lesen, was Minister Stein von dem gegenwärtigen Stand der Angelegenheiten denkt; ich habe daher hierneben aus einem von ihm an die Prinzessin Luise gerichteten Brief*) einen flüchtig geschriebenen Auszug gefertigt, den ich Ihnen aber abtreten will, wenn Sie ihn lesen können.

*) Dieser Brief ist gedr. in Pertz, Stein's Leben VI, 1006. Stein schiebt darin die Schuld an der Revolution ausschließlich auf die französischen Liberalen, glaubt jedoch nicht, daß jene den Nachbarländern so gefährlich sein werde, wie die früheren, da die Völker die bösen Folgen kennen gelernt haben.

W. Humboldt ist ganz und gar nicht so gleichgültig gegen von Seiten des Hofes empfangene Ehren, als er manchem scheinen möchte. Als er den schwarzen Adler-Orden und das Recht des Wieder-Eintritts in den Staatsrath erhielt, soll er Freudenthränen geweint und Gott gedankt haben, mit der Erklärung, nun könne er ruhig sterben.

Fritzen wollen Sie gefälligst mittheilen, daß er eine Eroberung gemacht habe, und zwar an der Gräfin Fink, die er in Reinerz gesehen hat; sie ist ganz begeistert von ihm und redet im Enthusiasmus von ihm.

Nun will ich meinen aphoristischen Brief schließen; nächstens ein Mehreres, am liebsten nichts wichtiges, denn das wichtige Gute kann uns nicht gleich einem großen Loos zu Theil werden und das wichtige Schlimme möchte ich nicht zu melden haben.

Meine herzlichen Empfehlungen an Ihre Frau Gemahlin bitte ich zu übergeben sowie auch an Fritz und Hedwig.

Ihr

treuer Freund und Diener

G.

An Clausewitz.

Berlin, den 23. November 1830.

Meinem heute abgesendeten Brief von gestern lasse ich diesen folgen, um Ihnen, lieber Herr General mitzutheilen, daß bei dem Fürsten Wittgenstein und bei der Bank die Nachricht eingegangen ist, daß Lord Wellington und Peel aus dem Ministerium treten. Als deren Nachfolger werden genannt Lord Grey, Lord Landsdown, Mr. Brougham und andere. Den Commentar hierzu werden Sie wohl selbst machen.

Vorgestern hat der König gegen den Prinzen Albrecht geäußert, es werde wohl ohne Krieg nicht ablaufen.

Der Prinz von Oranien hat die Schwäche gehabt, den von der Provisorischen Regierung in Brüssel nach London gesendeten

Belgier . . . zu fragen, ob für ihn, den Prinzen, eine Chance sei, gewählt zu werden; der Brüsseler Gesandte aber hat trocken geantwortet: nicht die mindeste.

Clausewitz an Gneisenau.

Breslau, den 3. Dezember 1830.

Die politischen Verhältnisse gestalten sich immer übler. Der Fall des englischen Ministeriums ist vielleicht für die innere Ruhe Englands nöthig gewesen, aber für das Schicksal des Continents von entscheidendem Nachtheil. So werden wir uns also ohne englische Hülfe an Menschen und Geld schlagen müssen. Unter diesen Umständen und nach dem Verlust von Belgien ist es erlaubt für den Fall eines Krieges schwarz zu sehen; indessen muß man doch Muth und Hoffnung nicht sinken lassen, um sich nicht selbst zu verlassen. Die deutschen Revolutionen fürchte ich nicht, und ich glaube, daß Euer Excellenz darin zu trübe sehen. Es ist bei uns eine Art von Fieber, was vorüber gehen wird. In dieser Beziehung möchte ich den Grundsatz geltend machen, sich bei ausbrechendem Kriege gar nicht darum zu bekümmern und die großen Städte sich ganz selbst zu überlassen. Denn glaubt man in ihnen Besatzung zurücklassen zu müssen, so wird man sich im Felde bedeutend schwächen und doch werden jene Besatzungen nicht hinreichen allen Unordnungen vorzubeugen, wenn dergleichen eintreten sollten. Mehr als Unordnungen kann aber bei uns daraus nicht hervorgehen, und diesen vorzubeugen oder sie zu stillen, dafür mögen die Bürger selbst sorgen. Es versteht sich, daß ich hier nicht vom Großherzogthum Posen rede, für welches, wie mir scheint, das erste Armeekorps mobil zurück bleiben müßte. Aus Euer Excellenz Schreiben ersehe ich, daß davon die Rede scheint nur 7 Armeekorps ins Feld zu führen. Das wäre ungefähr, wie im Jahr 1806, wo man auch ⅓ der Armee nicht mitnahm; ich kann ein solches System nur inconsequent finden. Läßt man ein Corps und dieses Corps mobil zurück, so hat man 30,000 Mann, während zwei immobile nur 16000 Mann geben; im Felde aber hat man auch 30000 Mann mehr. Bei einem Kriege, wie der bevorstehende, kommt es mehr als je auf die ersten entscheidenden Schläge an, denn da die Spannung der Gemüther überall so groß ist, so werden sie, in welchem Sinn sie auch fallen, mit einer ungeheuren moralischen Kraft wirken; und diese ist gewiß mehr werth als alle ersparten Millionen, denn sie giebt und nimmt das Vermögen sich dergleichen zehnmal mehr zu verschaffen. Aber es ist zu allen Zeiten schwer gewesen, die halb klaren Vorstellungen und die halben Maaßregeln aus dem Leben da zu verdrängen, wo große Entscheidungen und Katastrophen zu erwarten sind und das Gemüth mit ihrem Druck belasten. Die Oestereicher haben im Jahr 1796 und 1797 vier Entsatz Armeen gegen Bonaparte abgeschickt, die grade immer schwach genug waren um von ihm geschlagen zu werden, hätten sie die Kräfte, welche in diesen 4 Armeen steckten und successiv gebraucht wurden, mit einem male gegen ihn verwendet, so war es wie unmöglich geschlagen zu werden.

Der Gedanke dem Erzherzog Karl die belgische Krone anzutragen, scheint mir der einzige Ausweg diese Länder nicht in die Hände der Fran-

zosen fallen zu sehen. Ich kann mir wohl denken, daß es viel Leute giebt, welche darin eine Macht Vergrößerung Oestereichs sehen und neidisch darüber sind, aber es ist ja nicht von Oestereich sondern von Frankreich, daß die Gefahr droht. Eine andere Frage ist es, ob die kleine Monarchie sich lange gegen Frankreich halten würde, da in den Belgiern eine große Tendenz ist mit diesem Lande zusammenzufließen, die vielleicht jetzt nur in einem Theil des Adels durch den Demokratismus der Pariser zurückgehalten wird; allein ich denke: Zeit gewonnen, alles gewonnen, denn der jetzige Moment ist den bestehenden Regierungen so ungünstig, wie es kaum ein späterer sein wird; der Revolutionsgeist hat so alle in der tiefsten Ruhe überfallen und Nerven wie Muskeln so erschüttert, daß keine sonderlichen Leistungen zu erwarten sind. Vielleicht gelingt es auch dem Erzherzog sich die Liebe der Belgier einigermaßen zu erwerben, so daß sie anfangen sich in ihrer Unabhängigkeit zu gefallen. Eine dritte Frage ist endlich, ob der Erzherzog es annehmen wird. Fritz glaubt nein; ich denke mir aber, daß der Oestereichische Hof ihn bestimmen wird, weil die Acquisition für das Haus Oestereich doch zu wichtig ist und dieses Haus schon das System hat, sich überall mit Nebenlinien zu umgeben.

An Clausewitz.

Berlin, den 3. Dezember 1830.

Von dem Prinzen August habe ich erfahren, daß Sie bereits wieder in voller Dienstthätigkeit und auf Ihrer Inspectionsreise sind. Selbiger hat mir dabei seine Zufriedenheit mit Ihren Leistungen ausgedrückt und somit den Aerger überwunden, den ihm Ihre Anstellung in seinem Dienstzweig verursacht hat.

Wichtiges Neues ist hier nicht, was nicht bereits die Zeitungen gemeldet hätten. Die Annahme des Waffenstillstandes von Seiten der Belgier ist ein Akt der Unklugheit, denn mit ihren 20,000 Mann hätten sie ungestraft einen Einfall in das reiche Holland machen können, die der Mehrzahl nach etwas feigherzigen holländischen Truppen würden ihnen nur geringen Widerstand geleistet haben.

Ihnen, mein lieber Herr General, hatte eine andere Bestimmung vorgestanden. Der Prinz Wilhelm, Bruder, war mit der Wahl des General Nostiz zu seinem Begleiter sehr unzufrieden*) und hatte Sie vorgeschlagen, Nostiz hatte aber bereits die Königl. Kabinetsordre in seinen Händen.

*) Prinz Wilhelm war zum General-Gouverneur am Rhein ernannt.

Ich zweifle, daß das neue englische Ministerium den dortigen Umständen gewachsen sein werde; diejenigen Veränderungen, welche Lord Grey verheißt, werden nicht von der Zahl und Bedeutung sein, als die unteren Klassen dort erwarten und dann wird der jetzige Zustand von Verbrechen und Unordnung fortdauern. Ihre Frau Schwiegermutter ist sehr dadurch betreten, ihr einziger Trost ist, daß alle diese Verbrecher, Räuber und Brandstifter keine Engländer sind, sondern nur Ausländer. Fürst Radziwil las ihr vor einigen Tagen bei der Prinzessin Luise aus der Zeitung einen von ihm erdichteten Artikel vor, daß das britische Parlament den Banquerott erklärt habe. Diese Nachricht setzte sie so sehr in Bestürzung, daß der Fürst eilen mußte, seinen Scherz zu bekennen.

Mit Diebitsch bin ich auf einem herzlichen Fuß. Er hat sich viel mit Fräulein v. Bülow beschäftigt und ich habe einige verstohlene, schnell wieder abgewendete Blicke der Kleinen auf ihn bemerkt. Officiell verlautbart ist indessen noch nichts. Morgen soll er abreisen.

Ueber die Schlacht von Gr. Görschen hat selbiger mir eine sonderbare Mittheilung gemacht. Ich fragte ihn nämlich, warum Miloradowitsch nicht dazu herbeigerufen worden? und er sagte mir, es sei die Frage gewesen, wo Miloradowitsch sei? da habe man in seinem Briefe das Datum Altenburg gelesen, vor diesem Ortsnamen habe der Buchstabe W. gestanden, der in den slavischen Sprachen in bedeutet, und da habe man statt Altenburg Waldenburg gelesen und somit geglaubt, er könne nicht mehr zur Schlacht eintreffen. An solchen kleinen Umständen scheitern oft Individuen und Reiche!

Der Großfürst Constantin ist, wie mir Fürst Radziwil sagt, desorientirt. Er hatte Preußen für einen Revolutionsheerd gehalten, und stets erwartet, daß der Vulkan sich entladen würde. Dagegen lobte er von Sachsen das Benehmen der Regierung und die verständige, ruhige Gesinnung des Landes. Jetzt sieht er die

Sachsen sich empören und Preußen ruhig und kann das alles nicht begreifen.

Bei einem unserer Regimenter, das aus Posen sich rekrutirt und zu unseren Rheintruppen stoßen soll, sind bei Einberufung der Reserven und Beurlaubten 70 und einige Mann mehr gekommen, als beordert waren.

Diebitsch hat mir seine Besorgniß darüber ausgedrückt, daß die Türken eine Militair-Grenze nach dem Muster der Oesterreichischen längs der Donau bilden wollen. Die unter ihm stehenden Militair-Colonien haben durch seine Einrichtungen jetzt guten Fortgang und er hat sich ihren Dank dadurch verdient, daß er die Härten des General Araktschejeff aufhören ließ und jedem Colonisten das Areal verdoppelte.

Die Belgier haben eine solche Scheu vor der Nähe unserer Truppen, daß sie ihren Truppen mit der Todesstrafe gedroht haben, wofern einer derselben unsere Grenze überschritte und Unfug verübte.

Auf meinen Antrag hat Witzleben verheißen, daß im Fall eines Krieges der General Hiller wieder angestellt werden solle. Ihr Herr Bruder, der erst 58 Jahr alt ist und den ich im ververwichenen Sommer als einen noch sehr rüstigen Mann wiedergesehen habe, sollte derselbe nicht ebenfalls wieder anzuwenden sein?

Fürst Pückler, heißt es, intriguirt, General zu werden, und man ist darüber empört. Sein Buch macht viel Redens und hat ihm eine Correspondenz mit der Gräfin Goltz zugezogen, aber doch nur eine sehr milde. Er hatte ihr im Theater sein Augenglas geborgt, und hatte die Loge verlassen, ohne wieder zu kommen. Des anderen Tages schickte sie ihm selbiges zurück, mit der schriftlichen Warnung er möge damit die Leute nicht zu scharf in das Auge fassen; darauf hat er sich in einem 4 Quartseiten langen Brief verantwortet. Rochow hingegen soll ihn heftig zur Rede gestellt haben.

Den 4. Dezember.

Gestern Nacht erhielt ich die, Ihnen nun bereits bekannte Nachricht von dem Aufstand der Polen in Warschau, berichtet an Bernstorff von unserem Gen. Consul Schmidt in Warschau. Der Großfürst Constantin hat sich mit genauer Noth durch die Zimmer der Fürstin Lowicz gerettet und mit einigen Regimentern aus der Stadt retten können; sein Hauptquartier ist jetzt 6 Meilen von Warschau. In seinem Vorzimmer wurde der General Essakoff und sein Adjutant ermordet. Die meisten Generale und Stabsoffiziere konnten nicht mehr zu ihren Regimentern gelangen, sondern wurden in den Straßen niedergemacht. Der Aufstand begann in einer Art von Kriegs- und Dienstschule aus Unteroffizieren bestehend. Michel Radziwill soll unter den Aufrührern sein. Wir müssen nun ein wachsames Auge auf Posen und auf die Landwehrzeughäuser im Großherzogthum haben. Unserem Radziwill steht vermuthlich eine unangenehme Mission bevor, nämlich die nach Posen.

Nachtrag. Es sind 2 Generale im Vorzimmer des Großfürsten ermordet worden; mehrere andere Generale auf den Straßen. Der Anfang der Empörung kam aus der Kriegsschule von 400 jungen Unteroffizieren, die zu Offizieren bestimmt sind; 24 der entschlossensten drangen in den Palast. Bei dem Abgang des letzten Couriers plünderte das Volk die Kaufmannsläden. Die Bank war noch durch das Sappeur-Bataillon behauptet gewesen. Michel Radziwill war wohl nicht unter den Empörern gewesen, aber er kam mit dem Fürsten Czartoriski nach dem Aufstand zum Großfürsten, und beide boten Bedingungen zur Herstellung der Ruhe an, die aber der Großfürst zurückwies. Dann trat Michel Radziwill in die provisorische Regierung ein.

Berlin, den 4. Dezember 1830.

Meinem Privatbrief schließe ich diesen offiziellen bei, um Ihnen anzuzeigen, daß der König beschlossen hat, sofern das in diesem Augenblick marschfähig gemachte, 5. Armee-Corps nicht hin-

reichen sollte, die etwa weiter in das Großherzogthum Posen aus Warschau sich verbreitenden Unruhen zu dämpfen, sofort das 1., 2. und 6. Armee-Corps mobil gemacht und dorthin marschiren sollen. General Witzleben hat mir heute persönlich dieses bekannt gemacht, zugleich mit der Anzeige, daß der König mir den Oberbefehl über diese 4 Armee-Corps anvertrauen werde, und mit der Anfrage, wen ich zum Chef des Generalstabes dieser Armee wünsche? und ich habe sofort Ihren Namen genannt, worüber Witzleben freudig einstimmte.

Ich vermuthe nun, daß das 5. Armee-Corps hinreichend sein werde, um die sicherlich aus dem Königreich Polen in das Großherzogthum Posen sich verbreitenden Unruhen zu ersticken, da heut zu Tage aber so manches sich ereignet, was man nicht erwartet hat, so habe ich es für angemessen gehalten, Sie von der Möglichkeit der Formation einer solchen Armee zu unterrichten, sowie von meiner Wahl eines Chefs des Generalstabes, sofern Sie solche genehmigen.

Von allem diesem bitte ich Sie, Fritz Kenntniß zu geben unter der Bedingung der Geheimhaltung, sowie von meiner Absicht, ihn in das Hauptquartier zu ziehen, wenn ihm solcher Dienst gefällt.

Geschlossen den 4. Dezember Abends.

Gneisenau.

Elftes Buch.

Oberbefehl gegen Polen. Schluß.

Oberbefehl gegen Polen. Schluß.

Wir sind angelangt bei dem Ereigniß, das die letzte Lebensperiode Gneisenaus einleitete.

Die polnischen Erwerbungen des Jahres 1815 waren von Kaiser Alexander nicht einfach dem Russischen Reich einverleibt, sondern als selbständiger, nur durch Personal-Union mit Rußland verbundener Staat organisirt worden. Eine eigene polnische Armee wurde errichtet, ausschließlich Polen als Beamte angestellt und eine Constitution nach dem Zwei-Kammer-System eingeführt. Rußland war in Polen nur repräsentirt durch den Großfürsten Constantin, der in Warschau residirend den Oberbefehl über die Armee führte, einige wenige Beamte und Officiere und eine kleine Abtheilung Soldaten. Indem diese sich vor dem Aufstand über die russische Grenze zurückzogen, so stand Rußland sofort einem vollkommen geordneten Staat mit einer tüchtigen, geschulten Armee, Beamtenthum und Regierung gegenüber; eine Macht, die nur durch einen regelmäßigen Krieg bezwungen werden konnte. Anfänglich schien noch ein friedlicher Ausgleich möglich. Es gab eine Partei unter den Polen, welche die beiderseitigen Machtverhältnisse abwägend, der Revolution die Wendung zu geben wünschte, daß die Union mit Rußland aufrecht erhalten und nur gewissen Beschwerden Abhülfe verschafft werden sollte. Aber die nationale Leidenschaft war zu heftig erregt, um sich daran genügen zu lassen. Der Reichstag beschloß die Absetzung des Hauses Romanow und machte damit einen Kampf auf Leben und Tod unvermeidlich.

Die öffentliche Meinung in Deutschland begrüßte den polnischen Aufstand mit unverhohlener Sympathie. Die Nation lebte so ausschließlich in der Opposition gegen die Regierungen daß sie sich mit jeder Erhebung von Unterdrückten gegen eine bestehende Autorität solidarisch fühlte und concret-politischen Ueberlegungen neben diese Empfindung keinen Raum gab. Einen anderen Weg gingen die Entschließungen der preußischen Regierung. Sie besorgte einerseits die Fortpflanzung der Bewegung auf ihre eigenen polnischen Provinzen, andererseits befürchtete sie eine höchst gefährliche Rückwirkung derselben auf die allgemeine Situation der Politik.

Der von Frankreich drohenden Kriegsgefahr hatte anfänglich das traditionelle Zusammenstehen der vier anderen Großmächte einen festen Damm entgegengesetzt. Jetzt war in England ein Ministerwechsel erfolgt und ein liberal-whiggistisches Ministerium ans Ruder gekommeu, das einer activen auswärtigen Politik viel weniger geneigt war, als das vorhergehende torystische. Ein Theil der österreichischen und deutschen Bundestruppen waren durch Bewegungen in Italien und in den kleineren deutschen Staaten in Anspruch genommen. Der polnische Aufstand drohte auch Rußlands Kräfte vorläufig zu paralysiren. Sowohl die Wahrscheinlichkeit des Losbrechens von Seiten Frankreichs wie die Gefährlichkeit des Krieges für Preußen war daher durch die polnische Erhebung unermeßlich vermehrt. Am nächsten hätte es gelegen, den Russen direct zu Hülfe zu kommen und durch schnelles Niederwerfen der Polen die russischen Streitkräfte gegen Frankreich wieder frei zu machen. Aber einerseits wünschten die Russen ihrer eigenen Autorität halber eine solche Hülfeleistung nicht, andererseits hätte das Vorgehen Preußens gegen Polen die Stimmung des französischen Volkes so sehr gereizt, daß der Krieg — den man doch immer noch zu vermeiden hoffte — vermuthlich auf der Stelle ausgebrochen wäre.

Man wartete also zunächst den weiteren Verlauf der Ereig-

nisse ab, indem man sich auf alle Eventualitäten vorbereitete. Die den polnischen Grenzen am nächsten liegenden Armee-Corps wurden mobilisirt, die Grenzbewachung angeordnet und Gneisenau zum Oberbefehlshaber bestimmt. Aber es fand weder eine größere Zusammenziehung statt, noch trat Gneisenau den Oberbefehl sofort an. Die Bewegungen der einzelnen Truppentheile wurden von Berlin aus durch directe Befehle geleitet und in Uebereinstimmung gesetzt.

Gneisenau hatte also vorläufig noch keinen eigentlichen Wirkungskreis. Doch nahm er lebhaften Antheil an der Politik, indem er und Clausewitz, der als sein designirter Generalstabschef nach Berlin gekommen war, mit den anderen leitenden Persönlichkeiten häufig zu Conferenzen zusammentraten, um über einzelne wichtige Momente gemeinschaftlich zu berathen.

Die Hauptschwierigkeit der Lage bestand darin, daß man alle Vorbereitungen für den zu erwartenden Krieg, die eigene Mobilmachung, wie die nöthigen Vereinbarungen mit den befreundeten Mächten, namentlich Oestreich und den deutschen Bundesstaaten zu treffen wünschte, ohne doch durch solche Vorbereitungen die Lage noch gespannter zu machen und etwa grade durch die Rüstung selbst den Krieg, den man zu vermeiden wünschte, zu provociren. Bezüglich der polnischen Bewegung kam es zunächst darauf an, sowohl Unruhen unter den eigenen polnischen Unterthanen zuvorzukommen, als Einfälle und Grenzverletzungen seitens der Insurgenten zu verhüten. Man hielt es sogar für möglich, daß die polnischen Armee, von den Russen besiegt, einen Versuch machen würde, sich durch Deutschland hindurch nach Frankreich hin durchzuschlagen.

Die Leitung der äußeren Politik Preußens wie aller dieser Angelegenheiten ging von dem Könige direct aus, ohne daß ein Rathgeber, sei es in dieser, sei es in jener Stellung einen allein entscheidenden, einheitlichen Einfluß besessen hätte.

Außer dem Minister des Auswärtigen, Grafen Bernstorf,

wurden namentlich auch der General von Witzleben, Fürst Wittgenstein, Kneſebeck und Ancillon zugezogen. Daneben wurden zur Beſchlußfaſſung über einzelne Fragen jene Commiſſionen gebildet, an denen Gneiſenau mit Clauſewitz, Krauſeneck, als Chef des Generalſtabes der Armee, General Grolmann und Andere theilnahmen.

Es iſt klar, daß bei dieſer Geſchäftsbehandlung die Leitung der Politik einen ſicheren, ſtätigen Gang ſchwer einhalten konnte. Das richtige Ineinandergreifen der politiſchen und militäriſchen Maßregeln hing hauptſächlich ab von dem General von Witzleben, der politiſch als perſönlicher Rathgeber und militäriſch als Chef des Cabinets die vollkommenſte Ueberſicht über die geſammte Lage hatte. Aber trotz ſeiner vielfachen vortrefflichen Eigenſchaften wollte man ihm doch nicht durchaus die Fähigkeit zu einer ſolchen beherrſchenden Stellung zutrauen.

Namentlich Krauſeneck und Clauſewitz, der uns einige Aufzeichnungen hierüber hinterlaſſen hat *), hätten gern eine Aenderung herbeigeführt. Sie wünſchten, daß Gneiſenau bei dem König beantrage, ihm perſönlich oder einer ſtändigen Commiſſion unter ſeiner Leitung die einheitliche Direction aller auf den zu erwartenden Krieg bezüglichen Angelegenheiten zu übertragen.

Clauſewitz war bei ſeiner Ankunft in Berlin erſtaunt geweſen, wie munter und lebhaft er Gneiſenau — jetzt da es zu Thaten zu kommen ſchien — gefunden hatte. Da war keine Rede mehr von zu hohem Alter und abnehmendem Gedächtniß. Er faßte nicht nur das augenblickliche Commando gegen Polen, ſondern auch das zukünftige gegen Frankreich in's Auge. Aber zu einem ſolchen Schritte, wie ihn Krauſeneck vorgeſchlagen, das wußte Clauſewitz ſehr wohl — eine perſönliche Stellung für ſich zu fordern, die ihm nicht freiwillig geboten wurde, ohne daß die Gefahr ſelbſt ein directes thätiges Einſchreiten verlangte — dazu wäre Gneiſenau niemals zu bewegen geweſen.

*) Bei Schwartz, Leben Clauſewitz'.

Er griff also nur im einzelnen Fall, wenn er es für angebracht hielt, mit seinem Rath ein und die Geschäfte wurden in derselben Weise fortgeführt. Da die erwartete große Krisis nicht eintrat, so kann man auch nicht sagen, daß ein besonderer Nachtheil daraus erwachsen sei.

So verging der Winter mehr in unruhiger Erwartung als in wirklicher Thätigkeit.

Anfang Februar hatten die Russen ihre Armee versammelt, unter dem Oberbefehl des Feldmarschalls Diebitsch, und drangen in Polen ein. In der Schlacht von Grochow, unmittelbar vor den Thoren Warschaus (25. Febr.), wurden die Polen geschlagen und man erwartete, daß sie nun von den Russen gedrängt, in kürzester Frist an der preußischen Grenze erscheinen würden. Unter diesen Umständen waren die Gegenmaßregeln nicht mehr von Berlin aus zu leiten und nachdem schon einige Irrungen mit dem am Platz commandirenden Generale stattgefunden hatten, befahl der König (6. März), daß Gneisenau sein Commando antrete und sofort nach Posen abgehe.

An Clausewitz.

Berlin, den 7. December 1830.

Mein verehrter Freund!

Mein Brief, den ich Ihrer Frau Gemahlin zur Besorgung übergab und worin von der eventuellen Aufstellung einer Armee von vier Corps die Rede ist, muß nun in Ihren Händen sein und ich fahre demnach fort.

Es scheint mir, daß das 5. Armeecorps hinlänglich sein wird, die Ruhe im Großherzogthum Posen zu erhalten, nachdem von einem gänzlichen Abfall des Königreichs Polen von Rußland nicht die Rede ist und nur die Erfüllung von Bedingungen begehrt wird. So lange der Fürst Czartoriski noch an der Spitze der Warschauer provisorischen Regierung steht, darf man eine Ausgleichung und selbst Verzeihung von Seiten des Kaisers Nikolaus

hoffen, besonders wenn die Lithauischen Truppen bestehend aus Lithauern und Russen nicht abfallen, was ich nicht erwarte.

Der französische Krieg ist ebenfalls nicht nahe. Ich lese mit Aufmerksamkeit die französischen Zeitungen, das Journal des Débats und Gazette, die Auszüge aus den republikanischen Zeitungen giebt und daraus habe ich mir folgenden Zustand Frankreichs abstrahirt.

Die vorhandene Armee ist wohl nicht über 80,000 Mann stark, dazu werden Rekruten ausgehoben; noch habe ich indessen Nichts von marschirenden Konscribirten gelesen. Die müssen erst gekleidet und gebildet und bewaffnet werden. Es fehlt aber an Waffen und Werkstätten dazu sollen in Paris eingerichtet werden. Es fehlt aber auch an Geld. Aus den südlichen Departements gehen aber die direckten Abgaben nur spärlich ein. Die Regierung will eine Anleihe von 80 Millionen machen, von denen sie nur die Hälfte erhalten wird, bei dem Stand der Course die dann noch weiter herunter gehen. So viel von den materiellen Kräften, nun zu den geistigen.

Die französische Regierung selbst hat unserem Gesandten das offene Geständniß mitgetheilt, daß man von ihr keinen Krieg zu besorgen habe, da sie selbst sich noch nicht befestiget habe. — Die Revolution hat die Departements noch nicht durchdrungen, höchstens die nördlichen, keineswegs die südlichen. Aber ich erwarte, daß die Republikaner, als die heftigeren und die Angreifenden den Sieg nach und nach erringen werden, wie dies in der früheren Revolution geschah. Dann wird sie sich aller großen Hebel, namentlich des Schrecken-Systems, bemeistern, Rekruten zu den Armeen treiben und Geld münzen.

Wenn diese Entwicklung so weit gediehen ist, dann werden wir Krieg haben, wir dürfen aber davor keine Besorgnisse haben. Ich hoffe, daß unter den großen und kleinen Mächten keine Verräther sind und dann sollen die Franzosen zahlreiche Kräfte gegen sich finden.

Kommt der Vorschlag, den ich dem Grafen Trautmannsdorf gemacht habe, Napoleon II. zur Avantgarde zu schicken, in Ausführung, so bringen wir dadurch einen großen Theil der französischen Armee in Verwirrung. Lehnt Oesterreich dieses ab*), so müßte man suchen, ihn zu entführen, womit dieses nicht unzufrieden sein würde, da dadurch, daß wir uns dessen bedienen, der österreichischen Diplomatie der Vorwurf des Eigennutzes abgewälzt würde. Vielleicht könnte diese Maßregel Rußlands Beistimmung nicht erlangen, wenn man sich indessen seiner, des Napoleon II., nur so weit bedient, daß man die französischen Streitkräfte spaltet, so hat sein Vorhandensein schon gute Früchte getragen und, am Ende, Usurpator gegen Usurpator, so ist mir der junge Napoleon lieber als König Philipp. Das Allerbeste wäre, daß wir zwei französische Reiche stiften könnten, ein nördliches und ein südliches, jenes für Napoleon II. ein südliches für Heinrich von Bourbon, oder meinetwegen für den König Philipp. Da wären wir eines starken Nachbars los. Die Moral könnte hiergegen Nichts einwenden und am Ende ist es meine Moral, dem König und Preußen nützlich zu dienen.

Es ist unmöglich, aber meines Bedünkens nicht gewiß, daß wir brittischer Hülfe entbehren müssen, denn das neue Ministerium ist kein radikales, sondern wesentlich, mit geringer Ausnahme, ein Whig-Ministerium und ein solches ist von Wilhelm dem Oranier an, bis in den siebenjährigen Krieg stets Frankreich feindseelig gewesen. Wenn wir auch von daher keine Hülfe erlangen könnten, so ist dies nicht von der Bedeutung, als man gewöhnlich annimmt. Die Subsidien, die wir in unserem letzteren Kriege von daher erhielten, werden wohl kaum 10 Millionen Thlr. übersteigen und nun frage ich, ob wir so sehr übel daran wären, wenn wir 10 Millionen Schulden mehr hätten? Wir müssen mehr Papiergeld ausgeben und das Bedürfniß desselben ist offenbar vorhan-

*) Das Gegentheil ist geschehen. Metternich hat wenig später Louis Philipp damit gedroht.

den, denn die 50 Thaler- und 5 Thaler-Scheine ſind ſchwer zu haben und werden mit Agio bezahlt. Wenn wir auch wirklich ſoviel davon ermittirten, daß ſelbige im Vergleich mit Silber und Gold ſich entwertheten, ſo hat dieſes auch wenig zu bedeuten und wir bezahlten dann die damit gekauften Waaren um ſo und ſoviele Thaler theurer. Das amerikaniſche Papiergeld ſtand am Ende des daſigen Unabhängigkeits-Krieges wie Tauſend gegen Eins und dennoch wurde der Krieg damit beſtritten, der franzöſiſchen Aſſignaten nicht zu gedenken. Unſer Credit iſt gut, und wir bezahlen in dieſem Augenblick wieder 5 Millionen Thaler Schulden. Den Städte-Inſurektionen muß man durch Bürger-Vereine zu begegnen ſuchen, da ſie doch meiſt nur von den unterſten Klaſſen ausgehen und das Vermögen der Bürger dadurch in Gefahr geräth. Von Aufſtänden politiſcher Natur beſorge ich nichts; die Städte-Ordnung iſt dagegen eine gute Ableitung und ich kann mich nicht der Klage erwehren, daß man ſie nicht ſogleich im Jahr 1815 in unſeren neu- und wiedererworbenen Provinzen eingeführt hat, aber damals galt dem Hof und der Ariſtokratie dieſes Inſtitut als ein revolutionaires. Wo ich partielle Aufſtände beſorge, iſt bei unſeren ſchleſiſchen Dorfbewohnern, die leicht aufzuwiegeln ſind.

Ich ſetze voraus, daß Ihre Frau Gemahlin Ihnen meinen letztern Brief mitgetheilt hat und ſchließe alſo dieſen, nur noch hinzuſetzend, daß ich noch nicht Einen Thaler ausgegeben habe, um mir eines und das andere zu einem Ausmarſch anzuſchaffen, ſo wenig wahrſcheinlich iſt mir ſelbiger, gegen Polen überhaupt nicht, und gegen Frankreich nur in entfernterer Zukunft. Belgien allein iſt noch ein Stein des Anſtoßes; denn nachdem die dortige Regierung die Dummheit begangen hat, einen nur den Holländern nützlichen Waffenſtillſtand zu ſchließen, werden die Herren wohl zur Erkenntniß kommen und Veranlaſſung geben, daß durch ihre Banden ſelbiger wieder gebrochen werde.

Soweit hatte ich geſchrieben, als Ihr Brief vom 8. dieſes (vermuthlich vordatirt) in meine Hände gelangte. Noch habe ich

keinen Thaler ausgegeben, um mich marſchfertig zu der etwaigen Polizei-Expedition zu machen, ſo ſehr bin ich überzeugt, daß es nicht dazu kommen werde. Der General Kraft*) hat etwas vorzeitig die Lärmtrommel geſchlagen und Reſerven und Landwehren einberufen. Der König iſt darüber ungehalten geweſen. Wenigſtens iſt ſolcher Lärm geeignet, unſeren Polen Scheu zu gebieten. Die anderweiten Angaben ſind folgende:

Sämmtliche Linientruppen des 5. Corps werden durch Einziehung der Kriegs-Reſerven und Landwehr 1. Aufgebots auf die Kriegsſtärke geſetzt. Die Artillerie wird auf die kriegsmäßige Stärke von 12 Batterien gebracht. Die geſammte Landwehr 1. Aufgebots bis zur Kriegsſtärke in den Stammorten verſammelt. Das 37. Infanterie-Regiment bleibt vorerſt in Thorn; das 33. da, wo die Ordre ſelbiges treffen wird; es tritt unter Röders**) Befehl. Für Linien und Landwehr werden Reſerve-Bataillons formirt und zu Feſtungs-Beſatzungen verwendet, um die darin befindlichen Truppen disponibel zu machen. Bricht im Poſenſchen eine Inſurrektion aus, ſo ſoll Röder die Provinz in Belagerungsſtand erklären. Zieten bringt ſämmtliche Truppen des 6. Armeekorps***) durch Einziehung der Kriegs-Reſerve auf die Kriegsſtärke. Die Landwehr 2. Aufgebots in den Grenzbezirken gegen Polen wird bewaffnet und patrouillirt längs den Grenzen. Kraft ſollte eine mobile Colonne von 3 Bataillons Infanterie, zwei leichten Cavallerie-Regimentern, 8 reitenden und 4 Fußgeſchützen formiren, die ſich zwiſchen Oſterode und Allenſtein aufſtellen ſollten. General Wittich ſollte dieſe befehligen und befugt ſein die Landwehr 1. Aufgebots zuſammen zu berufen. Das zweite Aufgebot der Landwehr wie bei Zieten an die Grenze.

Der Kronprinz†) bringt ſeine Linientruppen ebenfalls auf die

*) Commandirender des 1. Armee-Corps in der Provinz Preußen.
**) Commandirender des 5. Armee-Corps in Poſen.
***) In Schleſien.
†) Als Commandirender General des 2. Armee-Corps, Pommern.

Kriegsstärke und zieht das 2. (Brombergische) und 3. (Landsberg'sche) Bataillon 14. Landwehr-Regiments, sowie das Karger und Sammtersche des 33. und 34. Infanterie-Regiments in derselben Stärke in den Stammquartieren zusammen. Diejenigen Bataillone deren Waffen sich in den Festungen befinden, müssen dahin unverzüglich marschiren.

Für die Sicherheit der Festungen Thorn, Posen, Glogau und Cosel soll der Kriegsminister sorgen, und selbst Breslau dabei berücksichtigen.

Sie sehen hieraus, daß, wofern unsere Polen ihre etwaige Insurrektion um einige Wochen verzögern, sie uns in guter Verfassung treffen werden. Einzelne tollköpfige Versuche werden gemacht werden, Unternehmungen auf Cassen, Depots, Montirungskammern, darauf aber wird sich wohl die Insurrektion beschränken. Ihrer Ansicht, daß wir, von Rußland aufgefordert, Theil an einem Unternehmen auf Warschau zu nehmen, veranlaßt werden könnten, ist auch die meinige, sowie ich auch unsere Pflicht dazu anerkannt habe wie Sie.

Ihr Gedanke, die Güter der insurgirten polnischen Edelleute ihren Bauern zu schenken, ist vortrefflich und werde ich ihn heute noch dem General Witzleben vortragen; ich würde diesen Gedanken dahin erweitern, auch die Kirchen daran Theil nehmen zu lassen, dadurch würde das Einkommen der Pfarrer vermehrt.

An Frau von Clausewitz.

Berlin, den 7. December 1830.

Verehrte Frau Generalin!

Da Sie fremde Briefe gerne lesen, so habe ich den hier abschriftlich beiliegenden von einem polnischen in Lowicz stehenden General an eine Dame im Großherzogthum Posen gerichteten, Ihnen mittheilen wollen. Die Abschreiberin, Emilie, hat die darin befindlichen Fehler absichtlich beibehalten.

Im genannten Großherzogthum haben viele Edelleute sich Sättel und Mantelsäcke und Reitbedürfnisse anfertigen lassen, Pistolen angekauft, und sich mit Dolchen versehen. Der Verfertiger solcher Dolche ist ein Uhrmacher in Posen, der bereits in Untersuchung ist. Den Vorwand von Geburtstags-Gratulationen haben sie seit geraumer Zeit benutzt, um sich in Menge zu versammeln und zu verabreden. Dies ist offiziell.

Im Palais Radziwil ist, wie Sie denken können, große Bestürzung; im Urtheil darüber ist da wohl einige Einseitigkeit; sie wollen an eine durchgehende aufrührerische Gesinnung des Adels nicht glauben und vermeinen, nur einige junge Hitzköpfe könnten daran thätigen Antheil nehmen; diese solle man in das Königreich Polen ziehen lassen, mit dem Verbote, je wieder zurückzukehren. Ich vermeine aber, daß die Russen es uns wenig Dank wissen werden, wenn wir den dortigen Empörern Hülfstruppen zukommen lassen. Radziwil geht nicht nach Posen.

Clausewitz an Gneisenau.

Breslau, den 8. December 1830.

Euer Excellenz beide gütige Schreiben vom 3. und 4. December haben mich noch hier getroffen, weil die Warschauer Begebenheiten mich veranlaßt haben, meine Reise einstweilen noch auszusetzen, da täglich wichtige Befehle eingehen konnten. Höchst erfreut bin ich über den Inhalt des dienstlichen Schreibens gewesen in allen Beziehungen, die Euer Excellenz sich dabei denken können. Die Ehre, welche Euer Excellenz mir dabei zugedacht haben, nehme ich mit großem Dank an, wenn ich auch nicht zweifle, daß Euer Excellenz eine bessere Wahl hätten treffen können. An Fritz habe ich Euer Excellenz Schreiben sogleich mitgetheilt, und er ist ebenso erfreut über das Ganze und die ihn betreffende Beziehung, als ich es bin. Ob das Großherzogthum Posen in diesen revolutionären Trubel hineingezogen werden wird, ist noch zweifelhaft, nicht in Beziehung auf den Willen der polnischen Edelleute und nach meiner Meinung auch nicht in Beziehung auf die Bereitwilligkeit der Bauern dem Edelmann zu folgen, sondern weil man sich vielleicht nicht stark genug glaubt und die Truppen des 5. und 6. Armeecorps fürchtet. Handeln diese beiden Generale immer in gehöriger Uebereinstimmung und setzen sie die Maaßregeln fort, die sie ergriffen haben, so dürfte das hinreichen das Posensche in Ruhe zu erhalten; allein darum scheint mir die große Maßregel, von welcher Euer Excellenz sprechen, doch unvermeidlich eintreten zu müssen. Ich bilde mir nicht ein, daß der Kaiser von Rußland seiner Sache mit den Polen so gewiß sei unseres Beistandes nicht zu bedürfen, und

bedarf er ihn, so wird der König ihn nicht abschlagen können, denn gab es je eine gemeinschaftliche Sache, so ist es diese; soll aber Beistand geleistet werden, so kann es nur mit einer solchen Maßregel zweckmäßig geschehen, wie Euer Excellenz Schreiben sie ankündigt. Ich sehe also unsere Bestimmung dadurch als festgestellt an.

In diesem Augenblick sieht es mit unsern Streitkräften im Großherzogthum Posen noch schwach aus. Da das 19. Regiment weggezogen ist und der General Röder immer noch 1 Bataillon in Schweidnitz und 2 in Glogau hat, so besteht seine ganze Macht aus 6 Infanterie Bataillonen und 4 Kavallerie-Regimentern, die zusammen nicht 6000 Mann betragen und die er auf 3 Punkten, nämlich Posen, Bromberg und Lissa vertheilt hat. Unter den 4 Kavallerie Regimentern sind übrigens 2, nemlich das 7. Husaren- und 6. Ulanen Regiment, die größtentheils aus Polen bestehen. General Roeder hat, so viel ich höre, die Kriegsreserven bis auf 800 Mann das Bataillon und circa 600 Mann das Cavallerie Regiment einberufen, er will die 3 Bataillone aus Schweidnitz und Glogau an sich ziehen und das Landwehr Bataillon des 38. Infanterie Regimentes versammeln, dies würde ihm eine Macht von 10 Bataillonen und 16 Schwadronen, circa 11000 Mann stark, geben. General Ziethen läßt auch Kriegsreserven bis zu der Stärke von 800 Mann pro Bataillon und 600 pro Cavallerie Regiment einziehen, hält das 38. Regiment, welches den Befehl hatte nach Wetzlar zu gehen, an und versammelt 3 Landwehr Bataillone. Dies würde ihm eine Macht von 17½ Bataillonen und 16 Schwadronen, circa 17000 Mann stark, geben. Rechnet man davon 5000 für die Festungen ab, so blieben 12000 disponible, um damit den General Röder im Großherzogthum zu unterstützen, so daß innerhalb 14 Tagen einige 20000 Mann im Großherzogthum versammelt sein könnten. Wenn sie es schon wären, und alles in einer Hand, so würde das gewiß eine Theilnahme an der revolutionären Bewegung verhüten, aber ich fürchte, daß früher schon eine Bewegung der Art entsteht, wenn sie sich unsere Militair-Anstalten nicht größer denken als sie in diesem Augenblick sind und deswegen Scheu haben. Es wäre in dieser Beziehung recht gut, wenn man schnell das Gerücht einer Mobilmachung aller Armeecorps des Osten verbreitet hätte. — Hier kam jemand auf den etwas excentrischen aber nicht üblen Gedanken, man sollte den Einwohnern des Großherzogthums erklären, daß der Besitz derjenigen Edelleute, welche Theil an dem Aufstande nehmen, konfiscirt und den Bauern gegeben werden würde.

An Gibsone.

Berlin, den 5. Januar 1831.

Flottwell*) hat bereits die Zwietracht nach Posen gebracht. Bei seiner Ankunft daselbst hatte er dem Erzbischoff seinen Besuch gemacht und dieser selbigen erwiedert, sowie auch die Geistlichkeit des Domkapitels ihm ihre Besuche machte. Dieses hat Flottwell

*) Oberpräsident der Provinz Posen.

übel genommen und dem Erzbischoff sowie der Geistlichkeit einen derben Verweis darüber gegeben, daß sie ihm einzeln, und nicht in ihrer Gesammtheit zugleich ihren Besuch abgestattet hätten. Sie können denken, daß diese Begebenheit im Großherzogthum übel empfunden worden ist. Hier meinen Hofleute, die ich darüber gesprochen, Flottwell habe kein Recht, solchen Anspruch zu machen; die von ihm geforderte Ehrenbezeugung komme nur dem Königlichen Statthalter zu; ich meinerseits vermeine, daß er, wenn er auf solche Dinge Werth legt, wohl den Besuch in corpore habe fordern können, daß aber die Zeit nicht gut gewählt war, seine Empfindlichkeit in einem starkem Verweis auszudrücken. Eine milde Erinnerung an sein Recht — wenn ein solches vorhanden ist — würde eine bessere Wirkung hervorgebracht haben.

An Gibsone.

Berlin, den 6. Februar 1831.

—— Der König fand neulich bei der Fürstin von Liegnitz eine Dame aus Berlin. Diese wandte sich sofort an den König, um ihn zu fragen, wie es mit Krieg und Frieden stehe? Der König antwortete, er wisse es selbst nicht, wenn er aber bei Gelegenheit etwas gewisses darüber erfahre, so wolle er es ihr mittheilen. Diese Antwort ist spaßhaft, der König indessen könnte im tiefsten Ernst nicht anders antworten, es sei etwa mit Ausnahme der Mittheilung.

Clausewitz an Gneisenau.

Berlin, den 28. Februar 1831.

Euer Excellenz

beehre ich mich anliegend die Actenstücke ganz gehorsamst zurückzureichen, die den Durchbruch der Polen durch unser Land betreffen. Ich bin in allem vollkommen mit Euer Excellenz einverstanden und finde die Idee einer verstärkten Grenzbesetzung eine total falsche, die ich grade in der stattgefundenen Conferenz auf's Aeußerste zu entfernen suchte. Sowie der General Röder und Ziethen es machen, laufen wir Gefahr, daß unseren Waffen irgend ein Schimpf angethan wird. Was liegt daran, daß die Polen unsere Grenze überschreiten? Sie müssen, wenn sie sich ganz davon machen wollen, über die Oder, und wenn sie daran nicht denken, sondern blos in Schrecken vor dem verfolgenden Feind ausweichen, so werden sie entweder von selbst wieder nach Polen hineingehen und sich zerstreuen

oder wir sie einige Tage später und einige Meilen weiter im Lande fangen. Ist das letztere ein Unglück? Der General Röder scheint die Idee einer Concentrirung seines Corps in zwei Massen und einer Rechts-Schiebung desselben ganz falsch verstanden zu haben; das muß nicht eher geschehen als bis die Polen so besiegt sind, daß sie im Lande nicht mehr bleiben können, dann werden sie wahrhaftig nicht daran denken im Posenschen Eroberungen zu machen.

Clausewitz.

Am 9. März trat Gneisenau das Commando in Posen an und zwar in der Meinung, daß sein Aufenthalt daselbst ein ganz vorübergehender und in wenigen Wochen in Polen Alles zu Ende gebracht sein werde. Aber so schnell gelang es den Russen doch nicht mit dem polnischen Heer fertig zu werden.

Die Entscheidung des Kriegs lag in der Besitznahme Warschaus, welches ganz auf dem linken Ufer der Weichsel gelegen ist, und auf dem rechten Ufer durch den wohlbefestigten Brückenkopf von Praga gesichert wird. Diesen Brückenkopf in der unmittelbaren Verfolgung des Sieges von Grochow mit stürmender Hand anzugreifen, hatte Diebitsch entweder nicht gewagt oder aus anderen Gründen unterlassen. Sein Sieg war also zunächst ohne wesentliche Folgen geblieben.

Indem der russische Feldmarschall nach längeren Vorbereitungen nun (Ende März) sich anschickte die Weichsel weit oberhalb zu überschreiten, um die wenig befestigte Stadt auf der anderen Seite anzugreifen, machten die Polen gegen die Truppen, die er dem Brückenkopf gegenüber unter den Generalen Geismar und Rosen zurückgelassen hatte, einen Ausfall und brachten diesen eine schwere Niederlage bei. Diebitsch mußte den Uebergang über die Weichsel aufgeben und zog sich zurück, um sich mit den geschlagenen Truppen wieder zu vereinigen.

Auf diese Nachrichten hin setzte Gneisenau folgenden Bericht*) an den König auf:

„Gestern Nachts, von einer Inspections-Reise zurückgekommen,

*) Das Concept ist ganz eigenhändig, ohne Datum.

fand ich hier den an den Ober-Präsidenten Flottwell gerichteten Bericht des der Preußischen Consulatsgeschäfte in Warschau wahrnehmenden Secretair Brecht vor, aus welchem hervorgeht, daß die Generale Rosen und Geismar in Folge unglücklicher Gefechte genöthigt worden sind, bis Minsk zurückzugehn.

In der Warschauer Zeitung: Kuryer Polski ist der Bericht von dem General Skrzynecki und von ihm unterzeichnet gegeben, der den unglücklichen Ausgang dieser Gefechte bestätigt.

Diese Berichte sind bereits in Ew. Königlichen Majestät Händen. Ebenso die neuesten über die Lithauische Insurrektion vom Generallieutenant v. Krafft, und Allerhöchstdieselben vermögen daraus am sichersten zu beurtheilen, in welchem Grade die Polnische Insurrektion einen gefährlichen Charakter angenommen habe, ob der Aufstand in Lithauen ein allgemeiner sei, und ob die Berichte über die Gefechte bei Warschau als übertrieben angesehen werden dürfen.

Zugleich gelangen an mich Privat-Nachrichten über eine noch bevorstehende Entscheidung des seit so langer Zeit schon zweifelhaften Friedenzustandes mit Frankreich und man darf wohl besorgen, daß die republikanische Partei dort siegen und den ihren Absichten so sehr nöthigen Krieg herbeiführen werde. Wird Warschau nicht bald bezwungen, so ist dieser Umstand für die siegenden Republikaner ein Beweggrund mehr, ihn schnell zu beginnen, und Ew. Majestät westliche Provinzen würden mit Uebermacht von Belgien und der Ober-Mosel aus angefallen sein, während Polen noch nicht beruhigt und die russische Armee auf eine bedenkliche Weise beschäftigt ist, wodurch Ew. Majestät eines mächtigen und guten Verbündeten auf dem Rheinischen Kriegstheater entbehrten.

Angenommen daß meine obigen Voraussetzungen gegründet sind, so kann ich, um einen glücklichen Ausgang zu sichern, nur den ehrerbietigen Rath mir erlauben

a) die förmliche Mobilmachung der östlichen Corps nicht abzuwarten, sondern sofort das 5. und 6. Armeecorps vor-

wärts zu konzentriren und damit in das Königreich Polen einzurücken.

b) Ebenso das 1. Armeecorps schnell zu versammeln und von dort aus in Polen einrücken zu lassen.

c) Das 2. Armeecorps zur Besetzung der Provinz Posen zu verwenden und

d) Alle übrigen Landwehren des 1., 2. und 6. Corps sofort einzuziehen.

Eine solche Maaßregel wird sofort die Wirkung haben, daß ein beträchtlicher Theil der polnischen Kriegsmacht den Russen gegenüber, sich vermindern, vielleicht sogar die Polen geneigt machen wird, sich zu unterwerfen. Wäre das Letztere aber auch nicht der Fall, so haben wir die Mittel in Händen, die Empörung entweder gewaltsam zu enden, oder den Sitz derselben, Warschau, durch Hunger zu bezwingen.

Diese Maaßregel ist wohl sehr geeignet, die Russen zu dankbaren Verbündeten Ew. Majestät zu machen für den etwa bevorstehenden Krieg mit Frankreich und mit ihnen zusammen erscheinen wir dann jenseits des Rheins mit Uebermacht, wohlgerüstet und durch eine Vorschule an Kriegs-Erfahrung bereichert.

Zu einer Zeit, wo Frankreich eben erst eine Revolution über sich ergehen lassen mußte, Belgien und Polen dessen Beispiel gefolgt sind, wo die Pyrenäische Halbinsel in dumpfer Gährung sich befindet, und theilweiser Aufruhr sich in Italien gezeigt hat; die Schweiz mit ihren republikanischen Einrichtungen sich nicht mehr begnügen will; wo in England eine Reform unternommen wird, die sich leicht in eine Revolution umwandeln kann; wo in Deutschland ebenfalls Versuche zu Umformung der Regierungen gemacht sind, zu einer solchen Zeit ist es für die bedrohten Throne unerläßlich, in solchen gewaltsamen Konflikten siegreich zu erscheinen und zwar in der kürzesten Zeit, damit der Kampf mit der Empörung sich nicht in die Länge ziehe und dadurch Beispiel und Anreiz zu anderweiten Empörungen werde.

Wieviel ein solches gelungene Beispiel wirke, hat die Welt an Belgien und Polen erfahren, dagegen wird eine daniedergetretene Revolution die Empörungssüchtigen anderer Länder in den gesetzlichen Schranken halten.

Aus der Anlage wollen E. K. M. allergnädigst ersehen, wie sich die disponible Macht nach ihrem jetzigen ausrückenden Stand ungefähr stellen würde.

Die Schwierigkeiten der Verpflegung würden nicht allzugroß sein, da die Polen diesseits der Weichsel überall kleine Magazine angelegt haben."

Diesem Bericht folgt eine Stärkeberechnung, wonach 51,000 Mann mit 144 Geschützen sofort zur Disposition standen. Nach der von Clausewitz ausgearbeiteten Marsch-Disposition sollten die Truppen concentrisch aus Preußen, Posen und Schlesien vorgehen und nicht weit vor Warschau zusammentreffen.

Welche Antwort der König auf den Vorschlag Gneisenaus ertheilt hat, ist nicht ersichtlich*). Da eine der Voraussetzungen Gneisenaus nicht stattfand, sondern das Gegentheil bereits eingetreten war, so muß man wohl eine ablehnende Antwort annehmen. Schon am 13. März hatte nämlich mit der Berufung Casimir Perier's an die Spitze des Ministeriums, in Frankreich die friedliche Richtung die Oberhand gewonnen und die eigentliche Gefahr begann also bereits zu verschwinden**). Dennoch hätte nach den Lebenserinnerungen Brandts***), der als Major des Generalstabes zu Gneisenaus Hauptquartier gehörte, dieser die Instruction — und doch vermuthlich auf jene

*) Am 6. April schreibt Clausewitz an seine Frau: „daß des Feldmarschalls Vorschläge über eine schnelle Theilnahme von unserer Seite vom Könige angenommen werden sollte, glaube ich selbst dann nicht, wenn der Krieg mit Frankreich so gut als entschieden wäre, und es ist nur das heiße Verlangen, den vor unsern Augen im Schiffbruch begriffenen Genossen zu Hülfe zu eilen, was mich einen Augenblick an die Möglichkeit eines solchen Entschlusses hat glauben lassen." Schwartz, II, 332.

**) Hillebrand, Geschichte Frankreichs I, p. 206.

***) Aus dem Leben II, 97.

[illegible] bin — erhalten, unter gewissen Umständen sofort in Polen [illegible]*). Brandt erzählt darüber folgende Episode: Eines [illegible] sei eine lithographirte Mittheilung aus Polen in's Haupt[illegible]quartier gekommen, wonach die Russische Armee auf ihrem Marsch [illegible] Weichselübergang überrascht, geschlagen und zu einer Kapi[illegible]tulation gezwungen worden sei, der gemäß sie sich auf bestimmten [illegible]truppen über die Grenze zurückziehen müsse. Andere Berichte [illegible]schienen diese Mittheilung zu bestätigen. Gneisenau wurde dadurch beunruhigt und Clausewitz drang auf Concentrirung der Truppen, fertigte sofort eigenhändig siebzehn hierauf bezügliche Befehle aus und brachte sie Gneisenau, mit der Bitte sie zu vollziehen. Gneisenau meinte darauf, man könne doch noch bis zum Abend warten, da käme die Post und wenn die keine anderen Nachrichten bringe, sei es immer noch Zeit das Nöthige zu thun.

„General von Clausewitz, fährt Brandt fort, schien hierdurch etwas desappointirt".

„„Herr Major" sagte der Feldmarschall „lesen sie nochmals die letzten Berichte vor". Nachdem dies geschehen, wandte sich der Feldmarschall zur Kritik aller von der Grenze her stammenden Nachrichten. General von Clausewitz seinerseits versuchte seine Ansicht für eine beschleunigte Abfertigung der Ordres aufrecht zu erhalten. Er durchging Diebitsch's Thun und Lassen vor der Schlacht von Grochow mit großer Schärfe, that aus Allem, was er gethan und unterlassen, die Möglichkeit der eingegangenen Berichte dar und trug alles hierauf Bezügliche mit einer gewissen Animosität vor, welche ihm einige Blöße geben mochte. Diesen Moment er-

*) Brandts Erzählung kann auch bestehen, wenn man annimmt, daß es sich nur um eine vorläufige Maßregel gehandelt hat und man mittlerweile Befehle aus Berlin abwarten wollte. Eine so weitgehende Vollmacht, wie Brandt annimmt, kann Gneisenau kaum gehabt haben. Brandts Mittheilungen sind ohnehin nicht immer genau. Im Kriegs-Archiv d. Gr. Gen. Stabes habe ich durchaus nichts darüber finden können; auch nicht den obigen Bericht Gneisenau's, so daß nicht einmal mit Sicherheit gesagt werden kann, ob er so abgesandt worden ist.

griff Feldmarschall Gneisenau, der sich bis dahin ruhig zuhörend verhalten hatte und that nun seinerseits aus der Lage der Dinge beim Wiederbeginn der Operationen die Unmöglichkeit dar, daß der Feldmarschall Diebitsch durch die Polen zu einem Abkommen hätte gezwungen werden können, demgemäß er zum Rückzug über die Grenze hätte bewogen werden können. Clausewitz nahm noch einen Anlauf, seine Beweisführung zu behaupten, aber der Feldmarschall schlug auch diesen siegreich nieder. „„Ich gebe schon zu, sagte er, daß die Polen die Russischen Linien vor Warschau durchbrochen, daß sie vielleicht in die Parks ihrer Armee gefallen, eine gewisse Anzahl von Geschützen erbeutet haben dürften, aber das wird auch Alles sein.““

Brandt wiederholt hierauf, wie Gneisenau aus der Natur des Landes und des Terrains, den materiellen und moralischen Kräften der Gegner die Begründung seiner Ansicht entwickelte und schließt: „Der Feldmarschall, obwohl er eine durchaus ruhige Haltung nach Außen beibehalten, war dennoch in merkwürdig gehobener Stimmung. Sein Auge hatte einen ganz eigenthümlichen Glanz — so dachte ich ihn mir im Getümmel der Schlacht. Ruhig, besonnen, klar bis auf den Grund und dabei von unwiderstehlicher Kraft des Gedankens und Willens. Ich habe in meinem Leben viele Feldmarschälle und militärische Berühmtheiten gesehen, die lange Reihe fast aller Feldherren des ersten französischen Kaiserreichs, später Wittgenstein, Diebitsch, Paskewitsch, Sacken, Toll, aber mir hat keiner so viel Ehrfurcht eingeflößt, als eben Gneisenau.“

Die nächsten Nachrichten gaben Gneisenau Recht. Die Polen waren wohl stark genug, den Russen zu widerstehen, aber nicht stark genug, sie aus dem Lande zu vertreiben. Numerisch war der Unterschied der Kräfte keineswegs so groß, daß die Polen einen durchschlagenden Erfolg nicht hätten erzielen können; die Weichsel, deren Uebergänge sie in Händen hatten, gewährte ihnen eine ungemein starke Vertheidigungslinie; sie hatten die Bevölkerung durchaus auf ihrer Seite, während die Russen, durch Aufstände in ihrem

Rücken, in Litthauen, beunruhigt und in ihren Bewegungen gehemmt wurden.

Aber der polnischen Führung fehlte der zu einem großen Erfolg nothwendige Schwung. Gneisenau selbst ist es wohl schwerlich jemals eingefallen, daß der polnische Oberbefehl in diesem Kriege, dessen Zuschauer er war, ein vollkommnes Gegenstück bildete, zu dem einstigen Verhältniß zwischen ihm und Blücher. Der polnische Oberbefehlshaber, General Skrzynecky, war ein tapferer Soldat; ihm stand in Prondzynsky ein höchst begabter Generalquartiermeister zur Seite. Dennoch erhob sich die Führung zu keiner hervorragenden Thätigkeit. Prondzynsky hatte nicht die Persönlichkeit, unbedingtes Zutrauen zu sich zu erwecken und seinen Vorschlägen Geltung zu verschaffen; er selbst sagte einmal von sich, als er im letzten Moment selber zum Oberbefehlshaber vorgeschlagen wurde, er traue sich wohl die Fähigkeit zu, eine Armee zu leiten, aber nicht ein Bataillon in Ordnung zu halten. Skrzynecky, der Feldherr, ermangelte trotz aller persönlichen Tapferkeit, der strategischen Kühnheit, welche eben dadurch, daß sie Alles wagt, Alles gewinnt. Er verlangte von Prondzynsky, wenn ihm dieser einen Plan vorlegte, stets den Nachweis, daß das Gelingen vollkommen sicher sei. Statt des Zutrauens auf seinen und seines Volkes Sieg aus eigener Kraft, wie es Blücher beseelte, hofft Skrzynecky auf die Intervention der europäischen Mächte und wagte die Gelegenheit zu wahrhaft großen Unternehmungen, wenn Prondzynsky oder ein anderer, ebenfalls sehr tüchtiger Generalstabs-Officier, Chrzanowsky sie ihm aufzeigten, nicht zu benutzen.

So zog sich der Krieg und damit Gneisenaus Aufenthalt in Posen von Monat zu Monat in die Länge.

Clausewitz in den Briefen an seine Frau, Brandt und Rahden, ein ehemals preußischer Officier, der im Hauptquartier beschäftigt wurde, in ihren Memoiren haben uns Mancherlei über diese Zeit aufbewahrt.

Man richtete sich so behaglich wie möglich ein, benutzte die

Eigenschaft des Aufenthalts als eines provisorischen, keine weitere Beziehungen anzuknüpfen als man sie selbst wünschte und feierte die Feste, wie sie fielen.

Der Feldmarschall speiste täglich zusammen mit allen Officieren seines Stabes; außer Clausewitz, Brandt und mehreren Anderen namentlich noch Graf August, der als zweiter Adjutant seines Vaters fungirte und der Major O'Etzel, derselbe den Gneisenau i. J. 1816 dem Kriegsminister so warm empfohlen hatte. Gleich in den ersten Tagen richtete Gneisenau, wie er sagte, ein freundliches Gesuch an die gesammte Tischgenossenschaft. Er bestimme, daß während des Essens kein Wort von dienstlichen Angelegenheiten vorkomme und wünsche, daß ausschließlich gute Laune und muntere Erzählungen die Herrschaft führten. Heiterkeit gebe auch guten Appetit. Er bedürfe Beides und wer ihn am meisten zum Lachen stimme, werde ihm der angenehmste Tischgenosse sein. Wenn nun die Gesellschaft dieser Aufforderung so sehr entsprach, daß der ernste Clausewitz einmal in einen vollkommenen Lachkrampf verfiel, so sorgte gerade dieser doch gleichzeitig für die allerstrengste Bewahrung der äußern Formen. Er ordnete an, daß vor dem Eintreten des Feldmarschalls stets alle Officiere mit Hut und Degen nach der Anciennetät sich aufstellten, worauf dieser, nachdem er eintretend, wie geschrieben wird, mit graciöser Hoheit und wohlwollendem Blick die Anwesenden begrüßt hatte, sie durch eine Handbewegung aufforderte mit ihm Platz zu nehmen. Erst nachdem der Feldmarschall durch irgend eine Aeußerung das Zeichen dazu gegeben, begann dann die ungezwungene Unterhaltung.

Brandt erzählt, eines Tages sei man auf das Thema der Kirche und Religion gekommen und er selbst habe dabei die Theologie als einen historischen Proceß und als Moment in der allmählichen Entwickelung des Menschengeschlechts bezeichnet. Alles sei darauf über ihn hergefallen, am heftigsten Clausewitz. Gneisenau aber habe, nachdem er sich die Definition wiederholen lassen, derselben beigestimmt. Nach den hier und da vorkommenden Aeußerungen

in Gneiſenau's Briefen, hat dieſe Erzählung alle innere Wahrſcheinlichkeit.

Ein anderes Geſpräch von dem Rahden berichtet, iſt weniger merkwürdig, durch das, was geſagt wurde, als durch ein negatives Moment, das der Erzähler nicht einmal hervorhebt. Der Major von Decker, ein achtbarer Militair-Theoretiker war zu Tiſche geladen und gerieth mit dem Major von Brandt, der ſich ebenfalls ſchon durch militair-wiſſenſchaftliche Schriften einen Namen erworben hatte, in einen wiſſenſchaftlichen Disput, der am zweiten Tage fortgeſetzt wurde. Nach Rahden's Anſicht wäre Brandt Sieger geblieben; aber indem er auf das lebhafteſte das Verfahren der beiden Streitenden ſchildert, erwähnt er mit keinem Wort, wie ſich Clauſewitz zu dem Kampfe verhalten habe. Er hat offenbar nicht einmal eine Anſicht ausgeſprochen; eine Zurückhaltung die wohl gleicherweiſe in dem Bewußtſein der vollkommenſten Ueberlegenheit wie Clauſewitz' eigenthümlicher Blödigkeit ihren Grund hatte.

Ueber die Art, wie die politiſch-militäriſchen Fragen der Gegenwart behandelt wurden, widerſprechen ſich unſere Quellen. Nach Rahden hätte Gneiſenau niemals darüber geſprochen; Brandt, der freilich eine vertrautere Stellung einnahm, erzählt Einiges darüber. Er meint Gneiſenau hätte im Grunde den Verhältniſſen in Frankreich und Belgien mehr Aufmerkſamkeit geſchenkt, als den Ereigniſſen in Polen. „Er beſchäftigte ſich mit dieſen nur, wenn neue vorzugsweiſe wichtige Berichte einliefen. Diebitſch, pflegte er zu ſagen, wird mit den Senſenmännern ſchon fertig werden, ſelbſt wenn die Inſurrection größere Dimenſionen gewönne; überdies werden die Polen wohl ſelbſt dafür ſorgen, ihm die Sache zu erleichtern — es giebt kein Volk auf der Erde, das ſich mit ſolchem Leichtſinn ſelbſt zerfleiſchte und hinterher ſeinen traurigen Verirrungen ſo pomphafte Beſchreibung widmete und ſeinem ſträflichen Leichtſinn ſo prahleriſche Benennungen ſubſtituirte. — Hieran knüpfte er wohl Erinnerungen aus dem polniſchen Feldzuge 1793 und 1794, währenddeſſen er an der Grenze geſtanden und wie

er schon damals über den sträflichen Leichtsinn des Polnischen Adels voller Indignation gewesen sein. Eigensucht und Lüsternheit, ihr politisches Scheinleben zu erneuern, ein fanatisches Verlangen nach den alten Zuständen, die Lust die alte Unordnung fortzusetzen, trieben sie zu all' den Revolten, wozu es ihnen aber nie an edlen Vorwänden fehle: sie hätten Rechtssicherheit, Ruhe, Ordnung, Wohlstand, gute Erziehung der Jugend gegen Gewaltthätigkeit und Unordnung, Armuth, Gesetzlosigkeit und Unwissenheit eingetauscht und das könnte ein zügelloser wilder Adel und eine in Stumpfsinn versunkene Kirche der Preußischen Regierung nicht verzeihen."

Die dienstlichen Geschäfte, denen das Obercommando obzuliegen hatte, waren der Natur der Sache nach gering. Man mußte eigentlich nur auf die Ereignisse in Polen, wie auf das Verhalten der polnischen Preußen ein aufmerksames Auge halten. Eine kleine Erzählung Brandt's zeigt uns, wie Gneisenau auch diese polizeiliche Function im Großen zu nehmen verstand. Polnische Damen, Angehörige von preußischen Polen, die sich den Aufständischen angeschlossen hatten, wünschen die Ihrigen nach der Schlacht bei Ostrolenka aufzusuchen. Gneisenau hatte schon befohlen in der Ertheilung von Pässen zu diesem Zwecke so nachsichtig wie möglich zu sein; einige der Betreffenden aber von besonders berufenen Namen hatten es dennoch für angebracht gehalten, sich falsche Pässe zu verschaffen, um auf der Grenze keine Schwierigkeiten zu haben. Brandt, dem sie das als einem geborenen Polen anvertrauten, machten davon dem Feldmarschall Meldung, der aber lachte und befahl ihm, dem Vorpostenkommandeur zu schreiben, daß er die Damen passiren lasse, dem Polizeidirector und dem General Röder aber ja die Sache zu verhehlen, damit sie über solche Unregelmäßigkeiten nicht in Harnisch geriethen.

Im Sommer wurde die Aufgabe etwas complicirter, da die Cholera aus Asien heranziehend sich der Grenze näherte und man

damals die Meinung hegte, durch eine absolute Grenzsperre ihren Fortschritt aufhalten zu können.

Dieser Aufgabe mußte sich die Armee unterziehen; aber es dauerte nicht lange, so hatte die Krankheit den Cordon übersprungen. Alle Briefe, auch diejenigen Gneisenaus an seine Frau sind von da an fast ausschließlich mit Unterhaltungen über die Krankheit und die dagegen vorgeschlagenen Mittel erfüllt.

Sehr schmerzlich wurde Gneisenau durch die Nachricht ergriffen, daß auch der Feldmarschall Diebitsch von der Seuche dahingerafft worden sei. (10. Juni.) Gneisenau hatte sowohl eine persönlich freundschaftliche als eine Art kameradschaftlicher Empfindung für den Feldmarschall der Russen, mit denen er in den Freiheitskriegen Schulter an Schulter gekämpft hatte, denen in ihrem augenblicklichen Kampfe seine Sympathien gehörten und mit denen er sicher erwartete in kürzester Frist von Neuem gemeinschaftlich gegen Frankreich ausziehen zu müssen.

Diebitsch hatte noch kurz vor seinem Tode über die Polen, die eine neue Excursion aus Warschau gemacht hatten, bei Ostrolenka einen Sieg erfochten (25. Mai). Dennoch fühlte sich sein Nachfolger, Paskiewitsch, nicht stark genug, durch gewaltsames Vorgehen dem Kriege ein Ende zu machen. Nach den sorgfältigsten Vorbereitungen ging er unmittelbar an der preußischen Grenze, bei Thorn, über die Weichsel und schob sich dann langsam, Schritt für Schritt, die Verpflegung nachfahrend gegen Warschau vor. Der Kaiser Nicolaus hatte ihn bei dem Antritt seines Commandos durch ein besonderes Schreiben dem Wohlwollen Gneisenaus empfehlen lassen und obgleich preußischerseits den Russen eine directe Unterstützung nicht gewährt werden durfte, so hätte Paskiewitsch seine Bewegung, die die Verbindung seines Heeres mit Rußland sehr gefährdete, wohl kaum gewagt, wenn er nicht für den äußersten Fall darauf gerechnet hätte, an den Preußen einen Rückhalt zu finden.

Die Entscheidung, durch Erstürmung Warschaus, ist erst einige

Wochen nach dem Tage gefallen, der unserer Betrachtung ein Ziel setzt.

An den K. General der Cavallerie v. Röder.

Posen, den 12. März 1831.

Bei den von mir festgesetzten Stunden der Besichtigung habe ich sowohl auf meine eigene Zeiteintheilung, als auch auf den Marsch der Truppen zum Besichtigungs-Punkt Rücksicht nehmen müssen und ich hoffe, das letztere in genügender Art gethan zu haben.

Sollten Ew. Excellenz gegen diese Eintheilung von Ostrowo ab irgend etwas einzuwenden, oder einen besseren Vorschlag zu machen haben oder sollten die Befehlshaber ein Zwischennachtquartier für einzelne Truppentheile dennoch wünschen und dabei nicht zu viele Schwierigkeiten finden, so ersuche ich Ew. Excellenz ganz ergebenst, mich damit bekannt zu machen, ich werde auf jede Veränderung sehr gern eingehen.

Der Anzug der Truppen wird mit feldmäßiger Bepackung sein, — in Mänteln, wenn es regnet oder sehr kalt ist, — in Uniform den Mantel über die Schulter, wenn das Wetter gut ist, wonach ich die Bestimmung den Hrrn. Befehlshabern überlasse.

Da die Truppen zum Theil einen Marsch von mehreren Meilen machen müssen, ehe sie zur Parade-Aufstellung kommen, so kann auch nicht diejenige Sorgfalt und Sauberkeit des Anzuges gefordert werden, wie sie sonst bei Paraden zu herrschen pflegt. Mir kommt es in meiner Stellung nicht darauf an zu sehen, bis zu welchem Punkte jeder Befehlshaber es in dieser Beziehung gebracht, sondern die kriegstüchtige Ausrüstung, Aussehen und Handlung der Mannschaft und den Zustand der Pferde zu prüfen. Das kann man vielleicht noch etwas besser, wenn die Truppe schon ein Paar Meilen marschirt hat, als wenn sie eben aus dem Quartier oder der Kaserne tritt. Hängt es nicht mit Schwierigkeiten zusammen, so würde es mir angenehm sein, auch das

Fuhrwerk zu ſehen, was der Infanterie und Cavallerie bereits gegeben iſt.

(gez.) Gr. N. v. Gneiſenau.

An Gibſone.

Poſen, den 29. März 1831.

Verehrter Freund!

Die Natur hat Waffenſtillſtand geboten und bevor nicht die Gewäſſer völlig verlaufen ſind, werden wir nichts von dem Kriegsſchauplatz vernehmen, es ſei denn von der Seite von Zamosk über den General Dwernicki und von der Seite der Umgegenden des Narew über den General Uminski.

Ich hatte einen erfahrenen Offizier*) in das ruſſiſche Hauptquartier geſendet. Selbiger iſt von da wieder zurückgekehrt und beſchreibt mir den Zuſtand der ruſſiſchen Truppen als ganz vortrefflich. Obgleich ſelbige in Kantonierungsquartieren liegen ſollten, ſo haben ſie doch ſtets nur bivouaquirt, ſich runde Räume ausgegraben an deren Rändern ſie Flechtwände zum Schutz gegen Wind anbringen und auf deren Boden ſtets Feuer brennen. Die Mannſchaft hat wenig Kranke, hat ganz das Ausſehen der Geſundheit und an Lebensmitteln fehlt es durchaus nicht, beſonders iſt großer Ueberfluß an Fleiſch, das garkeinen Werth hat. Gold in Dukaten iſt in Menge vorhanden, dagegen Mangel an Silber und großer Begehr darnach; ein Dukaten iſt ſchwer zu verwechſeln, noch ſchwerer ein Friedrichsdor.

Ueber alle Maaßen ſchön ſind die jetzt eingetroffenen ruſſiſchen Garden und vortrefflich ausgerüſtet.

Lange Wagenzüge von Marketendern kommen ſtets bei der Armee an, mit allen Bedürfniſſen des Lebens; ſelbſt Kaufleute mit Luxus-Artikeln, mit Champagner und Johannisberger Weinen.

Das Hauptquartier des Feld-Marſchall Diebitſch, Sienica heißt zwar eine Stadt, iſt aber nur ein langes Dorf mit einer

*) Major von Brandt.

einzigen Gasse längs der Straße. Wer zum Feldmarschall zur Tafel eingeladen ist, kann dahin nicht zu Fuß gelangen, sondern muß reiten, so sehr versinkt man in den Koth.

Der polnische General Dwernicki ist der einzige, dem man Feldherrn-Talente zuschreibt. Da aber Skrzinecki ein schöner Mann ist, und die polnischen Frauen ihren lang geübten Einfluß durch die Warschauer Revolution nicht verloren haben, so haben sie ihm dem Skrzinecki, den Oberbefehl zugewendet, zum großen Verdruß der übrigen Generale, die nun ihm, der vor kurzem noch Oberst war, gehorchen sollen.

An Comtesse Emilie.

[14. April 31.]

Meine liebe Emilie.

Du wirst Dich wohl darüber wundern, daß ich die Beantwortung Deines hieneben befindlichen Briefes auf diesen Brief selbst schreibe. Es geschieht dieses nicht etwa zur Ersparung des Papieres, sondern damit Du die augenscheinliche Vergleichung anstellen kannst, um wie viel besser sich ein Brief ausnehme, wenn er mit schwarzer Tinte als wenn er mit blasser geschrieben ist. Hätte ich diesen Deinen Brief des Nachts erhalten, es würde mir schwer geworden seyn, ihn zu lesen. In der Poststraße, ich glaube Nummer 4, ist gute Tinte zum Verkauf angerühmt und davon schaffe Dir einen Vorrath an, oder von Selke auf dem Werder'schen Markt.

Morgen früh 5 Uhr geht hier der Kanonendonner an, aber nicht zur Schlacht, sondern nur zur Einleitung des Jubelfestes des Generals v. Röder, der vor 50 Jahren in den Kriegsdienst getreten ist. Wir werden für den ganzen Tag in Anspruch genommen; um 8 Uhr beginnen die Gratulationen, dann ist Kirchenparade, dann Einweihung der neuen Garnison-Kirche, dann Kindtaufe, dann große Parade, dann Diné von 400 Personen, dann noch etwas, was ich vergessen habe, dann Ball, und übermorgen

ist abermals Ball bei der Generalin Röder. Für den Jubelgreis wird dies eine Passionsgeschichte seyn, namentlich wegen der zahllosen feierlichen Reden, die er zu beantworten hat. Gottlob! daß ich meine Jubelfeier habe unbemerkt vorüber gehen lassen.

In unserer Nähe ist Jammer und Wuth zugleich. Den Müttern werden ihre Söhne genommen, den Vätern ihr Getreide und Vieh; die Aecker bleiben dadurch unbestellt liegen und Noth und Mangel müssen davon die Folge seyn, aber die Polen schlagen sich wüthig gegen die Russen und diese können sich jener kaum erwehren. Unsere Polen hiesiger Provinz möchten sich ebenso gern gegen uns empören, aber sie scheuen unsere Truppen und verhalten sich demnach ruhig bis zu schicklicher Gelegenheit.

An die Gräfin.

Posen, den 16. April 1831.

Liebe Frau!

——— In unserer Nachbarschaft liegen die Begebenheiten noch immer in der Entscheidungskrisis. Vorgestern habe ich aus dem Russischen Hauptquartier Briefe erhalten, worin mir der F. M. Diebitsch sagen läßt, daß er die Vorbereitungen treffe, um die Entscheidung herbeizuführen. Ich harre deren mit Ungeduld. Die russischen Verluste sind übrigens nicht so groß gewesen, als die Polnischen Berichte sie übertrieben angegeben haben; auch sind sie bereits ersetzt; dies magst Du Deinen Bekannten mittheilen.

Am gestrigen Jubelfest wohnten wir auch der Einweihung der hiesigen Garnisonkirche bei und mir ward die Ehre, zwei Kinder, einen Knaben und ein Mädchen über der Taufe zu halten, der erstere der Enkelsohn des Jubelgreises, das andere eine Soldatentochter. Die Kirche war mit Menschen überfüllt. Der Taufstein steht auf einem erhöhten Chor vor dem Altar. In solcher allen Zuschauern sichtbaren Stellung die feierliche Handlung zweimal hintereinander und zwar in nicht kurzer Dauer vorzunehmen, setzte

mich wohl in Verlegenheit; zum Glück weinten die Kinder nicht. Dem gestern angekündigten Ball entgingen wir, da selbiger erst zu heute anberaumt ist; dagegen mußten wir das Theater besuchen. Vom friedlichen Kanonendonner erbebten zweimal die Fenster, bei Tagesanbruch und bei den ausgebrachten Gesundheiten gegen Ende der Mittagstafel. Der ganze Tag ward in geschäftigem Müßiggang verbracht, und kaum daß ich Zeit hatte, inzwischen immer etwas zu verschnaufen oder die eingehenden Depeschen mit Aufmerksamkeit zu lesen.

Gott befohlen!

G.

Ueber dieselben Festlichkeiten berichtete Clausewitz an seine Frau in einem Brief, dem wir an dieser Stelle wohl ebenfalls einen Platz gönnen dürfen.

Clausewitz an seine Frau.

(Schwartz a. a. O. II, p. 335.)

Posen, den 16. April 1831.

Ich muß Dir, liebe Marie, von unseren gestrigen Festlichkeiten noch etwas erzählen. Nach dem Gottesdienste folgte ein gewaltiges Diner von 4—500 Couverts in der Wohnung des Fürsten. Die erste Gesundheit wurde von dem Feldmarschall ausgebracht und war die des Königs mit einem dreimaligen sehr lebhaften Hurrah. Dann erhob sich der General von Both, welcher der Veranstalter aller dieser Festlichkeiten ist, und trank mit einer feierlichen Rede die Gesundheit des Jubelgreises, gleichfalls mit einem dreimaligen Hoch, welches den gewöhnlichen Charakter hatte. Einige Zeit darauf stand der General R[öder] auf nnd man glaubte natürlich, er werde die Gesundheit des Feldmarschalls zunächst ausbringen. Das that er aber nicht, sondern trank die seines Armeecorps. Das schien mehrere Gäste zu verwundern und es erhob sich bald der General Zastrow, trat dem Feldmarschall und dem General R[öder] gegenüber und bat um die Erlaubniß, die Gesundheit unsers Führers zu trinken. Jedermann glaubte, es gelte dem Feldmarschall, er setzte aber hinzu: des Herrn Generals von Röder und — im Ton einer Vergessenheit — des Feldmarschalls Grafen von Gneisenau. Nun entstand nach einem dreimaligen sehr lebhaften Hoch ein dreimaliges starkes Hurrah. Dies letztere schien wohl hauptsächlich dem Feldmarschall zu gelten, da es die dem General R. zuerst gebrachte Gesundheit nicht begleitete: auch war es ganz ersichtlich, daß Zastrow aufgestanden war, um des Feldmarschalls Gesundheit auszubringen, sich aber im Augenblick

selbst mit der Höflichkeitspflicht verwirrt hatte. Natürlich wurden darüber einige Glossen gemacht. Nun mahnte den General Röder sein Gewissen; er erhob sich und brachte die Gesundheit des Oberbefehlshabers in aller Form aus. Dieses Hoch hättest Du hören sollen. Nach demselben entstand ein solches Hurrahrufen, daß es einige Minuten anhielt und sich garnicht beruhigen zu können schien. Namentlich waren alle anwesenden Civilbeamten die ärgsten Schreier. Der Feldmarschall war natürlich sehr gerührt über diese echte Herzenshuldigung. Auch die hier noch anwesenden Polen, welche in Staatsämtern und landschaftlichen Stellen hier sind, waren bei dem Diner gegenwärtig, unter Anderen unser Graf Edmund Radzinski. Diesen und einen Herr von Poninsky, der zu den sehr gemäßigten Polen gehört, hatte ich im Auge während aller dieser Gesundheiten; sie schienen mir aber bei keiner den Mund aufzuthun, woraus ich aber nicht mit absoluter Gewißheit auf üblen Willen schließen will, da ich weiß, daß es mir selbst schwer wird, in solchen Fällen die Stimme recht laut werden zu lassen. Ich habe sehr bedauert, daß Du, geliebtes Weib, bei diesem Diner nicht gegenwärtig sein konntest; es würde Dich bis zu heißen Thränen gerührt haben, den Feldmarschall so gefeiert zu sehen.

An Gröben.

Posen, den 18. April 1831.

Verehrter Freund!

Auch ich habe in Herrn Flottwell einen ausgezeichneten Beamten kennen gelernt, der es wohl verdient hat, in die ausgezeichnete Stelle, welche er jetzt einnimmt, gehoben zu werden und auch mir ist es wünschenswerth, daß der Herr Fürst Anton Radziwill seinen Werth erkennen und sich ihm befreunden möge. Das wenige, was ich hiezu beitragen könnte, würde ich gern anwenden um diesen Zweck zu erreichen und soll es an meinem Bestreben dahin nicht fehlen, um so weniger, als ich darin einen edlen Wunsch Sr. Königl. Hoheit des Kronprinzen*), zu erfüllen so glücklich sein würde; indessen will ich auch ganz offenherzig bevorworten, daß ich hiezu nur eine schwache Hoffnung habe. Die Nationalität der beiden Zwillings-Machthaber ist allzu widersprechend, als daß nicht bald Reibungen entstehen sollten, da die Natur ihrer Amtsverrichtungen einander wesentlich feindselig ist. Es ist diese Organisation eine wohlgemeinte aber praktisch unausführbare,

*) Dessen Adjudant Gröben damals war.

wenn nicht wenigstens Einer der beiden hohen Beamten mit einer großen Karakterschwäche ausgestattet ist. Von Flottwell kann man eben dies nicht sagen und Fürst Anton wird von seiner Nation getragen. Ersterer nimmt mit Eifer und Lebendigkeit seines Amtes wahr, letzterer muß die vermeintlichen Interessen seines Volks vertheidigen oder glaubt es zu müssen, und jemehr die Pohlen erhalten, destomehr begehren sie weiteres.

Der Zustand der Gemüther in dieser Provinz ist kein erfreulicher. Der alte Haß der Polen gegen die Deutschen tritt immer entschiedener hervor und ist durch die Begebenheiten bei Warschau gesteigert. Die Königlichen Beamten sind eingeschüchtert und sie betrachten ihre Anstellung in diesem Lande als ein Exil. Ohne die Anwesenheit der Truppen wäre der Aufstand bereits ausgebrochen, und wehe dann unseren Beamten und den Juden die mit den Preussen in gleicher Verdamnis hier sind.

Dort in Bromberg wird sich Sr. Königl. Hoheit dem Kronprinzen ein katholischer Geistlicher, Namens Sanftleben, vorstellen, der ein armer, fremder Einwanderer in Preussen ist und bei uns eine gute Pfründe erhalten hat. Statt hierfür dankbar zu seyn, hält er Polnische Clubbs und ist der Verschwörung gegen Preussen verdächtig. Ganz ungemäß seinem Stand und seinem Gelübde hält er sich eine Concubine. Ich kann hier nur den Wunsch ausdrücken, daß er von dem Kronprinzen K. H. nicht mit der gewohnten Freundlichkeit aufgenommen werde.

Wodurch die unglücklichen Begebenheiten bei Warschau herbeigeführt worden sind, haben wir mit Gewisheit noch nicht ermitteln können. Wir denken uns, daß Diebitsch gerade mit dem Vorhaben des Weichselüberganges beschäftigt war, und davon nicht ablassen wollte, oder daß er erst das Pahlensche Corps von Brzesk-Litewski herbei ziehen wollte, oder vielleicht die Garden oder daß er erst nach Petersburg berichtet und um die Garden gebeten habe, denn wir meinen, daß sie nicht zu seiner Verfügung gestellt, son-

dern bestimmt sind, die Kommunikation mit Rußland wahrzunehmen, sonst aber sich nicht zu schlagen.

Es würde unseres Dafürhaltens von großer Wirkung gewesen seyn, wenn Diebitsch, sogleich nach Benachrichtigung von dem Angriff auf Geismar und Rosen seine Armee schnell vereinigt, gerade nordwärts und auf die Kommunikation der Polen marschirt wäre.

Im Laufe dieser Woche erwarte ich nun eine Schlacht. Die Polen berechnen wir zu einer der Russischen gleichen Stärke. Ich fürchte, daß die Russischen Truppen durch die erlittenen Unfälle etwas muthlos, die Polen aber durch ihre Siege begeistert sind. Unter solchen Verhältnissen kann man wohl die Möglichkeit annehmen, daß Diebitsch eine Niederlage erleide. Welch ein Unglück dann! Sobald kann Rußland dann eine zweite Armee nicht aufstellen, der Aufstand breitet sich dann aus, ergreift unsere Provinzen und wir sind hier in einen Krieg verwickelt, während wir an unserer westlichen Gränze angegriffen werden. Ich bin daher von der Nothwendigkeit durchdrungen, daß wir unseren nordischen Nachbarn hülfreiche Hand reichen müssen, ihnen, die so oft uns hülfreich zur Seite gestanden haben.

Besorgte ich nicht, wichtige Nachrichten zu verfehlen oder nöthige Anordnungen zu versäumen, so machte ich mich auf den Weg, um Sr. Königl. Hoheit meine Huldigungen in Bromberg darzubringen, so aber bin ich vor der Hand an diesen Ort hier gebannt, bis die Gegend um Warschau sich aufhellt oder noch mehr verdunkelt. Ich bitte Sie daher, die Darbringung meiner Huldigungen bei ihrem vortrefflichen Prinzen zu übernehmen.

Erfahren wir von einem Siege der Russen etwas zuverlässiges, so sende ich Ihnen eine Estafette. Gott erhalte Sie und die Ihrigen gesund und mögen Sie meiner in alter Freundschaft eingedenk verbleiben als

Ihres

treuen Freundes

Gr. N. v. Gneisenau F. M.

An die Gräfin.

Posen, den 22. April 1831.

Liebe Frau!

Mit recht inniger Theilnahme gedenke ich Deiner Gefühle bei der bevorstehenden Trennung von den Enkelsöhnen und Du wirst dadurch auf eine harte Probe gestellt. In jenen Jahren forderte ich Dir deinen 15jährigen Sohn ab, und in diesem sollst Du die Enkel hergeben; zwar nicht zu so sehr gefährlichen Szenen wie jenen, aber dennoch zu einer nicht ganz gefahrlosen Reise. Jenes habe ich mir oft vorgeworfen, aber nach dem großen Unglück, was Napoleon in Rußland begegnet war, erwartete ich keinen so heftigen Widerstand von seiner Seite und sah auch nicht die Fehler voraus, die man bei Groß-Görschen und Bautzen beging, vielmehr erwartete ich einen schnelleren Ausgang des Kriegs und wollte dem August den Vortheil verschaffen, eine so große Begebenheit mit angesehen zu haben. Es kam anders als ich dachte, lief indessen glücklich ab; dies wird auch, so hoffe ich zu Gott, mit den kleinen der Fall sein und sie wohlbehalten in deine Arme zurückkehren, da sie andere Gefahren als die der Seereise nicht zu bestehen haben. Grüße sie von mir herzlich.

Hier macht man uns den Krieg aus den Beichtstühlen heraus mit gräßlichen Waffen, die Charwoche hat hierin bereits ihre Wirkung gethan, indem da der Pole zur Beichte geht und die Polnischen Geistlichen darin ihn aufregen und zur Desertion verleiten. Da wir hier in der Artillerie ungefähr 1100 Artilleristen Polnischer Abkunft haben und die Polen in Warschau solcher für diese Art des Kriegsdienstes ausgebildeten Leute, bei ihrem großen Verlust daran, sehr bedürfen, so richten sie ihre Verführungskünste hauptsächlich auf diese und sie haben uns bereits deren 25 hier verlockt. In verwichener Nacht sind hier abermals 8 Artilleristen auf der That der Desertion ertappt worden, auch 4 Offiziere von der Infanterie und der Artillerie sind zu den Polen übergegangen. In Cujavien, einem unserer Landstriche 15—20 Meilen von hier, wo fast keine von

unseren Truppen stehen, ist in Folge der Charwoche und der den Polen günstigen Begebenheiten bei Warschau die Aufregung sehr groß geworden, obgleich sie sich noch nicht in Thätlichkeiten, sondern nur in Jubel, Trunkenheit und ausgebrachten Gesundheiten für das Gelingen der Polnischen Sache äußert. Ich habe demnach das dritte Dragoner Regiment und zwei Bataillone aus Pommern dorthin beordert um etwaige Ausbrüche lieber zu verhüten, als sie hinterher bestrafen zu müssen.

Die Begebenheiten bei Warschau versprechen nicht einen sofortigen Ausgang und mögen sich noch einige Zeit in die Länge ziehen. Das Schicksal treibt mit menschlichen Entwürfen manchmal seinen Schabernak. Viele Truppen aus dem Innern des russischen Reichs sind auf dem Marsch nach Polen.

Den Töchtern und Enkelkindern meine herzlichen Grüße, so auch Gräfin Brühl und Frau v. Clausewitz und sonstigen Freunden. Gott nehme Euch in seinen heiligen Schutz.

G.

An Gibsone.

Posen, den 24. April 1831.

—— Die Bildung eines ganz unabhängigen Königreichs Polen würde übrigens schlimme Folgen haben. Die Polen würden sofort Westpreußen mit Danzig von uns zurückzuerhalten streben und später dann auch Galizien, und gelänge dieses z. B. während eines Krieges mit Frankreich durch Unglücksfälle, die doch auch nicht im Reiche der Unmöglichkeiten liegen, so hätten wir stets Kriege in unserem Lande oder in unserer Nachbarschaft zu gewärtigen, ein Zustand, der uns bald eine politische Schwindsucht zuziehen würde. Diese Frage ist also für uns eine Lebensfrage, und selbst auch für unsere Nachbaren, bei dem Zustand allgemeiner Gährung, den man sich nicht verhehlen darf, und der den Gewerben, dem Handel, den Künsten und Wissenschaften und jeder Art von Kultur einen langen Stillstand gebieten würde.

Es ist irgend ein Versehen gewesen, daß die Brücken von Praga am 25. Februar nicht genommen worden. Der F. M. Diebitsch schreibt mir, er wolle mir dereinst mittheilen, was davon die Ursache gewesen. Es sind oft sehr kleine Ursachen, die große Begebenheiten herbeiführen.

An die Gräfin.

Posen, den 27. April 1831.

Liebe Frau!

Vorgestern bin ich hier mit Steinen geworfen worden. Die Sache verhält sich in folgender Weise.

Mein Wirth, ein Gastwirth, hat hinter seinem Hause einen Garten, worin er sich gerade befand, als einige muthwillige Knaben Steine in denselben warfen. Um sich davon zu befreien, rief er ihnen zu, der Feldmarschall sei im Garten. Dies mochten die Knaben erzählt haben, und hieraus entstand sofort das Gerücht, ich sei gesteinigt worden. In diesem Lande der Lügen und der Leichtgläubigkeit, ist so etwas noch weniger auffallend als in einem andern, hat man uns doch vorgestern durch eine wichtigere Lüge getäuscht. Polen von Rang benachrichtigen uns, in Peysern, einer nahe an der preußischen Grenze belegenen polnischen Stadt sei eine Estaffete angekommen, die die Nachricht von einem am 22. dieses, jenseits Warschau gegen den F. M. Diebitsch erfochtenen Siege, worin auf beiden Seiten 30,000 Mann gefallen, von den Polen 30 Kanonen erobert worden und wonach die Russen in voller Flucht in das russische Reich begriffen seien. Die Quelle, aus welcher uns diese Nachricht zukam, ließ uns an der Wahrheit derselben nicht zweifeln, obgleich ich sie für übertrieben hielt; gestern endlich erhielten wir die Beweise, daß sie eine Erfindung sei, erfunden wahrscheinlich, um unsere Soldaten polnischer Nation zur Desertion zu verleiten, den polnischen Enthusiasmus zu steigern und Aufstand zu erregen.

Soeben ist viel Volks vor der hiesigen Hauptkirche versammelt,

weil ein Wunder geschehen ist, das auf dem Giebel der Kirche befindliche Kreuz nämlich soll sich von selbst umgedreht haben, und daraus prophezeit man große Begebenheiten. Das Kreuz hatte wirklich eine schiefe Richtung erhalten, aber auf ganz natürlichem Wege, durch den Wind und die locker gewordene Schraube. Aber so abergläubisch ist das hiesige Volk! Die Wunder, die bei Warschau geschehen, haben vermuthlich dem Wunderglauben hier neue Stärke gegeben.

Das 3. Dragoner-Regiment kommt in den fruchtbarsten aber auch rohesten Theil unseres Polens zu stehn. Was der Landmann von seinem reichen Boden gewinnt, vertrinkt er in der Schenke; Dagegen läßt er sein Haus in Verfall, seinen Garten ohne Zaun. Selbst auf den Adelstand erstreckt sich diese Roheit.

An Stein.

(Gedr. Pertz, VI, 1109.)

Posen, den 11. Mai 1831.

Hochgeborener Freiherr,

Hochzuehrender Herr Staatsminister!

Ew. Excellenz verehrliches Schreiben vom 18. Februar *) zu beantworten liegt mir noch die Pflicht ob: daß dieses nicht früher geschehen, werden Sie freundlich durch die Zeitumstände entschuldigt finden. In der Zeit, die dessen Eintreffen bei mir folgte, waren die wichtigsten Berathschlagungen über unsere Rüstungen im Gang und bald darauf versetzten mich die Begebenheiten jenseits der Weichsel hieher nach Posen und meine Aufmerksamkeit ward hier vielseitig in Anspruch genommen. Ich benutze nun einen freien Moment, um meine versäumte Pflicht nachzuholen.

Aus Ew. Excellenz Darstellung des Antrags der Westphälischen Stände auf eine Central-Verfassung habe ich mit Beruhigung ersehen, daß selbige in dem Berliner Publiko in übertriebener Schilderung umher ging, aber auch diese meist absichtlich gesteigerte

*) Gedr. Pertz, Stein VI, 1105.

Erzählung davon hat nur den Eindruck hinterlassen, daß Ihre Popularität wo möglich noch zugenommen hat, mit Ausnahme einiger Personen des Hofes und der Diplomatie.

Was Ew. Excellenz tadelndes über die Bildung und Zusammensetzung der Provinzialstände sagen*) kann ich nicht theilen. Es war im Jahr 1815 durchaus nöthig, Anstalten zu bilden, worin die Nation sich nach und nach für das öffentliche Leben selbst erziehen könnte. So wie die Emanzipation des Bauernstandes die Grundlage des neuen Staatsgebäudes werden mußte, und darauf die vortreffliche Städte-Ordnung, die unsere Städte, nach den Pariser Vorgängen, sicherlich vor Tumulten bewahrt hat, folgte, so mußte dann zu den Provinzial-Versammlungen übergegangen werden.

Hätte man, wie es so Manche wollten, alsbald eine Konstitution, etwa nach dem Muster der Französischen mit ihrem Wahlgesetz, oder gar, wie einige Andere es wollten, nach der der Cortez, entworfen, so wäre die Monarchie in Gefahr gerathen, zusammenzustürzen, und wir hätten uns, bei unserer konstitutionellen Unwissenheit und dem bei uns seltenen Talent, sich in öffentlicher Gesellschaft auszudrücken, noch obendrein vor den Augen von Europa lächerlich gemacht. Die Provinzial-Stände-Versammlungen aber gaben Veranlassung und Gelegenheit, über öffentliche Angelegenheiten nachzudenken und darüber bei verschlossenen Thüren zu reden, ohne daß der Wortführer besorgt seyn durfte, seinen Vortrag im Druck der Kritik bloßgestellt zu sehen, oder hoffen durfte, durch aufregende Reden sich einen Namen zu machen und als Demagog zu glänzen. Diese Oeffentlichkeit der Verhandlungen hat so manches Unglück hervorgebracht und ihr müssen wir die neueren Revolutionen zuschreiben.

So war meine Ansicht im Jahr 1815, und seitdem habe ich

*) Streng genommen hatte Stein das in seinem Briefe nicht gethan; er tadelt nur heftig die Idee, die Reichsstände aus den Provincialständen hervorgehen zu lassen und erklärt die Zusammensetzung der letzteren für ungeeignet zu diesem Zweck.

nicht aufgehört, gegen eine Central-Repräsentation anzukämpfen, bevor wir uns nicht mehr für das öffentliche Staatsleben besser ausgebildet haben; mündlich und schriftlich habe ich dem Staatskanzler diese meine Ansicht ausgesprochen.

Es kann wohl nicht geläugnet werden, daß bei einer Verfassung das Wahlgesetz die Hauptsache ist. Das Französische ist schlecht, das Englische noch schlechter. Bloß nach dem Steuer-Ertrag das Wahlrecht und die Wählbarkeit abzuschätzen, verleiht dem Reichthum und der Wohlhabenheit einen zu großen Einfluß und wird immer die Proletarier in Bereitschaft zur Empörung setzen. Viel gerechter ist es, die Repräsentation nach Ständen zu ordnen: Standesherrn, Adel, Bürgerthum, und Bauernstand, und eine solche Verfassung hat einen alten germanischen Karakter.

Wie aus den Provinzial-Stände-Verfassungen eine Versammlung der Reichsstände bei wichtigen Fragen gebildet werden solle, muß ich, der Soldat, einem so erleuchteten Landtags Marschall, wie Ew. Excellenz es sind, zur Beurtheilung überlassen, und ich bescheide mich gern, über das Wie? noch keine geprüfte Meinung zu haben. Unsere Pflicht ist dabei, dem revolutionairen Geist, der jetzt so sehr vorherrschend geworden ist, entgegen zu arbeiten und die Möglichkeit von Revolutionen zu entfernen, die aus einer unvorsichtigen Behandlung der Fragen, die jetzt die Welt bewegen, entstehen könnten.

Das große Trauerspiel in Polen naht sich seinem Ende. Wir haben heute aus Warschau die Bestätigung erhalten, daß das Corps des General Dwernicki aus Volhynien auf Galizisches Gebiet, gedrängt von den Russen, hat übergehen müssen und daselbst um den Durchzug durch das Oesterreichische unterhandelt und eben jetzt geht der Bericht aus Krakau ein, daß dieser Durchzug verweigert, den Pohlen Waffen und Pferde abgenommen und die Mannschaft nach Ungarn gebracht worden. Die Reste dieses Corps waren noch, nach allen den gelieferten nachtheiligen Gefechten

4500 Mann und 4 Kanonen. Durch die Beseitigung dieses Corps werden den Russen nunmehr die 4 zeither in Volhynien beschäftigten Corps disponible, welche sich, mit Zurücklassung eines derselben zur Bändigung des nur schwachen dasigen Aufstandes mit dem in Lublin vereinigen und dann oberhalb Warschau über die Weichsel gehen können, während dies von der Hauptarmee unterhalb geschieht, wozu auch bereits Anstalten getroffen sind, indem der Feldmarschall Diebitsch sich mit seiner Verpflegung auf die Nieder-Weichsel stützen will, zu welchem Ende bereits Vorräthe gekauft und gesammelt sind. Bei dem Kleinmuth, der jetzt bereits in Warschau herrscht, kann man erwarten, daß die Polen bei dem Herannahen des Ungewitters sich unterwerfen werden und der Kaiser von Rußland ihnen mit Großmuth entgegen kommen wird.

Die Polen werden häufig bedauert wegen des Looses, das ihnen gefallen ist, aber sie haben solches durch ihre Familienzwiste, durch ihren Egoismus, durch ihr Beharren in einer zu weit ausgedehnten Adelsfreiheit, durch Verweigerung der Mittel zu einer guten Kriegs-Verfassung an Truppen und Festungen, durch Bestechlichkeit und schlechte Politik sich zugezogen. Große Männer ragen in ihrer Geschichte hervor, aber sehr einzelne. Endlich griffen die Nachbarn zu. Der Antheil Rußlands an diesem Lande ist eine Sache der Bequemlichkeit, indem er dessen nördliche und südliche Provinzen in Zusammenhang bringt; der Oesterreichs ein Luxus-Artikel, indem solches durch die Karpathen hinlänglich geschützt wäre, ohne Galiziens zu bedürfen; der aber Preußens ein Lebensorgan, ohne welches der Staatskörper nicht lang bestehen könnte, wir können daher nicht darauf Verzicht leisten.

Mögen Ew. Excellenz meiner mit Wohlwollen fernerhin eingedenk seyn, so wie ich Ihrer, der ich Ihnen meine innigste Theilnahme an allem, was Ihnen begegnen kann, gewidmet habe als

Ihr

treuer, ergebener Freund und Diener

Gr. N. v. Gneisenau F. M.

An die Gräfin.

Posen, den 17. Mai 1831.

Liebe Frau.

—— Weder der Minister von Humbold noch sein Bruder Alexander sind Buchhändler; vermuthlich ist derjenige, der das französische Wörterbuch eingesendet hat, der Buchhändler Humblot in der französischen Straße.

—— Mein Leben hier verfließt ruhig zwischen Geschäften und Lektüre und Spazierritten. Mein täglicher Tisch besteht aus zwölf Personen, worunter mehrere unterrichtete Personen meines Gefolges sind und die Tafel-Unterhaltung ist geistvoll. Von Zeit zu Zeit gebe ich ein Diné von einigen und zwanzig Personen. Gesellschaftlichen Umgang mit den hiesigen vornehmen Einwohnern halte ich nicht, sondern bringe meine Abende allein zu, ausgenommen daß ich die Generalin Röder, die jeden Abend Gesellschaft annimmt und einige Schüsseln Essen giebt, ein oder zweimal die Woche hindurch besuche, da eine Tasse Thee annehme und bei dem Geräusch der Teller mich wieder fortmache. In dem Gasthof, den ich bewohne, habe ich nun bereits gegen 2000 Thlr. bezahlt. Wäre indessen nicht meine Trennung von Euch, so würde ich mir eine solche Existenz gern immer gefallen lassen. Mit Einladungen quält man mich nicht; nur erst fünfmal habe ich auswärts gegessen und behalte demnach Zeit für meine gewohnten Beschäftigungen ungestört übrig.

Den Töchtern und Enkeln so wie Freunden meine Grüße. Emilie hat mir abermals einen zierlichen und gut geschriebenen Brief geschrieben. Gott erhalte Euch.

G.

An General Krauseneck.

(Vollständig in Felgermann, Leben Krauseneck's p. 160 f.)

Posen, den 19. Mai 1831.

—— —— So viel haben wir aus diesem Kriege gelernt, daß alle die Besorgnisse, die man aus der Größe der Russischen

Macht schöpfen wollte, nichtig sind, sie, die Russen sind für uns sehr nützliche Bundesgenossen und nicht zu fürchtende Feinde; darum mögen wir getrost mit ihnen im Bündniß bleiben, 200,000 Mann ihrer Truppen werden in einem Kriege gegen Frankreich uns nützliche Dienste leisten und früher oder später bricht dieser Krieg dennoch aus. —

An Gibsone.

Posen, den 25. Mai 1831.

—— Nun zur Beantwortung Ihrer Fragen für Mistreß Lushington*). Allerdings habe ich die gespensterartige Begebenheit mit Oppens Guitarre an langen Winterabenden, wo so etwas Wirkung thut, furchtsamen Frauen mit einer lebhaften Phantasie begabt, erzählt, jedoch ohne selbst daran zu glauben. Ich zweifle nicht im mindesten daran, daß der Ton der Guitarre am Abend des 14. Februars, wo sie zum Andenken an Oppen auf demselben Platz, wohin er sie zuletzt niedergelegt hatte, von den Wirthsleuten in Höchst (eine Kaufmannsfamilie) wirklich ist gehört worden, dafür spricht die alsbaldige Meldung davon Seitens der Wirthsleute in unser Hauptquartier, aber es mochte eine Katze oder eine Ratze über die Saiten der Guitarre gelaufen sein und den Ton hervorgebracht haben. Das auffallende ist nur, daß dies gerade am 14. Februar in der Dämmerung geschah, zu derselben Zeit, als Oppen blieb. Denn gerade zu dieser Zeit, als wir eben mit un-

*) Die Frage in Gibsones Brief lautet folgendermaßen: „Eine Dame in England, die eine Reise von Ost-Indien über Land beschrieben hat, und die im vergangenen Jahr durch Preußen und Rußland reisete, worüber sie auch eine Beschreibung ausgeben will (Mrs. Lushington, deren noch lebender Mann viele Jahre Privat-Secretär verschiedener General-Gouverneure war) hat gewünscht einige Anecdoten über Blücher von mir zu erhalten. Ich gedenke ihr auch den Vorfall bei Oppens Tod zu erzählen, habe aber einige Namen vergessen; vielleicht werden Sie die Güte haben mir damit auszuhelfen." Das qu. Buch der Mrs. Lushington ist mir bisher nicht gelungen aufzutreiben. Ueber die in dem letzten Absatz des Briefes erwähnte Aufheiterung ist — charakteristisch genug für Gneisenau — nichts weiter bekannt.

ſerer Infanterie und mit zwei Geſchützen die Cavallerie, ſich die quer über die Chauſſee am Eingang eines Waldes aufgeſtellt hatte, um uns den Weg zu verwehren und die ich aus dieſen Geſchützen mit Kartätſchen in geringer Entfernung beſchießen ließ, dieſe Cavallerie mit Hurrahgeſchrei durchbrochen hatten, kam Oppen zu mir heran, und klagte mir, er könne es zu Pferd nicht mehr aushalten; ich vertröſtete ihn, daß die hereinbrechende Nacht dem Gefecht bald ein Ende machen würde; wenige Minuten darauf aber kam der Schimmel, den er geritten hatte, mit Blutflecken bedeckt zu uns und wir haben ſeitdem nichts weiter über die Art, wie er geblieben, vernommen. Es war wenige Tage vorher in dem Städtchen Vertus in der Champagne, daß er, ſonſt ſehr heiterer Natur, nun aber ſehr ernſt, mir erzählte, ſein Freund, Major von Roeder (der bei Kulm geblieben) ſei ihm in letzterer Nacht im Traum mit blutigem Hemd erſchienen und habe ihn zu ſich gewinkt; er erwarte, nächſtens ebenfalls zu bleiben und er ſehe überhaupt einem unglücklichen Ausgang unſeres Feldzuges entgegen. Ich ſuchte ihm ſolches auszureden. Wir ahneten zu jener Zeit nicht auf das entfernteſte, daß die große Armee nicht, wie es am 2. Februar in unſerem Kriegsrath beſchloſſen war, über die Seine und auf Paris, nach unſerem Sieg bei Brienne losgehen würde; da war aber dem Fürſten Schwarzenberg der geheime Befehl gegeben worden, nicht weiter vorzugehen, weil man mit Bonaparte unterhandeln wolle. Wir hatten den Auftrag, erſt hinter der großen Armee nach Paris zu gehen, vorher aber das Land rechts der Marne von den kleineren feindlichen Corps zu ſäubern und als wir damit beſchäftigt waren, benutzte Bonaparte ſehr geſchickt dieſen Stillſtand der großen Armee, um zwiſchen unſere Corps zu fallen, was ihm gelang, weil man den General Seslawin mit einigen Tauſend Koſaken, der die Verbindung der großen Armee mit der unſrigen unterhalten ſollte von da weggenommen, ohne uns davon zu benachrichtigen, und ihm den Auftrag gegeben hatte, ſüdlich von Paris eine Verbindung mit Wellington zu eröffnen.

Die Champagner Aufheiterung trug sich in der Nacht vom 14. zum 15. Februar, einige Stunden nach dem Gefecht zu. Viele Jahre darauf sagte mir der alte Feldmarschall: Gneisenau, was Sie mir damals in Bergeres gesagt haben, das werde ich Ihnen nie vergessen. Bergeres ist ein Dörfchen in der Nähe vom Städtchen Vertus, an der Chaussee.

An Frau von Clausewitz.

Auf dem Couvert steht mit Bleistift „der letzte Brief des lieben Feldmarschalls."

Posen, den 3. Juli 1831.

Hochverehrte Frau Generalin!

Treuere, tiefer gefühlte Glückwünsche zu Ihrem heutigen Geburtstag als die meinigen kann es wohl nicht geben, das weiß Gott. Nehmen Sie daher meine Huldigungen für Ihre vortrefflichen Eigenschaften, und meine dankbare Anerkennung für die Freundschaft und das Wohlwollen, womit Sie mich und die meinigen stets beehrt haben, gnädig auf; nur mit meinem Leben können selbige erlöschen.

Mit der Ausnahme, daß ich hier von Ihnen, gnädige Frau und von meinem stillen Familienleben getrennt bin, kann ich meine hiesige Lebensweise nichts weniger als unangenehm nennen. Frei von Nahrungssorgen, bewege ich mich hier zwischen wenig lästigen Geschäften, Lektüre und Spazierreiten; Clausewitz mit seinem vortrefflichen Geschäftsgeist bringt in jene die offizielle Ordnung. Mit den hiesigen Familien komme ich nur selten in Berührung, und meine Abende behalte ich mir meist allein vor. Bei Tische habe ich einen vortrefflichen und drei sehr gute, und alle Viere sehr unterrichtete Gesellschafter und unter 11 Personen ist dies schon sehr viel. Wir lachen manchmal bis zu Thränen, auch die Statisten, unbekümmert um die Cholera, die noch 30 Meilen von uns ist.

Genehmigen Sie, gnädige Frau Generalin den Ausdruck

meiner Ihnen gewidmeten unveränderlichen Gefühle und beglücken Sie mich noch ferner mit Ihrem Wohlwollen.

Ihr

ganz ergebener, dankbarer Diener
Gr. N. v. Gneisenau F. M.

Ihrer Frau Mutter wollen Sie mich zu Gnaden empfehlen.

Meldung des Obersten von Canitz*).

H. Qu. Kleczewo, den 10. Juni 1831.

Ew. Excellenz habe ich die sehr betrübte Nachricht zu melden, daß der Feldmarschall Graf Diebitsch diese Nacht plötzlich sehr gefährlich krank geworden ist, so daß in diesem Augenblick die Aerzte sehr wenig Hoffnung zu seiner Rettung geben. Er befand sich gestern vollkommen wohl, war bei Tische mehr als gewöhnlich heiter und ging Abends, als das regnigte Wetter sich etwas aufgeklärt hatte, spatzieren. Um 2 Uhr in der Nacht brach die Krankheit aus mit allen Symptomen der heftigsten Cholera; um 12½ Uhr Mittags hat ihn Gott zu sich gerufen, der Feldmarschall starb nach heftigen Leiden ganz ruhig. Graf Toll hat das Commando übernommen.

F. Canitz.

An Gerhard und August von Scharnhorst.

Posen, den 16. Juli 1831.

Meine lieben Schooters.

Ich heiße Euch Schooters, weil Ihr Euch in Holland befindet, Interesse an der Holländischen Armee nehmt, Euer Vater bei dieser Armee Dienste leistet, und Ihr ungefähr so groß seid als die dortigen Schooters, aber ich bitte mir aus, daß Ihr Euch nicht in ein Gefecht einlaßt, wenn etwa die Belgier nach Breda kämen, um diese Festung anzugreifen.

Eure Briefe haben mir sehr wohl gefallen und waren kalligraphisch gut. Schöne und reiche Städte und interessante Länder

*) Canitz war preußischer Bevollmächtigter in Diebitsch's Hauptquartier. Ich drucke die Meldung (a. d. Kriegs-Archiv) deshalb ab, weil in Rahdens Memoiren der Inhalt derselben in einer Weise resumirt ist, die man nicht anders, wie als eine Fälschung bezeichnen kann. Nach Rahden hätte Canitz mit ziemlich deutlichen Wendungen gemeldet, daß Diebitsch an Gift gestorben sei. „In der ganzen Armee" habe der Bericht geschlossen „ist bis jetzt noch kein einziger Cholerafall bekannt geworden."

habt Ihr gesehen, und dieses wird Euch immer eine angenehme Erinnerung bleiben, wie der alte Dichter Asmus, den Euer seeliger Großvater so gern gelesen hat, auch in Reime gebracht hat, wie Euer Vater wohl wissen wird.

Da die Cholera hier sich einen Todten geholt hat, so gehören wir hier, Soldaten und Einwohner, schon unter die Verdächtigen, dürfen nicht aus dem Umkreis um die Stadt und unsere Briefe werden durchstochen und durchräuchert, und so werdet Ihr auch diesen Brief erhalten. Wenn zwischen heut und 10 Tagen nicht ein neuer Cholera Todesfall entsteht, so werden wir dann wieder aus dieser Verbannung erlößt.

Herrn Göbel werdet Ihr meine Begrüßungen übergeben und ihn bitten, daß er Euch in dieser Zeit Eures Aufenthalts in Holland einige Kenntniß von der Geographie dieses Landes beibringe, eines Landes, das nichts anderes ist, als eine Anschwemmung des Rheins und der Maas.

Gott nehme Euch in seinen heiligen Schutz. Ich versichere Euch meiner Liebe als

Euer

treuer Großvater
Gneisenau.

An Gibsone.

Posen, den 10. August 1831.

Die Mittheilung, die Sie mir über Schöns Zwist mit den Königsberger Aerzten gemacht haben, ist sehr interessant, aber sie beweißt auch, wie sehr jener durch die Gunst der Umstände verzogen worden ist und überall seine Meinung durchzuführen sucht. Es ist wohl erlaubt, an der unbedingten Kontagiosität der Cholera zu zweifeln, aber diese zu behaupten und sich dabei öffentlich auf das Zeugniß der Aerzte zu berufen, die nun solches ebenso öffentlich abläugnen, war wohl nicht der Klugheit gemäß.

Darin ſtimme ich mit Schön überein, daß die Abſperrung ein Uebel iſt, vielleicht größer als die Krankheit ſelbſt. Auch hat er in Königsberg bereits die Beſchränkungen des Verkehrs aufgehoben oder doch gemildert und ich wünſche, daß er Recht behalten möge.

Der hieſige Oberpräſident hat die engere Einſperrung noch nicht in Wirkſamkeit treten laſſen, nur Häuſer oder Wohnungen werden abgeſperrt. Selbiger hat mir eine ſehr bündige Vorſtellung gegen die ſtrengeren Maaßregeln bei der Immediat-Commiſſion eingereicht, iſt aber, erklärlicher Weiſe, ohne Antwort gelaſſen worden. Er hat nun ſeine Vorſtellung bei dem König wiederholt; ich erwarte keinen Erfolg davon, denn die weſtlich von uns gelegenen Provinzen vermeinen, eine genaue abſolute Bewahrung einer ſolchen Sanitäts-Grenze ſei eine ausführbare Sache und wollen demnach durchaus durch eine ſolche geſchützt ſein, ſich wenig um die Noth der abgeſperrten Städte und Diſtrikte, deren Verkehr gehemmt wird, bekümmernd. Daher wird in einer weſtwärts gehaltenen Berathſchlagung immer für die ſtrengen Maaßregeln geſtimmt werden, weil man deren Wirkung nicht fühlt und weil, wenn auch ein Rath darunter eine richtigere Ueberzeugung darüber hätte, er weder das Odium noch die Verantwortlichkeit dafür übernehmen mag, folglich nicht mit ſeiner Meinung hervortritt, oder ſie nicht hartnäckig unterſtützt.

Am 3ten und 4ten ſoll nach einer heute eingegangenen Nachricht eine Schlacht bei Sochaczew geweſen ſein; die einen ſchreiben den Sieg den Polen, die anderen den Ruſſen zu. Ich halte dafür, daß die Ruſſen das noch von den Polen beſetzte Sochaczew angegriffen haben, ob mit oder ohne Erfolg, ſteht noch dahin.

Seit einigen Tagen ſind der Erkrankungen hier weniger, vielleicht iſt die Seuche ſchon im Abnehmen. Einen daran verſtorbenen Hauptmann ausgenommen, hält ſie ſich in den unteren Ständen, die ſich weniger um die Vorſchriften der Diätetik bekümmern und auch oft nicht bekümmern können. Wie ſollte der

gemeine Mann dem Genuß von Sauerkraut, Sauergurken, schwachem Bier und starkem Branntwein entsagen können?

Unseren Freund Kilduschewski*) wollen Sie vielmals von mir grüßen und ihm zu seiner Wiederherstellung Glück wünschen, Sie aber sich keiner Gefahr der Ansteckung aussetzen und sich Ihren Freunden erhalten. Dies sind die treuen Wünsche

Ihres

alten Freundes und Dieners

Gr. N. v. Gneisenau

F. M.

Gräfin Gneisenau an August v. Scharnhorst.

Erdmannsdorf, den 13. August.

Mein alter lieber Gusli ist ja ein prächtiger Junge, daß er mir einen so hübschen Brief schreibt, ich danke sehr daß Du bei allem Schönen was Du siehst die alte Groß-Mutter nicht vergißt; ich denke auch immer an Euch, und die Versicherung, daß Du gern in Erdmannsdorf wärst, wenn Du den guten Vater hier hättest, freut mich auch, Euer luftiger Pallast sollte bald wieder erbaut werden, und die Hirsche wären auch ein Zuwachs von Vergnügen, sie sind sehr zahm, man darf nur rufen, Hans, Hans, so kommen sie in vollen Sprüngen ein Stückchen Brod fordernd, was man ihnen jedoch nur durch den Lattenzaun reicht, denn der Patron hat große Geweihe, vor denen man Respect haben muß.

Du hast also König und Prinzen gesehn, wir zwar keinen König, aber mehrere Prinzen, der Kronprinz machte mit seinem Bruder Prinz Karl, dem Kronprinzen von Beyern und noch ein paar anderen eine Gebirgs-Reise, meist zu Fuße, da kamen sie auch durch Erdmannsdorf und sprachen bei uns ein, es war wie eine lächerliche Maskerade, sie hatten alle Kittel an, waren oft durch und durch naß geworden, aber doch entzückt von allen Schönen was sie gesehn, der ungewohnte Anpuz machte viel zu lachen.

Ja wohl, lieber Gustel bin ich recht besorgt um den Großvater und beide Oncels, denn Hugo ist zwar nicht in Posen sondern bei dem Cordon der gegen die Krankheit gezogen, dies wird Dir Herr Göbel erklären, aber auch in jener Gegend ist die Krankheit. Der Schulz vom Großvater hat die Cholera gehabt, ist aber genesen, der Reitknecht des General Clausewitz hingegen ist gestorben, als Schulz in der Besserung sich befand, war er doch so schwach, das er phantasirte, und dabei auf dem Krankenwärter spazieren reiten wollte.

---

*) Ein russischer Arzt, der speciell die Cholera behandelte und deshalb aus Rußland gekommen war.

Die Tanten und Agnes grüßen Dich herzlich, und ich umarme Dich als

Deine

Dich liebende Großmutter
G.

An Comteſſe Emilie.

Poſen, den 13. Auguſt 1831.

Meine liebe Emilie!

Ich bin ungewiß darüber, ob ich Dir eine Antwort ſchuldig bin, oder ob Dein letzter Brief eine Anwort auf den meinigen war, aber immerhin will ich Dir ſchreiben, um Dir zu ſagen, daß ich mich jedesmal über den Anblick Deiner Briefe freue; ſie ſind auf ſo gutes Papier und ſo regelmäßig und geradlinig geſchrieben, daß ſie ein recht elegantes Anſehen haben.

Wenn ich indes nicht auf jeden Deiner ſchönen Briefe antworten kann, ſo magſt Du bedenken, daß ich an ſoviele Familienmitglieder und außerdem an ſo viele andere Perſonen, und zwar manchmal recht lange Briefe zu ſchreiben habe, und dadurch manchmal mit meiner Zeit banquerot mache.

Darum ſchließe ich auch jetzt dieſen Brief und beſchränke mich darauf, Dir Wohlergehen und Zufriedenheit anzuwünſchen als

Dein

treuer Vater
G.

An Wilhelm v. Scharnhorſt.

Poſen, den 16. Auguſt 1831.

Mein lieber Sohn!

Ihr Brief vom 9. d. hat mir eine große Freude gemacht, einmal wegen der Waffenehre der Holländer und dann daß die Niederlage den Verräther Daine betroffen hat, der ſich ſo ſchändlich gegen den König ſeinen Wohlthäter betragen.

Wäre nicht die fatale intervenirende Nicht-Intervention des franzöſiſchen Cabinets, ſo würde dieſer ſchöne Sieg zu noch mehreren

führen, und Antwerpen, Gent und Brügge in die Hände der Holländer fallen. Es steht nun zu erwarten, ob die französische Armee die Belgische Gränze überschreiten wird. Ich besorge es.

Von hier kann ich Ihnen nichts von Bedeutung melden. So eben geht mir auf indirektem Weg die Meldung zu, daß Gen. Rüdiger mit seinem Corps die Weichsel überschritten hat und über Radom an die Pilica gerückt ist. Seine Avantgarde unter General Geismar hat ein glückliches Gefecht gehabt und 500 Gefangene gemacht; Datum und Ort dieser Begebenheit fehlen.

F. M. Paskiewicz richtet sich auf eine langwierige Verpflegung ein. Ich schließe daraus, daß er die Wechselfälle einer Schlacht oder eines Sturmes auf Warschau vermeiden will, vielleicht in Folge höherer Befehle, und die Polen durch Hunger zur Unterwerfung zu bringen gedenkt. Noch immer bin ich überzeugt, daß es den Polen an hinlänglicher Munition fehle. Erst jetzt haben sie Befehl gegeben, Salpeter bereiten zu laßen.

Die Cholera hat etwas an ihrer Heftigkeit hier nachgelaßen und wir schließen daraus, daß ihre abnehmende Periode begonnen habe. Uebrigens kümmern wir uns, in gesellschaftlicher Beziehung, wenig darum und ihr Daseyn hat die Heiterkeit der Unterhaltung nicht im mindesten gestört, selbst nicht bei den Frauen.

Gott erhalte Sie; grüßen Sie von mir Ihre Söhne und gedenken Sie meiner in Freundschaft.

Ihr

treuer Vater und Freund

G.

Gen. Kreutz mit 20,000 Mann kommt übermorgen, den 18., bei der Russischen Schiffbrücke an; um sich auf das diesseitige Ufer zu begeben. Das in unsere Hände gerathene Gielgud-Chlapowskische Corps*) ist zwischen 7—8000 M. stark, nebst mehr als

*) Dasselbe war von den Russen, nachdem es einen Einfall in Litthauen gemacht hatte, über die preußische Grenze gedrängt worden.

2000 Pferden, von denen gegen 12,00 auf der Weide nach und nach geſtohlen worden.

An Agnes v. Scharnhorſt.

Poſen, den 21. Auguſt 1831.

Meine liebe Agnes.

Deinen Brief vom 13. Auguſt habe ich erhalten und danke ich Dir dafür. Es iſt in dieſer Zeit ſehr angenehm, Nachricht von den ſeinigen zu erhalten.

Ich hoffe, daß du dich in dieſer bedenklichen Zeit vor dem Obſt hüten wirſt, denn auch da, wo die Cholera nicht herrſcht, iſt es in dieſem Jahr gefährlich, davon zu eſſen, indem auch andere Krankheiten daraus entſtehen.

Hier ſtarb ein Mädchen von 9 Jahren an der Cholera. Man konnte nicht erforſchen, auf welche Weiſe ſie angeſteckt worden war, und ſie verſchwieg es, endlich als ſie in den letzten Zügen lag, geſtand ſie, daß ſie in des Nachbars Garten geſchlichen und ſich da an Birnen ſattgegeſſen hatte; eine harte Strafe für einen ſo vorübergehenden Genuß!

Eine halbe Stunde von Poſen liegt ein Dorf, Namens Jerzice. Die ganze Gegend umher war ſchon von der Cholera angeſteckt, während dieſes Dorf frei blieb. Die Ortsbewohner triumphirten darüber und die Poſener Einwohner wanderten dahin, in der Meinung, daſelbſt recht geſunde Luft einzuathmen. Die Bewohner von Jerzice wollten ſich den Vortheil ihrer vermeintlich ſo ſehr geſunden Lage ſichern und veranſtalteten eine abergläubige Ceremonie. Ein Paar Zwillings Stiere wurden vor einen Pflug geſpannt nnd durch ein Paar Zwillings Knaben geleitet. Ein Prieſter trat voran, der Pflug folgte und die ſämmtliche Einwohnerſchaft hinter ihm. Es wurde nun eine Furche um das ganze Dorf gezogen, und die Leute glaubten, nun werde die Seuche dieſe Furche nicht überſchreiten, aber des anderen Tages wurden 3 Ein-

wohner des Dorfs von der Cholera befallen und verſtarben deſſelben Tages, ſeitdem noch viel mehr.

Der Tante Skal ſage, nebſt meinen Empfehlungen, daß Eugen ſo eben bei mir geweſen iſt und ſehr geſund ausgeſehen hat.

Nun, liebe Agnes, empfehle ich dir, fleißig im Lernen zu ſeyn, damit man dich, wenn du erwachſen ſeyn wirſt, eine gebildete Perſon nennen kann. Die Großmutter bitte in meinem Namen, daß ſie dir einen Dukaten gebe, den du der Françoiſe in deinem Namen ſchenken wirſt. Lebe wohl, meine Liebe. Gott erhalte dich geſund.

Dein

treuer Großvater

Gn.

Wir sind am Ende. Vergegenwärtigen wir uns, indem wir uns bereiten Abschied zu nehmen, auch die äußere Erscheinung des Mannes, dessen Leben wir durch siebzig Jahre begleitet haben, mit Theilnahme, mit Enthusiasmus, mit Verständniß und mit Ehrfurcht.

Also hat ihn uns Ernst Moritz Arndt beschrieben in der Zeit als er eintrat in die große Epoche seines Lebens:

„Gneisenau war ein Mann von 52 Jahren, als ich ihn im Winter 1812 zuerst sah, in Haltung Schritt und Gebärde einem Dreißiger ähnlich. Sein Bau war stattlich und seine Glieder löwenartig, Schultern und Brust breit, von der Hüfte bis zur Fußsohle alles stark rund und, wo es fein sein mußte, an Füßen und Gelenken, alles zierlich und beweglich gebildet; er stand und schritt wie ein geborner Held. Diesen Leib kräftigsten Wuchses etwas über Mittellänge krönte ein prächtiger Kopf: eine offene breite heitere Stirn, volles dunkles Haupthaar, schönste große blaue Augen, die eben so freundlich als trotzig blicken und blitzen konnten, eine grade Nase, voller Mund, rundes Kinn, Ausdruck von Männlichkeit und Schönheit in allen Zügen. Auf der Stirn eine vernarbte länglichte Grube. Diese Grube, pflegte er lächelnd zu sagen, macht mir oft Aerger und Langeweile, wenn die Leute wissen wollen, in welcher Schlacht ich diese Wunde davon getragen, und ich sie mit der schlechten Antwort abfertigen muß: ein Füllen ist der Held, der sie dem Knaben geschlagen hat.

Dieſer ſchöne Menſch war einer leidenſchaftlichen und feurigen Natur, und kühne Triebe und Gedanken flutheten unaufhörlich in ihm hin und her; und eben ſo war ſein Angeſicht, wenn er nicht zuweilen — was ihm ſelten begegnete — in eine halbträumende und ſinnende Abſpannung fiel, immer von einer wallenden und geiſtigen Fluth übergoſſen, welche ſeine Geſichtszüge ſelten ſtill ſtehen ließ. Dadurch iſt es geſchehen, daß dieſer ſchönſte Männerkopf in ſeiner eigenſten ſicherſten Bedeutung ſehr ſchwer zu faſſen und feſtzuhalten war; ſo daß wer ihn gekannt hat durch kein Gemälde und keinen Kupferſtich von ihm befriedigt worden iſt. Dieſe Geiſtigkeit, die ſich auf dem edlen Antlitz in den leichteſten beweglichſten Wechſeln malte und abſpiegelte, drückte ſich in allen Gefühlen und Stimmungen beide der Liebe und des Zorns der Freude und des Unmuths auf das liebenswürdigſte und gewaltigſte aus. Dieſer Kopf, der gewöhnlich raſche Kühnheit und fliegende Freudigkeit ausſprach, hatte doch auch ſeine Augenblicke, wann gelungene Entwürfe und edle Hoffnungen durch Feigheit oder Schlechtigkeit der Neidiſchen und Dummen gehemmt oder vereitelt waren, wo er eben durch die Innigkeit des Herzens und die Gewalt der Gefühle beſchattet und bewölkt war, daß er den Mann, welchen man nur als einen Vierziger vor ſich zu ſehen geglaubt hatte, in einem plötzlichen Dunkel gleichſam wie einen gealterten Greis zeigte. Ich habe keinen ſo geſchwinden Wechſel an keinem Manne geſehen. Aber ſobald der Sonnenſchein der Luſt und Hoffnung wieder ſchien, ſtand der kühne und geiſtige Jüngling in voller männlicher Herrlichkeit wieder vor dir.

Dieſe edle Geſtalt dieſer geſchwinde Muth und geflügelte Geiſt, einer von Plato's Gefiederten, war auch durch innerſte Schönheit der Seele geadelt; das Edle Stolze Hochherzige leuchtete wie ein lieblicher Sonnenſchein aus allen ſeinen Bewegungen und Zügen. Man konnte in ſeinen glücklichen Augenblicken ordentlich wie in Freude und Verehrung vor dieſer erhabenen Erſcheinung ſtill ſtehen und ſich ſtill zurufen: Sieh! hier iſt einmal

ein ganz wohlgeborner harmonischer Mensch. Bei gewaltigem Ungestüm und bei unendlicher Beweglichkeit die seltenste Herrschaft über die Triebe; selbst in Unmuth und Zorn, worin er sich über fremde Niederträchtigkeiten und Schleichereien wohl ergießen konnte, stand die Gebärde des Mannes unter höherer Gewalt und die Sprache behielt den Klang des Helden, sie verwirrte und verschnob und verblies sich nie zu der widerlich schrillenden Feinheit oder dumpfen Grobheit der Töne, wodurch die Jähzornigen uns häufig erschrecken.

Solche adliche ja solche erhabene Art in Haltung Bewegung Gebärdung und Rede war freilich in ihrer Anlage von Gott gegeben, aber es entging niemand, sie war auch durch Kunst geübt und gebildet."

Und nun kam auch für diesen Mann, unsern Helden die Stunde des Sterbens.

„Wenn mir die Wahl gelassen wäre, welcher Todesart ich sterben wolle, so würde ich mir, nächst einer Kanonenkugel oder einem sanften Schlagfluß die Cholera wählen. Wenn man 71 Jahre alt geworden ist, die geistige und die Körperkraft sich gemindert haben und Erfreuliches nicht mehr zu erwarten ist, oder wenigstens nicht viel mehr, jedann kann man wohl wie ich, mit Ruhe, in Hinsicht auf sich selbst, inmitten der Seuche diese mit Gleichgültigkeit betrachten und seine Besorgnisse nur den andern Bedrohten widmen." So schrieb er am 9. August an die Gattin, die ihn einst in den vollen Mannesjahren mit leidenschaftlicher Liebe erfüllt hatte und die nun mit ihm zusammen alt geworden war.

In der Nacht vom 22. zum 23. August ergriff ihn die Krankheit. Er mußte mehrmals aufstehen, endlich stürzte er ohnmächtig im Zimmer hin. Der Diener, der im Vorzimmer schlief, erwachte und trug ihn wieder ins Bett, der Arzt wurde gerufen, binnen Kurzem hatten sich die sämmtlichen Umgebungen mit dem Sohn und Clausewitz um das Bett versammelt. Die Aerzte brachten ihre Mittel in Anwendung und wollten anfänglich

noch einige Hoffnung geben. Der Kranke war wieder zu sich gekommen, sprach und scherzte und meinte, im Hinblicke auf Diebitsch, man würde die Cholera nun wohl die Feldmarschalls-Krankheit nennen.

Um vier Uhr wurde er müde und wollte schlafen; die Anwesenden zogen sich zurück und er schlief ein. Er kam nicht mehr zum völligen Bewußtsein. Von zwei Uhr Mittags an befiel ihn in kurzen Zwischenräumen eine Ohnmacht nach der anderen; der Schlaf wurde immer soporöser. In der Nacht gegen zwölf Uhr war er ohne Leiden hinübergeschlafen.

Am 25. ward er in der Stille beigesetzt. Da er den Wunsch nach seinem Tode nach Erdmannsdorf gebracht zu werden, öfters ausgesprochen hatte, so fand in Posen nur eine vorläufige Beisetzung statt. Die Gruft dazu wurde sehr glücklich — wir wiederholen die Worte aus dem Tagebuch des getreuen Clausewitz, der wenige Wochen später derselben Seuche zum Opfer fallen sollte — in einer Redoute, dicht beim katholischen Kirchhof angelegt, zwischen zwei Auffahrten und durch eine Vergitterung geschlossen. Zwei Geschütze, die zur Vertheidigung des ausspringenden Winkels dienten, bildeten zwischen Steinmassen die Schildhalter. Eine schönere Begräbnißstelle konnte einem Manne, wie er war, nicht zu Theil werden. Zwischen Gräbern und Zeichen der Andacht, zwischen Kanonen und Brustwehren ruhte der Mann, der durch und durch eine soldatische Natur und dabei ein frommes Gemüth besaß.

Die Absicht, die Leiche des Feldmarschalls später in Erdmannsdorf beizusetzen, wurde aufgegeben, da die Familie nicht im Stande war, die beiden Besitzungen, Erdmannsdorf und Sommerschenburg, zu behalten und sich zuletzt für Sommerschenburg, die königliche Dotation, entschied. Erdmannsdorf kaufte der König. Als Ende 1832 die Posener Festungswerke umgebaut wurden, wurde die Leiche zunächst in eine Gruft in Wormsdorf gebracht

und im Jahre 1841 nach Sommerschenburg überführt. König Friedrich Wilhelm IV. erschien hier mit seinen Brüdern, um am Gedenktage von Belle Alliance der feierlichen Beisetzung und gleichzeitigen Enthüllung des Denkmals, das die Armee über der Grabstelle errichtete, beizuwohnen.

Alexander Gibsone setzte ein kleines Capital aus mit der Bestimmung, daraus für alle Zeiten einen preußischen Invaliden als Wächter an dem Denkmale und Grabe des Feldherrn zu bestellen.

Beilagen.

Gneisenau's Standpunkt betreffend die Landwehr.

Während des ersten Jahrzehnts der Friedensperiode war die Erhaltung, respective die Organisation der Landwehr (im Zusammenhang mit der allgemeinen Wehrpflicht) ohne Zweifel die wichtigste Frage der inneren Politik Preußens und Gneisenau's Autorität gewiß keins der kleinsten Gewichte, das allmählich die Wagschale zu Gunsten der neuen Institution sinken ließ. Es wäre daher von großem Interesse, Gneisenau's Ansichten über die Heeresorganisation auch im Einzelnen zu erfahren (denn einige Stellen des Briefwechsels zeigen, daß er mit dem bestehenden Zustand nicht durchaus zufrieden war) — aber es hat sich nichts Positives in dieser Beziehung erhalten; ja es ist sehr wohl möglich, bei Gneisenau's geringer Neigung zu theoretischen Elaborirungen, daß er, da er nicht berufen wurde zu handeln, seine Ideen niemals zu einem concreten Plan ausgebildet hat.

Das folgende ist ein mit Bleistift geschriebenes Schriftstück; meist einzelne, unzusammenhängende Sätze mit vielen Abkürzungen, allem Anschein nach Bemerkungen zu einem Aufsatz, der empfahl das Landwehrsystem völlig aufzugeben und zu dem alten vor 1806 üblichen Beurlaubungssystem zurückzukehren. Da dieser Vorschlag vom Prinzen August gemacht worden ist *) (während alle anderen

*) Die pr. Landwehr in ihrer Entwickelung. Nach amtlichen Quellen. p. 33.

Generale das Landwehrsystem beibehalten aber verschiedentlich modificiren wollten), so ist anzunehmen, daß es dessen Vorschlag ist, auf den sich Gneisenau's Bemerkungen beziehen.

Vermuthlich ist die Arbeit aus dem Anfang des Jahres 1820. Vgl. im Uebrigen pag. 179, 279, 374, 398—401, 505, 549.

„Das stehende Heer 1806 war schon sehr weit getrieben und es ist seitdem gesteigert worden und durch die Assimilation der Landwehr mit der stehenden Armee würde dies noch mehr der Fall sein und demnach die neue Armee noch stärker sein als die von 1806.

Die Hälfte der damaligen Soldaten Soldatensöhne — [—?] — nur ½ Jahr — jetzt 3 Jahr — der damalige geringe Bedarf an Kriegsleistung wurde einer duldenden Klasse aufgebürdet — [— — —?] das alte wieder zurückkehren, jetzt ein größerer und edlerer Theil, der seine Last viel lebhafter empfinden würde. Die allgemeine Kriegspflichtigkeit sollte die Last mindern, würde aber solche vermehren. Also entweder die Zahl verringern oder den Dienst dergestalt steigern, daß man umkehren muß. Wir können nicht lauter junge frische pp. Soldaten haben, statt der Ausländer, Tagelöhner, ohne daß dieser Ersatz irgendwo entnommen werde, das Opfer der Natur muß also um so viel größer werden. Was von der intensiven Kraft gesagt ist, gilt auch von der extensiven *).

*) Dieser ganze Absatz ist schwer zu verstehen. Es scheint, daß Gneisenau nicht auf die altgedienten Berufssoldaten in der Armee verzichten will und für die stehende Armee eine lange Dienstzeit wünscht. Clausewitz sagt hierüber, in einem ähnlichen Randbemerkungsartigen Aufsatz der sich unter Gneisenau's Papieren befindet folgendes: „Wenn wir Uebungs-Läger hätten, worin die Truppen jeden Sommer mehrere Monate zubrächten, so würde ich glauben, daß bei der Infanterie eine zweijährige Dienstzeit ebenso weit führte als unsere jetzige dreijährige. Bei der Artillerie und Cavallerie aber halte ich diese für unentbehrlich.

Uebrigens ist es falsch die nöthige Dienstzeit wie eine absolute Zahl anzusehen, die sich auf dem Zimmer ausmitteln ließe. Eben so unrichtig ist es, das

Die Landwehr ist ein bequemeres, sanfteres Mittel zum Zweck; ihre Einrichtungen sind dem bürgerlichen Leben näher. Das Aufgeben der Landwehr und der Uebergang in das alte Beurlaubungssystem nähert uns nicht sowohl den damit verbundenen schlechten ökonomischen Einrichtungen jener Zeit, sondern einer Schwächung und Verschlechterung des Heeres als einer nothwendigen Folge.

Ein schwächeres stehendes Heer besser wie ein anderes, das aus Landwehr und stehendem Heer gemischt ist? Aber um wie viel schwächer müßte das neue Heer sein? im Vergleich mit einem Heer nach dem Landwehr-System?

Stellung zwischen den großen Mächten, beneidet, mit einer großen Rolle belastet, Mühe auf unserem Standpunkt . . . . . also die größte Anstrengung — ein Landwehrsystem hat weniger geschlossene Grenzen — es kann gesteigert werden. — Schon das Dasein gebietet Achtung.

Der mindere Druck der Landwehr thut sich schon durch die mindere Vollkommenheit in der äußeren Darstellung dar. Im stehenden Heer muß Alles schärfer angezogen werden — der Stabsofficier — Unmöglichkeit die Regimenter in ihre Ergänzungsbezirke zu verlegen.

1. Nichtzusammensein der Divisionen — sie sind es schon jetzt nicht genug. Ununterbrochener, mehrjähriger Dienst bei den Fahnen, Zusammendrängen in großen Militär-Stationen, das ist der ideale Punkt . . . . .

---

stehende Heer wie die bloße Schule zu betrachten; es ist im Kriege zugleich der Kern der ganzen Kriegsmacht. Wäre es nur die Schule und sollte der Soldat in ihr nichts als das Exercitium erlernen, so wäre ein Jahr schon zu viel. Der Rekrut soll durch Gewohnheit zum Soldaten gebildet werden und ein alter Soldat ist besser als ein neuer. Der Kern der Kriegsmacht wird also um so fester sein, je länger der Soldat dient und die Kriegsmacht um so fester je größer der Kern ist. Nur wer den Krieg kennt, wird hiervon eine rechte Ueberzeugung haben und ich glaube daher, daß es nur dem Tact kriegserfahrener Männer überlassen werden kann, wie viel man zum Besten liberaler Friedenseinrichtungen das Princip des stehenden Heeres schwächen darf."

2. Jetzt fast überall schon loser [?] durch Verlegung in ihre Bezirke hört das Casernement auf, große Opfer desselben — Unkasernirter Soldat kann nicht leben — fällt dem Bürger zur Last.

3. Es hat ohnedies schon Schwierigkeit gemacht, passende Orte für die Landwehr-Stämme finden, nun würde es vollends unmöglich . . . .

Man wird sagen, daß das Volk das Landwehr-System nicht liebe, sehr dadurch gedrückt sei, aber

1. Man schreibt der Landwehr und den Formen des neuen Militär-Systems zu, was die Wirkung der inneren und äußeren Verstärkung der Militärmacht ist und von der Vertheilung auf die höheren Stände. — Die Klagen werden noch viel stärker werden, wenn man das Beurlaubungssystem einführt und die Dienstpflicht bis an die Grenzen der Landwehrpflichtigkeit ausdehnt.

2. Die Klagenden sind diejenigen die sonst gar keine Militärlast trugen.

3. Man klagt hauptsächlich in den alten Provinzen, populär am Rhein.

4. Hat wohl unsere Landwehr-Einrichtung eine Menge Unvollkommenheiten, die sie drückender machen als nöthig wäre. — Das kann sich heben. — Bald wird die Nation daran gewöhnt sein. — Ohne Landwehr haben wir keine Garantie — 1806. — Sie kann nur mit dem Geist des Volks selbst untergehen und verderben. Ein stehendes Heer hängt sehr viel von der Natur derjenigen Menschen ab, die an der Spitze stehn.

Dieser große Gesichtspunkt ist der Schwerpunkt der ganzen Sache; diesen muß man unterstützen, wenn man ihn nicht untergraben will, sich unbewußt — werden unsere Stabsofficiere hieran denken? sie denken nur, daß ein bezahlter Officier besser ist als ein unbezahlter, daß ein Soldatensohn besser ist, als ein Spießbürger ꝛc. ein [—?] Bataillon besser als ein Landwehr-Bataillon.

Dies räumt man ihnen ein. Es ist allerdings angenehmer, in einer Kriegerkaste zu dienen, wie das Fuhrwerk auf ebener Eisenbahn, statt in der Landwehr auf rauhen schwierigen Wegen. Diese kleinen Vortheile sind keine Säulen, die den Staat tragen.

Bei Aufstand ist allerdings ein bewaffnetes Volk gefährlicher als ein entwaffnetes, aber jenes widersteht der Invasion besser als dieses. Welches aber ist die größere Gefahr? Die Revolution oder die Invasion*)? Preußen kann so etwas wagen, das österreichische Italien nicht. Außerdem ist nur von einem Unterschied die Rede, von einem mehr oder weniger. Denn bei allgemeinem Gährungsstoff kann man auch nicht für ein stehendes Heer haften. In Frankreich haben viele Regimenter gegen den König rebellirt, kein einziges gegen die Rebellion, mit Ausnahme der Schweizer und Garde du Corps; selbst nicht einmal die Pariser Fußgarden. 1792 dienten alle Linientruppen unter Lafayette; dagegen die bewaffneten Tyroler nie . . . . . Würden wir nicht vor einem Gespenst unserer Phantasie fliehen und in einen Abgrund stürzen?

Die aggregirten Officiere werden bezahlt, weil man sie ihrer Anciennetät wegen nicht unterbringen kann und man nicht alles Avancement hemmen will. Dagegen zieht der Staat die Vacanzen. — Also eine Mehrausgabe für das Beurlaubungssystem, worin alle aggregirten Officiere untergebracht sind.

Das Wesen der Landwehr-Officiere liegt noch im Argen, läßt sich aber verbessern.

Ein stehendes Heer, so hoch potenzirt als möglich, daneben eine Landwehr, so ausgedehnt als möglich. — Was ihr an militärischer Vollkommenheit abgeht, muß der Geist der Liebe und Aufopferung ersetzen".

*) Dieses Räsonnement ist dem pag. 400 erwähnten Aufsatz von Clausewitz v. J. 1819 entnommen, wo es eingehend behandelt wird.

Zu vollständiger Orientirung mögen hier die hauptsächlichsten Unterschiede unserer heutigen Kriegsverfassung von der damaligen folgen:

1. Die Capitulanten sind bis auf den Unterofficiers-Ersatz weggefallen; weniger principiell, als weil bei der Besserung der ökonomischen Verhältnisse der Nation sich keine Leute mehr dazu finden. Es kommen dadurch um so viel mehr Rekruten zur Einstellung.

2. Die beiden jüngsten Jahrgänge der damaligen Landwehr werden jetzt bei einer Mobilmachung zur Linie eingezogen. Damals bildeten also fünf Jahrgänge die Linien-Armee, jetzt sieben. Boyen hatte die Zuweisung einer zu starken Reserve zur stehenden Armee ausdrücklich verworfen, um nicht die Mobilmachung zu zeitraubend zu machen und das stehende Heer immer möglichst schlagfertig zu haben. In dieser Beziehung sind die Hülfsmittel des modernen Verkehrs in Anschlag zu bringen. Noch 1830 rechnete man ein Vierteljahr von dem Beschluß der Mobilmachung bis zur Aufstellung der östlichen Corps an der französischen Grenze; 1870 gebrauchte man kaum drei Wochen.

3. Die Landwehr 2. Aufgebots ist aufgehoben und die Wehrpflicht, die früher bis zum 39. Lebensjahr reichte, endigt jetzt mit dem 32.; jedoch mit dem Vorbehalt im Nothfall auch ältere Jahrgänge wieder einziehen zu dürfen. Der Hauptunterschied liegt also darin a) daß die älteren Jahrgänge im Frieden nicht mehr unter Controlle stehen oder üben, b) daß sie keine eigenen Bataillone mehr bilden c) daß sie nicht vom Beginn der Mobilmachung an, sondern erst allmählich herangezogen werden.

4. Eine Hauptschwierigkeit jeder Kriegsverfassung bildet die Verwerthung derjenigen Mannschaften, die wehrfähig sind, aber für deren Ausbildung die Friedensformationen nicht hinreichen. Diese Zahl ist bei einer Armee von nur 1% der Bevölkerung und dreijähriger Dienstzeit, wenn man alle diejenigen (und das sind sehr viele) hinzurechnet, bei denen die Wehrfähigkeit sich nicht auf den

ersten Anblick entscheiden läßt, außerordentlich groß. Unter Boyen und Hake wurden dieselben entweder als Kriegs-Reserve-Rekruten, oder als Landwehr-Rekruten oberflächlich ausgebildet um bei der Mobilmachung zur Linie resp. Landwehr sofort eingezogen zu werden. Das ist augenblicklich (und schon seit 1833) nicht mehr der Fall. Die Landwehr enthält nur vollkommen ausgebildete Leute; die Linie bedarf jener Verstärkung nicht mehr, da sie zwei ganze Jahrgänge mehr als ehedem zur Verfügung hat. Dennoch ist jene alte Einrichtung gerade jetzt in veränderter Gestalt wieder in's Leben gerufen worden. Die irgend wehrfähigen Mannschaften sollen (v. J. 1881 an) einige Wochen exerciert werden, aber nicht um sofort bei den fechtenden Truppen einzutreten, sondern um als Nachschub und Ersatz zu dienen, nach dem sie vom Beginn des Krieges an abermals einige Zeit geübt worden sind. Verloren gehen also nach dieser Einrichtung noch die älteren Jahrgänge dieser nicht zur regelmäßigen Einstellung gelangten Ersatzreserve, da sie nicht zur Landwehr überführt werden. Die Reorganisation von 1859 ließ sie noch ganz und gar verloren gehen. Doch vermehrte dieselbe grade die Rekruten-Einstellung so sehr, daß der übrigbleibenden Wehrfähigen nur Wenige waren.

Im Vergleich zu den Boyen'schen Einrichtungen ist in Betracht zu ziehen, daß das Verhältniß der Bevölkerung Preußens zu den benachbarten Großmächten sich sehr zu Gunsten Preußens verschoben hat. 1816 hatte Preußen nur $^1/_3$ der Bewohner Oesterreichs und Frankreichs (10 Mill. gegen 27 resp. 30) und mußte daher viel mehr darauf sehen, alle Waffenfähigen heranzuziehen, selbst wenn es nicht im Stande war, ihnen eine militärische Ausbildung zu geben, als 1859, wo es die Hälfte hatte (18 Mill. gegen 36).

Der Kronprinz (Friedrich Wilhelm IV.) an Clauſewitz.

Sansſouci, 9. September 1831.

Ich bin Ihnen für 2 Briefe Dank ſchuldig, mein theurer Clauſewitz, einen Dank unter 1000 Schmerzensthränen, aber doch herzlichen Dank, beſonders für den 2. Es iſt mir ein wohlthätiges Gefühl geweſen, daß Scharnhorſts und Gneiſenaus Freund wegen der Hinterbliebenen jener großen Männer ſich an mich wendet und durch einen fehlgeſchlagenen Verſuch ſich nicht abhalten läßt.

Sie werden ſchon wiſſen, beſter Clauſewitz, daß ich die entſetzliche Nachricht von des Feldmarſchalls Tode, zu Buchwald erfuhr, wohin wir auf unſerer Rückreiſe von Fürſtenſtein gekommen waren, um vor einer trüben, ſchweren Zeit im Kreiſe Theurer und Verehrter und im Paradyſiſchen Thale noch einmal recht tief Athem zu holen. Wie bitter der Wunſch getäuſcht wurde, brauch' ich nicht zu ſagen!

Tags darauf erlaubte die Feldmarſchallin uns Sie bey der Durchreiſe zu beſuchen, da konnte ich zuerſt mich ausweinen und ich hoffe für beide Theile war der Beſuch ein ſolcher der keine Urſache bereut zu werden giebt, wie's nur zu oft mit Condolenz-Viſiten der Fall iſt.

Ihre beiden Briefe fand ich erſt in Berlin, wo wir faſt zugleich mit der Peſt einzogen!!! Ich hörte bald, daß der Wittwe und Kinder des Feldmarſchalls nicht vergeſſen werde beym König, auch zweifelte ich daran nicht einen Augenblick. Aber ich werde jetzt Alles in Bewegung ſetzen, daß etwas Beſſeres, was gewiß Ihren Wünſchen mehr entſpricht, als eine bloße Penſion, gethan werde. Der Seelige hat, ich glaube mehr als 12 Jahren auf das Gouvernements Gehalt verzichtet (15000 Thlr. jährlich) und das Feldmarſchallsgehalt (12000 Thlr.) nie bezogen! Etwas wirklich Unbegreifliches!!! — Bei Lebzeiten arbeitete ich ſchon vergebens daran, daß ihm das letztere, ſei es auch nur als Dank

für Aufgeben des Erſteren zu Theil werde. — Man kann ſagen, der Staat iſt ihm bey ſeinem Tode über 200000 Thlr. ſchuldig geblieben. Nun wünſche ich, daß davon vielleicht nur $\frac{1}{8}$ oder $\frac{1}{6}$ (wenn man nicht mehr geben will) angewendet werde um der Familie ſeine Güter zu erhalten. Behalten wir Frieden, erleben wir noch ruhige Zeiten, ſo wird es ihm an einer Bildſäule nicht fehlen. Aber jeder Thaler, den man dafür ausgeben wird, wird mir wie Sündengeld erſcheinen, wenn nicht zuvor etwas Ordentliches für ſein Geſchlecht geſchehe, als Abtragung doppelter Schuld; der des Dankes und der des Nichtbezahlens!!

Nun leben Sie wohl theurer Freund. Gebe Gott uns ein frohes Wiederſehen. Die drückende Gegenwart macht mich ernſt, aber die Hoffnung iſt wach und harret auf den Seegen von oben um ihre Flügel freudig zu entfalten. Daß ich ſo ſpät ſchreibe, daran iſt Schuld der ſpäte Empfang Ihrer Briefe, die Poſt, unſer Herüberziehen und meine Reiſe nach Stettin.

Nun leben Sie wohl, theurer Freund. Mit treuſter Freundſchaft

Friedrich Wilhelm Kpr.

Die wichtigeren Perſonalien, Daten u. ſ. w. aus Gneiſenau's Leben.

Geboren zu Schilda	27.(28.) October 1760
Immatriculirt in Erfurt	1. October 1777
In öſtreichiſchen Dienſten	1779
In anſpachiſchen Dienſten	1780
Unterlieutenant	3. März 1782
In Amerika	1782—83
Premierlieutnant in preuß. Dienſten	1. Januar 1786
Stabscapitain	25. Juni 1790
Feldzug in Polen	1794—95
Capitain	17. November 1795
Verheirathung mit Caroline v. Kottwitz	19. October 1796
Ein Sohn, Auguſt, geboren	24. Mai 1798
Agnes geboren	24. April 1800
Ottilie	16. October 1802
Hugo	10. Auguſt 1804
Hedwig	3. December 1805
Treffen bei Saalfeld	10. October 1806
Schlacht bei Jena	14. October
Emilie geboren	6. December
Major	17. December
Commandant von Colberg	11. April 1807
Ankunft in Colberg	29. April
Oberſtlieutenant	28. Juni
Verkündigung des Waffenſtillſtandes in Colberg	2. Juli
Berufung in die Reorganiſations-Commiſſion	25. Juli
Orden pour le mérite	17. Auguſt
Berufung in die militairiſche Unterſuchungs-Commiſſion	29. Januar 1808
Inſpecteur der Feſtungen	24. Mai

Chef des Ingenieur-Corps	1. September 1808
Oberst	10. Mai 1809
Abschied für die Dauer des Friedens	1. Juli
Reise nach England, Schweden und Rußland	1809—1810
Rückkehr nach Kauffung	Juli 1810
Bruno geb.	3. Mai 1811
Anstellung als Staatsrath	Juli
Entlassung	9. März 1812
Reise über Rußland und Schweden nach England	
Rückkehr nach Deutschland, Landung in Colberg	25. Februar 1813
Wiederaufnahme in die Preußische Armee und Anstellung als Generalmajor	16. März
Vorläufige Dienstleistung bei Blücher.	
Schlacht bei Groß-Görschen	2. Mai
Eisernes Kreuz zweiter Klasse.	
Russischer Annen-Orden erster Klasse.	
Schlacht bei Bautzen	21. Mai
Militair-Gouvernement in Schlesien	8. Juni
General-Quartiermeister der Armee	21. Juli
Schlacht an der Katzbach	26. August
Eisernes Kreuz erster Klasse	31. August
Russ. Georgs-Orden dritter Klasse.	
Treffen bei Wartenburg	3. October
Schlacht bei Leipzig	16.-19. October
Commandeurkreuz d. militär. Maria-Theresia Orden	25. October
Generallieutnant	8. December
Gefecht bei Brienne	29. Januar 1814
Schlacht von La Rothière	1. Februar
Gefecht von Vauchamps-Etoges	14. Februar
Schlacht bei Laon	9. u. 10. März
Gefecht bei La Fère-Champenoise	25. März
Treffen bei Paris	30. März
Militär-Verdienst-Orden m. Eichenlaub	31. März
Rother Adler-Orden erster Klasse mit Eichenlaub	30. Mai
Erhebung in den Grafenstand	3. Juni
Schlacht bei Ligny	16. Juni 1815
Schlacht bei Belle-Alliance	18. Juni
Schwarzer Adler-Orden	28. Juni
Capitulation von Paris	3. Juli
General der Infanterie	11. Juli
Niederländischer Wilhelmsorden.	
General-Commando am Niederrhein	3. October
Unbestimmter Urlaub	20. April 1816
Entbindung v. General-Commando	20. Mai
Mitglied des Staatsraths	1817

Inhaber d. 9. Infanterie-Regiments (Colberg)	18. Juni	1818
Verheirathung der Comteſſe Agnes mit Wilh. v. Scharnhorſt	12. Auguſt	1818
Gouverneur von Berlin	9. September	
Alexander-Rewsky-Orden (für Leipzig)	24. September	
Präſes d. Ob. Milit. Examinations-Commiſſ.	24. April	1819
Tod der Frau v. Scharnhorſt	5. Juli	1822
General-Feldmarſchall	18. Juni	1825
Groß-Kreuz d. Hannöverſchen Guelphen-Ordens		1827
Verheirathung der Comteſſe Hedwig mit dem Grafen Brühl	19. Juni	1828
Ober-Commando in Poſen	6. März	1831
Tod	23. Auguſt	

Außer den oben aufgeführten war Gneiſenau noch Ritter des Ruſſiſchen Andreas-Ordens und des Wladimir-Ordens zweiter Klaſſe; des öſterreichiſchen Leopold-Ordens Commandeur und des bayriſchen Militär-Max-Joſeph-Ordens, Großkreuz.

An Original-Abbildungen Gneiſenau's giebt es folgende:

1) Ein Oelgemälde a. d. Anfang des Jahrhunderts, Capitäns-Uniform. Im Beſitz der Gräfin Ottilie zu Potsdam.

2) Das Bild, welches Gneiſenau i. J. 1807 Rettelbeck ſchenkte und dieſer der Commandantur in Colberg vermachte.

3) Ein Bild von Kinçon 1815 in Paris gemalt, Bruſtbild in Generalsuniform. In dem Stein'ſchen Thurm bei Naſſau.

4) Ein von Kügelchen begonnenes und nach deſſen Tode von Krüger vollendetes Porträt, Kniefück in Generalsuniform mit umgeſchlagenem Mantel. Dies Bild gilt der Familie für das gelungenſte; es iſt im Beſitz der dritten Tochter, Gräfin Hedwig Brühl in Potsdam.

5) Ein Bild zu Pferde mit Suite, von Krüger; in Sommerſchenburg.

6) Ein Medaillon in Wachs boſſirt von Porch 1815; in Eiſen vervielfältigt. „Dies Gleichniß abgedrückt in heilig Eiſen" ꝛc. Es gilt für ſehr ähnlich.

7) Eine Büſte von Tieck.

Briefverzeichniß.

Seite

Gneiſenau

an Auguſt, Prinz von Preußen

28. October 1821 463

An Blücher

2. November 1816 157

An Boyen

20. December 1815 58

28. März 1816 99

5. Mai 1816 109

21. Mai 1816 114

30. Mai 1816 116

5. Auguſt 1816 131

16. Juli 1819 374

12. November 1819 383

25. November 1819 390

16. December 1819 399

An Clauſewitz

5. Auguſt 1816 129

8. Auguſt 1816 133

30. Auguſt 1816 142

19. September 1816 146

5. Februar 1817 182

6. April 1817 199

7. April 1817 202

13. Mai 1817 217

5. Juli 1817 226

6. Juli 1817 227

29. September 1817 239

23. December 1817 276

3. Januar 1818 282

Seite

An Clauſewitz

9. Januar 1818 283

23. Februar 1818 292

29. März 1818 299

7. Mai 1818 312

21. Mai 1818 314

25. Mai 1818 316

27. Juni 1818 325

20. Auguſt 1818 332

19. September 1818 339

23. September 1818 340

8. November 1818 352

12. Mai 1819 370

28. Juni 1819 373

31. December 1819 402

10. Januar 1820 412

1. Februar 1820 421

9. September 1820 440

2. November 445

22. November 1820 452

27. December 1820 454

21. Auguſt 1821 462

5. Juli 1822 467

12. Juli 1822 474

1. November 1822 478

21. December 1822 485

15. Juli 1823 487

25. October 1823 489

18. September 1824 505

8. October 1824 508

	Seite
An Clauſewitz	
2. November 1824	510
12. Januar 1825	512
1. November 1825	519
16. December 1825	520
11. Juli 1826	524
18. Juli 1826	525
29. Auguſt 1826	527
30. September 1826	528
1. November 1826	531
9. December 1826	533
15. Juni 1827	537
22. October 1827	545
16. September 1828	551
26. September 1828	552
11. October 1828	553
21. October 1828	555
16. Januar 1829	557
22. Juli 1829	563
30. October 1829	570
25. December 1829	579
24. März 1830	582
27. April 1830	582
3. Juni 1830	585
15. Juni 1830	588
9. Juli 1830	591
18. Auguſt 1830	602
30. October 1830	611
5. November 1830	615
12. November 1830	617
13. November 1830	617
17. November 1830	621
22. November 1830	623
23. November 1830	625
3. December 1830	627
7. December 1830	689
An Frau von Clauſewitz	
15. Auguſt 1816	138
21. September 1816	149
27. November 1816	164
14. März 1817	193
12. October 1818	344
2. November 1820	449
8. Juli 1822	470

	Seite
An Frau von Clauſewitz	
31. Auguſt 1822	474
1. November 1822	477
7. December 1822	482
1. November 1823	490
2. November 1824	511
12. Juni 1825	515
1. October 1827	537
16. October 1827	545
29. Juli 1829	564
7. December 1830	644
3. Juli 1831	677
An Eichhorn	
6. October 1818	343
An Förſter	
3. Januar 1829	556
An Fouqué	
11. Juni 1819	372
An Friccius	
11. Februar 1830	580
An Gibſone	
28. December 1815	61
12. Auguſt 1816	134
14. April 1817	212
6. Juni 1817	222
19. December 1817	273
23. Januar 1818	284
April 1818	310
1. Juli 1818	327
2. December 1819	391
14. Januar 1820	406
22. Januar 1820	414
25. Februar 1820	427
9. Mai 1820	435
19. December 1821	464
31. December 1823	492
6. Juni 1824	499
23. Januar 1826	523
24. Februar 1827	534
27. April 1827	536
12. Januar 1828	547
20. Januar 1828	548
1. Juli 1828	550
9. Mai 1829	558

Seite

An Gibſone
3. Juli 1829 561
20. Auguſt 1829 565
12. März 1830 581
Ohne Datum 605
5. Januar 1831 646
6. Februar 1831 647
29. März 1831 660
24. April 1831 668
25. Mai 1831 675
10. Auguſt 1831 679
An Gräfin Gneiſenau
2. März 1816 81
21. März 1816 83
10. April 1817 208
31. Mai 1817 221
9. September 1818 338
12. Juni 1821 459
7. Juli 1825 516
11. Juli 1825 518
25. Juli 1825 518
24. December 1825 521
12. Januar 1826 522
9. Auguſt 1830 594
14. Auguſt 1830 597
16. April 1831 662
22. April 1831 667
27. April 1831 669
17. Mai 1831 674
An Agnes Gneiſenau (Frau v. Scharnhorſt)
11. April 1817 210
29. September 1818 341
18. Februar 1820 423
An Emilie Gneiſenau
16. Mai 1817 220
5. April 1823 486
14. April 1831 661
13. Auguſt 1831 682
An Gröben
23. Februar 1818 289
27. Juni 1818 326
19. October 1818 346
18. December 1818 363

Seite

An Gröben
18. November 1819 388
4. December 1819 395
11. December 1819 397
1. Januar 1820 402
15. Januar 1820 411
22. Januar 1820 413
25. Januar 1820 419
5. Februar 1820 422
25. Februar 1820 426
8. März 1820 428
16. Juni 1822 466
2. Januar 1824 495
10. Januar 1824 496
10. November 1829 575
18. April 1831 664
An Gruner
22. October 1817 261
6. März 1819 365
5. April 1819 368
20. Mai 1819 372
An Hardenberg
24. December 1815 59
1. Januar 1816 65
6. Januar 1816 68
3. Februar 1816 75
5. Februar 1816 76
26. März 1816 93
21. April 1816 106
27. November 1816 169
1. März 1817 188
11. März 1817 190
12. Mai 1817 217
18. October 1817 258
25. November 1817 267
5. Februar 1818 287
28. Februar 1818 294
14. Juni 1818 323
16. Mai 1819 370
3. November 1819 381
— December 1819 401
2. Januar 1820 405
15. Januar 1820 409
22. Januar 1820 417

Seite

An Hardenberg
27. Januar 1820 420
7. Januar 1821 455
[Ohne Datum] 456
29. Mai 1821 459
28. Juni 1822 466
2. Juli 1822 467
An Frau von Helvig (Imhoff)
7. Juli 1822 472
3. October 1826 529
An Hofmann
5. Februar 1830 579
An den König
Ohne Datum 1815. 67
Ohne Datum 1816. 103
An Krauseneck
19. Mai 1831 674
An Müffling
25. März 1816 86
25. August 1818 335
An Nicolovius
16. August 1830 598
An Niebuhr
15. October 1817 253
An Nostitz
6. Januar 1817 181
12. August 1817 230
17. Juli 1818 328
8. September 1818 337
An Ompteda
3. März 1817 188
An Prz. Luise, Fürstin Radziwill
13. December 1816 171
14. December 1817 270
23. Februar 1818 293
5. März 1818 296
16. März 1818 297
9. April 1818 301
13. Mai 1818 313
20. Juni 1818 324
22. October 1819 379
20. November 1819 384
An Raumer
30. November 1818 362

Seite

An Raumer
30. September 1826 528
An Gräfin Reden
9. April 1817 206
11. April 1818 306
19. Januar 1825 513
An Röder
12. März 1831 659
An Wilhelm von Scharnhorst
16. August 1831 682
An Gerhard und August von Scharnhorst
16. Juli 1831 678
An Agnes von Scharnhorst
21. August 1831 684
An Schleiermacher
20. Januar 1816 73
An Schmidt
15. Januar 1816 71
29. Juli 1818 329
21. April 1818 549
An Schrader
22. Februar 1827 533
17. August 1830 600
An Stein
12. Juni 1818 318
1. Juni 1829 558
19. November 1829. 577
25. März 1830 583
11. Mai 1831 670
An Steinmetz
10. October 1829 568
An Stosch
15. Juli 1816 123
An Zieten
21. Juni 1817 225
An ?
21. März 1820 430
Tagesbefehl vom 11. Juli 1816 119

Seite

Allerhöchste Cabinetsordres
20. April 1816 109
20. Mai 1816 115
13. Juli 1817 230
9. August 1817 231
18. Juni 1818 325
5. März 1819 365
24. April 1819 369
5. Februar 1820 421
1. März 1821 458
18. Juni 1825 516
13. Juni 1828 550
Benzenberg an Gneisenau
16. April 1816 105
4. Mai 1816 111
3. Juli 1816 123
8. November 1816 158
17. November 1816 160
4. December 1816 173
25. December 1816 175
4. Januar 1817 182
5. Februar 1817 186
24. Februar 1817 187
11. März 1817 194
20. März 1817 196
12. September 1817 238
30. Januar 1818 285
12. April 1818 303
16. November 1818 358
10. December 1818 362
10. Mai 1819 369
1. Januar 1820 415
5. Mai 1820 431
4. Juli 1820 436
5. August 1820 437
3. Januar 1823 486
Blücher an Gneisenau
1. Juli 1817 229
Undatirt 230
10. Juli 1818 327
Boyen an Gneisenau
4. December 1815 57
14. Januar 1816 72
31. Januar 1816 74

Seite

Boyen an Gneisenau
3. März [1816] 98
9. Juni [1816] 118
29. August 1818 336
16. November 1818 358
23. März 1819 368
26. Mai 1819 372
21. Juli 1819 376
16. December 1819 398
Canitz an Gneisenau
10. Juni 1831 678
Clausewitz an Gneisenau
13. Mai 1816 111
29. Mai 1816 115
30. Juli 1816 128
9. August 1816 135
17. August 1816 141
12. October 1816 151
29. October 1816 156
14. November 1816 162
27. December 1816 178
4. März 1817 192
18. März 1817 197
28. April 1817 213
— Mai 1817 221
26. August 1817 235
26. September 1817 246
28. October 1817 265
12. November 1817 265
11. December 1817 271
14. December 1817 275
3. Februar 1818 289
15. März 1818 298
29. Juli 1818 330
1. October 1818 342
25. October 1818 349
30. October 1818 352
7. November 1818 357
16. November 1818 361
14. Mai 1819 371
18. August 1819 376
[Ohne Datum] 377
17. December 1819 400
18. December 1819 400

	Seite
Clauſewitz an Gneiſenau	
14. Januar 1820	408
15. Januar 1820	411
31. Januar 1820	421
21. Auguſt 1820	438
16. September 1820	442
23. October 1820	443
11. November 1820	451
20. December 1820	454
20. Juni 1821	460
18. Juli 1821	461
2. Auguſt 1821	461
5. October 1822	475
26. November 1822	480
7. December 1822	484
14. December 1822	485
21. Juni 1823	487
26. Juli 1823	489
[ohne Jahr]	501
19. Auguſt 1824	502
9. September 1824	503
1. October 1824	506
25. October 1824	510
21. Juni 1825	516
21. September 1826	527
5. December 1826	532
21. September 1826	527
5. December 1826	532
6. October 1827	542
20. Auguſt 1829	567
24. October 1829	569
21. November 1829	573
31. Juli 1830	593
20. Auguſt 1830	606
21. October 1830	608
13. November 1830	618
16. November 1830	620
3. December 1830	626
8. December 1830	645
28. Februar 1831	647
Frau v. Clauſewitz an Gneiſenau	
23. Juli 1816	126
29. Juli 1616	137
26. Auguſt 1816	143
Frau von Clauſewitz an Gneiſenau	
30. Auguſt 1816	144
28. October 1816	154
September 1819	378
26. October 1822	476
29. November 1822	480
6. October 1827	540
Graf Geßler an Gneiſenau	
Ohne Datum [1822]	484
Gibſone an Gneiſenau	
5. December 1821	463
22. Februar 1822	465
13. Januar 1824	497
27. Februar 1827	534
Gröben an Gneiſenau	
25. Auguſt 1817	231
24. November 1819	394
8. December 1819	396
8. Januar 1820	405
19. Januar 1820	413
Hardenberg an Gneiſenau	
15. März 1816	90
6. April 1816	104
8. Juni 1816	118
8. März 1817	189
11. November 1817	267
22. December 1819	401
15. Januar 1820	410
— Januar 1821	455
17. October 1821	462
Frau von Helvig an Gneiſenau	
15. März 1819	367
Müffling an Gneiſenau	
15. Februar 1816	84
9. April 1816	97
Münſter an Gneiſenau	
10. Juni 1817	224
Niebuhr an Gneiſenau	
18. December 1815	62
13. Januar 1816	69
2. Februar 1816	77
24. Februar 1816	79
28. Mai 1817	249

Seite

Fürstin Radziwill an Gneisenau
26. Mai 1816 117
31. Juli 1816 128
1. Juni 1818 316
28. October 1819 383
Stein an Gneisenau
27. Februar 1819 322

Seite

Clausewitz an seine Frau
16. April 1831 663
Gräfin Gneisenau an August von Scharnhorst
13. August 1831 681
Gräfin Gneisenau an Wilhelm von Scharnhorst
17. September 1816 148
Hardenberg an Benzenberg
25. März 1820 434

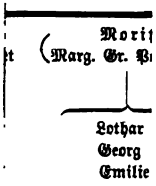
Verbesserungen und Nachträge.

S. 23 Z. 9 v. o. lies die statt den.
S. 26 Z. 1 v. o. lies seine formelle statt seiner formellen.
S. 30 Z. 13 v. o. lies dieselben statt dieselbe.
S. 56 Z. 12 v. u. lies dem statt den.
S. 73 Z. 5 v. u. lies nicht weiter sich bekümmern statt nicht weilen sich zu bekümmern.

Der Brief Gneisenau's an Schleiermacher vom 20. Januar 1816 ist gedruckt (nicht ganz correct) in „Aus Schleiermachers Leben" Bd. IV, p. 211.

Der Seite 251 erwähnte Aufsatz Niebuhrs ist seitdem erschienen in der „Deutschen Revue". Herausgegeben von Rich. Fleischer. Fünfter Jahrgang, Heft 3, December 1880, S. 366.

ſenau 1760
32



This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.

A fine is incurred by retaining it beyond the specified time.

Please return promptly.

Widener Library
3 2044 098 652 407